

Das Buch

Seit er seine Ehefrau von einem Turm gestoßen hat, treibt Junior Cain die Lust am Töten. Nichts kann ihm größere Befriedigung schenken, es ist ein Gefühl, dass er immer wieder haben will. Doch er spürt, dass ihn jemand verfolgt. Er hat nur einen Anhaltspunkt: Im Traum hat er mehrmals den Namen Bartholomew gehört. Ist es sein Sohn, das Kind einer Frau, die er einst brutal vergewaltigt hat? Getrieben von der Lust am Töten und gejagt von seinem geheimnisvollen Verfolger macht sich Junior auf die Suche nach Bartholomew, einem hoch intelligenten Wunderkind mit einer übersinnlichen Begabung.

»Koontz kann einem wirklich das Fürchten lehren!«

The New York Post

Der Autor

Dean Koontz kam 1945 in Everett, Pennsylvania zur Welt. Schon mit acht Jahren schrieb er Kurzgeschichten und verkaufte sie an Verwandte, um sein Taschengeld aufzubessern. Nach einer Berufstätigkeit als Englischlehrer wurde er 1969 freier Schriftsteller. 1981 schaffte er es mit dem Buch »Flüstern in der Nacht« zum ersten Mal in die Bestseller liste der New York Times. Heute lebt er mit seiner Frau im kalifornischen Orange County. Seine zahlreichen Romane - Thriller und Horrorromane - wurden internationale Bestseller und in über 30 Sprachen übersetzt. Die meisten seiner Romane sind im Wilhelm Heyne Verlag erschienen.

dean koontz

DER GEBLENDETE

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Waltraud Götting

wilhelm heyne verlag

münchen

HEYNE ALLGEMEINE REIHE

Band-Nr. 01/13789 ' '

Die Originalausgabe
FROM THE CORNER OF HIS EYE
erschien bei Bantam Books, New York

Umwelthimveis:

Dieses Buch wurde auf chlor-
und säurefreiem Papier gedruckt.

4. Auflage

Taschenbucherstausgabe 04/2003
Copyright © 2000 by Dean Koontz
Copyright © dieser Ausgabe 2003
by Ullstein Heyne List GmbH 6c Co. KG, München
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH 8t Co. KG, München
Der Wilhelm Heyne Verlag ist ein Verlag der
Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG
Printed in Germany 2003
Umschlagillustration: photonica/Mark Russel-Hill
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung des Originalumschlags von
Eisele Grafik-Design, München
Gesetzt aus der Sabon bei
Franzis print 8t media GmbH, München
Druck und Bindung: Eisnerdruck, Berlin
<http://www.heyne.de>

ISBN 3-453-86995-8

*Für Gerda. Von den vielen tausend Tagen meines Lebens
war der wichtigste - und wird dies immer sein - der Tag,
an dem wir uns kennen gelernt haben.*

Während ich dieses Buch schrieb, habe ich immer die wunderbare Musik des verstorbenen Israel Kamakawiwo'ole gehört. Ich hoffe, dass die Leser in meiner Geschichte ebenso viel Freude und Trost finden, wie ich sie aus der Stimme, dem Geist und dem Herzen von Israel Kamakawiwo'ole geschöpft habe.

Als ich dieses Buch fast vollendet hatte, besuchte mich Carol Bowers unter der Schirmherrschaft der Dream Foundation für einen Tag mit ihrer Familie. Carol, wenn du dieses Buch gelesen hast, wirst du verstehen, warum mich dein Besuch zu genau diesem Zeitpunkt in dem Glauben an die unheimliche Verbindung aller Dinge und an die elementare und geheimnisvolle Bedeutung unseres Lebens bestärkt hat.

Der kleinste Akt der Menschenliebe schwingt über große Entfernungen und Zeitspannen hinweg und wirkt sich auf das Leben von Menschen aus, die dem großherzigen Auslöser dieses positiven Echos nicht einmal bekannt sind, denn Güte setzt sich fort und wächst, indem sie dies tut, bis Jahre später und an einem ganz anderen Ort aus einer einfachen Geste der Rücksichtnahme eine selbstlose und heroische Tat wird. Genauso verhält es sich mit jeder kleinen Niedertracht, jedem Ausdruck des Hasses, jeder aus Bosheit begangenen Tat.

- *Dieser bedeutungsvolle Tag*, H. R. White

Kein Mensch versteht die Quantentheorie.

- Richard Feynman

01. Kapitel

Bartholomew Lampion erblindete im Alter von drei Jahren. Die Ärzte entfernten ihm wegen einer aggressiven Krebserkrankung die Augen, um ihm das Leben zu retten. Obwohl er von nun an keine Augen mehr hatte, erlangte Bar-ty mit dreizehn Jahren seine Sehkraft wieder.

Dieses plötzliche Auftauchen aus einem Jahrzehnt der Finsternis in den strahlenden Glanz des Lichts verdankte er nicht der Kraft eines Wunderheilers. Die Wiederherstellung seiner Sehkraft war ebenso wenig von himmlischen Posaunenklängen begleitet wie seine Geburt.

Eine Achterbahn spielte bei seiner Genesung eine Rolle und außerdem eine Möwe. Und auch Bartys sehnlichen Wunsch, dass seine Mutter vor ihrem zweiten Tod stolz auf ihn sein sollte, darf man in seiner Bedeutung nicht unterschätzen.

Sie starb zum ersten Mal an dem Tag, an dem Barty geboren wurde. Am 6. Januar 1965.

Die meisten Bewohner von Bright Beach, Kalifornien, hatten für Bartys Mutter, Agnes Lampion - auch Kuchenfee genannt -, nur freundliche Worte. Sie lebte für ihre Mitmenschen, hatte immer ein offenes Herz für deren Ängste und Wünsche. In unserer materialistischen Welt erzeugte ihr selbstloses Wesen Misstrauen bei jenen, deren Blut nicht weniger Zynismus als Eisen enthielt. Aber selbst diese verhärteten Seelen mussten zugeben, dass die Kuchenfee zahllose Bewunderer, aber keine Feinde hatte.

11

Der Mann, der die Welt der Familie Lampion in der Nacht, als Barty geboren wurde, aus den Angeln hob, war nicht ihr Feind. Er war ein Fremder, aber die Wege ihres jeweiligen Schicksals kreuzten sich und bildeten ein gemeinsames Kettenglied.

02. Kapitel

A m 6. Januar 1965, kurz nach acht Uhr, während Agnes /V gerade damit beschäftigt war, sechs Heidelbeerkekse zu backen, setzten bei ihr die Wehen ein. Diesmal war es kein falscher Alarm, sie spürte nämlich nicht nur ein Ziehen im Unterbauch und in der Leistengegend, sondern auch einen Schmerz, der vom Rücken her in den gesamten Bauchraum ausstrahlte. Wenn sie herumlief, war das Ziehen schlimmer, als wenn sie still stand oder saß: ein weiteres Zeichen dafür, dass es ernst wurde.

Es war kein unerträglicher Schmerz. Die Kontraktionen kamen in regelmäßigen, aber weit auseinander liegenden Abständen. Sie weigerte sich also, ins Krankenhaus zu fahren, bevor die für diesen Tag geplanten Arbeiten erledigt waren.

Bei einer Erstgebärenden dauert die Eröffnungsperiode der Wehen durchschnittlich zwölf Stunden. Da Agnes sich in jeder Hinsicht für durchschnittlich hielt, gewöhnlich bis hin zu dem grauen Trainingsanzug mit elastischem Taillenbund, den sie in ihrer babybedingten Unförmigkeit aus Gründen der Bequemlichkeit trug, rechnete sie nicht damit, dass die Austreibungsperiode vor zehn Uhr abends einsetzen würde.

Joe, ihr Mann, hätte sie am liebsten schon lange vor der Mittagszeit ins Krankenhaus gebracht. Nachdem er den Klinikofficer für seine Frau gepackt und im Wagen verstaut hatte, sagte er alle seine Termine ab und drückte sich in ihrer Nähe herum, allerdings immer darauf bedacht, sich nicht im gleichen Zimmer aufzuhalten wie sie, damit sie ihn nicht, entnervt von seiner erdrückenden Fürsorge, ganz und gar aus dem Haus scheuchte.

Jedes Mal, wenn er hörte, wie Agnes leise aufstöhnte oder vor Schmerz zischend die Luft durch die Zähne einsog, versuchte er die Abstände der Kontraktionen zu messen. Er hatte im Laufe des Tages so oft auf seine Armbanduhr geschaut, dass er bei einem zufälligen Blick in den Flurspiegel den Schatten eines Sekundenzeigers zu sehen glaubte, der sich unentwegt in seinen Augen drehte.

Auch wenn man es ihm nicht unbedingt ansah, war Joe eine Kämpfernatur. Mit seinem großen, kräftigen Körperbau hätte man

ihm ohne weiteres die Rolle des Samson abgenommen, der die Säulen umriss und das Dach über den Philistern zum Einsturz brachte. Aber er besaß ein sanftmütiges Wesen und nichts von der Arroganz und der Hauruck-Mentalität, die vielen Männern seiner Statur eigen ist. Obwohl er ein zufriedener und fröhlicher Mensch war, glaubte er, so über alle Maßen mit Glück, guten Freunden und einer wunderbaren Familie gesegnet zu sein, dass ihm das Schicksal eines Tages die Rechnung für seine überreichen Gaben präsentieren werde.

Er besaß keine Reichtümer, hatte aber ein gediegenes Auskommen, und die Vorstellung, alles gesparte Geld eines Tages vielleicht zu verlieren, schreckte ihn nicht, weil er wusste, dass er mit harter Arbeit und Fleiß immer seinen Lebensunterhalt verdienen konnte. Was ihn in unruhigen Nächten allerdings manchmal wach hielt, war die unausgesprochene Angst, die Menschen zu verlieren, die er liebte. Das Leben war für ihn wie das erste Eis auf einem winterlichen Teich: dünner, als es dem Betrachter erscheint, von verborgenen Rissen durchzogen und darunter nichts als kalte Dunkelheit.

Abgesehen davon, war Agnes - gleichgültig, was sie selbst von sich halten mochte - für Joe Lampion alles andere als durchschnittlich. Sie war großartig, unvergleichlich. Er stellte sie nur deshalb nicht auf einen Sockel, weil ein bloßer Sockel nicht ausgereicht hätte, sie so zu erheben, wie sie es verdiente.

Sollte er sie je verlieren, würde das auch sein Ende sein.

Den ganzen Vormittag über verfolgten Joe Lampion düstere Fantasien von sämtlichen medizinischen Komplikationen, die bei einer Geburt eintreten konnten. Schon vor Monaten hatte er mehr als genug zu diesem Thema aus einem dicken Nachschlagewerk erfahren, bei dessen Lektüre ihm eine Gänsehaut nach der anderen über den Rücken gelaufen war, wie er es beim spannendsten und unheimlichsten Thriller noch nicht erlebt hatte.

Außerstande, die anschaulichen Lehrbuchbeschreibungen vor- und nachgeburtlicher Blutungen und eklamptischer Krämpfe aus seinem Kopf zu vertreiben, stürmte er kurz vor eins durch die Schwingtür in die Küche und verkündete: »Also gut, Agnes, lange genug gewartet. Wir fahren jetzt.«

Sie saß am Frühstückstisch und schrieb Grüße auf die Geschenkkarten, die den sechs am Morgen gebackenen Hei-

delbeerkuchen beigelegt werden sollten. »Mir geht es gut, Joey.« Agnes war die Einzige, die ihn verniedlichend Joey nannte. Immerhin war er einen Meter neunzig groß, wog über hundert Kilo, und sein zerklüftetes Gesicht sah aus wie ein Steinbruch, so lange Furcht erregend, bis man seine leise, melodische Stimme hörte oder ihm in die freundlichen Augen blickte.

»Wir fahren jetzt sofort ins Krankenhaus«, sagte er beharrlich und baute sich vor ihr am Tisch auf.

»Nein, Liebling, noch nicht.«

Obwohl Agnes nur einen Meter sechzig groß und, wenn man das Gewicht ihres ungeborenen Kindes abzog, nicht einmal halb so schwer war wie Joey, hätte er sie auch dann nicht gegen ihren Willen vom Stuhl heben können, wenn er eine Motorwinde sowie die Entschlossenheit mitgebracht hätte, davon Gebrauch zu machen. In Auseinandersetzungen mit Agnes war Joey stets der geschorene Samson, niemals Sam-son mit dem wilden Haarschopf.

Mit einem finsternen Blick, der eine Klapperschlange bewegt hätte, sich schlaff hingegossen wie ein Regenwurm in ihr Schicksal zu ergeben, sagte Joey: »Bitte?«

»Ich muss die Begleitkarten noch schreiben, damit Edom morgen früh die Kuchen für mich ausliefern kann.«

»Mir macht im Augenblick nur eine Lieferung Sorgen.«

»Und ich Sorge mich eben um deren sieben. Sechs Kuchen und ein Baby.«

»Du und deine Kuchen«, sagte er entnervt.

»Du und deine Sorgen«, gab sie zurück und schenkte ihm ein Lächeln, bei dem ihm das Herz dahinschmolz wie Butter in der Sonne.

Er seufzte. »Also gut, die Karten noch, aber dann fahren wir.«

»Die Karten. Danach kommt erst noch Maria zum Englischunterricht. Und *dann* fahren wir.«

»Du bist nicht in der Verfassung, Englischunterricht zu geben.«

Während ihrer Unterhaltung hatte sie ohne Unterbrechung weiter geschrieben, und er sah zu, wie die schön geformten Buchstaben aus der Spitze ihres Kugelschreibers flössen, als wäre sie nur das Medium, durch das sich die Worte aus einer höheren Quelle mitteilten.

Schließlich beugte er sich über den Tisch, und als sie zu ihm aufblickte, leuchteten ihre grünen Augen in dem dunklen stillen

Schatten, den er warf. Wie unbehauener Granit schwebten seine Züge über ihrem Porzellangesicht, und als sehnte sie sich danach, unter der Berührung in Stücke zu zerspringen, hob sie die Lippen dem kuss entgegen.

»Ich liebe dich, das ist alles«, sagte er, und die Hilflosigkeit in seiner Stimme brachte ihn schier zur Verzweiflung.

»Das ist alles?« Sie küsste ihn noch einmal. »Es ist die ganze Welt.«

»Was soll ich dann also tun, damit ich nicht wahnsinnig werde?« Es klingelte an der Tür.

»Du könntest zum Beispiel die Tür aufmachen«, sagte sie.

03. Kapitel

Urzeitliche Wälder überspannten wie eine mächtige grüne Kathedrale die felsige Küste Oregons, und es war in diesem Landstrich so still wie an jedem anderen Ort der Andacht. Hoch oben konnte man zwischen smaragdgrünen Baumspitzen einen Falken erspähen, der immer weitere Kreise am Himmel zog, ein Engel mit dunklem Gefieder und einer Vorliebe für Blut. Hier auf dem Boden regte sich kein Tier, der bedeutungsvolle Tag hielt den Atem an. Schimmernde Nebelschleier lagen noch als Erinnerung an die vergangene Nacht über den tieferen Bodensenken. Es war nichts zu hören als das Knistern der trockenen Nadeln immergrüner Bäume unter den Sohlen und die regelmäßigen Atemzüge geübter Wanderer.

Um neun Uhr morgens hatten Junior Cain und seine junge Frau Naomi ihren Chevrolet Suburban am Rand eines unbefestigten Feuerwehrwegs abgestellt und sich zu Fuß über Wildwechsel und andere natürliche Pfade in Richtung Norden in die schattige Tiefe des Waldes aufgemacht.

Wenn Junior die Führung übernahm, eilte er manchmal so weit voraus, dass er innehalten, sich umdrehen und Naomi entgegenblicken konnte. Im Sonnenschein wie im Schatten glänzte ihr Haar golden, und ihr Gesicht war von der Vollkommenheit, von der heranwachsende Jungen träumen und um derentwillen erwachsene Männer Ehre und Besitz aufs Spiel setzen würden. Gelegentlich war Naomi vorn; dann war Junior, der hinter ihr herging, so versunken in den Anblick ihrer geschmeidigen Gestalt, dass er kaum etwas anderes wahrnahm, weder die grünen Gewölbe noch die Säulen der Baumstämme, die üppigen Farne oder die blühenden Rhododendren.

Hätte schon Naomis äußere Schönheit gereicht, sein Herz gefangen zu nehmen, so war er doch gleichermaßen bezaubert von ihrer Anmut, ihrer Behändigkeit, ihrer Kraft und der Zielstrebigkeit, mit der sie die steilsten Hänge und das unwegsamste Gelände bewältigte. Sie ging alles im Leben - nicht nur das Wandern - mit Begeisterung, Leidenschaft, Klugheit und Mut an. Sie waren jetzt seit vierzehn Monaten verheiratet, aber seine Liebe

wurde mit jedem Tag größer. Er war erst dreiund-zwanzig, und manchmal hatte er das Gefühl, sein Herz könnte eines Tages zu klein sein, um seine Empfindungen für sie zu fassen.

Naomi hatte viele Verehrer gehabt, manche attraktiver als Junior, viele klüger und buchstäblich alle reicher als er. Aber sie hatte nur ihn gewollt, nicht um der Dinge willen, die er besaß oder vielleicht irgendwann einmal besitzen würde, sondern weil sie ihrem eigenen Bekunden nach »eine leuchtende Seele« in ihm entdeckt hatte.

Junior war Krankengymnast und ein guter überdies; er behandelte hauptsächlich Unfall- und Schlaganfallpatienten, die verlorene physische Fähigkeiten mühsam wieder erlernen mussten. An sinnvoller Arbeit würde es ihm nie fehlen, aber er würde auch niemals ein herrschaftliches Anwesen auf einer Anhöhe sein Eigen nennen.

Zum Glück waren Naomis Ansprüche bescheiden. Sie trank lieber Bier als Champagner, machte sich nichts aus Brillanten und fand es unwichtig, ob sie Paris je mit eigenen Augen sehen würde. Sie liebte die Natur, Spaziergänge im Regen, den Strand, gute Bücher.

Beim Wandern sang sie, wenn das Gelände nicht schwierig war, oft leise vor sich hin. »Somewhere over the Rain-bow« und »What a Wonderful World« waren zwei ihrer Lieblingslieder. Ihre Stimme war so klar wie Quellwasser und so

warm wie der Sonnenschein. Junior pflegte sie zum Singen zu ermuntern, weil er in ihren Liedern eine Liebe zum Leben und eine ansteckende Freude hörte, die ihn beflügelten.

Da es ein ungewöhnlich warmer Januartag war, über fünfzehn Grad, und da sie hier in Küstennähe selbst in höher gelegenen Regionen die Schneegrenze nicht erreichen würden, trugen sie Shorts und T-Shirts. Ein von der Anstrengung wohltuend erhitzter Körper, der angenehme Schmerz gut durchtrainierter Muskeln, die nach Fichten duftende Waldluft, Naomis schlanke, sehnige Beine, ihr süßer Gesang: So mochte das Paradies sein, sofern es ein solches gab.

Sie trugen, weil sie eine Tageswanderung ohne Übernachtung geplant hatten, nur leichtes Gepäck - Verbandszeug, Trinkwasser, etwas zu essen -, und kamen daher gut voran. Kurz nach Mittag erreichten sie eine schmale Schneise im Wald, wo das letzte gewundene Stück des Feuerwehrwegs ihre Wanderroute kreuzte.

Diesem Weg folgten sie bis zur Hügelkuppe, wo er an einem Turm

der Feuerwacht endete, der auf ihrer Karte als rotes Dreieck eingezeichnet war.

Der Turm erhob sich über einem breiten Hügelkamm: ein eindrucksvolles Gebilde aus holzschutzbehandelten Balken mit einem Fundament von zwölf Metern Seitenlänge. Nach oben hin verjüngte sich der Turm, verbreiterte sich an der Spitze jedoch zu einer offenen Aussichtsplattform, in deren Mitte sich eine Beobachtungskabine mit großen Fenstern befand.

Der Boden war hier steinig und alkalisch, sodass die eindrucksvollsten Bäume mit einer Höhe von dreißig Metern kaum mehr als halb so groß wie die Urwaldriesen in den niedriger gelegenen Hangregionen waren. Der Turm ragte mit seinen fast fünfzig Metern hoch über die Wipfel hinaus.

Die Treppe schraubte sich nicht in Serpentina an der Außenseite des Turms hinauf, sondern führte im Zickzack in der Mitte der offenen Holzkonstruktion nach oben. Obwohl sie, abgesehen von einigen ausgetretenen Stufen und wackligen Geländerpfosten, in leidlich gutem Zustand war, beschlich Junior ein Unbehagen, kaum dass er den zweiten

Absatz erreicht hatte. Er hätte den Grund seiner Besorgnis nicht benennen können, aber eine innere Stimme riet ihm, auf der Hut zu sein.

Da es im Herbst und bislang auch im Winter viel geregnet hatte, war die Gefahr eines Waldbrandes gering und der Turm darum vorerst nicht besetzt. Neben seiner eigentlichen Funktion als Feuerwachstation diente der Turm auch als Aussichtsplattform für jene Besucher, die die Mühe des Aufstiegs nicht scheuten.

Die Stufen knarrten. In dem halb geschlossenen Raum hallten ihre Schritte ebenso hohl wider wie ihr keuchender Atem. Das Geräusch hatte nichts Erschreckendes an sich, und doch ...

Junior stieg hinter Naomi die Treppe hinauf, und je höher sie kamen, umso schmaler wurden die Zwischenräume zwischen den überkreuzten Balken, sodass immer weniger Licht ins Innere des Turms drang. Unterhalb der Plattform tauchten sie in ein düsteres Zwielicht ein, das aber nicht so dunkel wurde, dass sie eine Taschenlampe gebraucht hätten.

In die Ausdünstungen des Holzschutzmittels mischte sich jetzt der modrige Geruch von Fäulnis oder Schimmelbefall, obwohl ein Holz, das mit einer so intensiven Lösung imprägniert worden war, keines

von beidem hätte aufweisen dürfen.

Als Junior einmal stehen blieb, um durch das Schattengeflecht nach unten zu spähen, erwartete er fast, einen heimlichen Verfolger hinter sich auf der Treppe zu entdecken. Soweit er sehen konnte, schlich ihnen jedoch niemand nach.

Nur Spinnen leisteten ihnen Gesellschaft. Seit Wochen, vielleicht sogar seit Monaten hatte offenbar kein Mensch mehr einen Fuß auf diese Treppe gesetzt, und etliche Male erschreckte sie deshalb ein kunstvoll gewebtes Spinnennetz. Wie das kalte, dünne Ektoplasma heraufbeschworener Geister legte sich das feine Gespinst über ihre Gesichter, und dermaßen viele Fetzen des Gewebes blieben hartnäckig an ihren Kleidern haften, dass sie selbst in dem Dämmerlicht allmählich aussahen, als wären sie, mit verschlissenen Leichentüchern behängt, von den Toten auferstanden.

Je mehr sich der Turm verjüngte, umso kürzer und steiler wurden die Treppenabschnitte, bis sie knapp drei Meter unterhalb der Aussichtsplattform einen Absatz erreichten, von dem eine Sprossenleiter zu einer geöffneten Falltür führte.

Als Junior hinter seiner sportlichen Frau die Leiter hinaufkletterte und schließlich durch die Falltür auf die Aussichtsplattform gelangte, hätte ihm der Anblick sicherlich den Atem verschlagen, wenn er nicht ohnehin nach der Kletterpartie schon um Luft hätte ringen müssen. Von hier aus, fünfzig Meter über dem höchsten Punkt des Hügelkamms und zwanzig Meter über den Kronen der größten Bäume, blickten sie auf ein grünes Nadelmeer hinunter, das in endlosen Wogenlinien bis zum diesig verhangenen Horizont im Osten anstieg und zum Westen hin in urzeitlichen Schichten bis zum Ozean abfiel.

»O Enie«, rief Naomi aus, »das ist ja überwältigend!«

Enie war ihr Kosenamen für ihn. Sie wollte ihn nicht Junior nennen wie alle anderen, und er verbat es sich grundsätzlich, bei seinem richtigen Namen, Enoch, gerufen zu werden. Enoch Cain junior.

Nun ja, jeder hatte sein Kreuz zu tragen. Immerhin war er nicht mit einem Buckel oder einem dritten Auge zur Welt gekommen.

Nachdem sie sich gegenseitig von Spinnweben befreit und die Hände mit Wasser aus der mitgebrachten Flasche abgespült hatten, aßen sie ihren Imbiss. Käsebrötchen und etwas Dörrobst.

Während sie aßen, umrundeten sie die Plattform und genossen den überwältigenden Ausblick. Bei der zweiten Runde legte Naomi die

Hand auf das Geländer und stellte dabei fest, dass einige der Stützpfeiler verrottet waren.

Sie lehnte sich also nicht mit ihrem Gewicht gegen das Geländer und war deshalb auch zu keinem Zeitpunkt in Gefahr, in die Tiefe zu stürzen. Als sich die Pfeiler auf einmal trotzdem nach außen neigten und einer davon sogar weg-zubrechen begann, trat sie augenblicklich zurück und ging auf sicheren Abstand zum Rand der Plattform.

Dennoch war Junior so erschrocken, dass er am liebsten sofort von dem Turm hinuntergestiegen wäre und das Mittagessen dort beendet hätte, wo sie festen Boden unter den Füßen hatten. Er zitterte, und die Trockenheit, die er im Mund spürte, rührte nicht vom Käse her.

Mit bebender Stimme, die ihm selbst fremd in den Ohren klang, sagte er: »Fast hätte ich dich verloren.«

»Ach, Enie, ich war nicht mal nah dran.«

»Zu nah, viel zu nah.«

Beim Aufstieg auf den Turm war er nicht in Schweiß geraten, aber jetzt spürte er, wie ihm feine Schweißperlen auf die Stirn traten. Naomi lächelte. Mit ihrer Papierserviette tupfte sie ihm die feuchte Stirn trocken. »Du bist süß. Ich liebe dich auch.«

Er zog sie fest an sich. Sie fühlte sich so wunderbar an in seinen Armen. So kostbar.

»Gehen wir lieber wieder runter«, bat er eindringlich.

Sie löste sich aus der Umarmung, biss in ihr Brot und brachte es fertig, mit vollem Mund zu sprechen und trotzdem schön auszusehen, als sie sagte: »Wir können selbstverständlich erst gehen, wenn wir festgestellt haben, wie gravierend das Problem ist.«

»Welches Problem?«

»Das Geländer. Vielleicht gibt es ja nur diese eine gefährliche Stelle, vielleicht ist aber auch das ganze Ding marode. Wir sollten das Ausmaß des Schadens kennen, wenn wir wieder in die Zivilisation zurückkommen, um die Forstverwaltung zu informieren.«

»Warum können wir die nicht einfach anrufen, damit sie die Sache selbst überprüfen?«

Lachend kniff sie ihm ins linke Ohrfläppchen und zupfte daran.

»Ding dong. Jemand zu Hause? Ich mache eine Umfrage, um

herauszufinden, wie es die Leute mit ihrer Verantwortung als Staatsbürger halten.«

Er verzog das Gesicht. »Wir kommen unserer Verantwortung auch nach, wenn wir bloß anrufen.«

»Je mehr Einzelheiten wir liefern können, umso glaubwürdiger klingen wir, und je glaubwürdiger wir klingen, umso weniger Grund haben sie zu denken, wir wollen sie nur auf den Arm nehmen.«

»Mit dir hat man wirklich eine harte nuss zu knacken.«

»Para oder Hasel?«

»Wie bitte?«

»Die nuss, die du zu knacken hast, welche Sorte ist es?« Sie hatte ihr Brot aufgegessen und leckte sich die Finger. »Denk doch mal nach, Enie. Was ist, wenn eine Familie mit Kindern hierher kommt?«

Er konnte ihr nie einen Wunsch abschlagen, was zum Teil daran lag, dass sie sich nur selten etwas für sich selbst wünschte. Die Plattform, die um den geschlossenen Ausguck herumführte, war etwa drei Meter breit. Sie machte einen stabilen und sicheren Eindruck. Die baulichen Schäden beschränkten sich offenbar nur auf das Geländer.

»Also schön«, gab er widerwillig klein bei. »Aber du hältst dich in sicherer Entfernung, während ich mir das Geländer genauer ansehe.«

Mit gedämpfter Stimme und in einem grunzenden neandertalerhaften Gestammel sagte sie: »Mann töten wilden Tiger. Frau sehen zu.«

»Das ist die natürliche Ordnung der Dinge.«

Immer noch in grunzendem Ton fuhr sie fort: »Mann sagen ist natürliche Ordnung. Frau finden das nur Belustigung.«

»Stets gern mit einem kleinen Scherz zu Ihren Diensten, Madam.« Während sich Junior am Geländer entlangtastete und es vorsichtig überprüfte, blieb Naomi hinter ihm. »Pass auf, Enie.«

Der verwitterte Handlauf fühlte sich unter seiner Handfläche rau an, und er hatte mehr Angst davor, sich einen Splitter einzuziehen, als vom Turm zu fallen. Langsam, stets eine Armlänge vom Rand der Plattform entfernt, bewegte er sich vorwärts und rüttelte dabei auf der Suche nach lockeren oder verfaulten Pfeilern immer wieder am Geländer.

In wenigen Minuten hatten sie den Turm umrundet und waren wieder an der Stelle, an der Naomi das morsche Holz entdeckt hatte. Es schien die einzige Schwachstelle im gesamten Geländer zu sein.

»Zufrieden?«, sagte Junior. »Also, gehen wir wieder runter. «

»Gern, aber zuerst essen wir hier fertig.« Sie hatte eine Tüte mit getrockneten Aprikosen aus ihrem Rucksack geholt.

»Wir sollten wirklich gehen«, drängte er.

Sie schüttelte zwei Aprikosen aus der Tüte in seine Hand. »Ich habe mich an dem Blick von hier aus noch nicht satt gesehen. Sei kein Spielverderber, Enie. Wir wissen doch jetzt, dass es nicht gefährlich ist.«

»Na schön.« Er fügte sich. »Aber lehn dich nicht gegen das Geländer, auch wenn wir jetzt überprüft haben, dass es in Ordnung ist.«

»Du würdest eine wunderbare Mutter abgeben.«

»Ja, aber mit dem Stillen hätte ich so meine Probleme.«

Während sie noch einmal die Plattform umrundeten und alle paar Schritte stehen blieben, um die herrliche Aussicht zu bewundern, legte sich seine ängstliche Nervosität schnell wieder. Wie immer wirkte Naomis Nähe beruhigend auf ihn.

Sie steckte ihm eine Aprikose in den Mund, was ihn daran erinnerte, wie sie sich bei ihrer Hochzeitsfeier gegenseitig mit Tortenstückchen gefüttert hatten. Das Leben mit Naomi waren nie endende Flitterwochen.

Schließlich kamen sie wieder zu der Stelle, an der das Geländer unter dem Druck ihrer Hand beinahe herausgebrochen war.

Junior versetzte Naomi einen so heftigen Stoß, dass sie den Halt unter den Füßen verlor. Sie riss erschrocken die Augen auf, ein halb zerkautes Aprikosenstück fiel ihr aus dem offenen Mund. Rücklings krachte sie gegen die schadhafte Balustrade.

Einen Augenblick lang glaubte Junior, das Geländer würde halten, aber dann splitterten die Pfosten, der Handlauf barst, und Naomi kippte in einem Regen von verrottetem

Holz nach hinten über den Rand der Aussichtsplattform. Sie war so überrascht, dass sie erst zu schreien begann, als sie schon mindestens ein Drittel des tiefen Sturzes hinter sich gebracht haben musste.

Junior hörte nicht, wie sie unten ankam, aber das abrupte

Verstummen ihres Schreis verriet den Aufschlag.

Er staunte über sich selbst. Ihm war nicht klar gewesen, dass er fähig war, einen kaltblütigen Mord zu begehen, noch dazu aus der Laune eines Augenblicks heraus und ohne genügend Zeit, die Risiken und möglichen Vorteile einer so rigorosen Tat gründlich abzuwägen.

Nachdem sich sein Atem beruhigt und er seine tollkühne Tat verdaut hatte, ging er ein Stück weiter, bis er die Lücke im Geländer hinter sich gelassen hatte. An einem ungefährlichen Punkt beugte er sich nach vorn und spähte in die Tiefe.

Sie war so winzig, ein heller Fleck zwischen dunklem Gras und Felsgestein. Auf dem Rücken. Ein Bein in unmöglichem Winkel unter ihrem Körper. Der rechte Arm an ihrer Seite, der linke Arm ausgestreckt, als würde sie winken. Um ihren Kopf ein leuchtender Heiligenschein golden ausgebreiteter Haare.

Er liebte sie so sehr, dass er es nicht ertragen konnte, sie anzusehen. Also wandte er sich von dem Geländer ab, überquerte die Plattform und setzte sich, mit dem Rücken an den Ausguck gelehnt, auf den Boden.

Eine Zeit lang schluchzte er haltlos. Mit Naomi hatte er nicht nur eine Ehefrau, eine Freundin und Geliebte, eine Seelenverwandte verloren, sondern auch einen Teil seiner Selbst, seiner physischen Existenz: In seinem Innern war er leer, als wären Fleisch und Knochen aus seiner Mitte herausgerissen und an ihrer Stelle ein schwarzes, kaltes Vakuum eingepflanzt worden. Schrecken und Verzweiflung zermarterten ihn, und er quälte sich mit selbstmörderischen Gedanken.

Aber allmählich fühlte er sich wieder besser.

Immer noch nicht gut, aber eindeutig besser.

Naomi hatte die Tüte mit getrockneten Aprikosen fallen lassen, bevor sie vom Turm gestürzt war. Er kroch darauf zu, nahm ein Stück Dörrobst heraus und kaute langsam und genüsslich. Süß. Schließlich schob er sich auf dem Bauch zu der Lücke im Geländer und blickte senkrecht hinunter auf seine verlorene Liebe. Sie lag noch in der gleichen Haltung da wie bei seinem ersten Blick in die Tiefe.

Natürlich hatte er nicht erwartet, dass sie Tänze aufführte. Bei einem Fünfzig-Meter-Sturz verging einem ziemlich sicher die Lust auf einen beschwingten Boogie.

Aus dieser Entfernung konnte er kein Blut erkennen. Aber er war sich sicher, dass Blut geflossen sein musste.

Es war völlig windstill, kein Lüftchen regte sich. Die Tannen und Fichten wachten so unbeweglich über das Land wie die rätselhaften steinernen Köpfe, die auf den Osterinseln auf das Meer hinausblicken.

Naomi tot. Eben noch so lebendig und nun dahingegangen. Unvorstellbar.

Der Himmel war so blau wie das Delfter Teeeschirr, das seine Mutter besessen hatte. Im Osten Wolkenberge wie Schlagsahne. Buttergelb die Sonne.

Gierig verschlang er noch eine Aprikose.

Über ihm keine Falken. Nirgendwo in dieser gewaltigen Festung eine sichtbare Bewegung.

In der Tiefe Naomi, immer noch tot.

Wie eigenartig das Leben doch ist. Wie unberechenbar. Man weiß nie, welche unerwartete Wendung hinter der nächsten Biegung wartet.

Der anfängliche Schock war einem Gefühl tiefen Staunens gewichen. In seinem jungen Leben hatte Junior begriffen, dass die Welt geheimnisvoll war, vom Schicksal gelenkt. Die jetzige Tragödie machte ihm klar, dass der Verstand und das Herz des Menschen nicht weniger Rätsel bargen als die übrige Schöpfung. Wer hätte gedacht, dass Junior Cain einer so unvermittelten, mörderischen Tat fähig war? Naomi nicht.

Und in Wahrheit auch Junior selbst nicht. Wie leidenschaftlich er diese Frau geliebt hatte. Wie hingebungsvoll er sie verehrt hatte. Er hatte geglaubt, ohne sie nicht leben zu können.

Aber er hatte sich geirrt. Naomi dort unten, immer noch mausetot, und er hier oben, springlebendig. Sein kurzer Gedanke an Selbstmord war verflogen, und er wusste jetzt, dass er die Tragödie irgendwie überleben würde, dass der Schmerz irgendwann aufhören, dass dieses schneidende Gefühl der Trauer mit der Zeit an Schärfe verlieren, dass er früher oder später vielleicht sogar wieder in der Lage sein würde, jemanden zu lieben.

Tatsächlich blickte er trotz seiner Trauer und seines Schmerzes so optimistisch, erwartungsvoll und gespannt in die Zukunft wie schon lange nicht mehr. Wenn er dazu fähig war, dann war er ein ganz anderer Mensch, als er immer geglaubt hatte, vielschichtiger,

dynamischer. Erstaunlich.

Er seufzte. So verlockend es war, hier zu liegen, auf die tote Naomi hinunterzuschauen und Bildern von einer Zukunft nachzuhängen, die kühner und faszinierender war, als er sie sich je erträumt hatte, gab es noch viel zu erledigen, bevor sich der Nachmittag seinem Ende zuneigte. In der nächsten Zeit würde er alle Hände voll zu tun haben.

04. Kapitel

Durch das Rosenmuster der Glasscheibe in der Haustür sah Joe, als es zum zweiten Mal klingelte, Maria Gonzalez: hier ein roter Fleck, da ein grüner, an manchen Stellen schräg verzerrt, an anderen gesprungen, das Gesicht ein Mosaik aus Blüten und Blättern.

Als Joe die Tür aufmachte, neigte Maria den Kopf etwas und sagte, ohne den Blick zu heben: »Ich muss Maria Gonzalez sein.«

»Ja, Maria, ich weiß, wer Sie sind.« Wie immer bezauberte sie ihn mit ihrer Schüchternheit und der Art, wie sie tapfer mit der englischen Sprache rang.

Obwohl Joe einen Schritt zurücktrat und ihr die Tür weit aufhielt, blieb Maria auf der Schwelle stehen. »Ich wollen sehen Mrs.

Agnes.«

»Ja, ich weiß. Treten Sie ein.«

Sie zögerte immer noch. »Für das Englisch.«

»Davon hat sie jede Menge. Mehr als ich normalerweise bewältigen kann.«

Maria, deren Sprachkenntnisse noch nicht ausreichten, um seinen Scherz zu verstehen, runzelte die Stirn.

Weil er befürchtete, sie könnte annehmen, er wolle sie auf den Arm nehmen oder sich gar über sie lustig machen, bemühte er sich, ein hörbares Maß an Ernst in seine Stimme zu legen. »Kommen Sie bitte herein, Maria. *Mi casa es su casa.*«

Sie sah ihn an und wandte dann rasch den Blick ab.

Ihre Schüchternheit war nur zum Teil auf ihr zurückhaltendes Wesen zurückzuführen. Sie war auch kulturell bedingt.

Maria war Mexikanerin, und sie stammte aus einer Gesellschaftsschicht, in der man sich hütete, in direkten Blickkontakt mit einem Menschen zu treten, der möglicherweise als *patrón* gelten konnte.

Er hätte ihr gern gesagt, dass sie sich in Nordamerika befanden, wo sich niemand vor einem anderen Menschen verneigen musste, wo man nicht in ein Gefängnis hineingeboren wurde, sondern wo der Eintritt ins Leben eine offene Tür, ein Ausgangspunkt war. Dass dies stets das Land der Zukunft war.

Angesichts seiner imposanten Größe, seines zerklüfteten Gesichts und seiner Gewohnheit, finster dreinzublicken, wenn ihm

Ungerechtigkeiten oder deren Folgen begegneten, hätte Maria jede Bemerkung über ihre übertriebene Selbstverleugnung vielleicht als Vorwurf aufgefasst. Er hatte kein Verlangen danach, in die Küche gehen und Agnes sagen zu müssen, dass er ihre Schülerin vertrieben hatte.

Einen unbehaglichen Augenblick lang fürchtete er fast, sie würden an diesem Punkt verharren - ihre Augen auf ihre Fußspitzen geheftet, sein Blick auf ihrem demütig gebeugten Haupt -, bis ein Engel die Posaune des Jüngsten Gerichts blies und die Toten aus ihren Gräbern zu ewiger Seligkeit auferstanden.

Dann tollte ein Hund in Form eines plötzlichen Windstoßes über das Eingangspodest und streifte Maria mit seinem peitschenden Schwanz. Er schnüffelte neugierig an der Türschwelle und fegte, die zierliche braunhäutige Frau hinter sich herziehend, als würde sie ihn an der Leine halten, hechelnd ins Haus.

Während Joe die Tür zumachte, sagte er: »Agnes ist in der Küche.« Maria betrachtete den Dielenteppich ebenso eingehend, wie sie zuvor den Boden des Eingangspodests inspiziert hatte. »Sie ihr bitte sagen, dass ich bin Maria?«

»Gehen Sie einfach zur Küche durch. Sie erwartet Sie.«

»Die Küche? Mich allein?«

»Wie bitte?«

»Mich allein zur Küche?«

»Sie allein«, verbesserte er sie mit einem Lächeln, als ihm der Sinn ihrer Worte aufging. »Ja, natürlich. Sie wissen ja, wo es ist.«

Maria nickte und ging durch die Diele zu dem Rundbogen, der ins Wohnzimmer führte, wo sie sich noch einmal umdrehte und den Mut aufbrachte, ihm kurz in die Augen zu sehen. »Danke.«

Einen Moment lang überlegte Joe, während er ihr nachsah, wie sie das Wohnzimmer durchquerte und im Esszimmer verschwand, warum sie ihm gedankt hatte. Dann begriff er plötzlich. Sie war ihm dankbar, weil er darauf vertraute, dass sie nichts stehlen würde, wenn sie unbeobachtet war.

Offensichtlich war sie es gewohnt, dass man ihr misstraute, nicht etwa, weil sie unzuverlässig gewesen wäre, sondern lediglich deshalb, weil sie Maria Elena Gonzalez war, die aus dem mexikanischen Hermosillo in der Hoffnung auf ein besseres Leben nach Norden gekommen war.

Obwohl ihn dieser Beweis für die Dummheit und Grausamkeit der

Welt traurig machte, weigerte sich Joe, solchen negativen Gedanken länger nachzuhängen. Ihr erstes Kind sollte bald das Licht der Welt erblicken, und er wünschte sich, dass ihm diese Stunden noch viele Jahre in leuchtender Erinnerung bleiben würden als eine Zeitspanne, die ganz und gar von der süßen, wenn auch nervenaufreibenden Erwartung und vom freudigen Ereignis der Geburt erfüllt war.

Im Wohnzimmer setzte er sich in seinen Lieblingssessel und versuchte, im neuesten James-Bond-Roman, *Du lebst nur zweimal*, zu lesen. Er fand keinen Zugang zu der Geschichte. Bond hatte zehntausend Gefahren überstanden und Hunderte von Schurken bezwungen, aber er wusste absolut nichts von den Komplikationen, die einen normalen Geburtsvorgang für Mutter und Kind zu einem Kampf auf Leben und Tod machen konnten.

05. Kapitel

Abwärts, abwärts durch die Schatten und die zerfetzten Spinnweben und weiter abwärts durch den unangenehm beißenden Geruch des Holzschutzmittels und den modrigen Gestank der schwarzen Holzfäule stieg Junior mit äußerster Vorsicht die Turmtreppe hinunter. Wenn er auf einer losen Stufe den Halt verlor und sich ein Bein brach, konnte er tagelang hilflos hier liegen und verdursten, an einer Blutvergiftung sterben, erfrieren, sofern es kälter wurde, oder bei lebendigem Leib von allen möglichen Raubtieren gefressen werden, die ihn auf ihren nächtlichen Streifzügen aufspürten.

Wer klug war, wanderte niemals allein in einer so abgelegenen Gegend. Er hielt sich immer an das Seilschaftsprinzip, in dem man die Gefahr gemeinsam trug, aber seine Seilschaftskameradin war Naomi gewesen, und sie war nicht mehr für ihn da.

Als er wieder festen Boden unter den Füßen hatte, trat er eilends unter dem Turm hervor und lief zum unbefestigten Zufahrtsweg. Er würde Stunden zum Auto brauchen, wenn er die beschwerliche, landschaftlich reizvolle Route nahm, auf der sie hierher gelangt waren, aber lediglich eine halbe Stunde - allerhöchstens eine Dreiviertelstunde -, wenn er über die Feuerwehrezufahrt zurückkehrte.

Nach wenigen Schritten blieb Junior stehen. Er wollte nicht riskieren, dass er die Polizei zu diesem Hügelkamm führte, nur um dann festzustellen, dass sich die arme Naomi trotz ihrer tödlichen Verletzungen immer noch ans Leben klammerte.

Einen Sturz aus fünfzig Metern Höhe, also etwa aus dem fünfzehnten Stock eines Hochhauses, konnte normalerweise kein Mensch überleben. Andererseits geschahen manchmal doch Wunder.

Keine Wunder in dem Sinne, dass Götter, Engel und Heilige sich in die Angelegenheiten der Menschen mischten. An einen solchen Humbug glaubte Junior nicht.

»Manchmal geschehen eben sehr sonderbare Dinge«, murmelte er vor sich hin, weil er das Leben aus einem streng mathematisch-wissenschaftlichen Blickwinkel betrachtete, der zwar die Existenz verblüffender Anomalitäten, rätselhafter Phänomene mit erstaunlichen physikalischen Effekten anerkannte, aber keinen

Platz ließ für übernatürliche Kräfte.

Beklommener, als es die Umstände rechtfertigten, umrundete er den Turm. Das hoch wuchernde Gras kitzelte ihn an den nackten Waden. Zu dieser Jahreszeit summte die Luft noch nicht von Insekten, versuchte keine Stechmücke, sich auf seiner schweißnassen Stirn niederzulassen. Langsam, vorsichtig näherte er sich der verrenkten Gestalt seiner gestürzten Frau.

In den vierzehn Monaten ihrer Ehe hatte Naomi nie die Stimme gegen ihn erhoben, war nie böse mit ihm gewesen. Solange sie etwas Gutes in einem Menschen entdecken konnte, sah sie niemals dessen Fehler, und es war ihre Art, in jedem etwas Gutes zu finden, es sei denn, er war ein Kinderschänder oder ...

Nun ja, ein Mörder.

Er fürchtete sich davor, sie noch lebend vorzufinden, weil sie ihm dann bestimmt zum ersten Mal, seit sie sich kannten, schwere Vorwürfe machen würde. Sie würde scharfe, vielleicht sogar bittere Worte für ihn bereithalten, und selbst wenn es ihm gelänge, sie schnell zum Schweigen zu bringen, würde die wunderbare Erinnerung an ihre Ehe für immer getrübt sein. Von diesem Tag an würden ihm jedes Mal, wenn er an seine goldene Naomi dachte, ihre schrillen Anschuldigungen in den Ohren klingen, würde er jedes Mal vor sich sehen, wie ihr schönes Gesicht sich vor Wut verzerrte und hässlich wurde.

Wie traurig es doch sein würde, wenn all seine geliebten Erinnerungen für immer verdorben wären.

Als er um die nordwestliche Ecke des Turms bog, sah er Naomi dort liegen, wo er sie erwartet hatte, nicht aufrecht sitzend und sich die Tannennadeln aus den Haaren streichend, sondern einfach reglos, mit verrenkten Gliedern auf dem Boden liegend.

Dennoch widerstrebte es ihm, näher heranzutreten. Er blieb stehen und betrachtete sie, in der Sonne blinzelnd und bereit, auf das leiseste Zucken zu reagieren, aufmerksam aus sicherer Entfernung. Er lauschte in das insektenfreie, leblose Schweigen hinein und erwartete fast, eines ihrer Lieblingslieder zu hören - »Somewhere over the Rainbow« oder »What a Wonderful World« -, aber mit dünner, unmelodischer, von Blut erstickter Stimme gesungen, rasselnd hervorgepresst aus einem zertrümmerten Brustkorb.

Er war im Begriff, sich grundlos in eine Hysterie hineinzusteigern. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit war sie tot, nur

musste er sich dessen vergewissern, und um sich zu vergewissern, musste er sie sich aus der Nähe ansehen. Daran führte kein Weg vorbei. Ein kurzer Blick und dann weg, nur weg, einer ereignisreichen und spannenden Zukunft entgegen.

Sobald er sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, war ihm klar, warum es ihm widerstrebt hatte, Naomi aus der Nähe zu betrachten. Er hatte Angst, ihr schönes Gesicht könnte scheußlich entstellt, zerfetzt und zerschmettert sein.

Junior war ein zartbesaitetes Gemüt.

Er sah sich nicht gern Kriegsfilme oder Krimis an, in denen Menschen erschossen, erstochen oder auch nur heimlich vergiftet wurden, weil die Macher, anstatt einfach die Geschichte weiterzuerzählen, immer die Leichen präsentieren mussten, als würde man ihnen nicht auch so glauben, dass da jemand getötet worden war. Ihm persönlich gefielen Liebesgeschichten und komische Filme besser.

Einmal war ihm zufällig ein Mickey-Spillane-Krimi in die Hände gefallen, und die brutale Gewalt darin hatte ihn so angewidert, dass er es kaum geschafft hatte, das Buch zu Ende zu lesen. Aber in seinen Augen war es ein Charakterfehler, eine einmal begonnene Sache nicht zu Ende zu führen, selbst wenn es sich um die Lektüre eines abstoßend blutrünstigen Romans handelte.

An Kriegsfilmen und Thrillern faszinierte ihn die Handlung. Die *Action* an sich störte ihn nicht. Es waren deren Auswirkungen, die ihn aus der Ruhe brachten.

Die meisten Filmemacher und Romanautoren waren versessen darauf, ihrem Publikum die Auswirkungen zu zeigen, als wären sie ebenso wichtig wie die Geschichte selbst. Das Spannende aber war die Dynamik, die Handlung, nicht deren Folgen. Wenn man sich eine Szene ansah, in der ein Zug führerlos dahinraste, an einer Kreuzung einen mit Nonnen besetzten Bus rammte, ihn krachend aus dem Weg fegte und weiterdonnerte, dann wollte man diesem Zug folgen und nicht zum Unglücksort zurückkehren, um zu sehen, was aus den bedauernswerten Nonnen geworden war; tot oder lebendig waren die Nonnen von dem Augenblick an, in dem ihr verdammter Bus von der Straße katapultiert wurde, Vergangenheit, und was zählte, war der Zug: nicht die Folgen, sondern die Dynamik.

Hier, auf diesem sonnigen Hügelkamm in Oregon, meilenweit von

jedem Zug und noch weiter von irgendwelchen Nonnen entfernt, übertrug Junior jetzt seine kunstkritischen Erkenntnisse auf seine gegenwärtige Lage, überwand seine Zimperlichkeit und gab sich einen Ruck. Er trat zu seiner am Boden liegenden Frau, blieb vor ihr stehen, blickte in ihre starren Augen und sagte: »Naomi?«

Er wusste selbst nicht, warum er ihren Namen ausgesprochen hatte, allein der Blick in ihr Gesicht überzeugte ihn nämlich davon, dass sie tot war. In seiner Stimme glaubte er einen Hauch von Melancholie mitschwingen zu hören, und er nahm an, dass sie ihm bereits zu fehlen begann.

Hätte sie mit einer Veränderung der Blickrichtung auf seine Stimme reagiert, hätte sie ihm mit einem Blinzeln zu verstehen gegeben, dass sie ihn hörte, so wäre er möglicherweise, je nach ihrer Verfassung, gar nicht so unangenehm berührt gewesen. Vom Hals abwärts gelähmt, sodass keine physische Bedrohung von ihr ausgehen konnte, das Gehirn so weit geschädigt, dass sie weder sprechen noch schreiben noch auf sonst eine Weise der Polizei mitteilen konnte, was ihr zugestoßen war, hätte sie sein Leben vielleicht noch auf mannigfaltige Art bereichern können. Unter gewissen Voraussetzungen wäre Junior vielleicht bereit gewesen, seiner süßen Naomi, so strahlend schön wie eh und je, aber willenlos und unkritisch wie eine Puppe, ein Heim ... und liebevolle Fürsorge zu geben.

So viel zur Handlung ohne Folgen.

Sie war jedoch so mausetot wie eine Kröte, die von einem Dreißigtonner überrollt worden war, und darum für ihn nicht interessanter, als es ein vom Zug zu Schrott gefahrener Bus voller Nonnen gewesen wäre.

Erstaunlicherweise hatte ihr Gesicht fast nichts von seiner gewohnten Schönheit eingebüßt. Sie war mit dem Rücken aufgeschlagen, sodass sich die Verletzungen weitgehend auf Wirbelsäule und Hinterkopf beschränkten. Junior wollte nicht einmal daran denken, wie der rückwärtige Teil des Schädels aussehen mochte; zum Glück verbarg sich die Wahrheit unter ihrer goldenen Haarfülle. Lediglich eine kaum merkbliche Veränderung ihrer Gesichtszüge deutete auf die dahinter liegende Zerstörung hin, aber die Wirkung war weder traurig noch grotesk: Ihr Gesicht war vielmehr zu dem schiefen, kecken, ausgesprochen reizvollen Grinsen eines schelmischen Mädchens verzogen, dessen Lippen

noch leicht geöffnet waren, nachdem es gerade etwas besonders Witziges zum Besten gegeben hatte.

Er war überrascht, dass er nur wenige Blutflecken auf ihrem steinigen Lager entdecken konnte, bis ihm bewusst wurde, dass der Tod ja unmittelbar nach dem Aufprall eingetreten sein musste. Der Sturz hatte das Leben so abrupt beendet, dass das Herz keine Zeit mehr gehabt hatte, Blut aus den Wunden zu pumpen.

Er kniete neben ihr nieder und berührte ihr Gesicht. Die Haut war noch warm.

Sentimental, wie er nun einmal war, küsste Junior sie zum Abschied. Nur ein einziges Mal. Ein langer kuss zwar, aber nur ein einziger und einer ohne Zungenspiel.

Dann kehrte er zur Feuerwehruzufahrt zurück und lief in zügigem Tempo auf dem gewundenen Waldweg in Richtung Süden. An der ersten Biegung des schmalen Sträßchens blieb er stehen und blickte noch einmal zum Hügelkamm zurück.

Die geheimnisvolle geometrische Form des hohen Turms zeichnete sich schwarz vom Himmel ab. Der Wald schien davor zurückzuweichen, als wollte die Natur nichts mehr mit dem Bauwerk zu tun haben.

Drei Krähen, wie aus dem Nichts geboren, waren seitlich über dem Turm aufgetaucht. Sie kreisten über der Stelle, an der Naomi lag, ein Dornröschen, das ein kuss nicht hatte wecken können.

Krähen sind Aasfresser.

Als er sich plötzlich in Erinnerung rief, dass allein das Handeln zählte, nicht dessen Folgen, setzte sich Junior wieder in Bewegung. Er legte die Strecke über den Feuerwehrweg jetzt nicht mehr in zügigem Schritt, sondern in leichtem Trab zurück und sang laut vor sich hin, wie es Marineinfanteristen bei einem Trainingslauf zu tun pflegten. Weil er jedoch keine Marinelieder kannte, stieß er den Text von »Somewhere over the Rainbow« hervor, ohne Melodie, nur im ungefähren Rhythmus seiner Schritte, die ihn weder zu Montezumas Tempeln noch an die Ufer von Tripoli, sondern in eine Zukunft führen würden, die nun die Verheißung unvergleichlicher Erfahrungen und Überraschungen für ihn barg.

06. Kapitel

Abgesehen von den sichtbaren Zeichen der Schwangerschaft, war Agnes ein zierliches Persönchen, aber Maria Elena Gonzalez war noch kleiner. So, wie sie sich jetzt jedoch am Küchentisch schräg gegenüber saßen, zwei junge Frauen aus völlig unterschiedlichen Welten, aber mit erstaunlich ähnlichem Charakter, war ihr Kräfteressen um die Bezahlung für den Englischunterricht fast so monumental, als würden sich zwei Kontinentalplatten tief unter der Erde Kaliforniens knirschend gegeneinander schieben. Maria bestand darauf, bar oder in Form von Dienstleistungen zu bezahlen. Agnes dagegen war durch nichts davon abzubringen, dass der Unterricht ein Freundschaftsdienst sei und darum keine Bezahlung erfordere.

»Ich stehle nicht einer Freundin den Lohn«, sagte Maria lauthals.

»Du nutzt mich nicht aus, meine Liebe. Es macht mir so viel Spaß, dich zu unterrichten und deine Fortschritte zu sehen, dass eigentlich ich dir etwas dafür bezahlen müsste.«

Maria schloss ihre großen, ebenholzschwarzen Augen, holte tief Luft und bewegte lautlos die Lippen, während sie sich offenbar einen wichtigen Satz durch den Kopf gehen ließ, den sie fehlerfrei herausbringen wollte. Dann schlug sie die Augen wieder auf. »Ich danke heilige Jungfrau und unserem Jesus jede Nacht, dass Sie sind in meinem Leben.«

»Das ist wirklich lieb von dir, Maria.«

»Aber ich kaufe das Englisch«, fügte Maria entschlossen hinzu und schob drei Eindollarscheine über den Tisch.

Für drei Dollar konnte man immerhin sechs Dutzend Eier oder zwölf Brote bekommen, und Agnes dachte nicht daran, Mundraub an einer armen Frau und ihren Kindern zu begehen. Sie schob das Geld auf Marias Tischseite zurück.

Mit zusammengebißenem Zähen, die Lippen zu einem Strich aufeinander gepresst, die Augen schmal, schob Maria Agnes das Geld wieder zu.

Ohne das angebotene Honorar zu beachten, schlug Agnes ein Schulbuch auf.

Maria drehte sich auf dem Stuhl zur Seite und kehrte den drei Dollarscheinen und dem Buch den Rücken.

Agnes betrachtete grimmig den Hinterkopf ihrer Freundin und sagte: »Du bist unmöglich, Maria.«

»Falsch. Maria Elena Gonzalez ist wirklich.«

»So habe ich es nicht gemeint, und das weißt du ganz genau.«

»Wissen gar nichts. Ich sein dumme Mexikanerin.«

»Du bist alles andere als dumm.«

»Jetzt ich sein immer dumm, immer mit mein schlimmes Englisch.«

»Schlechtes Englisch. Dein Englisch ist nicht schlimm, sondern nur schlecht.«

»Dann du unterrichten.«

»Nicht gegen Geld.«

»Nicht ohne Geld.«

Ein paar Minuten lang saßen sie so da, ohne sich zu rühren: Maria mit dem Rücken zum Tisch, von dessen anderer Seite Agnes frustriert auf ihren Nacken starrte, als wollte sie Maria mit der Kraft ihres Willens *zwingen*, Vernunft anzunehmen und ihr wieder ins Gesicht zu sehen.

Schließlich stand Agnes auf. Ihre Rücken- und Bauchmuskeln zogen sich unter einer leichten Wehe zusammen, als würde ein enger Gürtel um ihre Mitte geschnürt, weshalb sie sich an den Tisch lehnte, bis der Schmerz wieder nachließ.

Wortlos schenkte sie Kaffee ein und stellte die Tasse danach vor Maria auf den Tisch. Dann legte sie ein selbst gebacke-

l

nes Rosinenbrötchen auf einen Teller und schob ihn neben die Kaffeetasche.

Immer noch zur Seite gewandt und ohne die drei abgegriffenen Dollarscheine eines Blicks zu würdigen, trank Maria ihren Kaffee. Agnes verließ die Küche. Sie ging nicht durch das Esszimmer, sondern trat durch die Schwingtür in den Flur hinaus, und als sie an dem Bogeneingang zum Wohnzimmer vorbeikam, sprang Joey wie von der Tarantel gestochen aus seinem Sessel auf und ließ das Buch fallen, in dem er gelesen hatte.

»Es ist noch nicht so weit«, sagte Agnes und setzte ihren Weg zur Treppe fort.

»Wirklich?«

»Vertrau mir, Joey, ich werde die Erste sein, die es merken wird.«

Joey stürzte in die Diele und rief Agnes, die schon auf der Treppe

war, nach: »Wohin gehst du?«

»Nach oben, Dummchen.«

»Was hast du vor?«

»Ein paar Kleider zerfetzen.«

»Aha.«

Sie holte eine Nagelschere aus dem ans Schlafzimmer grenzenden Bad, nahm eine rote Bluse aus ihrem Wandschrank und ließ sich dann auf der Bettkante nieder. Vorsichtig setzte sie die winzigen spitzen Scherenblätter an und trennte ein paar Stiche auf, dann drehte sie die Bluse auf links und schnippte die Nähte unterhalb der Schultereinsätze auf, wodurch sich die Rüschen vorn auflösten. Aus Joyes Schrank nahm sie einen alten blauen Blazer heraus, den er nur noch selten trug. Das abgewetzte Innenfutter war ausgeheult und verschlissen. Sie zerriss es. Mit der kleinen Schere trennte sie dann die Schulternaht von innen auf.

Dem größer werdenden Häufchen der Zerstörung fügte sie eine Strickjacke von Joey hinzu, nachdem sie zuerst einen der Hornknöpfe abgerissen und eine aufgesetzte Tasche fast vollständig abgetrennt hatte. Es folgte eine ziemlich ramponierte Khakihose: den Hosenboden aufgetrennt; die Ecke der Gesäßtasche aufgeschnitten, dann mit beiden Händen zerrissen; eine Naht mit der Schere gelöst und den Aufschlag am linken Hosenbein halb abgerissen.

Es mussten nur deshalb mehr Kleidungsstücke von Joey dran glauben, weil er ein so kräftiger, gutmütiger Riese war, dass es niemanden wundern konnte, wenn er ständig aus allen Nähten platzte.

Wieder unten am Fuß der Treppe angelangt, beschlich Agnes das leise Gefühl, dass sie bei der Hose all/u gründliche Arbeit geleistet haben könnte und dadurch das Ausmaß der Zerstörung Misstrauen erregen würde.

Bei ihrem Anblick sprang Joey wieder aus dem Sessel. Diesmal schaffte er es zwar, das Buch nicht fallen zu lassen, dafür stolperte er aber über den Fußschemel und wäre dabei um ein Haar gestürzt.

»Wann hattest du den Zusammenstoß mit dem Hund?«, fragte sie.

»Mit welchem Hund?«, sagte er verständnislos. »War es gestern oder vorgestern?« »Hund? Ich weiß nichts von einem Hund.« Sie wedelte mit der zerfetzten Hose und sagte: »Und was hat dieses Ding dann derartig zugerichtet?«

Er musterte die Khakihose mit finsterem Blick. Sie war zwar alt, aber er trug sie gern, wenn er am Wochenende im Haus herumwerkelte. »Ach so«, sagte er, »*dieser* Hund.« »Ein Wunder, dass er dich nicht gebissen hat.« »Zum Glück«, sagte er, »hatte ich einen Spaten bei mir.« »Du hast den armen Hund doch nicht mit einem Spaten geschlagen?«, fragte sie in gespielter Empörung. »Na ja, hat er mich nicht angefallen?« »Aber es war nur ein ganz kleiner Terrier.« Er runzelte die Stirn. »Ich dachte, es war ein großer Hund.« »Aber nein, Schatz. Es war der kleine Muff in von nebenan. Ein großer Hund hätte dich samt der Hose zerrissen. Wir brauchen eine glaubwürdige Geschichte.«

»Muffin scheint mir aber ein eher lieber kleiner Hund zu sein.«

»Aber Hunde dieser Rasse sind reizbar, Schatz. Bei einem reizbaren Hund kann man nie wissen.«

»Wahrscheinlich hast du Recht.«

»Allerdings ist Muff in, obwohl er dich angegriffen hat, normalerweise tatsächlich ein süßes kleines Hündchen. Was soll Maria von dir denken, wenn du ihr erzählst, dass du das arme Ding mit einem Spaten verdroschen hast?«

»Ich habe schließlich um mein Leben gekämpft, oder etwa nicht?«

»Sie wird es brutal von dir finden.«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich den Hund geschlagen habe.«
Lächelnd, mit seitlich geneigtem Kopf, betrachtete Agnes ihn in spöttischer Erwartung.

Joey starrte finster und unschlüssig vor sich hin, verlagerte das Gewicht von einem Fuß auf den anderen, seufzte, verdrehte die Augen zur Decke, verlagerte wieder sein Gewicht, und benahm sich alles in allem wie ein Zirkusbär, der sein nächstes Kunststückchen vergessen hat.

Schließlich brummte er: »Also es war so: Ich habe den Spaten genommen, in aller Eile ein Loch gegraben und Muffin bis zum Hals eingegraben - bis er sich beruhigt hatte.«

»Das ist also deine Geschichte?«

»Und ich bleibe dabei.«

»Nun ja, dann hast du Glück, dass Marias Englisch so >schlimm< ist.«

»Könntest du nicht einfach ihr Geld annehmen?«, fragte er.

»Klar. Ich könnte auch Rumpelstilzchen spielen und eins ihrer Kinder als Bezahlung von ihr fordern.«

»Ich mochte diese Hose.«

Während sie ihm den Rücken kehrte, um durch die Diele in Richtung Küche zu gehen, sagte Agnes: »Sie ist wieder so gut wie neu, wenn sie sie geflickt hat.«

»Und das da? Ist das etwa meine graue Strickjacke?«, rief er ihr nach. »Was hast du mit meiner Strickjacke gemacht?«

In der Küche knabberte Maria an ihrem Rosinenbrötchen.

Agnes ließ die kaputten Kleidungsstücke auf einen der Stühle am Frühstückstisch fallen.

Nachdem sie sich die Hände umständlich mit einer Papierserviette abgewischt hatte, begutachtete Maria die Stücke eingehend. Sie verdiente sich ihren Lebensunterhalt als Näherin in der chemischen Reinigung von Bright Beach. Jeder lose hängende oder fehlende Knopf, jede aufgerissene Naht entlockte ihr ein neues Zungenschnalzen.

»Joey ist so nachlässig mit seinen Anzihsachen.«

»Männer«, bemerkte Maria mitfühlend.

Ihr Mann Rico - ein Trunkenbold und Spieler - hatte sie mit den beiden kleinen Töchtern sitzen lassen und war mit einer anderen Frau auf und davon. Zweifellos hatte er das Haus in einem tadellos sauberen, perfekt gebügelten und ordentlich geflickten Anzug verlassen.

Die Näherin hielt die Khakihose in die Höhe und zog die Brauen hoch.

Während sie sich an den Tisch setzte, sagte Agnes: »Ein Hund hat ihn angefallen.«

Maria riss die Augen auf. »Pitbull? Deutscher Schaf?«

»Ein kleiner Terrier.«

»Wie sieht so ein Hund aus?«

»Muffin, von nebenan. Du kennst ihn.«

»Das war kleine Muff in?«

»Es ist eine reizbare Rasse.«

»*Que?* «

»Muffin war schlecht gelaunt.«

»*Que?* «

Agnes stöhnte leise auf. Schon wieder eine Wehe. Nicht stark, aber seit der letzten war nur relativ wenig Zeit vergangen. Sie presste die Hände gegen ihren überdimensionalen Bauch und atmete langsam und tief durch, bis der Schmerz nachließ.

»Na, egal.«, sagte sie, als wäre Muffins untypische Angriffslust nunmehr hinreichend erklärt, »mit der Stopfarbeit müssten die nächsten zehn Stunden bezahlt sein.«

Marias Gesicht zog sich in Falten wie ein Stück braunes Tuch, das mit ein paar schnellen Stichen gerafft wird. »Sechs Stunden.«

»Zehn.«

»Sechs.«

»Neun.«

»Sieben.«

»Neun.«

»Acht.«

»In Ordnung«, sagte Agnes schließlich. »Jetzt steck die drei Dollar ein, damit wir endlich mit dem Unterricht anfangen können, bevor mir noch das Wasser abgeht.«

»Wasser kann gehen?«, fragte Maria mit einem Blick auf den Wasserhahn über dem Spülbecken. Sie seufzte. »Ich muss noch so viel zu lernen.«

07. Kapitel

Wolkenschwärme schoben sich vor die spätnachmittägliche Sonne, und der Himmel über Oregon färbte sich da, wo er noch hervorlugte, saphirblau. Polizeibeamte sammelten sich wie glutäugige Krähen in den länger werdenden Schatten des Feuerwachturms.

Weil der Turm auf einem Höhengrat stand, der die Grenzlinie zwischen bezirks- und staatseigenem Land bildete, waren die meisten der anwesenden Polizisten zwar örtliche Beamte, aber es waren auch zwei Leute der State Police hinzugekommen. In Begleitung der beiden uniformierten Trooper befand sich ein kräftig gebauter Mann in Zivil. Er trug eine locker fallende schwarze Hose und ein graues Sportjackett mit Fischgrätmuster. Das Gesicht des Mannes, der einen Bürstenhaarschnitt hatte, war beinahe so flach wie ein Pfannenboden, sein erstes Kinn nur schwach angedeutet, sein zweites Kinn stärker ausgeprägt und der Grund seiner Anwesenheit für Junior ein Rätsel. Als Teilnehmer an einer Konferenz der Nullen wäre der Endvierziger selbst in einer zehntausendköpfigen Versammlung wahrscheinlich als Letzter aufgefallen, wäre nicht das Feuermal um sein rechtes Auge gewesen, das den Nasenrücken fast vollständig verfärbte, die halbe Stirn mit leuchtendem Rot überzog und wieder nach unten zur Wange verlief, deren obere Hälfte es bedeckte.

Die Beamten unterhielten sich die meiste Zeit im Flüsterton. Vielleicht war Junior aber auch zu aufgewühlt, um sie deutlicher zu verstehen.

Es fiel ihm schwer, sich auf das zu konzentrieren, was um ihn herum vorging. In seinem Kopf wälzten sich die Gedanken wie die schwere, ölige, düster-bedrohliche See im Auge des Hurrikans. Nachdem er den Weg über die Feuerwehrstraße im Trab zurückgelegt hatte, war er völlig außer Atem bei seinem Che-vy angekommen, und während der rasanten Fahrt nach Spruce Hill, der nächstgelegenen Stadt, war er immer tiefer in diese eigenartige Gemütsverfassung hineingeraten. Schließlich war er so unsicher gefahren, dass ein Polizeiwagen versucht hatte, ihn anzuhalten, aber zu diesem Zeitpunkt war er nur noch einen Straßenzug von einem Krankenhaus entfernt gewesen und hatte seine Fahrt unbeirrt bis

dorthin fortgesetzt, war so rasant in die Einfahrt eingebogen, dass er über den Bordstein holperte und um ein Haar einen geparkten Wagen gerammt hätte, war mit quietschenden Reifen in einer Halteverbotszone vor der Notaufnahme zum Stehen gekommen, wie ein Betrunkener aus dem Chevy getorkelt und hatte dem Streifenpolizisten zugeschrien, er solle einen Krankenwagen alarmieren, *einen Krankenwagen, schnell.*

Auf der gesamten Rückfahrt zu dem Höhenkamm, auf dem Beifahrersitz eines Polizeifahrzeugs neben einem Polizisten sitzend, dicht gefolgt von einem Krankenwagen und mehreren Streifenwagen, hatte Junior krampfhaft gezittert. Beim Versuch, die Fragen des Polizeibeamten zu beantworten, hatte sich seine ungewohnt dünne Stimme ständig überschlagen, und er hatte nichts weiter herausgebracht als immer wieder ein krächzendes: »O Gott, o mein Gott.«

Auf einem durch eine schattige Schlucht führenden Straßenstück war ihm beim Anblick der rhythmisch rotierenden Signallichter, die das Schiefergestein zu beiden Seiten der Straße in einen blutrot pulsierenden Widerschein tauchten, der kalte Schweiß ausgebrochen. Hin und wieder, wenn die Sirenen heulten, damit die Straße vor ihnen frei gemacht wurde, verspürte er einen unbändigen Drang, in das Geheul einzufallen und seine Angst, seine Qual, seine Verwirrung und seine Trauer laut herauszuschreien.

Er unterdrückte den Impuls jedoch, weil er spürte, dass er, wenn er diesem erst einmal freien Lauf ließ, nicht mehr aufhören können würde zu schreien.

Als er aus dem stickigen Wageninneren ausstieg, schlug ihm die frische Luft entgegen, die ihm jetzt viel kälter erschien als bei seinem überstürzten Aufbruch von diesem Ort. Mit weichen Knien stand er da, bis sich alle Polizisten und Sanitäter um ihn versammelt hatten. Dann führte er sie, mit unsicheren Schritten, immer wieder über kleine Steine stolpernd, die alle anderen leichtfüßig überquerten, durch das wild wuchernde Gras zu Naomi. Junior war klar, dass ihm die Schuld so deutlich ins Gesicht geschrieben stand wie keinem Menschen vor ihm seit dem ersten Sündenfall im paradiesischen Garten Eden. Die Schweißausbrüche, das krampfhafte Zittern, das ihn in regelmäßigen Abständen befiel, der defensive Ton in seiner Stimme, den er nicht unterdrücken

konnte, die Tatsache, dass er es nicht schaffte, irgendjemandem länger als ein paar Sekunden lang gerade in die Augen zu sehen - all das waren verräterische Zeichen, die keinem dieser erfahrenen Kriminalisten entgehen konnten. Er musste sich unbedingt wieder in den Griff bekommen, wusste aber nicht, wo er ansetzen sollte.

Und jetzt wieder die Leiche seiner jungen Frau.

Durch das Absinken des Blutes zur Körperunterseite hatten sich bereits Leichenflecke gebildet, und die Oberseite ihrer bloßen Beine und Arme sowie ihr Gesicht waren von geisterhafter Blässe überzogen.

Ihr lebloser Blick war verblüffend klar. Interessant, dass beim Aufprall kein einziges Äderchen in ihren schönen lavendelblauen Augen geplatzt war. Kein Blut, nur ungläubiges Erschrecken.

Junior spürte die Blicke sämtlicher Polizisten im Nacken, als er auf den Leichnam hinunterstarrte, und er überlegte krampfhaft, was ein unschuldiger Ehemann in dieser Situation tun oder sagen würde, aber seine Fantasie ließ ihn im Stich. Er konnte keinen klaren Gedanken fassen.

Sein innerer Aufruhr nahm stetig zu, und auch nach außen hin wurde immer deutlicher sichtbar, wie heftig es in ihm brodelte.

Trotz der Kühle des hereinbrechenden Abends schwitzte er wie ein Mann, dem die Fesseln auf dem elektrischen Stuhl schon angelegt wurden; der Schweiß lief ihm in Strömen, in wahren Sturzbächen herunter. Er zitterte so stark, dass er fast zu hören glaubte, wie seine Knochen wie die Schalen hart gekochter Eier in einem brodelnden Topf klappernd gegeneinander schlugen.

Hatte er sich wirklich eingebildet, ungeschoren davonzukommen?

Er musste vorübergehend den Verstand verloren, unter Wahnvorstellungen gelitten haben.

Einer der Sanitäter ging neben Naomi in die Knie, um ihren Puls zu fühlen, obwohl eine solche Formalität unter den gegebenen Umständen einigermaßen überflüssig zu sein schien.

Jemand schob sich dichter an Junior heran und fragte: »Wie, sagten Sie, ist es passiert?«

Junior hob den Kopf und blickte in die Augen des stämmigen Mannes mit dem Feuermal. Es waren graue Augen, hart wie Nagelköpfe, aber klar und überraschend schön in diesem sonst so unansehnlichen Gesicht.

Die Stimme des Mannes dröhnte hohl in Juniors Ohren, als würde

sie vom anderen Ende eines Tunnels zu ihm dringen. Oder vom Ende des Korridors in einem Todestrakt, auf dem langen Marsch von der Henkersmahlzeit zur Hinrichtungsstätte.

Junior legte den Kopf in den Nacken und blickte zu der Stelle der Aussichtsplattform hinauf, an der das Gelände herausgebrochen war.

Er merkte, dass die anderen seinem Blick folgten.

Keiner sagte ein Wort. Es herrschte Grabesstille. Die Krähen waren vom Himmel verschwunden, nur ein einzelner Falke schwebte lautlos hoch oben über dem Turm wie ein Richter, der seinen Delinquenten fest ins Auge gefasst hat.

»Sie. Hat. Getrocknete Aprikosen. Gegessen.« Es war kaum mehr als ein Flüstern, aber Junior war sich sicher, dass diese uniformierten, wenn auch nicht amtlich bestellten Geschworenen jedes Wort verstehen konnten, so still war es hier auf der Anhöhe.

»Sie ist. Um die Plattform. Rumgegangen. Stehen geblieben. Die Aussicht. Sie. Sie. Sie hat sich angelehnt. Und dann war sie weg.«

Abrupt wandte sich Junior Cain von dem Turm, vom Leichnam seiner verlorenen Liebe weg, ging in die Knie und erbrach sich.

Erbrach sich in einem solchen Schwall, wie er sich in den schlimmsten Momenten einer Krankheit noch nie übergeben hatte.

Bitter, breiig, in keinem Verhältnis zu dem bescheidenen

Mittagessen, das er zu sich genommen hatte, quoll eine abscheulich riechende Masse von Erbrochenem aus ihm hervor. Er spürte keine

Übelkeit, aber seine Bauchmuskeln zogen sich so schmerzhaft

zusammen, dass er beinahe das Gefühl hatte, in der Mitte entzwei geschnürt zu werden, und es kam noch ein Schwall und noch einer,

ein Krampf nach dem anderen, bis er nur noch gallegrünen Schleim spuckte, und das musste es nun gewesen sein, war es aber nicht,

denn schon stieg ihm wieder Galle hoch, so bitter, dass die Schleimhäute im Mund davon brannten - *lieber Gott, bitte nicht* -

immer noch mehr. Sein ganzer Körper wurde von Krämpfen geschüttelt. Irgendein Ekel erregender Brocken geriet ihm in die

Lufttröhre und er musste würgen. Er kniff die tränenden Augen zu, um den widerlichen Schwall nicht sehen zu müssen, aber den

Gestank konnte er nicht loswerden.

Einer der Sanitäter hatte sich über ihn gebeugt und ihm eine kühle Hand in den Nacken gelegt. Dieser Mann sagte jetzt mit scharfer

Stimme: »Kenny! Wir haben hier eine Hämatemesis!«

Hastige Schritte bewegten sich zum Krankenwagen. Kenny vermutlich. Der zweite Sanitäter.

Während seiner Ausbildung zum Physiotherapeuten hatte Junior nicht nur Massagekurse besucht, und daher wusste er, was Hämatemesis bedeutete. *Hämatemesis*: Erbrechen von Blut. Gerade, als er die Augen öffnete und blinzelte, um die Tränen zurückzudrängen, zog sich sein Magen wieder in heftigen Krämpfen zusammen, und er sah, dass der wässrig-grüne Schleim, der ihm aus dem Mund quoll, mit roten Fäden durchzogen war. Hellrot. Blut aus dem Magen wäre dunkel gewesen. Die Blutungsquelle musste demnach im Rachenraum liegen. Es sei denn, durch die Heftigkeit dieser unerbittlichen Konvulsionen war im Magen eine Arterie geplatzt, was wiederum bedeuten würde, dass er gerade sein Leben auskotzte.

Er fragte sich, ob der Falke in immer enger werdenden Kreisen näher gekommen war wie die herabstoßende Gerechtigkeit, konnte aber den Kopf nicht heben, um nachzusehen.

Jetzt stellte er fest, dass man ihn, ohne dass er es gemerkt hatte, aus der knienden Haltung in eine rechte Seitenlage gebracht hatte. Den Kopf höher gelegt und von einem der Sanitäter schräg gehalten, damit er Galle und Blut ausspucken konnte, ohne daran zu ersticken.

Der schneidende Schmerz, der ihm die Eingeweide zerriss, war irgendwie merkwürdig, als wäre er im Delirium. Mit ungeminderter Kraft schwappten die antiperistaltischen Wellen durch Duodenum, Magen und Ösophagus, und er schnappte, allerdings ohne viel Erfolg, nach jedem neuerlichen Schwall krampfhaft nach Luft. Etwas Kaltes, Feuchtes dicht über seiner linken Armbeuge. Ein stechender Schmerz. Man hatte ihm den linken Arm mit einem elastischen Gummischlauch abgebunden, damit die Vene deutlicher hervortrat, und was er gespürt hatte, war der Einstich einer Injektionsnadel gewesen.

Bestimmt hatten sie ihm ein Medikament gegen Übelkeit gespritzt. Und höchstwahrscheinlich würde es nicht schnell genug wirken, um ihm das Leben zu retten.

Er glaubte hören zu können, wie messerscharfe Flügel leise zischend die Januarluft zerschnitten. Er wagte nicht aufzublicken. Seine Kehle füllte sich wieder.

Der Toteskampf.

Dunkelheit flutete in seinen Kopf, als wäre es das Blut, das aus seinem überquellenden Magen und Ösophagus unaufhaltsam höher stieg.

08. Kapitel

Nachdem sie den Englischunterricht beendet hatten, machte sich Maria Elena Gonzalez mit einer Plastiktüte voller sorgsam zerrissener Kleider und einer Papiertüte mit Kirschmuffins für ihre beiden Töchter auf den Heimweg.

Nachdem Agnes die Haustür zugemacht hatte, drehte sie sich um und stieß auf einmal mit ihrem dicken Bauch gegen Joey. Seine Brauen schossen in die Höhe, und er legte seine Hände schützend über ihre aufgeblähte Mitte, als wäre sie zerbrechlicher als ein Vogelei und kostbarer als eines von Faberge.

»Jetzt?«, fragte er.

»Ich würde gern noch ein bisschen in der Küche aufräumen.«

In flehendem Ton: »Agnes, bitte.«

Er erinnerte sie an den Sorgenbär aus dem Bilderbuch, das sie schon für das Baby gekauft hatte.

Der Sorgenbär hat Sorgen in den Taschen. Unter dem Strohhut und in beiden Gamaschen. Trägt Sorgen auf dem Buckel und unter dem Arm. Doch der gute alte Sorgenbär hat auch seinen Charme.

Weil die Wehen inzwischen stärker geworden waren und in rascherer Folge kamen, sagte Agnes: »Na schön, aber ich möchte Edom und Jacob noch kurz sagen, dass wir jetzt losfahren.« Edom und Jacob Isaacson, ihre beiden älteren Brüder, hatten je eine kleine Wohnung über der Vierergarage an der rückwärtigen Grundstücksgrenze.

»Ich habe den beiden schon Bescheid gesagt«, sagte Joey, während er auf dem Absatz kehrte und die Tür des Die-lenschanks so schwungvoll aufriss, dass Agnes schon fürchtete, die Tür könnte aus den Angeln brechen.

Er zog ihren Mantel hervor wie ein Zauberer das Kaninchen aus dem Hut. Und wie durch einen Zauber steckten im nächsten Augenblick ihre Arme in den Ärmeln und der Kragen schloss sich um ihren Hals, obwohl sie angesichts ihrer Leibesfülle in letzter Zeit einiges an taktischer Klugheit und Beharrlichkeit aufbringen musste, um über eine Mütze hinaus überhaupt irgendetwas anzuziehen.

Als sie sich wieder zu ihm umdrehte, war er bereits selbst in seine Jacke geschlüpft und hatte sich den Wagenschlüssel vom Flurtisch

geschnappt. Als wäre sie schwach und hilfsbedürftig, stützte er mit der linken Hand ihren rechten Arm und zog sie zur Haustür hinaus auf die Eingangsveranda.

Er hielt sich nicht damit auf, das Haus zu verschließen. 1965 wurden Diebe und Einbrecher in Bright Beach so selten gesichtet wie ein umherstreifender Brontosaurus.

Der Tag ging allmählich zur Neige, und es sah aus, als würde der Himmel an grauen Lichtfäden, die sich zunehmend schneller und schneller zur Spule des westlichen Horizonts hin aufrollten, immer tiefer zur Erde heruntergezogen. Die Luft roch nach Regen, der jeden Moment losbrechen wollte.

Der käfergrüne Pontiac, der in der Auffahrt geparkt war, strahlte in einem Glanz, als wollte er die Natur herausfordern, hie und da eine Regenfront vorbeizuschicken. Joey nahm es mit der Wagenpflege sehr genau, weshalb er in einer Gegend, die ein weniger lackfreundliches Klima aufwies als das sonnige Südkalifornien, wahrscheinlich nicht die Zeit gefunden hätte, seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

»Alles klar?«, fragte er, während er die Beifahrertür aufmachte und ihr in den Wagen half.

»Klar wie Kloßbrühe.«

»Ganz sicher?«

»So sicher wie das Amen in der Kirche.«

Im Wageninneren duftete es angenehm nach Zitronen, obwohl am Rückspiegel keiner dieser kitschigen Lufterfri-scher baumelte. Das Leder der Sitze, die regelmäßig mit Spezialseife gereinigt wurden, war weicher und geschmeidiger als an dem Tag, an dem der Wagen in Detroit vom Band gerollt war, und das Armaturenbrett blitzte nur so vor Sauberkeit.

Joey öffnete die Fahrertür, schwang sich hinter das Steuer und sagte: »Fühlst du dich wirklich wohl?«

»So wohl wie ein Fisch im Wasser.«

»Du siehst blass aus.«

»Ich bin fit wie ein Turnschuh.«

»Nimmst du mich etwa auf den Arm?«

»Du bittest so lieb darum, auf den Arm genommen zu werden, dass ich gar nicht anders kann.«

Just in dem Augenblick, als Joey die Tür zuzog, kam die nächste Wehe. Agnes verzog das Gesicht und sog zischend die Luft

zwischen den Zähnen ein.

»O nein«, stöhnte der Sorgenbär. »O nein.«

»Du liebe Zeit, Schätzchen, beruhige dich. Das sind keine normalen Schmerzen. Es sind freudige Schmerzen. Wir werden unser kleines Mädchen in den Armen halten, noch bevor der Tag zu Ende geht.«

»Unseren kleinen Jungen.«

»Vertrau auf meinen Mutterinstinkt.«

»Väter haben auch so etwas wie einen Instinkt.« Er war so nervös, dass er sich eine halbe Ewigkeit mit klirrendem Schlüssel am Zündschloss zu schaffen machen musste, bevor es ihm gelang, ihn hineinzustecken. »Besser, wenn es ein Junge wird, dann hast du wenigstens immer einen Mann im Haus.«

»Hast du vor, mit einer Blondine durchzubrennen?«

Er schaffte es nicht, den Wagen anzulassen, weil er den Schlüssel immer wieder verkehrt herumdrehte. »Du weißt schon, was ich meine. Ich werde dir noch lange erhalten bleiben, aber Frauen überleben ihre Männer in der Regel um einige Jahre. Die Versicherungsstatistiken irren sich da nicht.«

»Es spricht der Versicherungsvertreter.«

»Aber es stimmt«, sagte er und drehte den Schlüssel zur richtigen Seite, sodass der Motor endlich ansprang.

»Willst du mir eine Police andrehen?«

»Ich habe heute niemandem sonst eine verkauft. Von irgendwas müssen wir ja leben. Wirklich alles in Ordnung mit dir?«

»Ein bisschen ängstlich«, sagte sie.

Anstatt den Gang einzulegen, griff er mit seiner Bärenpranke nach ihren beiden Händen. »Stimmt irgendetwas nicht?«

»Ich habe Angst, dass du uns frontal gegen einen Baum fährst.«

Er wirkte gekränkt. »Ich bin der sicherste Fahrer von ganz Bright Beach. Das beweist mein Schadensfreiheitsrabatt.«

»Heute bist du das bestimmt nicht. Wenn du so lange brauchst, um den Gang einzulegen, wie es gedauert hat, den Schlüssel ins Zündschloss zu stecken, kann unser kleines Mädchen schon allein sitzen und »Papa« sagen, bevor wir im Krankenhaus angekommen sind.«

»Unser kleiner Junge.«

»Beruhige dich einfach.«

»Ich bin ganz ruhig«, sagte er selbstsicher.

Dann löste er die Handbremse, legte anstelle des Vorwärtsgangs den

Rückwärtsgang ein und schoss an der Schmalseite des Hauses entlang weiter die Auffahrt hoch. Erschrocken trat er auf die Bremse.

Agnes sagte nichts, bis er drei- oder viermal langsam und tief durchgeatmet hatte, dann deutete sie zur Windschutzscheibe. »Zum Krankenhaus geht es in diese Richtung.«

Mit betretener Miene sah er sie an. »Alles in Ordnung mit dir?«

»Unser kleines Mädchen wird ihr Leben lang rückwärts gehen, wenn du im Rückwärtsgang bis zum Krankenhaus fährst.«

»Wenn es ein Mädchen ist, wird sie bestimmt genauso werden wie du«, sagte er. »Und ich glaube nicht, dass ich mit zweien von deiner Sorte fertig werde.«

»Mach dir nichts draus, es hält dich jung.«

Umständlich schaltete Joey in den Vorwärtsgang und ließ den Wagen dann über die Auffahrt zur Straße rollen, wo er zunächst anhielt und mit so misstrauisch zusammengekniffenen Augen in alle Richtungen spähte wie ein Marineinfanterist, der gefährliches Terrain auskundschaftete. Erst dann bog er nach rechts in die Straße ein.

»Kümmere dich darum, dass Edom morgen früh die Kuchen ausliefert«, sagte Agnes.

»Jacob hat gesagt, es macht ihm nichts aus, es zur Abwechslung einmal zu übernehmen.«

»Er jagt den Leuten Angst ein. Kein Mensch würde einen Kuchen essen, den Jacob geliefert hat, ohne den Kuchen vorher im Labor untersuchen zu lassen.«

Regen durchbohrte die Luft und stickte mit flinken Nadeln ein silbernes Muster auf den Asphalt.

Joey schaltete die Scheibenwischer ein und sagte: »Das ist meines Wissens das erste Mal, dass du zugibst, auch nur *einer* deiner Brüder könnte sonderbar sein.«

»Nicht sonderbar, Liebling. Nur ein bisschen exzentrisch.«

»Etwa so sehr, wie Wasser nass ist.«

Sie sah ihn missbilligend Stirn an. »Du hast doch nichts dagegen, dass sie bei uns wohnen, Joey, oder? Sie mögen vielleicht exzentrisch sein, aber ich liebe sie innig.«

»Ich doch auch«, sagte er und schüttelte dann lächelnd den Kopf.

»Aber gegen die beiden wirkt ein überängstlicher Versi-cherungstreter wie ich wie ein unbeschwertes

Schulmädchen.«

»Jedenfalls gibst du jetzt einen ausgezeichneten Chauffeur ab«, sagte sie und zwinkerte ihm dabei zu.

Er war tatsächlich ein erstklassiger Fahrer: Mit seinen dreißig Jahren hatte er noch keinen einzigen Strafzettel kassiert und auch noch nie einen Unfall gehabt.

Seine Fahrkünste und die Tatsache, dass er von Natur aus ein vorsichtiger Mensch war, nützten ihm jedoch nichts, als ein Lieferwagen der Marke Ford eine rote Ampel überfuhr, zu spät abgebremst wurde und deshalb mit hoher Geschwindigkeit in die Fahrertür des Pontiacs krachte.

09. Kapitel

Hin und her schaukelnd wie in unruhigen Gewässern, gequält von einem unheimlichen, heulenden Ton, sah Junior das Bild einer Gondel auf einem schwarzen Fluss vor sich, von dessen Bug ein geschnitzter Drachen aufragte, wie er einmal einen auf dem Umschlag eines fantastischen Romans gesehen hatte, in dem die Besatzung eines Wikingerschiffs eine wichtige Rolle spielte. Der Gondoliere war allerdings kein Wikinger, sondern eine hoch gewachsene, mit einer schwarzen Kutte bekleidete Gestalt, deren Gesicht im Schatten einer übergroßen Kapuze verborgen war; er trieb das Boot nicht mit der sonst üblichen Stake voran, sondern mit einem Ding, das wie eine aus Menschenknochen zusammengeschweißte Stange aussah. Der Fluss verlief unterirdisch, der Himmel über ihm war ein Felsengewölbe, und an seinem Ufer loderten Feuer, aus deren Richtung der unangenehme Ton kam, ein Wutgeheul, erfüllt von Schmerzen und furchtbarer Not.

Wie immer hatte die Realität nichts Übernatürliches an sich: Als er die Augen aufschlug, stellte er fest, dass er in einem Krankenwagen lag, in jenem, der ursprünglich für Naomi bestimmt gewesen war. Sie würde man nun wohl mit einem Leichenwagen abholen lassen. Der Mann, der ihn versorgte, war auch kein Schiffer oder Dämon, sondern einer der Sanitäter. Das Geheul stammte von einem Martinshorn.

Seine Magengegend fühlte sich an, als hätten ein paar professionelle Schläger ihn erbarmungslos mit Fäusten und Bleirohren bearbeitet. Sein Herz schien sich mit jedem Schlag schmerzvoll gegen einen beengenden Käfig aus Stahlbändern zu stemmen, sein Hals war wund.

Eine Sauerstoffmaske war mit zwei Klemmen an seiner Nasenscheidewand befestigt. Der frische, kühle Luftstrom war angenehm. Er hatte jedoch immer noch den ekelhaften Geschmack des Mageninhalts im Mund, dessen er sich entleert hatte, und Zunge und Zähne fühlten sich an, als wären sie mit pelzigem Schimmel überzogen.

Wenigsten musste er nicht mehr würgen.

Bei dem Gedanken ans Erbrechen zog sich sein Bauchmuskulatur

augenblicklich zusammen wie die Muskeln eines Froschs im Versuchslabor, dem ein Stromschlag versetzt wurde. Entsetzt stieg in ihm auf und schnürte ihm den Hals zu.

Was ist los mit mir?

Der Sanitäter riss das Beatmungsgerät von der Nase seines Patienten, brachte dessen Kopf eilig in eine höhere Lage und griff nach einem Zellstofftuch, um das dünne Rinnsal von Erbrochenem aufzufangen.

Junior spürte, wie ihn sein Körper neuerlich im Stich ließ, und zwar, was er als beängstigend und demütigend empfand, so gründlich, dass er sämtliche Körpersäfte mit Ausnahme der Hirn- und Rückenmarksflüssigkeit von sich gab. In diesem Moment wünschte er sich, er hätte sich statt in dem schaukelnden Krankenwagen tatsächlich in einer Gondel auf den Fluten des Styx befunden, um endlich von allem Leiden erlöst zu sein.

Als der Würgereiz schließlich nachließ und Junior sich schauernd ob des abscheulichen Gestanks, der von seinen besudelten Kleidern aufstieg, auf das ebenfalls beschmutzte Kissen zurücksinken ließ, kam ihm plötzlich ein Gedanke, der entweder vom reinen Wahnsinn oder von der logischen Schlussfolgerung eines hervorragenden Verstandes getragen war: *Naomi, diese widerliche Schlampe, sie hat mich vergiftet!*

Dem Sanitäter, der Juniors rechtes Handgelenk hielt und die Fingerspitzen gegen dessen Schlagader gedrückt hatte, konnte die raketenhafte Beschleunigung seines Pulses nicht entgehen.

Junior und Naomi hatten ihre getrockneten Aprikosen aus derselben Tüte gegessen. Hatten hineingegriffen, ohne hinzusehen. Wahllos Früchte in ihre Handfläche geschüttet. Sie konnte unmöglich Einfluss darauf genommen haben, welche Aprikosen er bekam und welche sie selbst verzehrte.

Hatte sie sich etwa selbst auch vergiftet? War es ihre Absicht gewesen, ihn zu vergiften und gleichzeitig Selbstmord zu begehen? Das hätte die fröhliche, lebensbejahende, stets gut gelaunte, gottesfürchtige Naomi nie getan. Sie hatte jeden Tag durch einen goldenen Schleier betrachtet, der von der Sonne in ihrem Herzen herrührte.

Er hatte diese Empfindung einmal in ihrer Gegenwart ausgesprochen. Goldener Schleier, Sonne in ihrem Herzen. Sie war dahingeschmolzen bei seinen Worten, die Tränen waren ihr in die

Augen geschossen, und der anschließende Sex war umwerfender gewesen denn je.

Wahrscheinlich hatte sich das Gift eher im Käsesandwich oder in seiner Wasserflasche befunden.

Sein Herz schrie auf bei der Vorstellung, die süße Naomi könne eines solchen Verrats fähig gewesen sein. Die sanftmütige, großzügige, aufrichtige, freundliche Naomi hätte niemanden umbringen können - schon gar nicht den Mann, den sie liebte.

Sofern sie ihn überhaupt geliebt hatte.

Der Sanitäter pumpte die Manschette des Blutdruckmessers auf. Unter dem Eindruck des Gedankens, dass Naomis Liebe eine Lüge gewesen sein mochte, war Juniors Blutdruck vermutlich so in die Höhe geschossen, dass ihn gleich der Schlag treffen würde.

Vielleicht hatte sie ihn nur aus diesem Grund geheiratet ... Nein, jetzt geriet er in eine Sackgasse. Er besaß ja überhaupt kein Geld.

Na schön, sie hatte ihn also wirklich geliebt. Sie hatte ihn bewundert. Das Wort »angebetet« war gewiss nicht übertrieben.

Nachdem ihm aber einmal die Möglichkeit eines Verrats in den Sinn gekommen war, konnte Junior sein Misstrauen nicht mehr gänzlich abschütteln. Auf seiner Erinnerung an die gute Naomi, die stets mehr gegeben als genommen hatte, würde für immer der Schatten eines Zweifels lasten.

Schließlich kannte man niemanden ganz genau, konnte nie *wirklich* bis in den letzten Winkel seiner Gedanken oder seines Herzens blicken. Kein Mensch war vollkommen. Auch ein Mensch, der sich nach außen hin so selbstlos gab wie ein Heiliger, konnte im Grunde seines Herzens ein Ungeheuer sein, erfüllt von unaussprechlichen Sehnsüchten, wenngleich er diesen vielleicht nur ein einziges Mal oder gar niemals nachgab.

Er selbst beispielsweise, da war er sich nahezu sicher, würde nie wieder in Versuchung geraten, eine Ehefrau zu ermorden.

Angesichts dieses furchtbaren Zweifels, der jetzt seine Erinnerung an Naomi trübte, konnte er sich nicht einmal vorstellen, dass er je wieder genügend Vertrauen zu einer Frau fassen würde, um das Ehegelübde ein zweites Mal abzulegen.

Junior schloss seine müden Augen und ließ es dankbar über sich ergehen, als der Sanitäter ihm die schweißnasse Stirn und die verkrusteten Lippen mit einem kühlenden feuchten Lappen abtupfte.

Naomis schönes Gesicht tauchte vor seinem inneren Auge ~~~attf,

und einen Moment lang sah sie geradezu engelhaft aus, - aber gleich darauf glaubte er in ihrem beseelten Lächeln wieder eine gewisse Hinterhältigkeit zu entdecken, ein irritierendes, berechnendes Glitzern in ihren einst so gütigen Augen.

Dass er seine geliebte Frau verloren hatte, war ein Schmerz, der eine bleibende Wunde hinterlassen würde; dass aber seinem strahlenden Bild von ihr nun der Makel eines Verdachts anhaftete, war noch viel schlimmer. Naomi war nicht mehr da, um ihm Trost und Beschwichtigung zu bieten, und er hatte nun nicht einmal mehr eine ungetrübte Erinnerung, die ihn aufrechterhalten konnte. Wie immer war es nicht die Tat selbst, die ihn beunruhigte, sondern deren *Folgen*.

Der dunkle Schatten auf Naomis Erinnerung erfüllte ihn mit einer dermaßen tiefen, dermaßen entsetzlichen Traurigkeit, dass er befürchtete, es nicht länger ertragen zu können. Seine Lippen wurden schlaff und bebten, nicht, weil ihn ein neuerlicher Brechreiz schüttelte, sondern vor Trauer, oder zumindest von einem Gefühl herrührend, das Trauer sehr nah kam. Tränen stiegen ihm in die Augen.

Wahrscheinlich hatte ihm der Sanitäter abermals eine Spritze gegeben, ein Beruhigungsmittel vielleicht. Jedenfalls weinte Junior Cain, während der Krankenwagen an diesem bedeutungsvollen Tag mit heulender Sirene dahinholtete, inbrünstig, aber leise vor sich hin - bis er in traumlosem Schlaf vorübergehend Frieden fand.

Als er wieder erwachte, lag er mit leicht höher gelagertem Oberkörper in einem Krankenhausbett. Die einzige Lichtquelle war das eine Fenster im Raum; das aschfahle Licht, das hereindrang, war zu düster, als dass man von einem Schein hätte sprechen können, in graue Streifen geschnitten von den schräg gestellten Lamellen einer Jalousie. Der größte Teil des Raums lag im Dunkeln.

Er hatte immer noch einen säuerlichen Geschmack im Mund, wenn er ihm auch nicht mehr so ekelhaft vorkam wie zuvor. Die Luft war von Gerüchen erfüllt, die wunderbar sauber und belebend waren - Desinfektionsmittel, Bohnerwachs, frisch gewaschene und gebügelte Bettwäsche -, nichts erinnerte mehr an die üblen Ausdünstungen von Körperflüssigkeiten.

Er fühlte sich unendlich müde und kraftlos. Ihm war, als hätte man eine schwere Last auf ihm aufgetürmt, die ihn nun niederdrückte.

Selbst die Augen offen zu halten, empfand er als anstrengend. Neben dem Bett stand ein Infusionsgestell, von dem eine Flüssigkeit in seine Vene tröpfelte, eine Flüssigkeit die ihn mit den durch das Erbrechen verlorenen Elektrolyten versorgte und der wahrscheinlich auch ein Mittel gegen den Brechreiz

beigemischt war. Sein rechter Arm war an einer Vorrichtung festgurgurtet, die verhinderte, dass er ihn beugen und versehentlich die Infusionsnadel herausziehen konnte.

Es war ein Zweibettzimmer. Das andere Bett war nicht belegt.

Junior dachte, er sei allein im Zimmer, aber gerade, als er sich stark genug fühlte, um seine Lage zu verändern und es sich bequemer zu machen, hörte er ein Räuspern. Der krächzende, gurgelnde Laut war aus der rechten Zimmerecke hinter dem Fußende seines Betts gekommen.

Unwillkürlich war Junior klar, dass eine Person, die im Dunkeln bei ihm Wache hielt, dies sicher nicht in bester Absicht tat. Ärzte und Krankenschwestern schalteten das Licht ein, wenn sie nach ihren Patienten sahen.

Jetzt war er froh, dass er sich weder bewegt noch einen Laut von sich gegeben hatte. Er wollte sich erst ein möglichst genaues Bild der Lage machen, bevor der andere merkte, dass er wach war.

Da das Kopfende des Krankenbetts schräg aufgestellt war, konnte er die Zimmerecke, in der das Phantom lauerte, beobachten, ohne den Kopf vom Kissen zu heben. Er spähte angestrengt an dem Infusionsgestell und am Fußende des Nachbarbetts vorbei.

Junior befand sich im dunkelsten Bereich des Raums, dem Teil des Zimmers, der am weitesten vom Fenster entfernt war, aber die Ecke, aus der das Räuspern gekommen war, lag in fast ebenso tiefem Schatten. Er starrte so angestrengt in die Finsternis, dass ihm die Augen weh taten, bis er endlich undeutlich die kantigen Umrisse eines Sessels ausmachen konnte. Und in dem Sessel: eine Gestalt, die so schattenhaft war wie der von Kopf bis Fuß verhüllte Gondoliere auf dem Styx.

Juniors Lage war unbequem, ihn schmerzten die Glieder, und er hatte Durst; dennoch verharrte er völlig reglos auf seinem Beobachterposten.

Nach einer Weile wurde ihm bewusst, dass das Gefühl, mit dem er aufgewacht war, dieses Gefühl, von einem Gewicht niedergedrückt zu werden, nicht allein seinen angegriffenen Nerven

zuzuschreiben war: Etwas Schweres lag quer über seinem Bauch. Und dieses Etwas war kalt - so kalt sogar, dass er die Kälte nicht gleich gespürt hatte, weil seine Körpermitte bereits völlig taub war. Ein krampfhaftes Zittern durchlief ihn. Er biss die Zähne zusammen, um ein verräterisches Klappern zu verhindern, das die Aufmerksamkeit desjenigen im Sessel unweigerlich auf ihn gelenkt hätte.

Ohne auch nur eine Sekunde den Blick von der Zimmerecke abzuwenden, begann er angestrengt zu überlegen, was für ein Ding das sein konnte, das da auf seinem Bauch lag. Der geheimnisvolle Beobachter machte ihn so nervös, dass er entgegen seinen Gewohnheiten kaum fähig war, einen klaren Gedanken zu fassen, und auch die Anstrengung, die es ihn kostete, zu verhindern, dass ihm das krampfhafte Zittern einen hörbaren Laut entrang, förderte nicht gerade seine Denkfähigkeit. Je länger er sich außerstande sah, zu begreifen, um was es sich bei diesem eiskalten Ding handelte, umso stärker geriet er in Panik.

Um ein Haar hätte er laut aufgeschrien, als sich das Bild der toten Naomi in seiner Fantasie breit machte, bleicher jetzt als bleich, schattenhaft grau wie das trübe Licht, das durch das Fenster hereinfiel, an manchen Stellen bereits grünlich verfärbt und *kalt*, alle lebendige Wärme aus ihrem Körper gewichen, in dessen Fleisch die Wärme der Zersetzung, die es bald wieder zum Leben erwecken würde, noch nicht zu schwelen begonnen hatte.

Nein. Völlig absurd. Naomi lag nicht schwer wie ein nasser Sack auf ihm. Er teilte das Lager nicht mit einer Leiche. Das war Stoff aus einem E.C.-Comic, aus einem vergilbten *Geschichten aus der Gra/t*-Heftchen.

Und es war auch nicht Naomi, die dort im Sessel saß, sie war nicht aus dem Leichenschauhaus entwichen, um Rache an ihm zu nehmen. Die Toten erwachten nicht wieder zum Leben, weder in dieser Welt noch in einem wie auch immer gearteten Jenseits. Unsinn.

-

Und selbst wenn an einem so albernen Aberglauben etwas Wahres gewesen wäre, verhielt sich dieser Besucher viel zu ruhig und zu geduldig, als dass es eine lebendige Tote, die Reinkarnation einer ermordeten Ehefrau hätte sein können. Es war keine übernatürliche Stille, sondern das ruhige Warten eines Raubtiers, ein animalisches

Lauern. Es war die geschmeidige Reglosigkeit eines Panthers im Unterholz, die Anspannung einer zusammengerollten Schlange, die so gefährlich war, dass sie nicht einmal ein warnendes Klappern hören ließ.

Plötzlich kam Junior die intuitive Erkenntnis, wer das im Sessel war. Mit einem Mal wusste er, dass es der Zivilbeamte mit dem Feuermal war.

Die grau melierte Bürstenfrisur. Das pfannenbodenflache Gesicht. Das Doppelkinn.

Augenblicklich sah Junior das Auge inmitten eines feuerroten Muttermals vor sich, die harte graue Iris wie ein Nagel in der blutigen Handfläche eines Gekreuzigten.

Seine Haut kam ihm von dem schrecklichen kalten Ding, das auf seiner Mitte lastete, völlig eisig vor, aber bei dem Gedanken, dass der Polizist mit dem Feuermal schweigend im Dunkeln saß und ihn beobachtete, gefror ihm selbst das Mark in den Knochen.

Junior hätte es lieber mit einer von den Toten auferstandenen und wutschnaubenden Naomi zu tun gehabt als mit diesem gefährlich ruhigen Mann.

10. Kapitel

Laut krachend wie der Donnerschlag, mit dem sich der Himmel am Tag des Jüngsten Gerichts auf tun würde, bohrte sich der Ford-Lieferwagen seitlich in den Pontiac. Agnes hörte ihren eigenen Entsetzensschrei in der ersten Sekunde, als der Wagen schlingernd seitlich wegrutschte, überhaupt nicht und auch danach nur gedämpft.

Der regennasse Asphalt schimmerte ölig unter den Reifen, und die Straßenkreuzung lag auf halber Höhe einer langen Steigung, sodass die Schwerkraft im Bund mit dem Schicksal gegen sie war. Die Fahrerseite des Pontiacs kippte nach oben. Vor der Windschutzscheibe neigte sich die Hauptstraße von Bright Beach in einem bizarren Winkel. Der Wagen landete scheppernd auf der Beifahrerseite.

Das Fenster in der Tür neben Agnes splitterte, zerbarst. Steiniger Asphalt rauschte Zentimeter von Agnes' Gesicht entfernt unter dem glaslosen Fenster vorbei wie der glänzende Schuppenleib eines Drachen.

Bei Fahrtantritt hatte Joey den Sicherheitsgurt angelegt, Agnes hatte jedoch wegen ihrer Leibesfülle darauf verzichtet, sich anzuschnallen. Sie prallte gegen die Tür, ein stechender Schmerz zuckte ihr durch die rechte Schulter, und sie dachte: O Gott, *das Baby!*

Die Füße gegen den Wagenboden gestemmt, die Linke in den Sitz und die Rechte um den Türgriff gekrallt, betete sie, betete, dass mit dem Baby alles in Ordnung war, dass sie wenigstens lange genug leben würde, um ihr Kind auf die Welt

zu bringen, diese wunderbare Welt, diese grandiose Schöpfung von unendlicher, kostbarer Schönheit. Ob sie selbst die Geburt überlebte, zählte in diesem Augenblick nicht.

Der Pontiac schlitterte jetzt mit blechernem Knirschen auf dem Dach über den Asphalt und drehte sich dabei wie ein Kreisel um sich selbst, und so verzweifelt Agnes sich auch festklammerte, konnte sie doch nicht verhindern, dass sie aus ihrem Sitz nach hinten und zum eingedrückten Wagendach hin rutschte. Sie prallte mit der Stirn heftig gegen die dünne Deckenverkleidung, ihr Rücken wurde gegen die Kopfstütze gepresst.

Wieder hörte sie sich selbst schreien, aber nur einen Moment lang, dann kollidierte der Wagen entweder noch einmal mit dem Lieferwagen oder mit einem anderen Fahrzeug oder schleuderte gegen ein geparktes Auto, so oder so, jedenfalls verschlug es ihr den Atem, und ihr Schreien versiegte zu einem abgehackten Keuchen. Der zweite Zusammenstoß machte aus einer halben Drehung eine ganze. Der Pontiac neigte sich knirschend auf die Fahrerseite, landete schließlich schaukelnd wieder auf allen vier Rädern, schoss über eine Bordsteinkante und bohrte sich mit der Kühlerhaube in die bunt gestrichene Mauer eines Surfboardladens, dessen Schaufenster klirrend in tausend Stücke zersprang.

Der Sorgenbär war, bullig wie eh und je hinter dem Lenkrad, seitlich auf seinem Sitz zusammengesackt, er hatte den Kopf zu ihr hin geneigt, die Augen zur Seite verdreht und starr auf sie gerichtet, aus seiner Nase quoll Blut. »Das Baby?«, sagte er.

»Nichts passiert, glaube ich, alles in Ordnung«, stieß Agnes hervor, obwohl sie fast wahnsinnig vor Angst war, das Kind könne tot oder mit schweren Verletzungen zur Welt kommen.

Er bewegte sich nicht, der Sorgenbär, sondern verharrte in dieser eigenartigen, sicherlich unbequemen Haltung, die Arme schlaff an den Seiten, das Kinn nach vorn gesunken, als könnte der Hals das Gewicht des Kopfes nicht tragen. »Ich möchte ... dich sehen.«

Sie zitterte so sehr vor Angst, dass sie nicht klar denken konnte, und einen Augenblick lang verstand sie gar nicht, was er meinte, was er von ihr wollte, aber dann sah sie, dass das Fenster auf seiner Seite ebenfalls zersplittert und die Fahrertür völlig zerknautscht und im Rahmen verzogen war. Schlimmer noch, die ganze Fahrerseite hatte sich wie ein Geschoss in den Innenraum gebohrt, als der Lieferwagen mit seiner ganzen Wucht auf sie geprallt war. Mit blechernem Fauchen hatte die Fahrerseite ihre Stahlzähne aus Stahl tief in Joeys Körper geschlagen, ein mechanischer Hai, der aus der Nässe des Tages herangeschwommen war und Joeys Rippen aufgerissen hatte, um an sein warmes Herz zu gelangen.

Ich möchte ... dich sehen.

Joey konnte den Kopf nicht bewegen, konnte sich nicht zu ihr hindrehen ... weil er sich die Wirbelsäule verletzt hatte, vielleicht sogar gebrochen, und nun gelähmt war.

»Lieber Gott«, flüsterte sie, und obwohl sie eine starke Frau mit felsenfestem Glauben war, die mit jedem Atemzug, den sie tat, nicht

nur Luft, sondern auch Hoffnung schöpfte, fühlte sie sich in diesem Augenblick, krank vor Angst, so hilflos wie das ungeborene Kind in ihrem Leib.

Sie beugt sich ein Stück vor und zur Seite, damit er ihr ins Gesicht sehen konnte, und als sie ihm mit zitternder Hand über die Wange strich, fiel sein Kopf auf Halsmuskeln, die so schlaff wie Putzlumpen waren, nach vorn, und das Kinn sackte ihm auf die Brust.

Der Wind peitschte eisigen Regen durch die glaslosen Fenster, die Stimmen von Menschen, die auf den Pontiac zurannten, wurden laut - Donnergerollen aus der Ferne -, in der Luft lag der frische Geruch eines reinigenden Gewitters und der unaufdringlichere, umso entsetzlichere Geruch nach Blut, aber alle diese realen Dinge ließen die Szene für Agnes nicht wirklicher erscheinen. Sie fühlte sich wie eine Traumwandlerin, wie sie es in ihren schrecklichsten Albträumen noch nicht erlebt hatte.

Sie nahm sein Gesicht in beide Flände, hatte jedoch solche Angst vor dem, was sie sehen würde, dass sie kaum wagte, seinen Kopf zu heben.

In seinen Augen schimmerte ein Glanz, wie sie ihn noch nie an ihm gesehen hatte, als hätte der strahlende Engel, der ihn in eine andere Welt geleiten würde, schon Einzug in seinem Körper gehalten und wäre nun bereit, ihn auf die Reise mitzunehmen.

Mit einer Stimme, in der weder Schmerz noch Angst schwang, sagte er: »Du ... hast mich geliebt.«

Verständnislos, in der Annahme, er wolle sie unbegreiflicherweise fragen, ob sie ihn liebte, entgegnete sie: »Ja, natürlich, du alberner Bär, du Dummkopf, natürlich liebe ich dich.«

»Es war ... der einzige Traum, der wichtig war«, sagte Joey. »Dass du ... mich geliebt hast. Das Leben war schön ... deinetwegen.«

Sie wollte ihm sagen, dass er es schaffen, dass er noch lange bei ihr sein würde, dass Gott nicht so grausam sein könne, ihn jetzt, da das ganze Leben noch vor ihnen liege, zu sich zu berufen, aber sie konnte die Augen nicht vor der Wahrheit verschließen, und sie brachte es nicht über sich, ihn zu belügen.

Trotz ihrem felsenfesten Glauben und obwohl sie mit jedem Atemzug so viel Hoffnung schöpfte wie eh und je, brachte sie nicht die Kraft auf, um seinetwillen so stark zu sein, wie sie es sich gewünscht hätte. In ihrem Gesicht zuckte es, ihre Lippen begannen

zu zittern, und so sehr sie sich auch bemühte, die Tränen zurückzuhalten, brach sich doch ein verzweifelter Schluchzer gewaltsam Bahn.

Sie hielt sein geliebtes Gesicht mit beiden Händen umfasst und küsste ihn. Ihre Blicke begegneten sich, und sie blinzelte, um die Tränen zu vertreiben, weil sie eine klare Sicht haben wollte, ihm in die Augen blicken, ihn *sehen*, sein innerstes Ich jenseits der Augen, bis zu jener letzten Sekunde, in der er unwiderruflich von ihr gehen würde.

Menschen waren an den Wagenfenstern zusammengelaufen, bemühten sich, die verklemmten Türen aufzuheben, aber Agnes schenkte ihnen keine Beachtung.

In drängendem Ton, der ganz ihre eigene verzweifelte Konzentration widerspiegelte, sagte er plötzlich: »Bartholomew.« Sie kannten niemanden, der Bartholomew hieß, und sie hatte den Namen auch noch nie aus seinem Mund gehört, aber sie wusste, was er meinte. Er sprach von dem Sohn, den er nie sehen würde.

»Wenn es ein Junge ist ... Bartholomew«, sagte sie nickend.

»Es ist ein Junge«, antwortete Joey so überzeugt, als hätte er eine Vision gehabt.

Ein Blutschwall ergoss sich über seine Unterlippe, lief ihm über das Kinn, helles arterielles Blut.

»Liebling, nein«, stieß sie flehend hervor.

Sie versenkte sich in seine Augen, wollte durch sie hindurchtreten wie Alice durch den Spiegel, dem wunderbaren Strahlen folgen, das jetzt allmählich verblasste, mit ihm durch die Tür gehen, die für ihn geöffnet worden war, und ihn begleiten auf seiner Reise aus diesem regengepeitschten Tag in die ewige Gnade.

Aber es war seine Tür, nicht die ihre. Sie hatte keinen Fahrschein für den Zug, der für ihn bereitstand. Er stieg ein, und schon war der Zug verschwunden und mit ihm der Lichtglanz in Joeys Augen.

Als sie sich über ihn beugte, um seinen Mund ein letztes Mal zu küssen, empfand sie den Geschmack seines Blutes nicht als bitter, sondern als etwas Heiliges.

11. Kapitel

Während die aschgrauen Lichtstreifen allmählich auch den letzten fahlen Glanz verloren und dunkle Schatten sich wie schnell wuchernde Krebsgeschwüre ausbreiteten, belauerten sich Junior Cain und der Mann mit dem Feuermal in ungebrochenem Schweigen.

Was ein Wartespiel von epischer Länge hätte werden können, wurde abrupt beendet, als die Tür nach innen aufflog und ein Arzt in weißem Laborkittel den Raum betrat. Vor dem Hintergrund des grellen Neonlichts, das Gesicht in Schatten getaucht, wirkte er wie eine Traumgestalt.

Junior schloss hastig die Augen, ließ das Kinn auf die Brust sinken, atmete durch den Mund und stellte sich schlafend.

»Es tut mir Leid, aber Sie sollten nicht hier sein«, sagte der Arzt leise.

»Ich habe ihn nicht gestört«, antwortete der Besucher im gleichen gedämpften Ton wie der Arzt.

»Das glaube ich Ihnen gern. Aber der Patient benötigt absolute Ruhe.«

»Genau wie ich«, gab der Besucher zurück, eine merkwürdige Antwort, bei der Junior ein Stirnrunzeln gerade noch unterdrücken konnte und sich fragte, welche tiefere Bedeutung sich wohl hinter den Worten verstecken mochte.

Die beiden Männer machten sich miteinander bekannt. Der Arzt hieß Jim Parkhurst. Er wirkte umgänglich und freundlich, und seine beruhigende Stimme war, von Natur aus oder aus Berechnung, so wohltuend wie Balsam.

Der Mann mit dem Feuermal stellte sich als Detective Thomas Vanadium vor. Er bediente sich nicht der üblichen Kurzform seines Vornamens, wie es der Arzt mit seinem getan hatte, und seine Stimme war so ausdruckslos wie sein Gesicht flach und unscheinbar.

Junior vermutete, dass dieser Mann von niemandem außer seiner Mutter Tom gerufen wurde. Wahrscheinlich wurde er von einigen nur »Detective«, und von der Mehrzahl seiner Bekannten aber

»Vanadium« genannt.

»Was fehlt Mr. Cain eigentlich ?«, erkundigte sich Vanadium.

»Er hatte einen außergewöhnlich schweren Hämatemesis-Anfall.«

»Bluterbrechen. Einer der Sanitäter hat den Fachbegriff benutzt.

Aber was war die Ursache?»

»Nun ja, es war kein dunkles säurehaltiges Blut, stammte also nicht aus dem Magen. Da es hell und basisch war, könnte es aus dem Ösophagus gekommen sein, aber ich halte es für wahrscheinlicher, dass die Blutungsquelle im Pharynx lag.«

»Im Rachenraum also.«

Juniors Kehle fühlte sich so zerschunden an, als hätte er einen Kaktus verspeist.

»Das ist richtig«, sagte Parkhurst. »Wahrscheinlich sind durch die außerordentlich starke Emesis ein paar Blutgefäße geplatzt.«

»Emesis?»

»Erbrechen. Man hat mir gesagt, dass er unter einem besonders schweren Brechanfall gelitten hat.«

»Er hat gespuckt wie ein Feuerweherschlauch«, sagte Vanadium trocken.

»Sehr anschaulich ausgedrückt.«

Mit unbeteiligter Stimme, die einem Stoiker alle Ehre gemacht hätte, fuhr der Detective fort: »Von allen, die dabei waren, bin ich der Einzige, der seine Klamotten nicht in die Reinigung bringen muss.«

Sie führten ihre Unterhaltung mit unverändert gedämpfter Stimme, ohne sich dem Bett zu nähern.

Junior war froh, dass er ihrem Gespräch ungestört lauschen konnte, nicht nur weil er auf diese Weise hoffte, etwas über die Art und die Schwere des Verdachts zu erfahren, den Vanadium offensichtlich gegen ihn hegte, sondern auch weil er aus Neugier - und aus einer gewissen Besorgnis heraus - wissen wollte, was die Ursache des peinlichen Brechanfalls war, dem er seinen Aufenthalt hier zu verdanken hatte.

»Ist die Blutung gefährlich?«, fragte Vanadium.

»Nein. Sie ist zum Stillstand gekommen. Wir müssen jetzt nur eine weitere Emesis verhindern, sonst könnte es zu neuen Blutungen kommen. Die Infusionslösung, die er bekommt, enthält ein Medikament gegen Übelkeit, zusätzlich aber auch Elektrolyte, und wir haben ihm Eiskompressen auf den Unterleib gelegt, um die Gefahr weiterer Krämpfe der Bauchmuskulatur zu verringern und mögliche Entzündungen einzudämmen. «

Eiskompressen. Nicht die tote Naomi. Nur Eis.

Fast hätte Junior über seinen Hang zur Schwarzseherei und Melodramatik laut aufgelacht. Keine lebendige Tote war gekommen, um ihn zu holen: Es waren lediglich ein paar Eiskompressen.

»Die Blutung wurde also durch das Erbrechen ausgelöst«, sagte Vanadium. »Aber was war der Grund für das Erbrechen?«

»Wir führen natürlich noch weitere Untersuchungen durch, aber erst, wenn sein Zustand mindestens zwölf Stunden lang stabil war. Ich persönlich glaube allerdings nicht, dass wir eine physische Ursache finden werden. Höchstwahrscheinlich war es psychisch bedingt - akutes nervöses Erbrechen, bedingt durch die extreme Erregung, den Schock, den er erlitten hat, als er den Tod seiner Frau mit ansehen musste.«

Genau. Der Schock. Der entsetzliche Verlust. Junior spürte den Schmerz von neuem, und obwohl der Brechreiz offensichtlich endgültig verfliegen war, fürchtete er nun, sich durch die aufsteigenden Tränen zu verraten.

Er hatte an diesem bedeutungsvollen Tag vieles über sich selbst erfahren - dass er impulsiver war, als er je vermutet hatte, dass er bereit war, für einen langfristigen Gewinn kurzfristig schwere Opfer zu bringen, dass er mutig und kühn war -, aber die vielleicht wichtigste Lektion, die er gelernt hatte, war die, dass er viel sensibler war, als er es an sich selbst je wahrgenommen hatte, und dass diese Sensibilität, so bewundernswert sie auch sein mochte, dazu angetan war, ihn unerwartet und im unpassenden Moment außer Gefecht zu setzen.

An Dr. Parkhurst gewandt, sagte Vanadium: »Ich habe in meinem Beruf viele Menschen gesehen, kurz nachdem sie einen geliebten Angehörigen verloren haben. Keiner von denen hat jemals so wie ein Vulkan gespuckt.«

»Schon, es ist eine ungewöhnliche Reaktion«, sagte der Arzt, »aber wiederum auch nicht so ungewöhnlich, als dass sie nicht gelegentlich vorkommen würde.«

»Könnte er etwas eingenommen haben, um das Erbrechen absichtlich herbeizuführen?«

»Warum, um alles in der Welt, sollte er so etwas tun?«, fragte Parkhurst, der offenbar ehrlich verblüfft war.

»Um eine akute nervöse Emesis vorzutäuschen.«

Junior, der sich nach wie vor schlafend stellte, frohlockte insgeheim bei dem Gedanken, dass der Detective sich selbst auf eine falsche Fährte gelockt hatte und sich nun mit Feuereifer von ihr in die Irre führen ließ.

Das monotone Brummen, in dem Vanadium fortfuhr, stand in eigenartigem Gegensatz zur Bildhaftigkeit seiner Sprache. »Ein Mann wirft einen Blick auf den Leichnam seiner Frau, fängt stärker an zu schwitzen als ein kopulierendes Schwein, kotzt wie ein Schuljunge nach einem kollektiven Besäufnis, kotzt sich die Seele aus dem Leib, bis er Blut spuckt ... Das ist nicht gerade das übliche Verhalten eines Durchschnittsmörders.«

»Sie sprechen von Mord? Es hieß, das Geländer sei morsch gewesen.«

»War es auch. Aber vielleicht steckt ja noch mehr dahinter. Jedenfalls kennen wir die Schau, die diese Kerle normalerweise abziehen und bei der sie sich besonders clever und überzeugend vorkommen. In den meisten Fällen ist es so offensichtlich, dass sie ebenso gut ihr Ding in eine Steckdose stecken könnten, um uns einige Mühe zu ersparen. Aber zugegeben, diese Nummer hier ist mir neu. Man ist fast geneigt, dem armen Kerl zu glauben.«

»Hat sich die örtliche Polizei nicht bereits auf Unfall als Todesursache festgelegt?«, fragte Parkhurst.

»Das sind anständige Leute, gute Polizisten, einer wie der andere«, sagte Vanadium, »und wenn sie eine mitleidigere Seele haben als ich, dann ist das kein Fehler, sondern ein Verdienst. Tja, was könnte Mr. Cain nun genommen haben, um einen Brechanfall herbeizuführen?«

Es *würde reichen, deinem Geschwätz lange genug zuzuhören*, dachte Junior.

»Aber die örtliche Polizei glaubt, dass es ein Unfall ...«, setzte Parkhurst zum Protest an.

»Sie wissen, wie das in unserem Land läuft, Dr. Wir verschwenden unsere Energie nicht damit, über Zuständigkeiten zu streiten. Wir arbeiten zusammen. Die örtliche Polizei kann sich ruhig dazu entschließen, ihre begrenzten Kapazitäten nicht über Gebühr zu strapazieren, und niemand wird ihr deshalb einen Vorwurf machen. Der Polizeichef mag es einen Unfall nennen und die Akte schließen, aber er wird sich auch nicht unnötig aufplustern, wenn wir auf

Staatsebene noch ein bisschen in der Sache herumstochern wollen.« Auch wenn der Detective der falschen Fährte folgte, fühlte Junior sich doch allmählich ungerecht behandelt. Wie jeder aufrechte Staatsbürger war er nicht nur bereit, sondern geradezu sogar darauf erpicht, verantwortungsvolle Polizisten, die ihre Ermittlungen gewissenhaft führten, nach Kräften zu unterstützen. Aber dieser Thomas Vanadium strahlte, ungeachtet seiner monotonen Stimme und seiner farblosen Erscheinung, etwas Fanatisches aus. Jeder vernünftige Mensch muss-te zugeben, dass hier der schmale Grat zwischen legitimer polizeilicher Ermittlung und Schikane überschritten wurde.

»Gibt es nicht irgend so etwas wie Brechwurz?«, sagte Vanadium gerade.

»Ja. Aus der getrockneten Wurzel einer brasilianischen Pflanze, der Ipecacuanha. Ein sehr effektives Brechmittel. Der Wirkstoff ist ein pulverförmiges weißes Alkaloid namens Emetin.«

»Das kann man doch problemlos ohne Rezept kaufen, oder?«

»Ja. Als Sirup. Sollte eigentlich in keiner Hausapotheke fehlen, für den Fall beispielsweise, dass ein Kind einmal Gift schluckt, das möglichst schnell aus dem Magen entfernt werden muss.«

»Letzten November hätte ich selbst gut eine Flasche davon gebrauchen können.«

»Sie hatten eine Vergiftung?«

In dem ausdruckslosen Ton, der Junior zunehmend auf die Nerven ging, sagte Vanadium: »Die hatten wir doch alle, Dr. Es war immerhin ein Wahljahr. Mehr als einmal hätte ich am liebsten einen Kübel Brechwurz runtergeschüttet. Und? Was könnte man außerdem noch als Brechmittel nehmen?«

»Na ja ... Apomorphin.«

»Ist aber bestimmt schwieriger dranzukommen als an Brechwurz, oder?«

»Ja. Und Natriumchlorid würde es auch tun. Gewöhnliches Kochsalz. Wenn man eine ausreichende Menge in Wasser auflöst, tut es normalerweise seine Wirkung.«

»Und ist schwerer nachzuweisen als Brechwurz oder Apomorphin.«

»Nachzuweisen?«, sagte Parkhurst.

»In der Kotze.«

»Im Vomit, meinen Sie?«

»Entschuldigung. Ich vergaß, dass wir uns hier in feiner

Gesellschaft bewegen. Ja, ich meine im Vomitus.«

»Nun ja, im Labor könnte man eine abnormal hohe Salz-konzentration feststellen, aber das hätte vor Gericht keine Beweiskraft. Er könnte behaupten, er hatte stark gesalzene Speisen zu sich genommen.«

»Salzwasser wäre ohnehin viel zu umständlich. Er müsste es kurz vor dem Erbrechen literweise getrunken haben, und zu diesem Zeitpunkt war er von Polizeibeamten umringt, die Grund genug hatten, ihn im Auge zu behalten. Gibt es Brech-wurz eigentlich auch als Kapseln zu kaufen?«

»Vermutlich könnte jeder x-Beliebige den Sirup in leere Gelatine-kapseln füllen«, sagte Parkhurst, »aber ...«

»Selber drehen sozusagen. Wenn er ein paar davon in der hohlen Hand versteckt und ohne Wasser geschluckt hätte, wäre die Wirkung, bis sie sich im Magen aufgelöst hätten, vielleicht lange genug verzögert worden.«

Dem freundlichen Arzt schienen die hartnäckigen Fragen und die absurden Hypothesen des Detectives allmählich lästig zu werden.

»Ich bezweifle sehr, dass eine Dosis Brechwurz eine dermaßen heftige Reaktion auslösen würde, wie sie hier der Fall war ... eine Pharyngealblutung, ich bitte Sie! Brechwurz ist ein völlig ungefährliches Medikament.«

»Und wenn er das Drei- oder Vierfache der üblichen Dosis genommen hätte ...?«

»Spielt keine Rolle«, sagte Parkhurst unbeirrt. »Viel davon wirkt auch nicht anders als wenig. Man kann das Mittel nicht überdosieren. Wenn man sich einmal erbricht, wird das ganze Ipecacuanha mit dem übrigen Mageninhalt herausgeschwemmt.«

»Dann würde es sich, ob wenig oder viel, jedenfalls in seiner Kotze befinden. Verzeihen Sie ... in seinem Vomitus.«

»Wenn Sie erwarten, dass Ihnen das Krankenhaus eine Probe der Ejekta ...«

»Ejekta?«

»Des Vomitus.«

»Ich bin ein leicht zu verwirrender Laie auf diesem Gebiet, Dr.«, sagte Vanadium. »Wenn wir nicht bei einem Begriff bleiben können, halte ich mich lieber wieder an das Wörtchen >Kotze<.«

»Sofern die Sanitäter eine Brechschale benutzt haben, werden sie den Inhalt vermutlich schon entsorgt haben. Und wenn es

beschmutzte Tücher oder Laken gab, sind sie möglicherweise schon in der Reinigung.«

»Sollte kein Problem sein«, sagte Vanadium. »Ich habe am Unglücksort etwas davon eingesackt.«

»Eingesackt?«

»Als Beweismittel.«

Junior fühlte sich unsagbar gedemütigt. Was für eine bodenlose Unverschämtheit: der eindeutig persönliche, sehr intime Inhalt seines Magens, ohne seine Erlaubnis, ja ohne sein *Wissen* in einen Plastikbeutel für Beweisstücke gelöffelt. Was denn noch ... eine Stuhlprobe, klammheimlich entnommen, während er vom Morphinum betäubt war? Dieses Fäkaliensammeln war garantiert verfassungswidrig, ein klarer Verstoß gegen das gesetzlich verbrieftte Recht, nichts Selbstbelastendes von sich geben zu müssen, ein Schlag ins Gesicht der Gerechtigkeit, eine Verletzung der Menschenrechte.

Natürlich hatte er weder dieses Brechwurz noch sonst ein Brechmittel genommen, sie würden also keine ihn belastenden Beweise finden. Aber er war dennoch wütend. Hier ging es ums Prinzip.

Vielleicht regte dieses faschistische und fanatische Einsammeln seiner Körperauswürfe den Arzt ja ebenfalls auf, denn sein Ton wurde nämlich merklich schroffer. »Ich habe noch Konsultationstermine, die ich einhalten muss. Bis zu meiner abendlichen Visite wird Mr. Cain vermutlich aufgewacht sein, aber mir wäre es lieber, wenn Sie ihn vor morgen früh nicht stören würden.«

Statt sich seiner Bitte zu fügen, sagte Vanadium: »Eine Frage noch, Dr. Wenn es sich, wie Sie annehmen, um akutes nervöses Erbrechen handelte, könnte es dann außer der Erschütterung über den traumatischen Tod seiner Frau nicht noch eine andere Ursache gegeben haben?«

»Ich kann mir keine naheliegendere Ursache für eine seelische Erschütterung vorstellen.«

»Schuldgefühle«, sagte der Detective. »Wenn er sie umgebracht hätte, könnten seine Schuldgefühle dann nicht ebenso gut der Auslöser gewesen sein wie eine seelische Erschütterung?«

»Das könnte ich nicht mit Sicherheit sagen. Ich habe keinen Dr. in Psychologie.«

»Tun Sie mir den Gefallen und äußern Sie eine qualifizierte Vermutung, Dr.«

»Ich bin Arzt, kein Staatsanwalt, und es gehört nicht zu meinen Gewohnheiten, Beschuldigungen zu erheben, schon gar nicht gegen einen meiner Patienten.«

»Ich will Sie nicht auffordern, es sich zur Gewohnheit zu machen, das fiele mir im Traum nicht ein. Nur dieses eine Mal. Wenn seelische Erschütterung, warum dann nicht auch Schuldgefühle?« Dr. Parkhurst dachte offenbar über die Frage nach, die er eigentlich beharrlich hätte von sich weisen müssen. »Na ja ... vermutlich wäre es möglich.«

Charakterloses, unmoralisches Schwein von einem Quacksalber, dachte Junior verbittert.

»Ich glaube, ich warte einfach hier, bis Mr. Cain aufwacht«, sagte Vanadium. »Ich habe keine dringenderen Geschäfte zu erledigen.« Parkhursts Stimme nahm einen amtlichen Ton an, einen arroganten Weltherrscherton, wie man ihn vermutlich in einem speziellen Einschüchterungsseminar an der medizinischen Fakultät lernte, nur nahm er diese bemerkenswerte Haltung ein bisschen zu spät ein, sodass ihre Wirkung weitgehend verpuffte. »Mein Patient befindet sich in einer kritischen Phase. Er darf sich unter keinen Umständen aufregen. Ich bestehe darauf, dass Sie ihn frühestens morgen befragen.«

»Klar, natürlich. Ich werde ihm keine Fragen stellen. Ich werde ihn nur ... beobachten.«

Aus den Geräuschen, die aus der Zimmerecke zu ihm drangen, schloss Junior, dass Vanadium seinen Platz im Sessel wieder eingenommen hatte.

Junior konnte nur hoffen, dass Parkhurst in der ärztlichen Praxis erfolgreicher war als in seiner Rolle als Autoritätsperson.

Nach langem Zögern sagte der Arzt: »Sie dürfen ruhig die Lampe einschalten.«

»Es geht auch so.«

»Es würde den Patienten nicht stören.«

»Ich mag die Dunkelheit«, entgegnete Vanadium.

»Das Ganze ist eigentlich nicht erlaubt.«

»Tatsächlich?«, sagte Vanadium liebenswürdig.

Parkhurst gab sich endgültig geschlagen und trat den Rückzug an. Mit einem leisen Seufzer schloss sich die massive Tür, und das

Quietschen der Gummisohlen, das Rascheln der gestärkten Kittel und all die anderen Geräusche, die die geschäftigen Schwestern auf dem Flur gemacht hatten, verstummten mit einem Schlag wieder. Mutter Cains kleiner Liebling tat sich selbst Leid, er fühlte sich schwach und unendlich allein. Der Detective war zwar noch da, aber seine Gegenwart verstärkte in Junior nur das Gefühl der Einsamkeit.

Naomi fehlte ihm. Sie wusste immer genau, was sie sagen und tun musste, um ihn mit ein paar Worten oder auch nur durch eine Berührung aufzumuntern, wenn er niedergeschlagen war.

12. Kapitel

Ein Donnergrollen hing in der Luft wie dumpfes Hufgetrappel, und apfelschimmelgraue Wolken zogen Traumpferden gleich im Zeitlupengalopp gen Richtung Osten. Bright Beach lag verschwommen und verzerrt hinter Regenschleiern, die dem Auge Streiche spielten wie die Vexierspiegel in einem Spiegelkabinett. Der Januarnachmittag schien, während er ins abendliche Zwielflicht eingetaucht war, auch aus der vertrauten Welt in eine fremdartige Dimension hinübergeglitten zu sein.

Joey tot an ihrer Seite, das Baby wahrscheinlich sterbend in ihrem Leib, gefangen im Pontiac, weil die Türen im Rahmen verzogen und verklemmt waren, von Schmerzen gepeinigt, die von dem heftigen Aufprall herrührten, weigerte sich Agnes dennoch, sich von Furcht oder Tränen überwältigen zu lassen. Stattdessen vertiefte sie sich in ein Gebet, flehte um die Weisheit, begreifen zu können, warum ihr dies alles geschah, und um die Kraft, ihren Schmerz und ihre Trauer zu ertragen.

Die Passanten, die als Erste am Unfallort zusammengelaufen waren und sich nun vergeblich bemühten, wenigstens eine der Türen des Pontiacs zu öffnen, sprachen ihr durch die zerborstenen Fenster Mut zu. Einige der Gesichter kannte sie, andere nicht. Alle diese Menschen, von denen manche kein Regenzeug trugen und deshalb völlig durchnässt waren, meinten es gut und wollten helfen, aber in ihren Augen stand dieses besondere Glitzern, das ihre angeborene Neugier verriet,

und Agnes kam sich vor wie ein Tier im Zoo, ihrer Würde beraubt, in dem intimen Moment ihres tiefsten Schmerzes zur Belustigung Fremder zur Schau gestellt.

Nachdem, dicht gefolgt von einem Krankenwagen, das erste Polizeifahrzeug eingetroffen war, wurde über die Möglichkeit diskutiert, Agnes durch die herausgebrochene Windschutzscheibe aus dem Wagen zu ziehen. Angesichts der Tatsache, dass Agnes hochschwanger war und die Wehen bereits ein fortgeschrittenes Stadium erreicht hatten, wurde diese Möglichkeit jedoch verworfen, weil der Durchlass durch das eingedrückte Dach so schmal war, dass man sie nur unter gefährlichen Verrenkungen hätte herausziehen können.

Rettungsleute tauchten mit hydraulischen Spreizern und Rettungssägen auf. Schaulustige wurden auf die Gehsteige zurückgedrängt.

Das Donnergerollen jetzt weiter entfernt. Um sie herum ... das Knistern und Knacken von Funkgeräten, das metallische Klirren von Geräten, die zum Einsatz bereitgemacht wurden, das Pfeifen einer steifer werdenden Brise. Die Geräusche machten sie schwindelig. Sie konnte die Ohren nicht davor verschließen, und als sie die Augen zumachte, hatte sie das Gefühl, sich im Kreis zu drehen.

Kein Benzingestank verpestete die Luft. Offensichtlich war der Tank nicht beschädigt worden. Ein Brand war höchst unwahrscheinlich, aber das war vor nur einer Stunde auch Joeys viel zu früher Tod gewesen.

Die Rettungsleute rieten ihr, möglichst weit von der Beifahrertür wegzurutschen, damit sie bei dem Versuch, den Wagen aufzubrechen, nicht versehentlich verletzt würde. Sie konnte nirgendwo Schutz suchen als bei ihrem toten Mann.

An Joeys Körper geschmiegt, während sein lebloser Kopf schlaff auf ihrer Schulter lag, musste Agnes plötzlich an ihre ersten Verabredungen und an die ersten Jahre ihrer Ehe denken. Damals waren sie gelegentlich in ein Autokino gefahren, hatten Händchen haltend dicht beieinander gesessen und sich Filme wie *Der schwarze Falke* mit John Wayne und *In achtzig Tagen um die Welt* mit David Niven angesehen. Sie waren damals so jung gewesen und hatten geglaubt, sie würden ewig leben; nun waren sie immer noch jung, und für einen von ihnen war die Ewigkeit schon angebrochen.

Einer der Rettungsleute bat sie, die Augen zu schließen und das Gesicht von der Fahrertür abzuwenden. Er schob eine wattierte Decke durch die Fensteröffnung und legte ihr dieses schützende Polster über ihre rechte Körperhälfte.

Während sie die Decke um sich zog, fielen ihr die Laken ein, mit denen die Toten in ihren Särgen oft bis zur Taille zugedeckt wurden, genauso fühlte sie sich nämlich: halb tot. Mit beiden Füßen in der diesseitigen Welt, wanderte sie doch an Joeys Seite auf einer fremden Straße des Jenseits.

Das Summen und Brummen und Rasseln und Knirschen von Elektrowerkzeugen. Karosserieblech und das massivere Metall des

Chassis knurrten unter den Zähnen einer Metallsäge.

Die Beifahrertür neben ihr brüllte und schrie, als wäre sie lebendig, als würde sie Qualen leiden, und das Geräusch ähnelte auf gespenstische Weise dem Wehklagen, das nur Agnes in den düsteren Kammern ihres Herzens vernahm.

Ein Zittern ging durch den Wagen, gewaltsam aufgerissenes Blech kreischte misstönend auf, dann erhob sich ein Triumphschrei aus der Gruppe der Rettungsleute.

Ein Mann mit wunderschönen hellgrünen Augen, auf dessen Gesicht die Regentropfen wie Diamanten funkelten, beugte sich durch die herausgeschnittene Tür zu ihr herein und nahm ihr die Decke ab.

»Es wird alles gut, wir holen Sie jetzt heraus.« Seine weiche und doch volltönende Stimme wirkte so geisterhaft, dass Agnes den Eindruck hatte, als verbärg sich hinter der oberflächlichen Bedeutung seiner Worte ein tieferer Sinn.

Der rettende Geist verschwand, und an seine Stelle trat ein junger Sanitäter, der eine gelb-schwarze Regenjacke über seiner weißen Uniform trug. »Ich wollte mich nur vergewissern, ob Ihre Wirbelsäule nicht verletzt ist, bevor wir Sie herausholen. Können Sie meine Hand drücken?«

Während sie seiner Aufforderung Folge leistete, sagte sie: »Mein Baby ist vielleicht ... verletzt.«

Als wäre ihre schlimmste Befürchtung dadurch wahr geworden, dass sie diese ausgesprochen hatte, setzte im gleichen Augenblick eine Wehe ein, die so schmerzhaft war, dass Agnes laut aufschrie und auch der Sanitäter ein Stöhnen nicht unterdrücken konnte, so fest umklammerte sie seine Hand. Sie hatte das eigenartige Gefühl, dass in ihrem Innern ein Knoten anschwell, um gleich darauf, als auf die Kontraktion die Entspannung folgte, wieder beängstigend zu erschlaffen.

Die Hose ihres grauen Jogginganzugs, zuvor gesprenkelt vom Regen, der durch die geborstene Windschutzscheibe hereinsprühte, war mit einem Mal völlig durchnässt. Die Fruchtblase war geplatzt. Ein zweiter feuchter Fleck, dunkler als Wasser, breitete sich in ihrem Schritt aus und setzte sich an den Innenschenkeln entlang fort. Die Flüssigkeit, die durch den grauen Stoff des Jogginganzugs sickerte, hatte die Farbe von Portwein, aber selbst in dem getrübbten Bewusstseinszustand, in dem sie sich befand, war ihr klar, dass sie

nicht auserkoren war, eine Wundergeburt zu erleben, dass ihr Baby nicht in einer Flut aus Wein, sondern mit einem Blutschwall zur Welt kommen würde.

Aus den Fachbüchern, die sie gelesen hatte, wusste sie, dass Fruchtwasser normalerweise hell und transparent war. Eine geringe Blutbeimischung war nicht unbedingt Besorgnis erregend, aber hier handelte es sich nicht um eine geringe Beimischung. Das hier war ein tiefdunkelroter Schwall.

»Mein Baby«, rief sie mit flehender Stimme.

In diesem Moment wurde sie auch schon von der nächsten Wehe geschüttelt, die so heftig war, dass der Schmerz sich nicht auf den Unterleib beschränkte, sondern ihr gesamtes Rückgrat wie ein Stromschlag durchfuhr, der sich von Wirbel zu Wirbel fortsetzte. Der Atem stockte ihr in der Brust, als würden ihre Lungenflügel zusammengepresst.

Die Austreibungsperiode dauert bei einer Erstgebärenden normalerweise etwa fünfzig Minuten, selten länger als zwanzig Minuten, wenn die Frau schon Kinder hat, aber Agnes ahnte, dass sich Bartholomew bei seinem Eintritt in die Welt nicht an diese Regeln halten würde.

Die Sanitäter hatten es plötzlich sehr eilig. Rettungsgeräte und Türfragmente wurden aus dem Weg geräumt, sodass eine Gasse für die fahrbare Trage entstand, deren Räder über den mit Wagenrümmern übersäten Asphalt rumpelten.

Agnes wusste später nicht mehr genau, wie man sie aus dem Wagen geholt hatte, aber sie erinnerte sich, dass sie zurückgeblickt und Joeys zusammengesunkene Gestalt in den undurchdringlichen Schatten des Autowracks gesehen hatte, sie erinnerte sich, dass sie, im verzweifelten Wunsch nach dem Halt, den er ihr immer gegeben hatte, die Hand nach ihm ausgestreckt, sich im nächsten Augenblick aber auch schon auf der Trage liegend in Bewegung gesetzt hatte.

Die Schatten der Abenddämmerung, die sich immer dichter zusammenzogen, erstickten den Tag, und der Himmel hing tief und schwer über dem Land, bläulich schwarz wie ein Bluterguss. Die Straßenbeleuchtung war eingeschaltet worden. Die rhythmisch wiederkehrenden roten Blitze der rotierenden Lichter auf den Rettungsfahrzeugen verwandelten die triefenden Regentränen auf geheimnisvolle Weise in einen Schauer aus Blut.

Der Regen war nun kälter als zuvor, fast so eisig wie Schneeregen. Vielleicht war ihre Körpertemperatur aber jetzt auch höher, und sie empfand die Kälte nur stärker auf ihrer fieberheißen Haut. Die Regentropfen schienen zischend auf ihrem Gesicht zu verdampfen, aber auch auf den Händen, mit denen sie jetzt ihren gewölbten Bauch umklammerte, als könnte sie dem Tod das Baby verweigern, das er für sich beanspruchte.

Während einer der beiden Sanitäter zum Rettungswagen rannte und sich auf den Fahrersitz schwang, wurde Agnes von einer weiteren Wehe überrollt, die diesmal so heftig war, dass sie auf dem Höhepunkt des Schmerzes für einen angsterfüllten Augenblick fast das Bewusstsein verlor.

Der andere Sanitäter schob die Trage zur hinteren Tür des Krankenwagens und bat einen der anwesenden Polizisten, ihn zum Krankenhaus zu begleiten. Es war klar, dass er Hilfe benötigen würde, wenn er während der Fahrt gleichzeitig als Geburtshelfer fungieren und Agnes' Zustand überwachen und stabilisieren sollte.

Sie verstand nur die Hälfte der aufgeregten Unterhaltung, weil erstens ihre Konzentrationsfähigkeit mit zunehmendem Blutverlust nachließ und weil sie zweitens durch Joey abgelenkt wurde. Er befand sich nicht mehr in dem Autowrack, sondern stand neben der offenen Tür des Krankenwagens.

Auch waren seine Knochen nicht mehr zerschmettert. Und auf seinen Kleidern war kein Blut.

Nicht einmal nass geworden waren seine Haare und Kleider im Winterregen, der einen Millimeter von seinem Körper entfernt abzugleiten schien, als würden beide, der Mann und das Wasser, aus Materie und Antimaterie bestehen, die sich gegenseitig abstoßen oder aber beim Aufeinandertreffen einen Urknall auslösen mussten, der das gesamte Universum auseinander sprengen würde.

Joey war in seiner Sorgenbär-Stimmung, die Stirn gefurcht, die Augen so zusammengekniffen, dass sich in den Winkeln kleine Fältchen bildeten.

Agnes wollte die Hand ausstrecken und ihn berühren, stellte aber fest, dass sie den Arm nicht heben konnte, weil ihr die Kraft dazu fehlte. Sie hielt auch den Bauch nicht mehr umklammert. Beide Arme lagen, die Handflächen nach oben gekehrt, an ihren Seiten, und es kostete sie ungeahnte Mühe und Konzentration, auch nur die

Finger zu bewegen.

Als sie versuchte, etwas zu sagen, brachte sie ebenso wenig einen Ton heraus, wie es ihr gelungen war, die Hand nach Joey auszustrecken.

Ein Polizist kletterte in den Innenraum des Krankenwagens.

Als der Sanitäter die Trage über die mit einem Trittabsatz versehene Stoßstange schob, klappten sich die ausfahrbaren Scherenbeine zusammen. Agnes wurde mit dem Kopf voran in den Innenraum gehievt.

Klick-klick. Die Rollentrage rastete in der Halterung ein.

Entweder weil er selbst über genügend Erste-Hilfe-Kenntnisse verfügte oder weil es ihm der Sanitäter gesagt hatte, schob der Polizist Agnes ein Schaumstoffkissen unter den Kopf. Ohne das Kissen wäre sie nicht in der Lage gewesen, den Kopf zu heben, um zur Tür auf der Rückseite des Krankenwagens zu blicken.

Joey stand davor und sah sie an. Seine blauen Augen waren Seen, in denen Kummer schwamm.

Vielleicht drückte sich in dem Kummer aber auch mehr Sehnsucht als Traurigkeit aus. Er musste sich auf den Weg machen, und es behagte ihm nicht, dass er diese Reise ins Unbekannte ohne sie antreten musste.

So wie der Regen Joey nicht durchnässte, erreichten ihn auch die rotierenden rot-weißen Lichter der umstehenden Einsatzfahrzeuge nicht. Die Regentropfen, die vom Himmel fielen, waren abwechselnd Rubine und Diamanten, Rubine und Diamanten, aber das Licht dieser Welt berührte Joey nicht mit seinem Schein. Agnes wurde bewusst, dass sie durch ihn hindurchsehen konnte, dass seine Haut wie dünnes Milchglas war, durch das ein Licht aus dem Anderswo schimmerte.

Der Sanitäter zog die Tür zu, und Joey blieb draußen in der Nacht stehen, im Regen, im Wind zwischen den Welten.

Mit einem Ruck setzte sich der Krankenwagen in Bewegung. Sie fuhren.

Schmerzen wälzten sich durch Agnes' Körper wie schwere, mit Nägeln beschlagene Wagenräder und stießen sie für einen Moment in tiefe Dunkelheit.

Als wieder ein schwacher Lichtschein zu ihr durchdrang, hörte sie, dass der Sanitäter und der Polizist aufgeregt miteinander redeten,

während sie sich um sie bemühten, aber sie konnte ihren ersten Worten nichts entnehmen. Sie schienen nicht nur eine fremde Sprache zu sprechen, sondern zudem eine, die aus fernen Zeiten stammte und seit tausend Jahren nicht mehr aus Menschenmund vernommen worden war.

Schamröte stieg in ihr auf, als sie feststellte, dass der Sanitäter die Hose ihres Jogginganzugs aufgeschnitten hatte. Sie war von der Taille abwärts nackt.

In ihre Fieberfantasien schlich sich plötzlich das Bild eines milchglasartigen Säuglings, so durchscheinend wie Joey vor der Tür des Krankenwagens. In ihrer Angst, das Bild könnte bedeuten, dass ihr Kind tot zur Welt kommen würde, sagte sie: *Mein Baby*, aber es kam kein Ton über ihre Lippen.

Und wieder dieser Schmerz, der schlimmer war als eine bloße Wehe. Qualvoll. Unerträglich. Die nagelbeschlagenen Räder begannen wieder in ihr zu mahlen, als sollten ihr mit einem mittelalterlichen Folterwerkzeug alle Knochen im Leib gebrochen werden.

Sie konnte die beiden Männer sehen, wie sie miteinander redeten, wie sich tiefe Sorgenfalten in ihre ernsten Gesichter gruben, aber sie konnte ihre Stimmen nicht mehr hören.

Sie konnte überhaupt nichts mehr hören: nicht das Heulen der Sirenen, nicht das Summen der Reifen auf nassem Asphalt, nicht das Klirren und Scheppern der Instrumente und Gerätschaften, die in den Fächern und Schränken zu ihrer Rechten verstaubt waren. Sie war so taub wie eine Tote.

Statt wieder in eine kurze bodenlose Dunkelheit zu fallen, wie sie es erwartet hatte, stellte Agnes fest, dass sie nach oben zu schweben begann. Ein beängstigendes Gefühl der Schwerelosigkeit kam über sie.

Die Vorstellung, an ihren Körper gefesselt, an Knochen und Muskeln festgebunden zu sein, war ihr nie in den Sinn gekommen, aber in diesem Augenblick spürte sie, wie Stricke rissen, und plötzlich schwebte sie frei und ungehindert von der gepolsterten Trage auf, bis sie von der Decke des Krankenwagens auf ihren Körper hinunterblicken konnte.

Panische Angst durchflutete sie, als sie mit einem Schlag die ernüchternde Erkenntnis traf, dass sie ein zerbrechliches Gebilde war, weniger solide beschaffen als Nebel, klein und schwach und

hilflos. Sie wurde von der unangenehmen Vorstellung gepackt, dass sie sich in Luft auflösen würde und aufhören zu existieren.

Ihre Angst wurde auch durch den Anblick der riesigen Blutlache genährt, die sich auf der gepolsterten Trage um ihren Körper gebildet hatte. So viel Blut. Ganze Ozeane.

Eine Stimme durchdrang die gespenstische Stille. Kein anderes Geräusch. Keine Sirenen. Kein Summen und Brummen von Reifen auf regennassem Asphalt. Nur die Stimme des Sanitäters: »Ihr Herz hat aufgehört zu schlagen.«

In weiter Ferne, tief unten im Land der Lebenden, schimmerte ein Lichtreflex auf dem Metallzylinder einer Injektionsspritze in der Hand des Sanitäters, und die Nadelspitze blitzte auf.

Der Polizist hatte die Jacke ihres Jogginganzugs aufgemacht und das weite T-Shirt, das sie darunter trug, bis über die Brust hochgeschoben.

Der Sanitäter legte die benutzte Spritze beiseite, und griff nach den großflächigen Elektroden eines Defibrillators.

Agens hätte ihnen gern gesagt, dass alles umsonst sei, dass sie aufhören sollten, sich um sie zu bemühen, dass sie die Güte haben sollten, sie gehen zu lassen. Es gab ohnehin nichts mehr, was sie hier hielt. Sie wollte zu ihrem toten Mann und ihrem toten Kind, sehnte sich nach einem Ort, wo niemand so arm war wie Maria Elena Gonzalez, wo niemand in Angst und Furcht lebte wie ihre Brüder Edom und Jacob, wo alle die gleiche Sprache sprachen und jeder so viel Heidelbeerkekse essen konnte, wie er wollte.

Sie hieß die Dunkelheit willkommen.

13. Kapitel

Nachdem Dr. Parkhurst gegangen war, lastete eine Stille auf dem Krankenzimmer, die schwerer und kälter war als die Eiskompressen auf Juniors Unterleib.

Nach einer Weile wagte er die Lider einen Spaltbreit zu öffnen. So monolithisch und undurchdringlich, wie die Dunkelheit jetzt auf ihn eindrängte, musste ein Blinder seine Umwelt empfinden. Nicht einmal der Schatten eines Lichts drang durch die Nacht vor dem Fenster, und die Lamellen der Jalousie waren den Blicken so verborgen wie die fleischlosen Rippen unter der weiten Kutte des Todes.

Als könnte er im Dunkeln sehen und wüsste, dass Junior die Augen geöffnet hatte, sagte Detective Thomas Vanadium in seinem Sessel in der Zimmerecke: »Haben Sie die ganze Unterhaltung zwischen mir und Dr. Parkhurst mit angehört?«

Juniors Herz schlug so heftig und schnell, dass es ihn nicht gewundert hätte, wenn Vanadium auf der anderen Seite des Zimmers begonnen hätte, mit dem Fuß im Takt zu klopfen.

Obwohl von Junior keine Antwort gekommen war, sagte Vanadium:

»Ja, das dachte ich mir, dass Sie alles gehört haben.«

Sehr trickreich, dieser Polizist. Voller Finten, List und Tücke. Ein Meister der psychologischen Kriegführung.

Wahrscheinlich ließen sich viele Verdächtige durch diese Taktik gründlich aus der Ruhe bringen. Junior würde ihm nicht so leicht auf den Leim gehen. Er war gewieft.

Er benutzte seinen Verstand und griff auf einfache Meditationstechniken zurück, um sich zu beruhigen und seinen Herzschlag zu verlangsamen. Der Bulle wollte ihn so aus dem Konzept bringen, dass er einen Fehler machte, aber ein ruhiger Mensch verriet sich nicht selbst.

»Wie war es, Enoch? Haben Sie ihr in die Augen gesehen, als Sie sie hinunterstießen?« Vanadiums ausdrucksloser Monolog klang wie die Stimme eines Gewissens, das seinen Besitzer lieber durch beharrliches Murmeln als durch lauten Protest quält. »Oder hat ein feiger Frauenmörder wie Sie dazu nicht den nötigen Schneid?«

Hässliches, plattgesichtiges, Kotze sammelndes arschloch mit Halbglatze, dachte Junior.

Nein. Falsche Reaktion. Ruhe bewahren. Beleidigungen abprallen lassen.

»Haben Sie gewartet, bis sie Ihnen den Rücken zugekehrt hat, weil Sie zu feige waren, ihr in die Augen zu sehen?«

Das war ja armselig. Nur ein völlig ungebildeter, weltfremder Idiot hätte sich mit solchen stümperhaften Methoden zu einem Geständnis hinreißen lassen.

Junior war ein gebildeter Mensch. Er war beileibe nicht nur ein ordinärer Masseur mit einer hochtrabenden Berufsbezeichnung, vielmehr hatte er ein wissenschaftliches Studium mit Hauptfach Rehabilitationstherapie absolviert und sogar erfolgreich abgeschlossen. Wenn er fernsah, was er allerdings nie übertrieb, schaute er sich keine oberflächlichen Sitcoms oder Comedy-Serien wie *Mein Onkel vom Mars*, *Die Hill-billy Bären* oder gar *Bezaubernde Jeannie* an, sondern entschied sich lieber für ernsthafte Filme, bei denen man den Verstand nicht abzuschalten brauchte ... *Rauchende Colts*, *Bonanza* und *Auf der Flucht* beispielsweise. Von allen Brettspielen war ihm Scrabble am liebsten, weil es den Wortschatz erweiterte. Als treues Mitglied eines Buchclubs besaß er bereits dreißig Bände aus der Auswahlreihe *Schätze der Gegenwartsliteratur*, von denen er schon sechs gelesen oder doch zumindest überflogen hatte. Sicher hätte er sie alle gelesen, wäre er nicht ein so viel beschäftigter Mann mit breit gefächerten Interessen gewesen; seine kulturellen Ambitionen überstiegen bei weitem die Zeit, die ihm für deren Verwirklichung zur Verfügung stand.

»Wissen Sie, wer ich bin, Enoch?«, sagte Vanadium.

Thomas Fettarsch Vanadium.

»Wissen Sie, was ich bin?«

Ein Pickel am Hintern der Menschheit.

»Von wegen«, fuhr Vanadium fort, »Sie glauben nur zu wissen, wer ich bin und was ich bin, aber Sie wissen gar nichts. Das macht aber nichts. Sie werden es noch erfahren.«

Der Kerl war unheimlich. Allmählich beschlich Junior der Verdacht, dass Vanadiums eigenwilliges Vorgehen nicht, wie es zuerst den Anschein gehabt hatte, eine sorgsam geplante Strategie war, sondern eher ein Zeichen dafür, dass der Detec-tive nicht alle Tassen im Schrank hatte.

Jedenfalls hatte Junior, ob der Bulle nun ganz bei Trost war oder

nicht, durch ein Gespräch mit ihm nichts zu gewinnen, schon gar nicht in dieser Dunkelheit, die ihn sowieso ganz konfus machte. Er fühlte sich ausgelaugt, alles tat ihm weh, sein Hals war wund, und er war sich nicht sicher, ob er die Selbstbeherrschung aufbringen konnte, die er brauchte, wenn er sich auf eine Befragung durch diese stiernackige, geschorene Kröte einließ.

Er strengte sich nicht länger an, das Dunkel zu durchdringen und den Sessel in der gegenüberliegenden Zimmerecke zu sehen. Stattdessen schloss er die Augen wieder und versuchte, sich in einen Dämmer Schlaf zu versetzen, indem er vor seinem inneren Auge das schöne, aber bewusst eintönig gehaltene Bild eines nächtlichen Strandes heraufbeschwor, an dem sich im Mondschein sanfte Wellen brachen.

Diese Entspannungstechnik hatte er schon oft mit Erfolg praktiziert. Die Anregung dazu stammte aus dem großartigen Buch *Gesünder leben mit Selbsthypnose*.

Junior Cain war ständig bemüht, sich persönlich weiterzu-entwickeln. Er empfand es geradezu als eine Notwendigkeit, unermüdlich sein Wissen zu vertiefen und seinen Horizont zu erweitern, um sich selbst und die Welt besser verstehen zu lernen. Jeder war für seine Lebensqualität selbst verantwortlich. Der Autor von *Gesünder leben mit Selbsthypnose* war Dr. Caesar Zedd, ein namhafter Psychologe und Verfasser von mehr als zehn erfolgreichen Selbsthilfe-Büchern, die samt und sonders neben den literarischen Kostbarkeiten aus dem Buchclub in Juniors Bücherschrank standen. Schon mit vierzehn hatte er die erste Taschenbuchausgabe eines der Werke von Dr. Zedd gekauft, und als er es sich im Alter von achtzehn dann leisten konnte, ersetzte er die Taschenbücher durch gebundene Ausgaben und kaufte von da an alle Neuerscheinungen des Autors nur noch in der teureren Variante.

Einen klügeren, ergiebigeren, verlässlicheren Lebensratgeber als die gesammelten Werke von Caesar Zedd hätte man nicht finden können. Wann immer Junior verwirrt oder bekümmert war, suchte er Trost und Hilfe bei Caesar Zedd, und er wurde nie enttäuscht. Und wenn er glücklich war, fand er bei Zedd die gern gesehene Bestätigung, dass es völlig in Ordnung sei, erfolgreich zu sein und sich selbst zu lieben.

Dr. Zedds überraschender Tod an Thanksgiving des Vorjahrs war

ein schwerer Schlag für Junior, ein Verlust für das Land, ja für die ganze Welt gewesen. Für Junior stellte das Ganze eine Tragödie dar, vergleichbar mit dem Attentat auf John F. Kennedy ein Jahr zuvor.

Und wie der Tod Kennedys waren auch die Umstände des Hinscheidens von Dr. Zedd rätselhaft und gaben Anlass zu allerlei Spekulationen und Verschwörungstheorien. Die wenigsten Leute glaubten daran, dass er Selbstmord begangen hatte, und Junior gehörte ganz und gar nicht zu dieser Hand voll gutgläubiger Narren. Caesar Zedd, der Autor des Buches *jeder hat das Recht, glücklich zu sein*, hätte sich niemals das Hirn mit einer Pistole weggeblasen, wie es die Behörden der Öffentlichkeit weismachen wollten.

»Würden Sie so tun, als ob Sie aufwachen, wenn ich versuchen würde, Sie zu ersticken?«, fragte Detective Vanadium.

Seine Stimme war diesmal nicht aus der Zimmerecke gekommen, sondern unmittelbar neben dem Bett erklangen.

Hätte Junior sich durch das beruhigende Bild der Wellen, die sich vor seinem inneren Auge am mondbeschiedenen Strand brachen, nicht in einem so tiefen Zustand der Entspannung befunden, er hätte vermutlich aufgeschrien oder wäre vor Schreck senkrecht in die Höhe gefahren und hätte sich damit verraten und Vanadium in dem Verdacht, dass er sich nur schlafend stellte, bestätigt.

Er hatte nicht gehört, dass der Bulle aufgestanden und durch den dunklen Raum gegangen war. Kaum zu glauben, dass ein Mensch mit einem solchen Schmerbauch über dem Gürtel, mit einem solchen Stiernacken, der aus dem zu engen Kragen quoll, und mit einem zweiten Kinn, das markanter vorsprang als das erste, in der Lage war, sich so gespenstisch leise anzuschleichen.

»Ich könnte über die Infusionsnadel eine Luftblase in Ihre Vene leiten«, sagte der Detective ruhig. »Dann würden Sie an einer Embolie sterben, und keiner würde etwas ahnen.«

Ein Irrer. Kein Zweifel: Thomas Vanadium war durchgedrehter als Charlie Starkweather und Caril Fugate, die beiden Jugendlichen, die vor ein paar Jahre in Nebraska und Wyo-ming aus purer Langeweile elf Menschen umgebracht hatten.

In letzter Zeit war etwas faul in Amerika. Das Land war nicht mehr im Gleichgewicht. Es herrschte Schiefelage. Die Gesellschaft

rutschte langsam auf einen Abgrund zu. Zuerst jugendliche Serienmörder. Und jetzt auch noch wahnsinnig gewordene Bullen. Und es würde garantiert noch schlimmer kommen. Wenn man sich erst einmal auf dem absteigenden Ast befand, war es schwer, wenn nicht unmöglich, den Fall aufzuhalten oder gar umzukehren.

Pling.

Es war ein merkwürdiges Geräusch, aber des Rätsels Lösung schien Junior zum Greifen nah.

Pling.

Was immer die Quelle des Geräuschs sein mochte, Vanadium war jedenfalls der Auslöser.

Pling.

Natürlich. Jetzt wusste er es. Der Polizist schnippte mit dem Zeigefinger gegen die Flasche mit der Infusionslösung, die an dem Gestell neben dem Bett hing.

Pling.

Obwohl nun nicht mehr an Schlaf zu denken war, konzentrierte sich Junior auf das beruhigende innere Bild der sanften Wellen, die sich am mondbeschienenen Strand brachen. Es war schließlich nicht nur eine Einschlafhilfe, sondern auch eine Entspannungstechnik, und er musste unbedingt ruhig und entspannt bleiben.

Pling! Ein festeres, entschiedeneres Schnippen mit dem Fingernagel.

Viel zu vielen Menschen war die persönliche Entwicklung gleichgültig. Der menschlichen Kreatur wohnte eine destruktive Kraft inne, gegen die man ständig Widerstand leisten musste.

Pling!

Menschen, die sich keine positiven Ziele setzten, die nicht den Ehrgeiz hatten, ihr Leben befriedigender zu gestalten, verschwendeten ihre Kraft mit Niederträchtigkeiten. Dann hatte man einen Starkweather, der mordete, ohne dass es ihm auch nur einen einzigen persönlichen Vorteil einbrachte. Man hatte wahnsinnig gewordene Bullen und diesen neuen Krieg in Vietnam.

Pling. Junior wartete auf den Laut, aber er kam nicht. ; In gespannter Erwartung lag er da.

- Vor seinem inneren Auge war der Mondschein verblasst, und die sanften Wellen brachen sich nicht mehr am Strand. Er konzentrierte sich mit aller Kraft darauf, das Bild vom rauschenden

Meer wieder in seinen Kopf zu zwingen, aber dies erwies sich als einer der seltenen Momente, in denen er an einer Zedd-Übung scheiterte.

Statt des Meeres sah er plötzlich vor sich, wie Vanadiums Wurstfinger erstaunlich geschickt über die Infusionsgeräte glitten und die Funktionsweise der Vorrichtung erkundeten, ähnlich einem Blinden, der mit flinken, sicheren Bewegungen der Fingerspitzen einen Text in Brailleschrift liest. Er sah vor sich, wie der Detective den Einspritzadapter in der Kanüle ertastete, ihn zwischen Damen und Zeigefinger zusammendrückte. Sah, wie er plötzlich eine Spritze in der Hand hielt

wie ein Magier, der ein Seidentuch aus dem Nichts hervorzauberte. In der Spritze nichts als todbringende Luft. Die Nadelspitze, die sich widerstandslos in den Adapter bohrte ...

Junior hätte gern um Hilfe geschrien, wagte es aber nicht.

Er wagte nicht einmal, so zu tun, als würde er gerade unter unverständlichem Gemurmel und mit einem Gähnen aus tiefem Schlaf erwachen, weil der Detective doch nur merken würde, dass er ihm etwas vorspielte, dass er die ganze Zeit über wach gewesen war. Und wenn er wusste, dass Junior sich schlafend gestellt und heimlich die Unterhaltung mit Dr. Parkhurst belauscht, auf seine späteren unmissverständlichen Beschuldigungen aber nicht reagiert hatte, würde er dieses Täuschungsmanöver unweigerlich als Eingeständnis von Juniors Schuld am Tod seiner Frau interpretieren. Dann würde sich dieser alberne Spitzel erbarmungslos an seine Fersen heften.

Solange Junior sich weiterhin schlafend stellte, konnte der Detective nicht gänzlich sicher sein, dass es ein Täuschungsmanöver war. Er mochte einen Verdacht hegen, aber er konnte es nicht mit Bestimmtheit wissen. Es würde zumindest der Schatten eines Zweifels an Juniors Schuld bleiben.

Nach einer schier endlosen Pause begann Vanadium wieder zu sprechen. »Wissen Sie, was ich über das Leben denke, Enoch?«

Denk doch, was du willst, du Idiot.

»Ich glaube, das Universum ist wie ein unvorstellbar großes Musikinstrument mit unendlich vielen Saiten.«

Klar doch, das Universum ist eine gigantische, riesige Uku-lele.

Die bis zu diesem Augenblick ausdruckslose, monotone Stimme nahm unvermittelt einen nicht zu überhörenden volltönenden Klang

an. »Und jeder Mensch, jedes Lebewesen ist eine Saite an diesem Instrument.«

Und der liebe Gott hat vierhundert Milliarden mal Milliarden Finger und legt eine echt fetzige Interpretation von »Hawaiian Holiday« hin.

»Die Entscheidungen, die wir treffen, und die Dinge, die wir tun, wirken so, als würden wir eine Gitarrensaite in Schwingungen versetzen.«

Eine Geige in deinem Fall, und die Melodie ist das Leitmotiv aus »Psycho«.

Die stille Leidenschaft in Vanadiums Stimme kam aus dem Herzen, sie drückte sich nicht in glühenden Worten, sondern im Tonfall der Vernunft aus, dem keine Spur von salbungsvoller Gefühlsduselei anhaftete, und der darum aber umso beängstigender war. »Die Schwingung dieser einen Saite versetzt alle anderen Saiten ebenfalls in sanfte harmonisierende Schwingungen, die sich im gesamten Resonanzkörper des Instruments fortsetzen.«

Boing.

»Manchmal sind diese harmonisierenden Schwingungen deutlich wahrzunehmen, aber sehr oft sind sie so hauchzart, dass man sie nur hören kann, wenn man besonders empfänglich dafür ist.«

Großer Gott, erschieß mich auf der Stelle, und erspar mir die Qual, mir das anhören zu müssen.

»Als Sie Naomis Saite zerschnitten haben, haben Sie den Einfluss, den ihre Musik auf das Leben anderer Menschen und auf die Gestaltung der Zukunft gehabt hätte, gewaltsam zunichte gemacht. Sie haben eine Disharmonie erzeugt, die, wie leise auch immer, bis in den letzten Winkel des Universums zu vernehmen ist.«

Falls das ein Versuch ist, mich wieder zum Kotzen zu bringen, bist du auf dem besten Weg, dein Ziel zu erreichen.

»Diese Disharmonie erzeugt ihrerseits viele Schwingungen, die zu Ihnen zurückgeworfen werden ... einige so, wie Sie es vielleicht erwarten, andere auf völlig ungeahnte Art und Weise, die Sie nicht voraussehen konnten. Von den Dingen, die Sie nicht voraussehen konnten, bin ich bei weitem das schlimmste.«

So unerschrocken die Entgegnungen waren, mit denen Junior seinen stummen Teil der Unterhaltung bestritt, so sehr brachte ihn Vanadium doch allmählich aus der Fassung. Der Kerl war ein Wahnsinniger, ohne Zweifel, aber er schien

ihm doch gleichzeitig mehr als nur ein Fall fürs Irrenhaus zu sein. »Einst war ich ein ungläubiger Thomas«, sagte der Detective, dessen Stimme aber jetzt nicht mehr vom Rand des Betts, sondern von weiter her, vielleicht aus der Nähe der Tür kam, obwohl er sich nicht hörbar fortbewegt hatte.

Trotz seiner plumpen Erscheinung - und besonders in der Dunkelheit, in der das Aussehen nicht zählte - umgab Vanadium etwas von der vergeistigten Ausstrahlung eines Mystikers. Junior hielt zwar nicht viel von Mystikern und glaubte nicht an die überirdischen Kräfte, deren sie sich rühmten, aber er war sich im Klaren darüber, dass Mystiker, die an sich selbst glaubten, ausgesprochen gefährliche Menschen waren.

Der Detective war besessen von seiner merkwürdigen Saitentheorie, und vielleicht hatte er auch Visionen und hörte Stimmen wie die Jungfrau von Orleans. Eine Johanna von Orleans ohne Schönheit und Anmut, eine Johanna von Orleans mit einem Dienstrevolver und der Befugnis, diesen zu benutzen. Der Polizist war zwar keine Bedrohung für das englische Heer wie Johanna, aber wenn es nach Junior gegangen wäre, hätte dieser Wahnsinnige eindeutig den Tod auf dem Scheiterhaufen verdient.

»Jetzt habe ich keine Zweifel mehr«, sagte Vanadium, nun wieder in dem monotonen Singsang, der Junior zwar zutiefst zuwider, im Augenblick aber lieber war als dieser beunruhigende Tonfall stiller Leidenschaft. »Egal, wie die Lage aussieht und wie verzwickelt das Problem ist, ich weiß immer, was ich zu tun habe. Und ganz sicher weiß ich, was ich in Ihrem Fall zu tun habe.«

Das wurde ja immer grotesker.

»Ich habe meinen Finger in die Wunde gelegt.«

Welche Wunde?, lag es Junior auf der Zunge zu fragen, aber er wusste, wann er eine Falle vor sich hatte, und er hütete sich davor, hineinzutappen.

Nach kurzem Schweigen öffnete Vanadium die Tür zum Gang. Junior hoffte, dass er sich in dem Sekundenbruchteil, bevor er die Lider hastig bis auf schmale Schlitze geschlossen hatte, nicht durch einen Lichtreflex in seinen Augen verraten hatte. Vanadium trat in den Flur hinaus, ein dunkler Schatten im grellen Licht der Neonlampen. Der helle Schein schien ihn zu umfassen, und er schimmerte und verschwand wabernd wie eine Fata Morgana in der Gluthitze eines Wüstenhorizonts, wie das Phantom eines Mannes,

der, aus einer Dimension in eine andere überwechselnd, zwischen den Vorhängen flimmernder Hitze hindurchschlüpft, als würden sie zwei verschiedene Realitäten voneinander trennen. Die Tür fiel zu.

14. Kapitel

Quälender Durst verriet ihr, dass sie nicht tot war. Im Paradies gab es keinen Durst. Gleicht machte sie sich aber auch Illusionen hinsichtlich des Urteilsspruchs, der sie vor Gottes Richterstuhl erwartete. Durst gehörte mit hoher Wahrscheinlichkeit zu den Höllenqualen, die das Heer der Verdammten zu erleiden hatten, grausamer, nie endender Durst, verstärkt noch durch Mahlzeiten aus Salz, Schwefel und Asche und ohne einen einzigen Heidelbeerkuchen. Demnach war sie vielleicht doch tot und auf ewig in die Gesellschaft von Mördern, Dieben, Menschenfressern und rücksichtslosen Gesellen verstoßen, die mit hundert Sachen über die Zebrastreifen vor Schulen rasten.

Ihr war allerdings auch kalt, und sie hatte noch nie gehört, dass es in der Unterwelt Probleme mit der Heizung geben könnte, also war sie vielleicht doch nicht der ewigen Verdammnis anheim gegeben. Ein tröstlicher Gedanke.

Manchmal waren da Leute, die sich über sie beugten, aber ihr Blick war so verschwommen, dass sie nur undeutliche Schatten ohne erkennbare Gesichtszüge sah. Es hätten auch Engel oder Teufel sein können, sie war sich jedoch ziemlich sicher, dass es Menschen aus Fleisch und Blut waren, weil einer von ihnen fluchte, was ein Engel niemals getan hätte, und weil sie sich bemühten, es ihr so bequem wie möglich zu machen, während doch jeder Teufel, der etwas auf sich hielt, nichts Besseres zu tun gehabt hätte, als ihr brennende Streichhölzer in die Nase zu bohren, ihr Nadeln in die Zunge zu stechen oder sie mit sonst einer Foltermethode zu quälen, die man an der Berufsschule für angehende Meister-teufel üblicherweise lernte. Überdies benutzten sie Begriffe, die nicht zum Vokabular von Engeln oder Teufeln gehörten: »... subkutane Infusion ... Oxytozin intravenös ... es muss jederzeit absolut steril sein, und ich meine wirklich *absolut*... ein paar Ergotamin-gaben oral, sobald sie gefahrlos etwas über den Magen aufnehmen kann ...«

Meistens aber schwebte sie in Dunkelheit oder in Träumen.

Einmal war sie mitten im *Schwarzen Falken*. Sie und Joey ritten an der Seite eines sehr sorgenvollen John Wayne, und über ihnen schwebte David Niven fröhlich in einem Korb vorüber, der an einem riesigen bunten Heißluftballon hing.

Aus einer sternklaren Nacht im Wilden Westen im harten elektrischen Licht einer Lampe erwachend, erblickte Agnes über sich verschwommene Gesichter ohne Cowboyhüte und spürte gleichzeitig, dass ihr jemand mit einem Eiswürfel in kreisenden Bewegungen über den bloßen Bauch strich. Kaltes Wasser lief in dünnen Rinnsalen an ihren Seiten herunter, sie zitterte und wollte fragen, warum man sie mit Eis kühlte, wo sie doch ohnehin schon bis auf die Knochen durchgefroren sei, aber ihre Stimme gehorchte ihr nicht.

Plötzlich merkte sie - großer Gott! -, dass irgendjemand seine Hand in ihr hatte, und dass diese Hand tief in ihrem Leib ihre Gebärmutter mit den gleichen trägen Kreisbewegungen massierte, die der schmelzende Eiswürfel auf ihrem Bauch beschrieb.

»Sie braucht noch eine Transfusion.«

Diese Stimme erkannte sie. Dr. Joshua Nunn. Ihr Hausarzt. Sie hatte seine Stimme schon vorher gehört, sie aber bloß nicht zuordnen können.

Irgendetwas stimmte überhaupt nicht mit ihr, und sie versuchte zu sprechen, aber auch diesmal versagte ihr die Stimme den Dienst. Frierend, überwältigt von Scham und Angst nahm sie wieder Zuflucht im Wilden Westen, wo die Nacht über der Wüstenebene warm war. Das Lagerfeuer flackerte einladend. John Wayne legte ihr einen Arm um die Schultern und sagte: »Hier gibt es keine toten Ehemänner und auch keine toten Babys«, und obwohl seine Worte als Trost gemeint waren, wurde sie von Kummer übermannt, bis Shirley MacLaine sie beiseite nahm, um sich von Frau zu Frau mit ihr zu unterhalten.

Als Agnes wieder zu sich kam, war ihr nicht mehr kalt, vielmehr fieberte sie. Ihre Lippen waren gesprungen, ihre Zunge fühlte sich rau und trocken an.

Im Krankenzimmer herrschte gedämpftes Licht, und Schatten hatten sich um sie gesammelt wie ein Schwärm schlafender Vögel.

Agnes stöhnte leise vor sich hin, worauf einer der Vögel seine Schwingen ausbreitete, näher kam, am rechten Bettrand innehielt und sich gleich darauf zu einer Krankenschwester materialisierte.

Agnes konnte jetzt klar sehen. Die Krankenschwester war eine hübsche junge Frau mit schwarzem Haar und tiefblauen Augen.

»Durst«, krächzte Agnes. Ihre Stimme war Saharasand, der sich an vorzeitlichem Felsgestein scheuerte, das dürre Flüstern einer

Pharaonenmumie, die in einer seit dreitausend Jahren versiegelten Gruft Selbstgespräche führte.

»Sie können in den nächsten paar Stunden noch nicht viel über den Magen aufnehmen«, sagte die Krankenschwester. »Die Gefahr, dass Sie es nicht bei sich behalten, ist zu groß. Und wenn Sie sich übergeben, könnte das neue Blutungen auslösen.«

»Eis«, ließ sich eine Stimme auf der linken Seite des Betts vernehmen.

Der Blick der Krankenschwester wanderte von Agnes zu der Person, die gesprochen hatte. »Ja, ein Stück Eis wäre in Ordnung.« Als Agnes den Kopf drehte und dann Maria Elena Gonzalez neben sich erkannte, glaubte sie wieder zu träumen.

Auf dem Nachttisch stand ein beschlagener Edelstahlkrug. Maria nahm den Deckel vom Krug und fischte mit einem langstieligen Löffel ein dünnes Stück Eis heraus. Dann hielt sie die linke Hand als Tropfenfänger unter den Löffel und schob Agnes das glitzernde Eisstückchen in den Mund.

Es war nicht nur kalt und nass; es war köstlich und schmeckte erstaunlich süß, fast wie Schokolade.

Agnes begann das Eis zu kauen, aber die Krankenschwester sagte:

»Nein, nein. Schlucken Sie nicht alles auf einmal runter. Lassen Sie es im Mund zergehen.«

Diese mit ernster Stimme vorgebrachte Ermahnung traf Agnes wie ein Schock. Wenn es wirklich ausreichte, eine so geringe Menge Eis zu zerkauen und auf einmal hinunterzuschlucken, um einen Brechreiz und möglicherweise neuerliche Blutungen auszulösen, musste ihr Zustand wirklich sehr kritisch sein. Vielleicht war einer der lauernden Schatten doch der Tod, der hier noch starrsinnig Wache hielt.

Ihre Körpertemperatur war so hoch, dass das Eis im Nu auf der Zunge zerging. Ein dünnes Rinnsal benetzte ihre Kehle, aber es reichte nicht, um die Sahara aus ihrer Stimme zu vertreiben, als sie »mehr« sagte.

»Nur eins noch«, sagte die Krankenschwester.

Maria fischte ein zweites Eisplättchen aus dem beschlagenen Krug, ließ es aber wieder hineinfallen, um dann ein größeres Stück herauszulöffeln. Nachdenklich betrachtete sie es eine Weile, dann schob sie es Agnes zwischen die Lippen. »Wasser kann brechen, wenn es vorher gemacht wird zu Eis.«

Über diese Bemerkung, die ihr voller Rätsel und Schönheit zugleich erschien, dachte Agnes nach, bis das letzte Stückchen Eis auf ihrer Zunge geschmolzen war. Und dann wurde ihr kein Eis mehr eingeflößt, sondern Schlaf, der so dunkel und schwer war wie Kochschokolade.

15. Kapitel

Als Dr. Jim Parkhurst zur abendlichen Visite hereinschaute, gab Junior nicht länger vor *zu* schlafen, sondern stellte ernsthafte Fragen, auf die er zum größten Teil die Antworten allerdings schon wusste, weil er die Unterhaltung zwischen dem Arzt und Detective Vanadium ja heimlich mit angehört hatte.

Seine Kehle war noch so geschunden nach dem heftigen Erbrechen, so verätzt von der Magensäure, dass er krächzend und gleichzeitig piepsig wie eine Figur aus einer dieser Kindersendungen am Vormittag klang. Hätte es nicht so wehgetan, wäre er sich wahrscheinlich albern vorgekommen, aber jedes Wort, das er sagte, brannte und kratzte so sehr in seinem Hals, dass er zu keiner anderen Empfindung fähig war als zu Selbstmitleid.

Obwohl er sich die Erklärungen des Arztes zum nervösen Erbrechen nun schon zum zweiten Mal angehört hatte, verstand Junior immer noch nicht, wie der Schock über den Tod seiner Frau einen so heftigen und unappetitlichen Anfall hatte auslösen können. »Sie haben diese Symptome nicht schon früher einmal gehabt?«, erkundigte sich Parkhurst, der mit einem Krankenblatt neben dem Bett stand und seine halbmondförmige Lesebrille auf die Nasenspitze geschoben hatte.

»Nein, noch nie.«

»Häufig wiederkehrende heftige Brechanfälle ohne erkennbare Ursache könnten auf eine lokomotorische Ataxie hindeuten, aber Sie weisen ansonsten keine Symptome dafür auf. Ich würde mir keine weiteren Gedanken darüber machen, sofern es nicht wieder auftritt.«

Bei der Vorstellung, sich noch einmal derartig die Seele aus dem Leib zu kotzen, verzog Junior angewidert das Gesicht.

»Die meisten anderen Ursachen konnten wir ausschließen«, fuhr Parkhurst fort. »Sie haben weder eine akute Myelitis noch Meningitis. Auch keine Anämie des Gehirns. Keine Gehirnerschütterung. Und Sie weisen keine weiteren Symptome der Meniere-Krankheit auf. Morgen werden wir einige Untersuchungen durchführen, um einen Gehirntumor oder eine Läsion des Gehirns auszuschließen, aber ich bin ziemlich sicher, dass auch das nicht der Grund ist.«

»Akutes nervöses Erbrechen«, krächzte Junior, »ich habe mich nie als einen besonders nervösen Menschen empfunden.«

»O nein, das hat es auch nicht unbedingt zu bedeuten. Nervös heißt in diesem Fall, dass die Symptome *psychisch bedingt* sind. Trauer, Schock, ein schreckliches Erlebnis ... all das kann schwere körperliche Reaktionen auslösen.«

»Aha.«

Die asketischen Züge des Arztes nahmen einen weichen, mitfühlenden Ausdruck an. »Sie haben Ihre Frau wohl sehr geliebt?«

Ich habe sie verehrt, wollte Junior erwidern, aber ein Gefühl der Ergriffenheit stieg ihm wie ein dicker Schleimklumpen in die Kehle. Er verzog die Miene in tiefem Kummer, den er nicht vorzutäuschen brauchte, und zur eigenen Verwunderung spürte er, wie ihm die Tränen in die Augen schossen.

Offenbar erschrocken, weil er befürchtete, der Patient könne in seiner Aufgewühltheit anfangen, haltlos zu schluchzen, was wiederum Bauchkrämpfe und neuerliches Erbrechen zur Folge haben konnte, rief Parkhurst nach einer Krankenschwester und wies diese dann an, umgehend Valium zu verabreichen.

Während die Schwester damit beschäftigt war, Junior eine Spritze zu geben, sagte Parkhurst: »Sie sind ein außergewöhnlich sensibler Mensch, Enoch. In unserer oft so gefühlskalten Welt ist das eine bewundernswerte Eigenschaft. Aber in Ihrer derzeitigen Verfassung ist Ihre Sensibilität Ihr größter Feind.«

Danach setzte der Arzt seine abendliche Visite fort, die Schwester hingegen blieb bei Junior, bis sie sich sicher sein konnte, dass das Beruhigungsmittel zu wirken begann und er nicht in Gefahr war, wieder Blut zu spucken.

Sie hieß Victoria Bressler und war eine gut aussehende Blondine. Nie im Leben wäre sie eine ernsthafte Konkurrenz für Naomi mit ihrer berückenden Schönheit gewesen, aber Naomi war schließlich nicht mehr.

Als Junior sich über unerträglichen Durst beklagte, erklärte ihm Victoria, dass er erst am Morgen wieder etwas zu sich nehmen dürfe. Zum Frühstück und Mittagessen werde man ihn flüssig ernähren. Am Abend sei dann vielleicht etwas pürierte Nahrung erlaubt.

Für den Augenblick könne sie ihm nur ein paar Eisstückchen

anbieten, die er aber nicht kauen dürfe. »Lassen Sie das Eis im Mund zergehen.«

Aus einem Krug, der auf dem Nachttisch stand, fischte Victoria die kleinen durchsichtigen Ovale - keine Würfel, sondern Plättchen - eines nach dem anderen mit einem Löffel heraus. Sie schob Junior die Eisstücke nicht mit der professionellen Geschicklichkeit einer Krankenschwester in den Mund, sondern so, wie es eine Kurtisane vielleicht getan hätte: Mit einem verführerischen Lächeln und einem Hauch von Koketterie in den blauen Augen führte sie den Löffel langsam und mit einer so berechnend lasziven Geste an seine Lippen, dass er unwillkürlich an die unvergessliche Essszene in *Tom Jones - Zwischen Bett und Galgen* denken musste.

Für Junior war es nichts Neues, dass Frauen ihn verführen wollten. Sein anziehendes Äußeres war ein Geschenk der Natur. Dass er ständig bemüht war, seinen Verstand zu schulen, machte ihn interessant. Vor allem aber hatte er aus Caesar Zedds Büchern gelernt, wie man es anstellte, einen unwiderstehlichen Charme an den Tag zu legen.

Und wenn er auch mit seinen Erfolgen nicht prahlte und nie zu den Männern gehört hatte, die mit ihren Frauengeschichten hausieren gingen, war er doch überzeugt, dass er die Damenwelt zu beglücken verstand wie kein anderer. Vielleicht war der Ruf seiner körperlichen Vorzüge und Leistungen bis zu Victoria durchgedrungen; Frauen unterhielten sich ja über diese Dinge, wenn sie unter sich waren, mehr noch vielleicht als Männer.

Angesichts seiner Schmerzen und seiner Erschöpfung fand es Junior erstaunlich, dass es diese reizende Schwester mit ihrer verführerischen Löffeltechnik schaffte, ihn sexuell zu erregen. Auch wenn er im Augenblick nicht in der Verfassung war, eine Romanze zu beginnen, reizte ihn doch eindeutig die Aussicht auf eine spätere Verbindung.

Er fragte sich, ob es schicklich war, sich zu einem Zeitpunkt auf einen kleinen Flirt einzulassen, zu dem seine verstorbene Frau noch nicht einmal unter der Erde war. Victoria sollte ihn nicht für einen Rüpel halten. Er wollte, dass sie eine gute Meinung von ihm hatte. Es musste einen Weg geben, sich ihr gegenüber charmant, aber höflich und angemessen zu verhalten und ihr dabei doch auf elegante Weise klar zu machen, dass er scharf auf sie war.

Vorsicht.

Vanadium würde es herausfinden. Gleichgültig, wie zurückhaltend und anständig er sich Victoria gegenüber verhielte, Thomas Vanadium würde seinen erotischen Ambitionen auf die Spur kommen. Irgendwie. Auf irgendeine Weise. Victoria würde kein Interesse daran haben, zugeben zu müssen, dass zwischen ihr und Junior auf den ersten Blick ein prickelnder erotischer Funke übergesprungen war, sie würde nicht wollen, dass er im Gefängnis landete und ihre leidenschaftlichen Gefühle für ihn unerfüllt blieben, aber Vanadium würde ihr kleines Geheimnis aufspüren und sie zwingen, in den Zeugenstand zu treten.

Junior durfte nichts sagen, was vor der Geschworenenbank wiederholt werden konnte. Er durfte sich nicht einmal hinreißen lassen Victoria anzüglich zuzuwinkern oder wie zufällig ihre Hand zu streifen.

Schon gab ihm die Krankenschwester liebevoll den nächsten Löffel. Junior sagte kein Wort, und er wagte es auch nicht, ihr in die Augen zu sehen, um einen viel sagenden Blick mit ihr zu wechseln, aber er nahm das ovale Eisstück in der gleichen lasziven Art entgegen, in der ihn diese reizende Frau fütterte. Er hielt den Löffel zwischen den Lippen fest, sodass sie ihn nicht ohne weiteres wieder herausziehen konnte, schloss die Augen und stöhnte genießerisch, als wäre das Eis Ambrosia, die Speise der Götter, als wäre es ein Stück von der Krankenschwester selbst, das er sich auf der Zunge zergehen ließ. Als er den Löffel endlich freigab, ließ er die Zunge anzüglich darum kreisen und leckte sich die Lippen, nachdem das kalte Metall herausgeglitten war.

Dann öffnete Junior die Augen, und obwohl er es immer noch vermied, sie direkt anzusehen, wusste er, dass sie seine Reaktion auf ihre verführerische Füttertechnik bemerkt und richtig interpretiert hatte. Den Löffel noch in der Luft, war sie erstarrt, und ihr hatte der Atem gestockt. Sie war elektrisiert.

Es war überflüssig, dass sie sich auch nur mit einem flüchtigen Nicken oder Lächeln bestätigten, wie sehr es zwischen ihnen knisterte. Victoria wusste ebenso gut wie er, dass ihre Zeit kommen würde, sobald die momentanen Unannehmlichkeiten aus der Welt geschafft waren, sobald Vanadium kaltgestellt war, sobald jeder Verdacht gegen ihn endgültig ausgeräumt war.

Sie konnten geduldig warten. Ihre Selbstbeherrschung und ihre süße Vorfreude würde nur zur Folge haben, dass der Liebesakt, wenn sie

sich ihm endlich gefahrlos hingeben konnten, die Welt so nachhaltig erschüttern würde wie die Vereinigung zweier sterblicher Geschöpfe, die durch die gewaltige Kraft ihrer Leidenschaft und Reinheit in den Kreis der Halbgötter aufgestiegen waren.

Er hatte in letzter Zeit in einem der Auswahlbände des Buchclubs viel über die Heldengestalten der griechischen Mythologie gelesen. Als sich Victorias hämmernder Puls endlich wieder beruhigt zu haben schien, legte sie den Löffel auf das Tablett, das auf dem Nachttisch stand, zurück, verschloss den Krug und sagte: »Das ist genug für den Augenblick, Mr. Cain. In Ihrer Verfassung kann selbst ein bisschen zu viel Eis einen neuen Brechreiz bewirken.« Der strenge, sachliche Ton und die berufsmäßige Miene, mit denen sie geschickt ihr brennendes Verlangen überspielte, beeindruckten und begeisterten Junior. Die reizende Victoria war eine würdige Verbündete.

»Danke, Schwester«, sagte er feierlich und passte sich damit ihrem Tonfall an, obwohl er den Impuls, sie mit einem viel sagenden Blick anzulächeln und ihr noch einen kleinen Vorgeschmack auf seine flinke, rosige Zunge zu geben, kaum zügeln konnte.

»Ich kümmere mich darum, dass eine der Nachtschwestern von Zeit zu Zeit nach Ihnen sieht.«

Jetzt, da eindeutig klar war, dass sie beide dasselbe wollten und ihre Lust am Ende befriedigen würden, entschied sie sich für diskrete Zurückhaltung. Eine kluge Frau.

»Ich verstehe«, sagte er.

»Sie brauchen Ruhe«, erklärte sie, indem sie sich zur Tür wandte. Ja, er würde bestimmt jede Menge Ruhe benötigen, um Kraft zu sammeln für dieses Teufelsweib. Selbst in ihrem lockeren weißen Kittel und den klobigen Gesundheitsschuhen wirkte sie unglaublich aufreizend. Im Bett würde sie eine Löwin sein.

Lange, nachdem Victoria gegangen war, lag er noch da, blickte verträumt lächelnd zur Decke und schwebte auf einer Wolke aus Valium und Verlangen. Und Eitelkeit.

In diesem Fall war er davon überzeugt, dass seine Eitelkeit keine Untugend war, dass sich darin nicht ein aufgeblasenes Ego ausdrückte, sondern lediglich ein gesundes Selbstwertgefühl. Dass er Frauen unwiderstehlich anzog, war nicht nur seine subjektive Meinung, sondern eine ebenso objektive, unbestreitbare Tatsache

wie die Schwerkraft und die Umlaufbahnen der Planeten um die Sonne.

Zugegebenermaßen erstaunte es ihn, dass Schwester Victoria so heftig auf ihn flog, obwohl sie doch sein Krankenblatt gelesen hatte und diesem entnommen haben mußte, dass er gerade noch Gift und Galle gespuckt hatte wie ein Geysir, dass er im Krankenwagen während des krampfhaften Erbrechens die Gewalt über Blase und Gedärme verloren hatte und dass er jeden Moment einen gewaltigen Rückfall erleiden konnte. Das Ganze war ein eindrucksvoller Beweis für die animalische Lust, die er, selbst wenn er es nicht darauf anlegte, in Frauen weckte, für die starke männliche Anziehungskraft, die so sehr Teil seiner Person war wie das dichte Blondhaar.

16. Kapitel

Aus einem Traum voll unsäglicher Trauer erwachte Agnes mit warmen, tränenfeuchten Wangen.

Das Krankenhaus lag versunken in den unendlichen Tiefen des Schweigens, das die von Menschen bevölkerten Stätten nur in den wenigen Stunden vor dem Morgengrauen erfüllt, wenn die Nöte, Sehnsuchte und Ängste des einen Tages vergessen und die des nächsten noch nicht ins Bewusstsein gedrungen sind, wenn unsere um sich schlagende Spezies für kurze Zeit zwischen verzweifelten Versuchen, sich über Wasser zu halten, empfindungslos dahintreibt. Das Kopfende des Betts war schräg aufgestellt. Andernfalls hätte Agnes den Raum nicht überblicken können, weil sie zu schwach war, den Kopf vom Kissen zu heben.

Das Zimmer lag zum größten Teil in Schatten, die sie aber nicht mehr an schlafende Vögel erinnerten, sondern an einen Schwärm ungefiederter Kreaturen mit ledrigen Flügeln und glühenden Augen in der lauernden Erwartung eines unaussprechlichen Schmauses. Eine Leselampe war die einzige Lichtquelle im Raum. Der verstellbare Messingschirm war so eingestellt, dass der Lichtkegel nach unten auf einen Sessel fiel.

Agnes war so entkräftet, und ihre Augen waren so empfindlich und gereizt, dass ihr selbst dieser sanfte Schein wehtat. Am liebsten hätte sie die Augen wieder geschlossen und sich dem Schlaf hingegeben, diesem kleinen Bruder des Todes, der ihr als einziger Trost geblieben war. Was sie im Schein der Lampe sah, zwang sie jedoch, die Augen offen zu halten.

Die Schwester hatte den Raum verlassen, aber Maria war geblieben und hielt Wache. Sie saß in dem plastikbezogenen Stahlrohrsessel und hatte sich im Lampenlicht über eine Handarbeit gebeugt.

»Du solltest bei deinen Kindern sein«, sagte Agnes besorgt.

Maria blickte auf. »Meine Mädchen sind gehütet bei meiner Schwester.«

»Warum bist du hier?«

»Wo soll ich sonst sein und für wo/u? Ich bewache hier.«

Als sich der Tränenschleier vor Agnes' Augen ein wenig gelichtet hatte, erkannte sie, dass Maria nähte. Auf der einen Seite ihres Sessels stand eine Einkaufsstüte auf dem Boden, auf der anderen ein

aufgeklappte Tasche, die Garnrollen, Nadeln, ein Nadelkissen, eine Schere und alle möglichen anderen Schneiderwerkzeuge enthielt. Maria flickte Joeys Kleider, die Agnes zuvor absichtlich zerrissen hatte.

»Maria?«

»Qwe?«

»Du brauchst das nicht zu machen.«

»Was zumachen?«

»Du brauchst die Sachen nicht mehr zu reparieren.«

»Ich repariere«, entgegnete Maria bestimmt.

»Du weißt das mit ... Joey?«, fragte Agnes, und ihre Stimme wurde beim Namen ihres Mannes so gepresst, dass ihr die beiden Silben fast im Hals stecken geblieben wären.

»Ich weiß.«

»Warum tust du es dann?«

Die Nadel tanzte in Marias flinken Fingern. »Ich repariere nicht mehr für das besser Englisch. Jetzt ich repariere nur für Mr. Lampion.«

»Aber ... er ist tot.«

Maria arbeitete wortlos weiter, und Agnes erkannte in deren Schweigen jene besondere Art der Konzentration, mit der schwierige Worte gesucht und mühsam aneinander gefügt wurden. Innerlich so aufgewühlt, dass sie kaum sprechen konnte, sagte Maria schließlich: »Es ist ... das Einzige ... was ich noch kann tun für ihn, für Sie. Ich bin niemand, nicht kann reparieren keine große Sache. Aber ich repariere das. Ich repariere das.«

Agnes konnte es nicht ertragen, Maria so zu sehen. Das Licht tat ihr jetzt nicht mehr in den Augen weh, aber das Bild ihrer Zukunft bohrte sich schärfer als die spitzeste Nadel in ihre Vorstellung, bis sie gequält die Augen schloss.

Sie schlief eine Weile, und als sie wieder erwachte, hörte sie ein leises, aber inbrünstiges Beten in spanischer Sprache.

Maria stand, die Unterarme auf die Gitterstange gestützt, neben dem Bett. Um ihre kleinen, braunen Hände hatte sie einen Rosenkranz aus Silber und hellem Quarz geschlungen, aber sie ließ die Perlen nicht betend durch die Finger gleiten und murmelte auch kein Ave Maria. Sie betete für Agnes' Baby.

Ganz allmählich dämmerte Agnes, dass ihre Fürbitte nicht der Seele eines tot geborenen Säuglings galt, sondern einem Kind, das

noch am Leben war.

Agnes' Kraft glich nur insofern der Kraft eines Felsens, als ihre Glieder schwer und unbeweglich waren wie Stein. Dennoch brachte sie die Energie auf, den Arm zu heben und ihre Linke auf Marias rosenkranzumschlungene Hände zu legen. »Das Baby ist doch tot.«

»Aber nein, Senora Lampion«, widersprach Maria erschrocken.

»*Muy enfermo*, aber nicht tot.«

Sehr krank. Sehr krank, aber nicht tot.

Agnes sah das Blut vor sich, diesen furchtbaren roten Schwall. Die unerträglichen Schmerzen und diese entsetzliche blutrote Sturzflut. Sie hatte geglaubt, ihr Kind sei mit einer Welle seines und ihres Blutes tot in die Welt geschwemmt worden.

»Ist es ein Junge?«, fragte sie.

»Ja, Senora. Ein hübscher Junge.«

»Bartholomew«, sagte Agnes.

Maria runzelte die Stirn. »Was Sie da sagen?«

»Sein Name.« Sie drückte Marias Hände fester. »Ich möchte ihn sehen.«

»*Muy enfermo*. Sie ihn legen in das Ding wie ein Hühnerei.«

Wie ein Hühnerei. In ihrer Benommenheit konnte sich Agnes nicht sofort einen Reim auf diese drei Worte machen. Dann fiel der Groschen. »Oh. Er ist im Brutkasten.«

»Solche Augen«, sagte Maria.

»*Que?*«, gab Agnes zurück.

»Engel müssen haben so wunderschöne Augen.«

Agnes zog ihre Hand zurück, ließ sie auf die Brust sinken und sagte: »Ich möchte ihn sehen.«

Nachdem sie sich bekreuzigt hatte, sagte Maria: »Sie müssen ihn haben im Eikasten, bis er nicht mehr gefährlich ist. Wenn die Schwester kommt, ich frage, wann das Baby sein sicher. Aber ich kann nicht Sie lassen allein. Ich aufpasse. Ich aufpasse Sie.«

Agnes schloss die Augen und flüsterte mit leiser Stimme, in der ehrfürchtiges Staunen lag: »Bartholomew.«

Ihrer mit Trauer gemischten Freude zum Trotz gelang es Agnes nicht, sich an der Oberfläche des Schlafs zu halten, aus dessen Fluten sie gerade erst aufgetaucht war. Aber als sie diesmal in seine tiefere Strömung hinuntersank, begleitete sie eine neue Hoffnung und dieser magische Name, der diesseits und jenseits ihres Bewusstseins bebend in ihr widerhallte: *Bartholomew*, als das

Krankenzimmer und Maria vor ihren Augen verblassten, und auch in ihren Träumen: *Bartholomew*. Der Name wehrte alle Albträume ab. *Bartholomew*. Der Name gab ihr die Kraft zu leben.

17. Kapitel

Vor Angstschweiß speckig glänzend wie ein Schwein auf der Schlachthoframpe, erwachte Junior aus einem Albtraum, dessen Einzelheiten ihm sofort entfallen waren. Irgendetwas hatte nach ihm gefasst — Hände, die aus dem Dunkeln nach ihm griffen, das war alles, woran er sich erinnern konnte -, und dann war er keuchend aufgewacht.

Die Nacht drückte immer noch gegen das Fenster hinter der Jalousie.

In der Zimmerecke brannte die Leselampe, aber der Sessel, der dort gestanden hatte, war nicht mehr da. Jemand hatte ihn dichter an Juniors Bett gerückt.

Vanadium saß in dem Sessel und beobachtete ihn. Mit der verblüffenden Geschicklichkeit eines Taschenspielers ließ er eine 25-Cent-Münze über die Knöchel des rechten Handrucksens rollen, beförderte sie mit dem Daumen in die Handfläche, worauf sie an der Wurzel des kleinen Fingers wieder auftauchte und erneut über den Handrücken abrollte und immer so weiter, ohne Ende.

Die Uhr neben dem Bett zeigte 4 Uhr 37 an.

Dieser Mensch schlief wohl nie.

»Es gibt ein sehr schönes Lied von George und Ira Gershwin. Es heißt >Someone to Watch over Me<. Haben Sie es schon einmal gehört? Ich bin für Sie dieser Jemand, der über Sie wacht, wenn auch natürlich nicht in diesem romantischen Sinn des Wortes.« '

»Wer ... wer sind Sie?«, krächzte Junior, der, obwohl immer noch schwer erschüttert von seinem Albtraum und auch durch Vanadiums Anwesenheit einigermaßen irritiert, die Geistesgegenwart besaß, seine Rolle beizubehalten und den Ahnungslosen zu spielen.

Thomas Vanadium unterstellte Junior offensichtlich stillschweigend, dass dieser über die Fakten im Bilde war, er beantwortete dessen Frage nämlich nicht, sondern sagte statt -dessen: »Es ist mir gelungen, einen Durchsuchungsbefehl für Ihr Haus zu bekommen.«

Das konnte nur eine Finte sein, dessen war sich Junior sicher. Es gab keinerlei Indizien, die darauf deuten würden, dass Naomi anders als durch einen Unfall ums Leben gekommen war.

Vanadiums Verdacht - oder, besser gesagt, seine krankhafte *Wahnvorstellung* - war absolut kein Grund für einen Richter, einen Hausdurchsuchungsbefehl auszustellen.

Leider gab es Richter, die in manchen Dingen leicht zu beeinflussen, wenn nicht gar korrupt waren. Und Vanadium, der sich offensichtlich in der Rolle des Racheengels gefiel, hatte sicher keine Skrupel, das Gericht anzulügen, um sich einen juristisch nicht zu rechtfertigenden Hausdurchsuchungsbefehl zu erschleichen.

»Ich ... ich verstehe nicht.« Junior, der verschlafen blinzelte und so tat, als wäre er von den Beruhigungsmitteln und sonstigen Medikamenten, die sie ihm mit der Infusionslösung in die Venen träufelten, noch benommen, war hoch erfreut über den verblüfften Ton in seiner heiseren Stimme, auch wenn ihm klar war, dass er diesen Kritiker vor ihm nicht einmal mit einer Oscar-reifen Vorstellung hätte überzeugen können.

Knöchel um Knöchel, eingefangen zwischen Daumen und Zeigefinger, unsichtbar die Innenfläche der Hand durchwandernd, tauchte die Münze wieder auf und reflektierte das Lampenlicht, während sie eine weitere Runde Purzelbäume von Knöchel zu Knöchel vollführte.

»Haben Sie eine Versicherung?«

»Selbstverständlich. Bei der Blue-Shield-Krankenkasse«, antwortete Junior wie aus der Pistole geschossen.

Vanadium gab ein trockenes Gelächter von sich, in dem aber nicht, wie sonst bei den meisten Menschen, ein Hauch von Wärme mitschwang. »Nicht schlecht, Enoch. Aber Sie sind nicht ganz so schlau, wie Sie glauben.«

»Wie bitte?«

»Ich meine eine Lebensversicherung, und das wissen Sie genau.«

»Nun ja ... eine Police über eine kleine Summe. Es ist eine Zusatzleistung der Rehaklinik, in der ich arbeite. Warum? Worauf wollen Sie eigentlich hinaus?«

»Eines der Dinge, nach denen ich in Ihrem Haus gesucht habe, ist eine Lebensversicherung auf Ihre Frau. Ich konnte nichts finden. Auch keine annullierten Prämienschecks.«

In der Hoffnung, den Anschein der Verwirrung und Ahnungslosigkeit noch eine Weile aufrechterhalten zu können, strich sich Junior mit einer Hand über das Gesicht, als wollte er irgendwelche Spinnweben wegwischen »Sagten Sie, Sie waren in

meinem Haus?«

»Wussten Sie, dass Ihre Frau Tagebuch geführt hat?«

»Klar. Jedes Jahr ein neues. Seit sie zehn war.«

»Haben Sie je darin gelesen?«

»Natürlich nicht.« Das war keineswegs gelogen, und so bereitete es Junior keine Mühe, Vanadium bei seiner Antwort gerade in die Augen zu blicken und sich voll rechtschaffener Empörung in die Brust zu werfen.

»Warum nicht?«

»Es wäre ein Vertrauensbruch. Ein Tagebuch ist etwas Privates.« Auch wenn er davon ausging, dass einem Polizeibeamten nichts heilig war, war er einigermaßen erschüttert, dass Vanadium es für nötig hielt, eine solche Frage zu stellen.

Der Detective erhob sich aus dem Sessel und trat an Juniors Bett, ohne das Spielen mit der Münze auch nur eine Sekunde zu unterbrechen. »Sie war eine erfrischende junge Frau. Sehr romantisch. Ihr Tagebuch ist voll mit Schwärmereien über das Eheleben, über Sie. Sie hielt Sie für den wunderbarsten Menschen, den sie je kennen gelernt hat, und für den perfekten Ehemann.« Junior war, als hätte sich eine haarfeine Nadel in sein Herz gebohrt, um die der Muskel nun schmerzhaft pulsierte. »Wirklich? Das ... das hat sie geschrieben?«

»An manchen Stellen finden sich kurze Zwiesprachen mit Gott, rührende kleine Dankgebete dafür, dass er Sie in ihr Leben geführt hat.«

Obwohl Junior der religiöse Glaube fehlte, an dem Naomi in ihrer Unschuld und Sentimentalität gehangen hatte, kamen ihm Tränen der Rührung, die er nicht vortäuschen musste.

Dass er sie verdächtigt hatte, sein Käsebrot oder die Aprikosen vergiftet zu haben, erfüllte ihn jetzt mit bitterer Reue. Sie hatte ihn tatsächlich genauso geliebt, wie er immer geglaubt hatte. Niemals hätte sie die Hand gegen ihn erhoben, niemals. Die gute Naomi wäre für ihn gestorben. Sie war für ihn gestorben.

Eingeklemmt in der Kerbe zwischen Mittelfinger und Ringfinger, kam die Münze zum Stillstand. Vanadium nahm eine Packung Kleenex vom Nachttisch und reichte sie seinem Verdächtigen.

»Hier, nehmen Sie.«

Weil Junior den rechten Arm, der wegen der Infusionsnadel an einer Schiene festgeschnallt war, nicht bewegen konnte, nahm er

mit der linken ein paar Papiertücher aus der Packung. Nachdem Vanadium die Schachtel auf den Nachttisch zurückgestellt hatte, nahm die Münze ihre Wanderung von neuem auf.

Dann sagte er, während Junior sich die Nase putzte und die Augen trocknete: »Ich glaube, Sie haben sie auf irgendeine unerklärliche Weise tatsächlich geliebt.«

»Sie geliebt? Natürlich habe ich sie geliebt. Naomi war wunderschön und so liebenswert... und lustig. Sie war das Beste ... das Beste, was mir je passiert ist.«

Vanadium schnippte das Geldstück in die Luft, fing es mit der linken Hand auf und vollführte mit dieser sein Kunststückchen ebenso flink und mühelos wie mit der rechten.

Diese Demonstration seiner beidhändigen Geschicklichkeit war Junior unheimlich, obwohl er sich den Grund für sein Unbehagen nicht erklären konnte. Jeder Hobbyzauberer -überhaupt jeder, der bereit war, genug Zeit fürs Üben zu investieren, ob Zauberer oder nicht - konnte dieses Kunststück beherrschen. Es war reine Fingerfertigkeit, keine Zauberei.

»Was war Ihr Motiv, Enoch?«

»Mein was?«

»Es sieht so aus, als hätten Sie keins. Aber es steckt immer ein Motiv dahinter, irgendein Eigeninteresse wird immer verfolgt. Wenn es eine Versicherungspolice gibt, werden wir sie finden, und Sie werden gegrillt wie ein Stück Bauchspeck in der Pfanne.« Die Stimme des Bullen war so ausdruckslos wie eh und je, ein monotoner Singsang; was er sagte, war keine aufgebrachte Drohung, sondern ein ruhiges Versprechen.

In gespielterm Erstaunen riss Junior die Augen auf und fragte: »Sind Sie von der *Polizei*?«

Der Detective lächelte. Es war das Lächeln einer Anakonda, die sich in der Vorfreude darauf sonnt, ihr Opfer gleich erbarmungslos zu erwürgen. »Bevor Sie aufgewacht sind, haben Sie geträumt. Habe ich Recht? Ein Albtraum offensichtlich. «

Die unvermittelte Wendung des Gesprächsverlaufs brachte Junior aus dem Konzept. Vanadium verstand es meisterhaft, einen Verdächtigen aus dem Gleichgewicht zu bringen. Die Unterhaltung mit ihm war wie eine Szene aus einem Robin-Hood-Film: ein Zweikampf mit Knüppeln auf einem glitschigen Holzsteg über

einem Fluss. »Ja. Ich... 'ich bin immer noch schweißgebadet.«

»Was haben Sie geträumt, Enoch?«

Niemand konnte ihn wegen seiner Träume ins Gefängnis sperren.

»Ich kann mich nicht erinnern. Die Träume, an die man sich nicht erinnern kann, sind die schlimmsten ... Geht es Ihnen nicht auch so? Wenn man sich an die Einzelheiten erinnert, kommt es einem albern vor. Aber wenn man keine Ahnung hat ... wirkt es irgendwie bedrohlicher.«

»Sie haben im Schlaf einen Namen gesagt.«

Das war aller Wahrscheinlichkeit nach eine Lüge, von Vanadium erfunden, um ihn zu verunsichern. Junior wünschte sich plötzlich, er hätte nicht zugegeben, dass er geträumt hatte.

»Bartholomew«, sagte Vanadium.

Junior blinzelte. Er wagte nichts zu sagen, weil er keinen Bartholomew kannte und weil er jetzt sicher war, dass der Bulle ein feinmaschiges Netz der Täuschung spann, um ihn in eine Falle zu locken. "Warum hätte er einen Namen aussprechen sollen, der keinerlei Bedeutung für ihn hatte?"

»Wer ist Bartholomew?«, fragte Vanadium.

Junior schüttelte den Kopf.

»Sie haben den Namen zweimal ausgesprochen.«

»Ich kenne keinen Bartholomew.« Er war zu dem Schluss gekommen, dass ihm die Wahrheit in diesem Fall nicht schaden konnte.

»Sie klangen sehr bestürzt. Sie hatten Angst vor diesem Bartholomew.«

Junior presste die aufgeweichten Papiertücher in der linken Hand so fest zusammen, dass sie wahrscheinlich, hätten sie aus reinem Kohlenstoff bestanden, zu einem Diamanten geworden wären. Als er sah, dass Vanadium aufmerksam seine Faust betrachtete, die so krampfhaft geballt war, dass die Knöchel weiß hervortraten, wollte er den Griff um den Papierklumpen lockern, musste aber feststellen, dass er dazu nicht imstande war.

Aus unerfindlichen Gründen nahm Juniors Unruhe mit jeder Erwähnung des Namens *Bartholomew* zu. Dieser Name klang ihm nicht nur in den Ohren, sondern hallte in seinen Adern und Knochen, im Kopf und im ganzen Körper geradezu nach, als wäre er eine gewaltige Bronzeglocke und Bartholomew der Klöppel darin.

»Vielleicht ist es eine Figur aus einem Film oder aus einem Roman, den ich gelesen habe. Ich bin Mitglied in einem Buchclub.

Irgendwas lese ich immer. Ich kann mich zwar an keinen B-Bartholomew erinnern, aber vielleicht ist er in einem Buch vorgekommen, das ich schon vor Jahren gelesen habe.«

Als Junior merkte, dass er im Begriff war, dummes Zeug von sich zu geben, mahnte er sich selbst zur Ruhe.

Langsam, mit der Bedächtigkeit eines Buchhalters, wanderten Vanadiums Augen wie das Beil in den Händen eines kaltblütig berechnenden Axtmörders im Bogen von Juniors krampfhaft geballten Fäusten hoch zu dessen Gesicht.

Das Feuerwerk wirkte dunkler und anders gefleckt, als Junior es in Erinnerung hatte.

Waren ihm die grauen Augen des Polizisten anfangs hart wie Nagelköpfe erschienen, so waren es jetzt scharfe Spitzen, und hinter ihnen stand eine Willenskraft, die ausreichte, um Nägel in Granit zu treiben.

»O mein Gott«, flüsterte Junior, indem er so tat, als sei die Benommenheit soeben von ihm gewichen und er könne in dieser Sekunde zum ersten Mal klar denken, »Sie glauben doch nicht etwa, dass Naomi ermordet wurde?«

Völlig überraschend für Junior, der die offene Konfrontation erwartete, auf die Vanadium es vom ersten Moment an sichtlich angelegt hatte, wandte der Detective den Blick von ihm ab, kehrte dem Bett den Rücken und ging zur Tür.

»Noch schlimmer also«, stieß Junior heiser hervor, der plötzlich fürchtete, einen nicht näher beschreibbaren Vorteil zu verlieren, wenn der Polizeibeamte fortging und sich weigerte, die Szene so weiterzuspielen, wie sie sich in einer ernst zu nehmenden Krimiserie wie *Perry Mason* oder *Peter Gunn* entwickelt hätte. Vanadium blieb an der Tür stehen, ohne sie aufzumachen, dann drehte er sich zu Junior um und sah ihn wortlos an.

Als wäre er zutiefst verletzt, weil er etwas so Ungeheuerliches aussprechen musste, legte Junior so viel Empörung und Schmerz in seine Stimme, wie er nur aufbieten konnte. »Sie ... Sie glauben doch nicht etwa, ich hätte sie umgebracht? Das ist doch Wahnsinn.«

Der Detective hob beide Hände mit gespreizten Fingern in die Höhe und zeigte Junior die Handflächen. Nach einer Weile drehte er sie um und zeigte ihm die Handrücken ... dann kehrte er ihm wieder

die Handflächen zu.

Im ersten Moment wusste Junior nicht, was er davon halten sollte.

Vanadiums Geste hatte etwas von einem Ritual, sie erinnerte entfernt an einen Priester, der bei der feierlichen Kommunion die Hostie gen Himmel hebt.

Doch allmählich wich seine Begriffsstutzigkeit der Erkenntnis. Das Geldstück war verschwunden.

Junior hatte keine Ahnung, wann der Detective aufgehört hatte, die Münze über den Handrücken rollen zu lassen.

»Vielleicht können Sie sie sich aus Ihrem Ohr ziehen«, schlug Thomas Vanadium vor.

Automatisch hob Junior die zitternde Linke ans Ohr und erwartete fast, den Vierteldollar eingeklemmt zwischen Tragus und Antitragus in der Ohrmuschel zu finden, aus der er sie dann mit schwungvoller Geste würde herauszaubern können.

In seinem Ohr befand sich nichts.

»Falsche Hand«, erklärte Vanadium.

Juniors rechter Arm, festgeschnallt in der Schiene und ruhig gestellt, um ein Herausrutschen der Infusionskanüle zu verhindern, war vom langen Stillliegen in der gleichen Position gefühllos und steif geworden.

Die wie zum Betteln ausgestreckte Hand erschien ihm wie ein Fremdkörper. Blass und fremdartig wie eine Seeanemone, die langen Finger leicht gekrümmt wie die lauern den Tentakel, mit denen die Anemone träge, aber gnadenlos nach jeder Beute greift, die in ihre Reichweite kommt.

Wie ein Diskusfisch mit silbrig glänzenden Schuppen lag die Münze in seiner hohlen Hand. Mitten auf der Lebenslinie.

Junior traute seinen Augen nicht. Er fasste mit der Linken über seinen Körper nach der rechten Hand und nahm den Vierteldollar heraus. Obwohl er in seiner Handfläche gelegen hatte, fühlte er sich kalt an. Eiskalt.

Wunder gab es nicht, und doch war es völlig unerklärlich, wie diese Münze in seine Hand gelangt war. Vanadium hatte sich die ganze Zeit über auf der linken Seite des Krankenbetts aufgehalten. Kein einziges Mal hatte er sich zu Junior hinuntergebeugt oder über ihn hinweggegriffen.

Dennoch war die Münze so wirklich wie Naomis zer-schmetterter Körper auf dem Felsenkamm am Fuß des Wachturms.

Mit einem Ausdruck des Staunens, in das sich allerdings keine kindliche Freude, sondern nur Angst mischte, blickte er in der Hoffnung auf eine Erklärung von dem Geldstück zu Vanadium auf, in dessen Gesicht er wieder dieses Anakonda-Lächeln zu sehen erwartete.

In diesem Augenblick fiel die Tür zu. So lautlos, wie der Tag in die Nacht übergeht, hatte der Detective den Raum verlassen.

18. Kapitel

Seraphim Aethionema White hatte mit ihrem Namen nicht mehr gemein, als dass sie ein so weiches Herz und eine so gütige Seele hatte wie nur irgendeiner aus dem Kreis der himmlischen Heerscharen. Sie hatte keine Flügel wie die Engel, nach denen sie benannt war, und sie konnte auch nicht so wundervoll singen wie diese. Sie hatte von Natur aus eine kehlige Stimme und wäre viel zu bescheiden gewesen, um sich als Künstlerin zu profilieren.

Aethionema oder Steintäschel ist eine Pflanze mit zarten, blassrosa oder -violetten Blüten; und obwohl dieses gerade sechzehnjährige Mädchen unbestritten eine Schönheit war, hatte sie keineswegs ein zartes Wesen, im Gegenteil, sie war stark genug, sich auch von den schlimmsten Stürmen des Lebens nicht erschüttern zu lassen.

Menschen, die sie nur flüchtig kannten, und solche, die sich für das Ausgefallene begeistern konnten, nannten sie bei ihrem Taufnamen, Seraphim. Ihre Lehrer, Nachbarn und flüchtigeren Bekannten riefen sie Sera. Diejenigen, die sie am besten kannten und am meisten liebten - wie ihre Schwester Celestina beispielsweise — sagten Phimie zu ihr.

Von dem Augenblick an, als sie am Abend des 5. Januar im St. Mary's Hospital eingeliefert wurde, nannten die Schwestern sie ebenfalls Phimie, nicht weil sie das Mädchen gut genug kannten, um sie zu mögen, sondern weil es der Name war, den sie aus Celestinas Mund hörten.

Phimie teilte sich das Zimmer 724 mit einer sechsundachtzigjährigen Frau - Nella Lombardi -, die nach einem Schlaganfall seit acht Tagen im Koma lag und die nun, nachdem sich ihr Zustand stabilisiert hatte, von der Intensivstation hierher verlegt worden war. Ihr Haar war strahlend weiß, aber das Gesicht, das es einrahmte, war fahlgrau wie Bimsstein, ihre Haut stumpf und ohne jeden Glanz.

Mrs. Lombardi bekam keine Besuche. Sie hatte niemanden auf der Welt, ihre beiden Kinder und ihr Ehemann waren schon lange tot. Während Phimie am 6. Januar, dem Tag nach ihrer Einlieferung, zu allen möglichen Untersuchungen in die verschiedenen Stationen des Krankenhauses gebracht wurde, blieb Celestina im Zimmer 724 und arbeitete an ihrer Mappe für den Fortgeschrittenenkurs in

Porträtzeichnen. Sie studierte an der Kunsthochschule. Sie hatte eine halb fertige Bleistiftzeichnung von Phimie beiseite gelegt und begonnen, eine Porträtserie von Nella Lombardi zu malen.

Die schwere Krankheit und die Jahre hatten ihre Spuren im Gesicht der alten Frau hinterlassen, aber sie hatten ihre Schönheit nicht völlig zerstören können. Ihre wunderbar fein gemeißelten Züge waren auch jetzt noch erkennbar. In ihrer Jugend musste sie hinreißend gewesen sein.

Celestina hatte sich vorgenommen, Nella so zu zeichnen, wie sie jetzt war, den Kopf auf dem Kissen, das vielleicht ihr Totenbett sein würde, die Augen geschlossen, den Mund schlaff und halb offen stehend, das Gesicht aschfahl, aber voll heiterer Ruhe. Danach sollten vier Porträts folgen, in denen sie anhand der Knochenstruktur und anderer physiologischer Merkmale herausarbeiten wollte, wie die Frau mit sechzig, vierzig, zwanzig und zehn Jahren ausgesehen haben musste.

Wenn Celestina Kummer hatte, war die Kunst gewöhnlich der Ort, an dem sie Zuflucht vor allen schweren Gedanken suchte und auch fand. Beim Entwerfen, Komponieren und Verwirklichen eines Bildes verlor die Zeit an Bedeutung, und das Leben hielt keine Stachel mehr für sie bereit.

An diesem bedeutungsvollen Tag fand sie jedoch keinen Trost im Zeichnen. Von Zeit zu Zeit zitterten ihr die Hände so sehr, dass sie den Stift nicht ruhig und gezielt führen konnte.

In diesen Momenten, wenn sie zu nervös zum Zeichnen war, trat sie ans Fenster und blickte auf die märchenhafte Stadt hinunter.

Die einzigartige Schönheit von San Francisco und die wunderbare Patina seiner bewegten Geschichte rührten ihr Herz an und erfüllten sie mit einer so irrationalen Hingabe, dass sie sich manchmal ernsthaft fragte, ob sie die Stadt nicht schon aus einem früheren Leben kannte. Oft geschah es, dass ihr eine Straße, in die sie nie zuvor einen Fuß gesetzt hatte, auf den ersten Blick merkwürdig vertraut vorkam. Manche der vornehmen Häuser, die Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts erbaut worden waren, weckten in ihr Bilder von festlichen Gesellschaften in einem vornehmeren und goldeneren Zeitalter, und gelegentlich nahmen ihre Fantasien so lebendige und konkrete Formen an, dass sie auf beinahe unheimliche Weise wie Erinnerungen wirkten.

Diesmal konnte selbst San Francisco unter einem chinesisch-blauen Himmel, der mit silbernen und goldenen Wölkchen emailliert war, Celestina keinen Trost und keinen Hort des Friedens bieten. Sie konnte ihre Gedanken nicht so leicht von den Nöten ihrer Schwester ablenken, wie es ihr vielleicht bei ihren eigenen Problemen gelungen wäre ... und sie hatte sich nie in einer so furchtbaren Situation befunden wie Phi-mie in diesem Augenblick.

Neun Monate zuvor war Phimie vergewaltigt worden. In ihrer Angst und Scham hatte sie niemandem davon erzählt. Obwohl sie das Opfer war, hatte sie sich schuldig gefühlt, und die Vorstellung, zur Zielscheibe des Spotts zu werden, hatte sie so entsetzt, dass ihre Verzweiflung Oberhand über die Vernunft gewann.

Als sie feststellte, dass sie schwanger war, verhielt sie sich so, wie es andere unerfahrene Fünfzehnjährige in einer ähnlichen Schocksituation vor ihr getan hatten: Sie wollte sich der Verachtung und den Vorwürfen nicht aussetzen, mit denen man ihr, wie sie glaubte, begegnen würde, weil sie die Vergewaltigung nicht sofort angezeigt hatte. Ohne sich ernsthafte Gedanken über die Konsequenzen ihres Verhaltens zu machen, nur auf die Bedrohung des Augenblicks bedacht, nahm sie sich in einem Anfall von Selbstverleugnung vor, ihren Zustand so lange wie irgend möglich zu verheimlichen.

In ihrem Kampf darum, die Gewichtszunahme auf ein Mindestmaß zu reduzieren, war Magersucht ihre Verbündete. Sie gewöhnte sich an den Hunger und fand sogar Gefallen daran.

Wenn sie aß, rührte sie nur nährstoffreiche Speisen an; sie ernährte sich so ausgewogen wie noch nie zuvor. Obwohl sie jeden Gedanken an die Geburt vermied, die unaufhaltsam näher rückte, achtete sie nach bestem Wissen auf die Gesundheit des Babys, während sie gleichzeitig alles daransetzte, so schlank zu bleiben, dass kein Verdacht aufkommen konnte.

In den neun Monaten heimlich ausgestandener Ängste verlor Phimie jedoch von Woche zu Woche zunehmend jedes Maß an Vernunft aus den Augen und griff auf verzweifelte Maßnahmen zurück, die ihre eigene Gesundheit und die des Kindes gefährdeten, auch wenn sie minderwertige Nahrungsmittel mied und eine tägliche Vitamindosis zu sich nahm. Um die körperlichen Veränderungen zu verbergen, trug sie weite Kleidung und umwickelte ihren Bauch mit elastischen Bandagen. Später benutzte

sie Mieder, um sich noch enger einzuschnüren.

Da sie sich sechs Wochen vor der Vergewaltigung eine Sehnenverletzung am Bein zugezogen hatte, die operativ behandelt worden war, konnte Phimie Spätfolgen geltend machen und sich zu Beginn dieses Schuljahrs im September mit dieser Begründung vom Sportunterricht befreien lassen ... und damit die Gefahr umgehen, dass ihr Zustand bemerkt wurde.

Bis zur letzten Schwangerschaftswoche hat eine Frau durchschnittlich zwölf Kilo zugenommen. Der Fötus selbst wiegt im Allgemeinen zwischen 3000 und 4000 Gramm. Plazenta und Fruchtwasser machen knapp drei Pfund aus. Die restliche Gewichtszunahme ist durch Wasseransammlung und Fettablagerungen bedingt.

Phimie hatte nicht einmal sechs Kilo zugenommen. Wahrscheinlich wäre ihre Schwangerschaft auch ohne Mieder niemandem aufgefallen.

Am Tag vor ihrer Einlieferung in das St. Mary's Hospital wachte sie mit bohrenden Kopfschmerzen, Übelkeit und Schwindelgefühlen auf. Überdies hatte sie heftigere Leibschmerzen als je zuvor im Leben, aber es handelte sich nicht um die Wehenkontraktionen, die eine bevorstehende Geburt ankündigten.

Beängstigender als alles andere waren jedoch die Sehstörungen, die plötzlich auftraten. Anfangs nur eine verschwommene Sicht.

Gefolgt von einem Flimmern am Rand des Gesichtsfeldes. Dann plötzlich eine völlige Blindheit, die sie zu Tode erschreckte, obwohl sie schon eine halbe Minute später wieder sehen konnte.

Selbst in dieser Krisensituation und obwohl ihr klar war, dass es nur noch eine Woche oder maximal zehn Tage bis zur Entbindung sein konnten, brachte Phimie nicht den Mut auf, ihren Eltern endlich die Wahrheit zu sagen.

Reverend Harrison White, ihr Vater, war ein aufrechter Baptist und ein guter Mensch, weder vorurteilsbeladen noch hartherzig. Ihre Mutter Grace war, *nomen est omen*, in jeder Hinsicht gütig und wohlwollend.

Phimie wehrte sich nicht deshalb dagegen, ihre Schwangerschaft zu offenbaren, weil sie den Zorn ihrer Eltern fürchtete, sondern weil sie den Gedanken nicht ertragen konnte, Enttäuschung in deren Augen zu sehen, und weil sie lieber gestorben wäre, als Schande über sie zu bringen.

Als ihr zum zweiten Mal an diesem Tag schwarz vor Augen wurde, war sie allein zu Hause. Sie tastete sich aus ihrem Zimmer hinaus und durch den Flur zum Telefon, das im Schlafzimmer ihrer Eltern stand.

Celestina war in ihrer kleinen Atelierwohnung und arbeitete gerade gut gelaunt an einem kubistischen Selbstporträt, als ihre Schwester anrief. Im ersten Moment schloss sie aus Phimies hysterischem Ton und ihrem unzusammenhängenden Gestammel, dass ihre Mutter oder ihr Vater - oder alle beide — tot sein mussten. Die Wahrheit brach ihr fast ebenso das Herz, als hätte sie tatsächlich einen Elternteil verloren. Die Vorstellung, dass ihrer geliebten Schwester Gewalt angetan worden war, machte sie krank vor Schmerz und Wut.

Tief erschüttert angesichts der inneren Einsamkeit und der körperlichen Qualen, die dieses Kind neun Monate lang auf sich genommen hatte, hatte sie nur den einen Gedanken, so schnell wie möglich mit ihren Eltern zu reden. Wenn die Whites als Familie zusammenhielten, konnte die finsterste Nacht ihren strahlenden Glanz nicht trüben.

Während des Gesprächs mit ihrer Schwester gewann Phi-mie zwar ihre Sehkraft zurück, nicht jedoch ihren gesunden Menschenverstand. Sie flehte Celestina an, weder die Eltern telefonisch ausfindig zu machen noch einen Arzt zu verständigen, sondern nach Hause zu kommen, damit sie ihr Beistand leisten konnte, wenn sie ihr furchtbares Geheimnis enthüllte.

Gegen ihre bessere Einsicht versprach Celestina, das zu tun, worum Phimie sie gebeten hatte. Sie vertraute auf die Stimme des Herzens ebenso fest wie auf die Stimme der Vernunft, und diese war durch das tränenreiche Flehen einer geliebten Schwester leicht zum Schweigen zu bringen. Sie nahm sich nicht die Zeit zu packen; wie durch ein Wunder saß sie eine Stunde später im Flugzeug nach Spruce Hills, Oregon, via Eugene.

Drei Stunden nach ihrem Telefongespräch war sie an der Seite ihrer Schwester. Im Wohnzimmer des Pfarrhauses, unter den Blicken von Jesus Christus und John F. Kennedy, deren Bilder nebeneinander an der Wand hingen, eröffnete das Mädchen ihren Eltern, was ihr angetan worden war und was sie sich selbst angetan hatte.

Sie brachten ihrer Tochter die grenzenlose und bedingungslose Liebe entgegen, deren sie neun Monate lang bedurft

hätte, jene reine Liebe, die sie törichterweise nicht zu verdienen geglaubt hatte.

Aber auch wenn sie sich durch die liebevolle Fürsorge ihrer Familie gestärkt fühlte und durch die Erleichterung ihres Geständnisses, die sie mehr zur Vernunft brachte, als sie es seit langem gewesen war, weigerte sich Phimie beharrlich, die Identität ihres Vergewaltigers preiszugeben. Er hatte ihr damit gedroht, sie und ihre Familie umzubringen, sollte sie ihn verraten, und sie nahm seine Drohung sehr ernst.

»Kindchen«, sagte der Reverend, »er wird dich nie wieder anrühren. Dafür werde ich mit Gottes Hilfe sorgen, und auch wenn wir beide, der Herr und ich, niemals zur Waffe greifen würden, gibt es doch die Polizei, die das für uns übernimmt.«

Der Vergewaltiger hatte das Mädchen so in Angst und Schrecken versetzt und seine Drohung hatte sich so unauslöschlich in ihr Bewusstsein eingeprägt, dass kein vernünftiges Argument sie bewegen konnte, dieses letzte Geheimnis zu offenbaren.

Mit sanftem Nachdruck appellierte die Mutter an ihre moralische Verpflichtung und ihr Verantwortungsbewusstsein. Wenn dieser Mann nicht festgenommen, vor Gericht gestellt und verurteilt wurde, würde er früher oder später wieder über ein unschuldiges Opfer herfallen.

Phimie ließ sich nicht erweichen. »Er ist wahnsinnig. Krank. Er ist böse.« Ein Schauer durchlief sie. »Er wird es tun, er bringt uns alle um, und es ist ihm gleichgültig, ob er in einer Schießerei mit der Polizei getötet wird oder ob er auf dem elektrischen Stuhl landet. Ihr seid alle in Gefahr, wenn ich ihn verrate.«

Schließlich kamen Celestina und ihre Eltern überein, dass Phimie sich eines Besseren belehren lassen würde, wenn das Kind erst einmal auf der Welt war. Im Augenblick war sie viel zu mitgenommen und von Angst besessen, um das Richtige zu tun, und es hatte keinen Sinn, weiter in sie zu dringen.

Eine Abtreibung war gesetzeswidrig und wäre von der Familie auf Grund ihrer religiösen Überzeugung auch unter noch schlimmeren Umständen abgelehnt worden. Ohnehin stand eine Abtreibung in diesem späten Stadium der Schwangerschaft gar nicht zur Debatte.

Das Mädchen musste sofort in ärztliche Obhut gebracht werden. Man würde das Kind zur Adoption freigeben und ihm damit die

Chance bieten, Eltern zu bekommen, die es ohne Vorbehalt lieben konnten und nicht immer das Abbild seines verhassten Vaters in ihm sehen würden.

»Ich kann das Baby nicht bei mir behalten«, erklärte Phi-mie entschlossen. »Wenn *er* erfährt, dass er ein Kind gezeugt hat, rastet er noch mehr aus, das weiß ich genau.«

Sie wollte mit Celestina nach San Francisco fliegen, um das Kind in der kalifornischen Großstadt zur Welt zu bringen, wo weder der Vater noch ihre Freunde oder Reverend Whites Gemeindemitglieder je auch nur zufällig etwas von der Geburt erfahren würden. Je länger ihre Eltern und ihre Schwester versuchten, ihr diesen Plan auszureden, umso aufgeregter wurde Phimie, bis die drei befürchteten, Phimies Gesundheit und ihr psychisches Gleichgewicht ernsthaft zu gefährden, wenn sie sich ihrem Wunsch nicht fügten.

Die Symptome, die Phimie erschreckt hatten - die Kopfschmerzen, das unerträgliche Reißen im Unterleib, die Schwindelgefühle und die Sehstörungen -, waren mittlerweile völlig verschwunden.

Möglicherweise war deren Ursache eher psychosomatischer als physischer Natur gewesen.

Es mochte vielleicht riskant sein, für weitere Stunden auf ärztliche Hilfe zu verzichten. Aber das Risiko wäre nicht geringer gewesen, wenn man sie gezwungen hätte, in eines der Krankenhäuser der Umgebung zu gehen und die Demütigungen über sich ergehen zu lassen, die sie so sehr fürchtete.

Indem sie sich auf einen dringenden Notfall berief, gelang es Celestina, ihren Arzt in San Francisco umgehend ans Telefon zu bekommen. Er erklärte sich bereit, Phimie zu behandeln und sie gleich nach ihrer Ankunft aus Oregon in das St. Mary's Hospital einzuweisen.

Der Reverend konnte seine Gemeindeverpflichtungen so kurzfristig nur schwer absagen, aber Grace erbot sich, ihre beiden Töchter zu begleiten. Phimie wollte jedoch lieber mit Celestina allein fliegen.

Obwohl das Mädchen nicht erklären konnte, warum sie ihre Mutter nicht bei sich haben wollte, verstanden alle den Aufruhr, der in ihrem Herzen tobte. Ihr war der Gedanke unerträglich, ihre sanfte und wohlstandige Mutter der Schande und Demütigung auszusetzen, die sie selbst so deutlich empfand und die sich in den

Stunden oder Tagen bis zur Geburt und vermutlich sogar noch darüber hinaus ins Unerträgliche steigern würden.

Grace war jedoch eine starke Frau, für die der Glaube ein Schutzschild gegen weitaus schlimmere Dinge als Schande und Demütigungen war. Celestina wusste, dass der Gedanke, in Oregon zurückbleiben zu müssen, ihrer Mutter wesentlich größere Kopfschmerzen bereiten würde als alles, was sie an der Seite ihrer Tochter erwarten mochte, aber Phimie war zu jung, zu unerfahren und zu verängstigt, um zu begreifen, dass ihre Mutter in dieser schwierigen Situation wie stets im Leben ein Pfeiler und eine Grundfeste war und kein Rohr im Wind.

Die liebevolle Art, in der sich Grace auf Kosten ihres eigenen Seelenfriedens dem Wunsch ihrer Tochter beugte, rührte Celestina zutiefst an. Sie hatte ihre Mutter schon immer mehr bewundert und geliebt, als sie es in Worten - oder in Bildern - hätte ausdrücken können, aber niemals so sehr wie in diesem Augenblick.

So erstaunlich mühelos, wie es Celestina gelungen war, innerhalb einer einzigen Stunde einen Flug nach Oregon zu ergattern, schaffte sie es jetzt, für den frühen Abend zwei Plätze in einer Maschine nach San Francisco zu buchen. Man hätte meinen können, dass sie gute Verbindungen zu einem himmlischen Reisebüro unterhielt.

In der Luft klagte Phimie über Ohrensausen, aber das konnte auch etwas mit dem Fliegen zu tun haben. Außerdem sah sie eine Zeit lang alles doppelt, und nach der Landung bekam sie, noch auf dem Flughafengelände, plötzlich Nasenbluten, das offensichtlich im Zusammenhang mit den vorherigen Symptomen stand.

Beim Anblick des vielen Blutes, das gar nicht mehr zu fließen aufhören wollte, wurde Celestina ganz schlecht vor Angst. Sie befürchtete, dass es vielleicht falsch gewesen war, ihre Schwester nicht auf der Stelle in ein Krankenhaus zu bringen.

Als Nächstes vom internationalen Flughafen durch die nebelverhangenen nächtlichen Straßen der Stadt zum St. Mary's und zum Zimmer 724. Und zu der Erkenntnis, dass auf Grund ihres Schwindel erregend hohen Blutdrucks -210 zu 126 - mit einem Schlaganfall, mit Nierenversagen und anderen lebensbedrohlichen Komplikationen gerechnet werden musste.

Phimie wurde ein blutdrucksenkendes Mittel gespritzt, dann wurde sie in ein Bett gepackt und an einen Herzmonitor angeschlossen.

Dr. Leland Daines eilte ohne viel Federlesen von einem Abendessen

im Ritz-Carlton herbei. Daines hatte zwar schütteres Haar und ein zerknittertes Gesicht, aber die Zeit war gnädig mit ihm gewesen und hatte ihm eher ein würdevolles als ein greisenhaftes Aussehen verliehen. Obwohl er schon so viele Jahre in seinem Beruf arbeitete, legte er keine Spur von Arroganz an den Tag, hatte eine sanfte Stimme und eine schier unerschöpfliche Geduld.

Nachdem er Phimie untersucht hatte, der mittlerweile übel geworden war, verordnete Daines ein krampflösendes Mittel, ein Medikament gegen die Übelkeit und ein Sedativum, die alle intravenös verabreicht werden sollten.

Obwohl das Sedativum nur ein mildes Beruhigungsmittel war, schlief Phimie innerhalb weniger Minuten ein. Nach den Qualen der letzten Monate und dem Schlafmangel der vergangenen paar Tage war sie zu Tode erschöpft.

Dr. Daines sprach im Gang vor der Tür zu Zimmer Nummer 724 mit Celestina. Einige der vorbeieilenden Krankenschwestern waren Nonnen in voller Ordenstracht, die wie Gespenster durch die Flure huschten.

»Sie leidet unter einer Präeklampsie. Das ist eine Komplikation, die bei ungefähr fünf Prozent aller Schwangerschaften auftritt, meist nach der vierundzwanzigsten Woche. Sie kann gewöhnlich erfolgreich behandelt werden, aber ich will Ihnen nichts vormachen, Celestina. Im Fall Ihrer Schwester ist die Sache ernster. Sie war nie beim Arzt, es hat keine einzige Vorsorgeuntersuchung stattgefunden, und sie ist bereits in der Mitte der achtunddreißigsten Woche, also zehn Tage vor dem errechneten Geburtstermin.«

Da das Datum der Vergewaltigung bekannt war und dieser Gewaltakt bisher Phimies einziges sexuelles Erlebnis war, konnte der Tag der Empfängnis genau bestimmt und der Geburtstermin präziser berechnet werden als in den meisten Fällen.

»Je näher der Geburtstermin rückt«, sagte Daines, »umso größer wird die Gefahr, dass sich die Präeklampsie zu einer Eklampsie entwickelt.«

»Was würde das bedeuten?« Schon während sie die Frage stellte, fürchtete sich Celestina vor der Antwort.

»Gehirnblutungen, Lungenödem, Nierenversagen, Leberfunktionsstörung, Koma ... um nur ein paar der möglichen Begleiterscheinungen zu nennen.«

»Ich hätte sie schon zu Hause in ein Krankenhaus bringen sollen.«

Der Arzt legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Quälen Sie sich nicht mit Selbstvorwürfen. So weit hat sie es geschafft. Ich kenne zwar das Krankenhaus in Oregon nicht, aber ich bezweifle, dass die medizinische Versorgung dort so gut ist wie hier.«

Nachdem alles Nötige getan war, um die Symptome der Präeklampsie unter Kontrolle zu bringen, hatte Dr. Daines für den nächsten Tag eine Reihe von Untersuchungen angesetzt. Er hatte die Absicht, einen Kaiserschnitt zu veranlassen, sobald Phimies Blutdruck gesunken war und sich stabilisiert hatte, aber er wollte das Risiko eines solchen Eingriffs nicht eingehen, bevor nicht geklärt war, welche Komplikationen infolge des Hungerns und des Einschnürens möglicherweise zu erwarten waren.

»Wird das Baby Ihrer Meinung nach ... normal sein?«

Celestina stellte die Frage, obwohl sie wusste, dass sie keine fröhlich-optimistische Antwort darauf zu erwarten hatte.

»Ich hoffe es«, sagte der Arzt, aber die Betonung lag allzu deutlich auf dem Wörtchen »hoffen«.

Als Celestina später in Zimmer 724 allein am Bett ihrer Schwester stand und sie im Schlaf betrachtete, sagte sie sich, dass sie zurechtkommen würde. Sie war der schwierigen Situation gewachsen, ohne ihre Eltern zu Hilfe rufen zu müssen.

Doch dann schnürte sich ihr die Kehle zu, das Atmen fiel ihr schwer. Ein besonders krampfhafter Atemzug löste sich in einem Schluchzer auf, und sie weinte.

Celestina war vier Jahre älter als Phimie. Seit sie nach San Francisco gezogen war, hatte sie ihre Schwester nicht mehr so oft gesehen. Über die Zeit und die Entfernung, die Anforderungen ihres Studiums und die Pflichten des Alltags hatte sie zwar nicht vergessen, dass sie Phimie liebte, aber sie hatte vergessen, wie stark und elementar diese Liebe war. Als ihr das nun wieder bewusst wurde, erschütterte sie dieses Erkenntnis so nachhaltig, dass sie einen Stuhl ans Bett ziehen und sich setzen musste.

Sie senkte den Kopf, schlug die eiskalten Hände vors Gesicht und fragte sich, wie es ihre Mutter bloß schaffte, sich ihren Glauben an Gott zu bewahren, wenn einem so unschuldigen Geschöpf wie Phimie etwas so Furchtbares passieren konnte.

Kurz vor Mitternacht ging sie nach Hause. Nachdem sie die Lichter gelöscht hatte, lag sie im Bett, starrte zur Decke und fand keinen Schlaf.

Die Jalousien waren geöffnet, die Fenster vorhanglos. Normalerweise gefiel ihr der rötlich-goldene Schein der nächtlichen Stadt, aber diesmal empfand sie ihn als beunruhigend. Plötzlich überkam sie die merkwürdige Vorstellung, dass, wenn sie jetzt aufstehen und ans Fenster treten würde, die Häuser und Straßenlaternen der Großstadt dunkel sein würden. Das gespenstische Licht würde aus Kanalgittern und aus Schächten hervordringen, die nicht zur Stadt, sondern zu einer unbekannten Unterwelt gehörten.

Das innere Auge der Künstlerin, das sie nicht einmal im Schlaf schließen konnte, suchte in allem Form, Konzept und Bedeutung, so auch jetzt im Muster der Decke. Im Spiel von Licht und Schatten auf dem groben, mit der Hand aufgetragenen Putz sah sie ernste Babygesichter - deformiert, mit flehenden Augen - und Bilder vom Tod.

Neunzehn Stunden nach Phimies Einlieferung ins St. Mary's verfärbte sich, während das Mädchen die letzten der von Dr. Daines angeordneten Untersuchungen über sich ergehen ließ, der verhangene Himmel in der frühen Abenddämmerung und schmückte sich wieder mit dem Freskorot und Blattgold, mit dem er in der Nacht zuvor eine indirekte Beleuchtung auf Celestinas Zimmerdecke gezaubert hatte.

Nach einem Tag Arbeit war das Bleistiftporträt von Nella Lombardi fertig. Das zweite Bild der Serie - das Gesicht der sechzigjährigen Nella, abgeleitet von ihrem jetzigen Aussehen - war im Entstehen. Obwohl Celestina seit sechsunddreißig Stunden nicht geschlafen hatte, war ihr Kopf vor lauter Nervosität klar. Im Augenblick zitterten ihre Hände nicht; Linien und Schattierungen entstanden unter ihrem Stift in einem so stetigen Fluss wie die Worte, die aus der Feder eines in Trance versetzten Mediums strömten.

Das Zeichenbrett angewinkelt auf den Knien, in einem Sessel zwischen dem Fenster und Nellas Bett sitzend, führte Celestina eine leise, einseitige Unterhaltung mit der vor sich hindämmernden Frau. Sie erzählte ihr Geschichten aus ihrer Kindheit mit Phimie - und staunte über ihren reichen Schatz an Erinnerungen.

Manchmal kam es ihr so vor, als würde Nella zuhören, obwohl diese kein einziges Mal die Augen aufschlug oder sich bewegte. Der lautlos hüpfende grüne Lichtpunkt auf dem Monitor des Elektrokardiographen beschrieb gleichmäßige Kurven.

Kurz vor dem Abendessen wurde Phimie von einem Pfleger und einer Krankenschwester ins Zimmer gerollt und dann vorsichtig ins Bett gehoben.

Sie sah besser aus, als Celestina befürchtet hatte. Trotz ihrer Müdigkeit hatte sie ein offenes Lächeln in den Zügen, und ihre großen braunen Augen waren klar.

Phimie verlangte Nellas fertiges und ihr eigenes halb fertiges Porträt zu sehen. »Eines Tages wirst du berühmt sein, Celie.« »In der nächsten Welt kennt keiner von uns Glanz und Ruhm, niemand ist stolz«, zitierte Celestina lächelnd aus einer der beliebtesten Predigten ihres Vaters, »oder mächtig ...«

»... niemand grausam und voller Hass, missgünstig oder niederträchtig«, fiel Phimie ein, »denn all das sind Übel dieser sündigen Welt ...«

»... und wenn nun die Kollektenschale herumgereicht wird ...«

»... so gebt, als wäret ihr bereits erleuchtete Bewohner des nächsten Lebens ...« * »... und keine scheinheiligen, armseligen ...«

»... kleinlichen ...«

»... habgierigen ...«

»... Geizkragen dieser traurigen Welt.«

Sie brachen in Gelächter aus und hielten sich bei den Händen. Zum ersten Mal seit Phimies aufgeregtem Anruf aus Ore-gon hatte Celestina das Gefühl, dass am Ende alles gut werden würde.

Wenige Minuten später, im Korridor vor dem Krankenzimmer, wurde ihr neu gewonnener Optimismus in einer zweiten Unterredung mit Dr. Daines gedämpft.

Der anhaltend überhöhte Blutdruck, das Vorhandensein von Eiweiß im Urin sowie etliche andere Symptome zeigten an, dass die Präeklampsie nicht erst in jüngster Zeit entstanden war; sie drohte sich zu einer Eklampsie zu entwickeln. Der Bluthochdruck ging zwar allmählich zurück, aber man hatte dazu auf stärkere Medikamente zurückgreifen müssen, als dem Arzt lieb war.

»Außerdem«, erklärte Daines, »hat sie ein sehr schmales Becken, was die Geburt auch bei einer normal verlaufenen Schwangerschaft problematisch machen würde. Und das Muskelgewebe im Gebärmutterhals, das so kurz vor der Geburt eigentlich weicher werden müsste, ist immer noch straff. Ich glaube nicht, dass sich der Muttermund so weit öffnen wird, dass eine normale Geburt möglich ist.«

»Und das Baby?«

»Es liegen keine eindeutigen Anzeichen für eine Schädigung vor, aber bei einigen der Untersuchungen haben sich Besorgnis erregende Anomalien gezeigt. Wir werden es aber erst genauer sagen können, wenn wir das Kind sehen.«

Ein Schreck durchbohrte Celestina, der sich in diesem Augenblick das Bild einer missgestalteten Kreatur in einer Monstrositätenschau aufdrängte, halb Drache, halb Insekt, zusammengerollt im Leib ihrer Schwester. Sie hasste das Kind des Vergewaltigers, war aber gleichzeitig entsetzt über diesen Hass, weil das Kind schließlich keine Schuld traf.

»Wenn sich ihr Blutdruck im Laufe der Nacht stabilisiert«, fuhr Dr. Daines fort, »möchte ich für morgen früh um sieben Uhr einen Kaiserschnitt ansetzen. Die Gefahr einer Eklampsie besteht nach der Geburt nicht mehr. Ich würde Phimie dabei gern der Obhut von Dr. Aaron Kaltenbach übergeben. Er ist ein hervorragender Geburtshelfer.«

»Natürlich.«

»Ich würde in diesem Fall ebenfalls bei dem Eingriff anwesend sein.«

»Dafür bin ich Ihnen sehr dankbar, Dr. Daines. Und für alles andere auch, was Sie getan haben.«

Celestina war selbst den Kinderschuhen kaum entwachsen, tat aber so, als hätte sie alle Kraft und Erfahrung, deren es bedurfte, um diese Last zu tragen. Ihr war, als müsste sie unter dem Gewicht zusammenbrechen.

»Gehen Sie nach Hause. Schlafen Sie sich aus«, sagte der Arzt. »Sie sind Ihrer Schwester keine Hilfe, wenn Sie am Ende selbst als Patientin hier landen.«

Sie blieb noch bei Phimie, bis diese zu Abend gegessen hatte.

Phimie legte dabei einen guten Appetit an den Tag,

obwohl das Essen breiig und fad war. Bald darauf schlief sie ein.

Zu Hause machte sich Celestina, nachdem sie ihre Eltern angerufen hatte, ein Sandwich, aß aber nur ein Viertel davon. Dann zwei Bissen von einem Schokocroissant. Ein Löffel Pecan-Eis mit Karamel. Alles war geschmacklos, fader noch als Phimies Krankenhauskost, und es blieb ihr als Klumpen im Hals stecken. Vollständig angekleidet, legte sie sich aufs Bett. Sie wollte vor dem Zähneputzen noch ein bisschen klassische Musik hören.

Ihr wurde bewusst, dass sie das Radio nicht eingeschaltet hatte. Bevor sie die Hand nach dem Schalter ausstrecken konnte, war sie aber bereits eingeschlafen.

Viertel nach vier in der Früh, 7. Januar.

In Südkalifornien träumt Agnes Lampion von ihrem neugeborenen Sohn. In Oregon ruft Junior Cain angstvoll einen Namen im Schlaf, und Detective Vanadium, der es kaum erwarten kann, dem Verdächtigen vom Tagebuch seiner Frau zu erzählen, spitzt in seinem Sessel die Ohren und lässt dabei unaufhörlich einen Vierteldollar über die Knöchel seiner rechten Hand rollen.

In San Francisco klingelte ein Telefon.

Celestina White wälzte sich auf die Seite, tastete im Dunkeln nach dem Hörer und nahm ihn beim dritten Klingelton ab. Sie meldete sich mit einem gegähnten *Hallo*.

»Kommen Sie sofort«, sagte eine Frau mit zittriger Stimme.

Noch halb im Schlaf fragte Celestina: »Wie bitte?«

»Kommen Sie sofort. Beeilen Sie sich.«

»Wer spricht da?«

»Nella Lombardi. Kommen Sie sofort. Ihre Schwester wird bald sterben.«

Mit einem Schlag hellwach, auf der Bettkante sitzend, wusste Celestina, dass die Anruferin unmöglich die im Koma liegende alte Frau sein konnte. Erbst sagte sie: »Wer zum Teufel sind Sie?«

Am anderen Ende der Leitung herrschte Schweigen, und es war nicht das Schweigen eines Anrufers, der einen Moment lang nichts sagte. Es war eine abgrundtiefe, vollkommene Stille, wie man sie am Telefon niemals vernahm, ohne das leiseste atmosphärische Rauschen oder Knistern, ohne jedes Atemgeräusch, ohne das geringste Zeichen, dass jemand die Luft anhielt.

Die Intensität dieser lautlosen Leere jagte Celestina einen kalten Schauer über den Rücken. Sie wagte nicht mehr zu sprechen, weil sie plötzlich eine so abergläubische Angst verspürte, als wäre die Stille ein lebendiges Wesen, imstande, sie durch die Leitung hindurch anzufallen.

Sie legte den Hörer auf, sprang vom Bett, schnappte sich ihre Lederjacke von einem der beiden Stühle, die an dem kleinen Esstisch standen, griff hastig nach Schlüsselbund und Handtasche und rannte aus dem Haus.

Die Geräusche der nächtlichen Stadt - das Brummen einiger weniger Fahrzeugmotoren in den nahezu verlassen Straßen, das hohle Scheppern eines lockeren Kanaldeckels, der sich unter einem Autoreifen verschob, ein Martinshorn in der Ferne, das Gelächter einiger Spätheimkehrer, die betrunken von einer ausschweifenden Party nach Hause schwankten - drangen gedämpft durch silbrige Nebelschwaden.

Es waren vertraute Geräusche, und doch kam Celestina die Stadt so fremd und bedrohlich vor wie noch nie, mit ihren Häusern, die wie gewaltige Grüften oder wie die Tempelstätten unbekannter und grausamer Götter in die Höhe ragten. Das Gelächter der Saufrumpene gellte unheimlich aus unsichtbarer Ferne und kündete nicht von fröhlicher Ausgelassenheit, sondern von Wahnsinn und furchtbaren Qualen.

Celestina besaß kein Auto, und bis zum Krankenhaus war es ein Fußweg von fünfundzwanzig Minuten. Während sie rannte, betete sie, dass ihr unterwegs ein Taxi begegnen würde, und obwohl ihr Gebet nicht erhört wurde und nirgend-wo ein Taxi auftauchte, erreichte Celestina ihr Ziel zwar atemlos, aber in kaum mehr als fünfzehn Minuten.

Der Aufzug fuhr knirschend und nervtötend langsamer, als sie es in Erinnerung hatte, nach oben. In der engen Kabine klangen ihre schweren Atemzüge unnatürlich laut.

Zu dieser frühen Stunde vor dem Morgengrauen lagen die Flure der siebten Etage still und verlassen da. Der Fichtenna-delgeruch von Desinfektionsmitteln hing schwer in der Luft.

Die Tür zu Zimmer 724 stand offen. Grelles Licht fiel heraus. Phimie und Nella waren beide nicht da. Eine Schwesternhelferin war fast fertig damit, das Bett der alten Frau frisch zu beziehen. Phimies Bettzeug war zerwühlt.

»Wo ist meine Schwester?«, stieß Celestina atemlos hervor. '

Erschrocken blickte die Helferin von ihrer Arbeit auf.

Weil sich eine Hand auf ihre Schulter legte, fuhr Celestina herum und sah daraufhin eine Nonne mit rosigen Wangen vor sich, deren Augenfarbe, ein grau verschleiertes Blau, sich ihr für alle Zeiten als die Farbe der schlechten Neuigkeiten einprägen sollte. »Ich wusste nicht, dass man Sie schon erreicht hat. Wir versuchen erst seit zehn Minuten, Sie zu erreichen.«

Seit Nella Lombardis Anruf waren mindestens zwanzig Minuten

vergangen.

»Wo ist Phimie?«

»Kommen Sie, schnell«, sagte die Nonne und zog Celestina durch den Korridor zum Aufzug.

Während sie nach unten zu den Operationssälen führen, erklärte ihr die Schwester mit ernster Miene: »Ihr Zustand hat sich wieder verschlechtert. Der Blutdruck des armen Mädchens ist trotz der Medikamente in die Höhe geschnellt. Sie hatte einen heftigen Anfall, eklamptische Krämpfe.«

»O Gott.«

»Sie ist jetzt im Operationssaal. Kaiserschnitt.«

Celestina hatte erwartet, dass man sie in ein Wartezimmer bringen würde, aber stattdessen führte die Nonne sie in den Vorraum eines der Operationssäle.

»Ich bin übrigens Schwester Josephina.« Sie nahm Celestina die Schultertasche ab - »die können Sie unbesorgt bei mir lassen« - und half ihr aus der Lederjacke.

Eine Krankenschwester in grünem Operationskittel betrat den Raum. »Rollten Sie die Pulloverärmel auf, schrubben Sie sich die Hände und Unterarme bis zu den Ellbogen. Schrubben Sie gründlich. Ich sage Ihnen, wann es genug ist.«

Die Frau klatschte ihr ein Stück Seife in die Hand, während Schwester Josephina den Wasserhahn am Handwaschbecken aufdrehte.

»Zum Glück«, sagte die Nonne, »war Dr. Lipscomb zufällig im Haus, als es passiert ist. Er hatte gerade ein anderes Baby unter Notfallbedingungen entbunden. Er ist ein hervorragender Arzt.«

»Wie geht es Phimie?«, fragte Celestina und schrubbte dabei erbittert Hände und Unterarme.

»Dr. Lipscomb hat das Baby vor gerade mal fünf Minuten zur Welt gebracht. Die Nachgeburt ist noch nicht entfernt worden«, sagte die Krankenschwester. »Das Baby ist sehr klein, aber gesund. Keine Missbildungen«, sagte die Nonne aufmunternd.

Sie hatte nach Phimie gefragt, aber die beiden sprachen nur von dem Baby; die ausweichenden Antworten verstärkten Celestinas Angstgefühle nur.

»Das reicht«, sagte die Krankenschwester, worauf die Nonne den von Dampfswaden umwogten Hahn wieder zudrehte.

Celestina wandte sich von dem tiefen Waschbecken ab, und als sie

die tropfnassen Hände in die Höhe hielt, wie sie es bei Filmärzten gesehen hatte, konnte sie sich fast der Illusion hingeben, noch zu Hause in ihrem Bett zu liegen und im wahnwitzigen Labyrinth der Träume zu wandeln.

Während die Krankenschwester Celestina einen Operationskittel anzog und ihn dann auf dem Rücken zuband, streifte Schwester Josephina ihr, vor ihr auf dem Boden kniend, ein Paar Füßlinge mit Gummizug über die Straßenschuhe.

Die ungewöhnliche Tatsache, dass man sie geradezu drängte, das Allerheiligste der Chirurgie zu betreten, sagte mehr - und Schlimmeres - über Phimies Zustand, als die beiden Frauen mit Worten hätten vermitteln können.

Die Krankenschwester legte Celestina eine Schutzmaske vor Mund und Nase und zog ihr eine Kappe über das Haar. »Hier entlang.« Vom Vorraum durch einen kurzen Gang. Grelle Neonlichter an der Decke. Die Füßlinge quietschten auf den Kunststofffliesen.

Die Krankenschwester stieß gegen eine Schwingtür und hielt sie für Celestina auf, folgte ihr aber nicht in den Operationssaal.

Celestinas Herz hämmerte so gewaltig, dass es ihr in den Knochen bis in die Beine dröhnte und sie das Gefühl hatte, ihre Knie müssten unter der Wucht der Schläge nachgeben.

Vor ihr das Operationsteam, die Köpfe gebeugt, nicht wie über eine ärztliche Aufgabe, sondern eher wie zum Gebet, und auf dem Operationstisch ihre geliebte Phimie zwischen blutgetränkten Tüchern.

Celestina ermahnte sich selbst, sich durch das viele Blut nicht in Panik versetzen zu lassen. Eine Entbindung war eine blutige Angelegenheit. In dieser Hinsicht war das, was sie sah, vermutlich ein ganz normaler Anblick an diesem Ort.

Das Baby war nicht zu sehen. An einem anderen Tisch in einer Ecke hantierte eine korpulente Schwester mit etwas. Ihr breiter Rücken versperrte die Sicht auf das, womit sie sich so eifrig beschäftigte. Ein weißes Stoffbündel. Vermutlich das Neugeborene. Celestina empfand so abgrundtiefen Hass auf das Baby, dass ihr ein bitterer Geschmack in der Kehle aufstieg. Dieses Kind war ein Ungeheuer, auch wenn es nicht missgebildet war. Der Fluch des Vergewaltigers. Gesund, aber gesund auf Phimies Kosten.

So konzentriert und intensiv sich das Team um Phimie bemühte, trat doch eine der OP-Schwestern, eine hoch gewachsene Frau, zur

Seite und dirigierte Celestina zum Kopfende des Operationstischs. Und jetzt endlich Phimie, am Leben, aber - ach - auf eine Weise verändert, dass Celestina bei ihrem Anblick zumute war, als würden sich ihre Rippen wie Eisenklammern um ihr hämmerndes Herz schließen.

Die rechte Gesichtshälfte des Mädchens schien stärker von der Schwerkraft beeinflusst als die linke: Sie wirkte schlaff und gleichzeitig nach unten gezogen. Das rechte Augenlid war halb geschlossen. Auf dieser Seite war der Mund wie zu einer Frage heruntergezogen. Aus dem Mundwinkel lief ein Spuckefaden zum Kinn. Phimie rollte angstvoll mit den Augen und schien ihre Umgebung nicht deutlich wahrzunehmen.

»Eine Gehirnblutung«, erklärte einer der Ärzte, in dem Celestina Dr. Lipscomb vermutete.

Sie musste sich mit einer Hand am Operationstisch festhalten, um nicht umzukippen. Das Licht brannte ihr unerträglich grell in den Augen, und die Luft erschien ihr plötzlich so mit dem Geruch nach Desinfektionsmitteln und Blut geschwängert, dass ihr das Atmen schwer fiel.

Phimie drehte den Kopf zur Seite und hörte auf, mit den Augen zu rollen. Die Blicke der Schwestern trafen sich, und zum ersten Mal schien Phimie zu wissen, wo sie war.

Sie versuchte die rechte Hand zu heben, die aber nur hilflos zuckte und ihr nicht gehorchen wollte. Schließlich streckte sie die linke Hand nach Celestina aus, die sie sofort mit beiden Händen fest umschloss.

Als sie zu sprechen versuchte, waren die Worte unverständlich und ihre Sprache unzusammenhängend. Sie verzog das schweißnasse Gesicht zu einer Miene, in der sich Frustration ausdrücken mochte, schloss die Augen und versuchte es noch einmal, und diesmal brachte sie ein einziges verständliches Wort heraus: »Baby.«

»Es ist nur ihr Sprachzentrum betroffen«, sagte der Arzt. »Sie kann sich nicht ausdrücken, aber sie versteht alles, was Sie sagen.«

Die korpulente Krankenschwester drängte sich mit dem Säugling im Arm neben Celestina, die fast angeekelt zur Seite wich. Sie hielt das Neugeborene so, dass die Mutter sein Gesicht sehen konnte.

Phimie betrachtete das Kind nur kurz, dann suchte sie wieder den Blick ihrer Schwester. Ein zweites Wort, undeutlich, aber mit

großer Anstrengung so artikuliert, dass es zu verstehen war:

»Angel.«

Dieses Kind war kein Engel.

Allenfalls der Engel des Todes.

Zugegeben, es hatte winzige Hände und winzige Füßchen, keine gekrümmten Klauen und gespaltenen Hufe. Es war kein kindlicher Teufel. Das Böse in seinem Vater spiegelte sich nicht sichtbar in seinem kleinen Gesicht.

Dennoch wollte Celestina nichts mit dem Kind zu tun haben, fühlte sich durch seinen bloßen Anblick beleidigt und begriff nicht, warum Phimie darauf bestand, es als einen Engel zu bezeichnen.

»Angel«, sagte Phimie mit gepresster Stimme und suchte dabei in den Augen ihrer Schwester nach einem Funken des Verstehens.

»Streng dich nicht an, Liebes.«

»Angel«, wiederholte Phimie eindringlich und fügte unter so gewaltiger Anstrengung, dass eine Ader an ihrer linken Schläfe anschwell, hinzu: »Name.«

»Du möchtest das Baby Angel nennen?«

Das Mädchen versuchte, *Ja* zu sagen, aber alles was dabei herauskam, war »Jun, jun«, und daher nickte sie so energisch, wie sie nur konnte, und klammerte sich dabei fester an Celestinas Hand. Vielleicht war ja tatsächlich nur ihr Sprachzentrum geschädigt, aber sie musste auch bis zu einem gewissen Grad verwirrt sein. Es war nicht ihre Sache, dem Baby, das zur Adoption freigegeben werden würde, einen Namen zu geben.

»Angel«, wiederholte sie, der Verzweiflung nah.

Angel. Ein weniger ausgefallenes Synonym ihres eigenen Namens. Seraphims Engel. Der Engel eines Engels.

»Na schön«, sagte Celestina, »natürlich, wenn du es so willst.« In ihren Augen konnte es nicht schaden, wenn sie Phimies Drängen nachgab. »Angel. Angel White. Und jetzt beruhige dich, entspann dich, reg dich nicht auf.«

»Angel.«

»Ja.«

Als sich die Krankenschwester mit dem Baby zurückzog, lockerte sich Phimies Händedruck, wurde dann aber wieder fester, und auch ihr Blick wurde eindringlicher. »Liebe ... dich.«

»Ich liebe dich auch, Süße«, stieß Celestina erschüttert hervor.

»Und wie ich dich liebe.«

Phimies Augen wurden groß, ihre Hand schloss sich schmerzhaft um die Hand ihrer Schwester, ihr ganzer Körper verkrampfte sich, bäumte sich auf, und sie rief: »Unnn, unnn, unnn!«

Dann wurde die Hand schlaff, und auch der Körper sackte in sich zusammen, und die Augen waren weder auf Celestina gerichtet, noch rollten sie unkontrolliert: Sie kamen schimmernd zur Ruhe, vom Tod überschattet, während der Herzmonitor den lang gezogenen Ton vor sich hinsummte, der den Herzstillstand anzeigte.

Celestina wurde zur Seite geschoben, während das Operationsteam mit seinen Reanimationsversuchen begann. Wie betäubt wich sie vom Operationstisch zurück, bis sie mit dem Rücken an eine Wand stieß.

Im südlichen Kalifornien träumt Agnes Lampion, während das Morgengrauen dieses neuen bedeutungsvollen Tages näher rückt, immer noch von ihrem Neugeborenen: Bartholomew in seinem Brutkasten, behütet von einer Schar kleiner Engel, die mit weißen Flügeln über ihm schweben, Seraphim und Cherubim.

In Oregon steht Thomas Vanadium an Junior Caines Bett, lässt einen Vierteldollar über die Knöchel seiner linken Hand wandern und stellt Fragen zu dem Namen, den der Verdächtige in seinen Albträumen gerufen hat.

In San Francisco befindet sich Seraphim Aethionema White jenseits aller Hoffnung auf Wiederbelebung. So wunderschön und erst sechzehn Jahre.

So zart, dass Celestina überrascht und gerührt ist über deren Geste, drückt die groß gewachsene Krankenschwester dem toten Mädchen die Augen zu. Sie breitet ein frisches, sauberes Laken aus und bedeckt damit den Leichnam, angefangen bei den Füßen und zuletzt das geliebte Gesicht.

Und nun beginnt sich die zum Stillstand gekommene Erde wieder zu drehen ...

Dr. Lipscomb schob den Mundschutz nach unten und trat zu Celestina, die immer noch mit dem Rücken an der Wand lehnte. Sein nicht besonders schönes Gesicht war lang und schmal, wie in die Länge gezogen von der Last seiner Verantwortung. Unter anderen Umständen hätte um seinen großzügigen Mund jedoch möglicherweise ein anziehendes Lächeln gespielt, und in seinen grünen Augen stand das Mitgefühl eines Mannes, der aus eigener

Erfahrung weiß, was es heißt, einen geliebten Menschen zu verlieren.

»Es tut mir aufrichtig Leid, Miss White.«

Sie blinzelte, nickte, brachte aber kein Wort heraus.

»Sie werden einige Zeit brauchen, um zu ... begreifen, was geschehen ist«, sagte er. »Vielleicht möchten Sie Ihre Angehörigen informieren ...«

Ihre Mutter und ihr Vater lebten noch in einer Welt, in der Phimie lebendig war. Sie aus ihrer Realität in die neue Wirklichkeit zu holen, würde das Zweitschwerste sein, was Celestina je getan hatte. Schwerer war es für sie nur gewesen, in dem Moment hier in diesem Raum zu sein, in dem Phimie aus der Welt gegangen war.

Celestina wusste mit unverrückbarer Gewissheit, dass dies das Schlimmste war, was sie jemals zu ertragen haben würde, schlimmer noch als der eigene Tod, wenn es einmal so weit war.

»Und Sie werden natürlich auch die Bestattungsformalitäten zu erledigen haben«, fuhr Dr. Lipscomb fort. »Schwester Josephina wird Ihnen ein Zimmer zur Verfügung stellen, in dem Sie telefonieren und ungestört sein können, was immer Sie brauchen und so lange Sie es wünschen.«

Sie hörte ihm nicht richtig zu. Sie fühlte sich wie betäubt, so als stände sie unter Narkose. Sie blickte an ihm vorbei ins Leere, und seine Stimme schien durch mehrere Operationsmasken zu dringen, obwohl er gar keine mehr trug.

»Aber bevor Sie das Krankenhaus verlassen«, sagte der Arzt, »würde ich mich gern noch ein paar Minuten mit Ihnen unerhalten. Es ist mir sehr wichtig. Aus persönlichen Gründen.«

Allmählich wurde ihr bewusst, dass Dr. Lipscomb bedrückter wirkte, als es angesichts der Tatsache, dass ihn keinerlei Schuld am Tod seiner Patientin traf, zu erwarten gewesen wäre.

Als sie ihm wieder in die Augen sah, sagte er: »Ich werde auf Sie warten. Bis Sie sich bereit fühlen, mich anzuhören. Lassen Sie sich so viel Zeit, wie Sie brauchen. Aber es ist etwas ... etwas sehr Merkwürdiges passiert, bevor Sie hierher kamen.«

Celestina hätte seine Bitte am liebsten zurückgewiesen und ihm gesagt, dass sie kein Interesse an den medizinischen oder psychologischen Phänomenen hatte, die ihn so zu verblüffen schienen. Das einzige Wunder, das für sie eine Bedeutung gehabt hätte, Phimies Rettung, war nicht vollbracht worden.

Angesichts seiner freundlichen Art brachte sie es jedoch nicht über sich, ihm seine Bitte abzuschlagen. Sie nickte.

Das Neugeborene befand sich nicht mehr im Operationssaal.

Celestina hatte nicht bemerkt, wie das Kind weggebracht worden war. Eigentlich hatte sie es sich noch einmal ansehen wollen, auch wenn sein Anblick schier unerträglich für sie war.

Offensichtlich merkte man ihr die Anstrengung an, mit der sie versuchte, sich das Aussehen des Babys in Erinnerung zu rufen, denn der Arzt sagte nämlich auf einmal: »Ja? Stimmt etwas nicht?«

»Das Baby ...«

»Sie wurde auf die Neugeborenenstation gebracht.«

Sie. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Celestina sich keine Gedanken über das Geschlecht des Kindes gemacht, weil es für sie weniger eine Person als ein Ding war.

»Miss White? Soll ich Ihnen zeigen, wo es ist?«, fragte Lips-comb.

Celestina schüttelte den Kopf. »Nein. Vielen Dank. Jetzt nicht.

Später werde ich den Weg schon finden.«

Das Baby, dieses Produkt der Vergewaltigung, war für Celestina kein Kind, sondern vielmehr ein Krebsgeschwür, kein lebendiges Wesen, das entbunden worden war, sondern ein bösartiger Tumor, den man herausgeschnitten hatte. Sie hatte ebenso wenig das Bedürfnis gehabt, sich das Baby genauer anzusehen, wie es sie reizte, den wulstigen, schleimigen Klumpen eines frisch herausoperierten Geschwürs unter die Lupe zu nehmen.

Infolgedessen erinnerte sie sich auch nicht an die Einzelheiten des runzligen kleinen Gesichts.

Eine Erinnerung jedoch, und nur eine einzige, wurde sie nicht mehr los.

So erschüttert, wie sie dort an Phimies Seite gewesen war, konnte sie ihrem Gedächtnis aber nicht recht trauen. Vielleicht war das, was sie gesehen zu haben glaubte, gar nicht wahr.

Ein Merkmal. Nur ein einziges. Aber es war ein entscheidendes Merkmal, und sie musste sich vergewissern, dass ihre Erinnerung sie nicht täuschte, bevor sie das Krankenhaus verließ, auch wenn dies bedeutete, dass sie sich diese Saat der Gewalt, diese Mörderin ihrer Schwester, noch einmal ansehen musste.

19. Kapitel

In Krankenhäusern wie in Farmhäusern wird bei Tagesanbruch gefrühstückt, weil beides, das Heilen wie das Pflanzen, Schwerarbeit ist und weil es eines langen Tages Schufterei bedarf, um die menschliche Spezies am Leben zu erhalten, die ebenso viel Zeit darauf verwendet, Not und Hunger zu erzeugen, wie es sie kostet, diesen beiden Plagen zu entkommen.

Zwei weich gekochte Eier, eine ungetoastete Scheibe Brot ohne Butter, ein Glas Apfelsaft und ein Schälchen

Orangen-wackelpudding wurden Agnes ins Zimmer gebracht, als auf den weiter von der Küste entfernten Farmen noch die Hähne krächten und aufgeplusterte Hennen stolz gackernd auf ihrem morgendlichen Gelege hockten.

Obwohl sie gut geschlafen hatte und die Blutungen gestillt worden waren, war Agnes noch zu schwach, um allein essen zu können. Ein einfacher Löffel war für sie so schwer und unhandlich wie eine Schaufel.

Ihr fehlte ohnehin der Appetit. Sie musste ständig an Joey denken.

Die Geburt eines gesunden Kindes war ein Segen, machte aber ihren Verlust nicht wett. Auch wenn sie von Natur aus nicht zu Depressionen neigte, war ihr Herz nun von einer Finsternis erfüllt, die auch tausend oder zehntausend Morgendämmerungen nicht vertreiben konnten. Wäre es eine normale Pflegerin gewesen, die sie zum Essen nötigte, Agnes hätte sich nicht erweichen lassen. Aber der Beharrlichkeit dieser einen Näherin war sie nicht gewachsen.

Maria Elena Gonzalez - trotz ihrer zierlichen Statur eine so Respekt einflößende Gestalt, dass selbst drei Namen kaum auszureichen schienen, ihrer Person gerecht zu werden - war immer noch da. Die Krise war zwar überwunden, doch dachte sie offenbar gar nicht daran, sich darauf zu verlassen, dass Schwestern und Ärzte allein in der Lage wären, Agnes angemessen zu versorgen.

Maria saß auf der Bettkante, streute vorsichtig Salz auf das noch halb flüssige Ei und schob Agnes dann den Löffel in den Mund.

»Eier ist wie Hühner ist.«

»Eier *sind* wie Hühner *sind*«, korrigierte Agnes.

»*Que?* «

»Nein«, sagte Agnes und sah misstrauisch drein, »das ergibt auch

keinen Sinn. Was wolltest du sagen, meine Liebe?«

»Diese Frau mich fragen wegen Hühner ...«

»Welche Frau?«

»Ist egal. Dumme Frau macht sich lustig über mein Englisch, versucht mich zu verwirren. Sie mich fragt, ob Hühner kommen zuerst oder erst ist ein Ei.«

»Was war zuerst da, das Huhn oder das Ei?«

»S/7 So sie sagt.«

»Sie hat sich nicht über dein Englisch lustig gemacht, Maria. Das ist nur ein altes Rätsel.« Da Maria nicht zu wissen schien, was Rätsel bedeutete, buchstabierte Agnes das Wort und erklärte es ihr.

»Niemand kann die Frage beantworten, gutes Englisch hin oder her. Das ist der springende Punkt.«

»Punkt ist Fragen stellen, die haben keine Antwort? Was ist der Sinn?« Sorgenfalten bildeten sich auf ihrer Stirn. »Sie noch nicht gesund, Mrs. Lampion, Ihr Kopf noch nicht gar.«

»Klar.«

»Ich antworte auf Rätsel.«

»Und was war deine Antwort?«

»Erste Huhn kommt mit erste Ei schon drin.«

Agnes schluckte einen Löffel Wackelpudding hinunter und lächelte.

»Also, das wäre eigentlich zu einfach.«

»Alles ist.«

»Ist was?«, fragte Agnes, während sie mit einem Strohhalm den letzten Rest Apfelsaft schlürfte.

»Einfach. Die Leute alles machen kompliziert, wenn nicht ist. Die ganze Welt ist einfach so wie Nähen.«

»Wie Nähen?« Agnes fragte sich, ob sie vielleicht wirklich noch nicht ganz klar im Kopf war.

»Nadel, Faden, Stich, Stich, Stich«, sagte Maria ernsthaft und nahm das Tablett vom Bett. »Letzte Stich verknoten. Einfach. muss nur entscheiden, welche Farbe für Faden und welche Art Stich. Dann Stich, Stich, Stich.«

Mitten in diese angeregte Unterhaltung über die Näherei platzte eine Krankenschwester mit der Nachricht, dass der kleine Lampion außer Gefahr und nicht mehr im Brutkasten sei, und so selbstverständlich, wie das Läuten auf das Schwingen einer Glocke folgt, erschien gleich darauf eine zweite Schwester, die ein Babybettchen auf Rädern vor sich her schob.

Mit einem strahlenden Lächeln hob die erste der beiden Schwestern schwungvoll einen rosigen Schatz in die Höhe, der in ein einfaches weißes Einschlagtuch gewickelt war.

Plötzlich entwickelte Agnes, die gerade noch zu schwach gewesen war, einen Löffel zu heben, die Kraft eines Herkules. Sie wäre imstande gewesen, zwei Pferdegespanne zu halten, die in entgegengesetzte Richtungen zogen, wie sollte sie da ein winziges Baby nicht tragen können.

»Er hat wunderschöne Augen«, sagte die Schwester, während sie das Kind in die Arme seiner Mutter legte.

Der kleine Junge war in jeder Hinsicht wunderschön. Er hatte ein glatteres Gesicht als die meisten Neugeborenen sonst, so als würde er dem Leben, das ihn in dieser hektischen Welt erwartete, vorn ersten Tag seines irdischen Daseins an mit einem Gefühl der inneren Ruhe entgegensehen; und vielleicht brachte er auch eine geheimnisvolle Weisheit mit, waren seine Züge doch schon ungewöhnlich ausgeprägt für ein so kleines Kind, als wären sie bereits von Wissen und Lebenserfahrung geformt. Sein Köpfchen war mit dichtem Haar bedeckt, vom gleichen Zobelbraun wie Joeys. Seine Augen waren, wie Maria schon in der Nacht bemerkt und die Krankenschwester soeben bestätigt hatte, außergewöhnlich schön. Bei den meisten Menschen haben die Augen nur eine Farbe, die sich mit dunkleren Schattierungen vermischt; Bartholomews Augen zeigten dagegen zwei verschiedene Farben - das Grün seiner Mutter und das Blau seines Vaters -, und das Strahlenmuster der Iris ergab sich aus dem Nebeneinander dieser beiden leuchtenden Pigmente.

Wie Edelsteine waren sie, herrlich klar und funkelnd.

Als Agnes in diese faszinierenden Augen blickte, die sie unentwegt ansahen, wurde sie von tiefem Staunen ergriffen. Und von der Ahnung einer geheimnisvollen Kraft.

»Mein kleiner Barty«, flüsterte sie. Der Kosenamen kam ihr wie von selbst über die Lippen. »Ich glaube, dich erwartet ein außergewöhnliches Leben. Ja, bestimmt, mein kleiner Schlaukopf. Eine Mutter weiß das. Du hast es geschafft, obwohl so viele Dinge passiert sind, die dagegen waren. Du hast in dieser Welt eine besondere Bestimmung.«

Der Regen, der mit verantwortlich für den Tod des Vaters ihres Kindes gewesen war, hatte im Laufe der Nacht aufgehört. Der Morgenhimmel war zwar immer noch düster und von einer Schicht

zusammengeschobener Wolken überzogen, als hätte jemand der Welt eine gewaltige Daumenschraube angelegt, aber bevor Agnes gesprochen hatte, war für eine Weile alles still so gewesen wie ein Stück Eisen, kurz bevor es geschmiedet wurde.

Nun krachte, als sie das Wort *Bestimmung* aussprach, wie ein Schmiedehammer ein Donnerschlag vom Himmel, dem kurz zuvor ein greller Blitz vorausgegangen war.

Der Blick des Kindes wanderte vom Gesicht seiner Mutter zum Fenster, aber keine Spur von Angst fürchte seine Stirn.

»Hab keine Angst vor dem Donnerwetter, Barty«, flüsterte Agnes ihm zu. »In meinen Armen bist du immer sicher.«

Auch dieses letzte Wort setzte den Himmel wieder in Flammen und hallte in einem gewaltigen Donner wider, der nicht nur die Fensterscheiben, sondern das ganze Gebäude in seinen Grundfesten zu erschüttern schien.

Im südlichen Kalifornien donnert es nicht oft, und Blitze kommen noch viel seltener vor. In dieser Gegend sind Unwetter subtropischer Natur, sturzbachartige Regenfälle ohne pyrotechnischen Zauber.

Beim zweiten Donnerschlag hatten die beiden Schwestern und Maria einen Schreckensschrei ausgestoßen.

Schauernd, von einer bangen Ahnung überfallen, drückte Agnes ihren Sohn fester an die Brust und wiederholte: »Sicher.«

Sie hatte das Wort kaum ausgesprochen, als - wie ein Orchester auf das Zeichen des Dirigenten zum Einsatz - ein neuerlicher, noch grellerer Blitz aufloderte und ein Donner losbrach, der noch lauter und gewaltiger war als der vorangegangene. Die Scheiben vibrierten in den Rahmen, als würde ein Trommelwirbel auf ihnen gespielt, und das Geschirr auf dem Tablett stieß klimpernd wie ein Xylophon aneinander.

Das Fenster wurde im Widerschein des Blitzes völlig undurchsichtig, blind wie ein von grauem Star verschleiertes Auge. Maria bekreuzigte sich.

Von der wahnwitzigen Vorstellung befallen, dass sich die Naturgewalten persönlich gegen ihr Baby verschworen hatten, bot Agnes der Bedrohung trotzig die Stirn. »Sicher.«

Der verheerende Ausbruch, der nun folgte, war auch der letzte, ein schier atomarer Lichtblitz, in dem die Fensterscheibe zu schmelzen schien, dicht gefolgt von einem apokalyptischen Donner, der selbst

in Agnes' Zahnfüllungen widerhallte und auf ihren Knochen Flöte gespielt hätte, wären sie hohl und ohne Mark gewesen.

Im ganzen Gebäude flackerten die Lampen, und die Luft war so elektrisch geladen, dass Agnes das Gefühl hatte, beim Einatmen ein Knistern in den Nasenlöchern zu spüren. Dann war das Feuerwerk zu Ende, und die Lampen brannten noch. Niemandem war ein Leid geschehen.

Das Merkwürdigste an diesem Unwetter war die Tatsache, dass es nicht zu regnen begann. Ein Aufruhr dieser Stärke brachte es sonst unweigerlich mit sich, dass eine wahre Sintflut über die Erde hereinbrach, aber diesmal klatschte kein einziger Tropfen an die Fensterscheibe.

Stattdessen senkte sich eine erstaunliche Stille über den Morgen, ein so tiefes Schweigen, dass sich die vier Frauen mit Gänsehaut im Nacken ansahen und dann ängstlich zur Decke blickten, als erwarteten sie ein unvorhergesehenes Ereignis.

Noch nie hatte man erlebt, dass Blitz und Donner ein nachfolgendes Gewitter bezwangen, immer waren jene diesem als seine Gefechtsspitze vorausgeeilt, aber im Gefolge des soeben stattgefundenen wütenden Schauspiels der Natur rissen die düsteren Wolken langsam auf wie von Kanonenschlägen erschütterte Mauern einer Festung und gaben den Blick frei auf einen himmelblauen Frieden.

Barty hatte während des Unwetters Weder geweint noch das geringste Zeichen von Unruhe gezeigt, und als er jetzt wieder zu seiner Mutter aufblickte, schenkte er ihr sein erstes Lächeln.

20. Kapitel

Nachdem Junior Cain am Morgen ein Glas Apfelsaft bei sich behielt, wurde ihm ein zweites gestattet, allerdings mit der Ermahnung, es langsam und in kleinen Schlucken zu trinken. Außerdem bekam er drei Salzcracker.

Er hätte eine Kuh mit Haut und Haaren verschlingen können. Zwar fühlte er sich noch etwas geschwächt, aber es bestand keine Gefahr mehr, dass er Galle und Blut spucken würde wie ein harpunierter Wal. Der Belagerungszustand war aufgehoben.

Die unmittelbare Folge des Mordes an seiner Frau war zwar ein heftiger Anfall von nervösem Erbrechen gewesen, aber auf lange Sicht reagierte er auf das Ereignis mit einem gewaltigen Appetit und einer so unbändigen Lebenslust, dass er an sich halten musste, um seine Freude nicht laut herauszusingen. Junior war in Festtagslaune.

Allzu lauter Jubel würde ihn allerdings ins Gefängnis und vielleicht sogar auf den elektrischen Stuhl bringen. Solange noch damit zu rechnen war, dass Vanadium, dieser wahnsinnig gewordene Bulle, unter seinem Bett lauerte oder sich als Krankenschwester verkleidet hier herumtrieb, um ihn in einem unbeobachtet geglaubten Augenblick zu ertappen, musste Juniors Genesung in einem Tempo vor sich gehen, das seinem Arzt nicht wie ein Wunder erscheinen würde. Dr. Parkhurst wollte ihn frühestens am nächsten Morgen entlassen.

Junior bekam keine Nährflüssigkeit und Medikamente mehr über den Tropf und war somit nicht mehr ans Bett gefesselt; man hatte ihm anstelle des am Rücken offenen Kittels einen Schlafanzug und einen Morgenmantel aus dünnem Baumwollstoff gebracht und ermunterte ihn jetzt, aufzustehen und sich ein wenig Bewegung zu verschaffen. Eigentlich hätte er noch benommen sein müssen, aber er hatte keinerlei Probleme mit dem Gleichgewicht, und obwohl er sich irgendwie ausgelaugt fühlte, war er bei weitem nicht so geschwächt, wie alle dachten. Er hätte es mühelos geschafft, einen Rundgang durch das Klinikgebäude zu machen, aber er verhielt sich ihren Erwartungen entsprechend und benutzte eine Gehhilfe mit Rädern.

Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und stützte sich schwer auf die

Gehhilfe, als müsste er sich ausruhen. Mit Bedacht verzog er gelegentlich wie von Schmerzen gepeinigt das Gesicht - überzeugend, aber nicht allzu theatralisch - und atmete schwerer als nötig.

Mehr als einmal hielt eine Krankenschwester im Vorbeigehen inne, um nach ihm zu sehen und ihm den guten Rat zu geben, er solle es mit der Bewegung nicht übertreiben.

Keine dieser barmherzigen Frauen, die ihm bisher über den Weg gelaufen waren, war so hübsch wie Victoria Bressler, die Krankenschwester, die ihn mit Eis gefüttert hatte und scharf auf ihn war. Aber er hielt die Augen offen und gab die Hoffnung nicht auf. Dass Victoria als Erste eine Chance bei ihm bekommen sollte, war für ihn Ehrensache, aber er war ihr schließlich nicht zu ewiger Treue verpflichtet. Wenn er erst einmal von jedem Verdacht so endgültig befreit sein würde, wie er von Naomi befreit war, würde ihm, romantisch ausgedrückt, der Sinn nach einer reichen Desserttafel stehen, ein einziges Eclair würde seinen Appetit nicht befriedigen.

Da ihn nichts und niemand zwang, sich auf die Begutachtung des Pflegepersonals einer einzigen Station zu beschränken, fuhr Junior mit dem Aufzug in die höher und tiefer gelegenen Etagen, um zu sehen, was die holde Weiblichkeit dort zu bieten hatte.

Schließlich landete er vor dem großen Sichtfenster der Neu-

geborenenstation. Im Augenblick gab es dort sieben Säuglinge. Am Fußende eines jeden Bettchens war ein Schild mit dem Namen des Babys befestigt.

Junior stand lange vor dem Fenster, nicht, weil er jemandem vormachen wollte, dass er sich ausruhte, und auch nicht, weil eine der Schwestern eine Schönheit gewesen wäre. Er war wie gebannt, hatte aber keine Ahnung, wieso.

Neid auf das Eltern Glück war es auf keinen Fall. Kinder waren das Letzte, was er gebrauchen konnte - abgesehen von Krebs vielleicht. Sie waren bössartige kleine Monster. Ein Kind war kein Segen, sondern eine Belastung, eine Bürde.

Diese Neugeborenen übten jedoch eine solche unbegreifliche Faszination auf ihn aus, dass er sich nicht von dem Fenster lösen konnte, und er fing an zu glauben, dass er von dem Moment an, als er mit seiner Gehhilfe sein Zimmer verlassen hatte, unbewusst

dieses Ziel angesteuert hatte. Es hatte ihn unaufhaltsam *getrieben*, hierher zu kommen. Eine geheimnisvolle Anziehungskraft hatte seine Schritte gelenkt.

Er war in bester Laune an das Sichtfenster getreten. Aber je länger er dieses friedliche Bild betrachtete, umso unbehaglicher wurde ihm zumute.

Babys, nichts weiter. , Harmlose Babys.

So harmlos sie auch sein mochten, versetzte ihn ihr Anblick, eingemummt, dass kaum etwas von ihnen zu sehen war, dennoch zuerst in Unruhe und brachte ihn dann — unerklärlich, aber unaufhaltsam - näher an den schlüpfrigen Rand einer irrationalen Angst.

Er hatte sich die sieben Namen an den Bettchen bereits eingepägt, las sie aber noch einmal. Er spürte, dass er in diesen Namen - oder zumindest in einem dieser Namen - die Erklärung für seine scheinbar wahnsinnige Ahnung einer drohenden Gefahr finden würde.

Während er den Blick von einem Namen zum anderen bis zum letzten der sieben Schilder wandern ließ, tat sich in seinem Innern eine solche Leere auf, dass er sich tatsächlich Halt suchend auf die Gehhilfe stützen musste. Diesmal brauchte er nicht so zu tun als ob. Er fühlte sich wie eine leere Hülle, die ein einziger Ton zerschmettern würde, so wie Glas zerspringen konnte, wenn ein bestimmter durchdringender Ton darauf traf.

Es war kein neues Erlebnis für ihn. Er hatte dieses Gefühl schon einmal erlebt. In der Nacht zuvor, als er aus dem Traum erwacht war, an den er sich nicht hatte erinnern können, und gesehen hatte, wie Vanadium die funkelnde Münze über seinen Handrücken hatte rollen lassen.

Nein. Das stimmte nicht ganz. Nicht in dem Moment, als sein Blick auf die Münze oder auf den Polizeibeamten selbst gefallen war. Er hatte dieses Gefühl erlebt, als Vanadium den Namen erwähnt hatte, den er, Junior, angeblich in seinem Albtraum gerufen haben sollte.

Bartholomew.

Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Vanadium hatte den Namen nicht erfunden. Er rief in Junior ein unerklärliches Echo hervor, das nichts mit dem Detective zu tun hatte.

Bartholomew.

Der Name hallte in ihm wider wie der dunkle Ton der tiefsten

Bassglocke im Geläut einer Kathedrale, angeschlagen in der Kälte der Mitternacht.

Bartholomew.

Keines der Babys in dieser Säuglingsstation trug den Namen Bartholomew, und Junior zermarterte sich den Kopf mit der Frage, welcher Zusammenhang zwischen diesem Raum und seinem nebulösen Traum bestehen mochte.

Er konnte sich nach wie vor nicht erinnern, welcher Art sein Albtraum gewesen war, aber er kam zunehmend zu der Überzeugung, dass seine Angst begründet und dieser Traum mehr als ein Traum gewesen war. Es gab eine Nemesis mit Namen Bartholomew für ihn, nicht nur im Traum, sondern im richtigen Leben, und dieser Bartholomew hatte irgendetwas mit ... Babys zu tun.

Eine Eingebung, die mehr war als nur intuitives Ahnen, sagte Junior, dass er, sollte je ein Mann namens Bartholomew seinen Weg kreuzen, gerüstet sein musste, diesem ebenso unterschieden entgegenzutreten, wie er es mit Naomi getan hatte. Und ohne jedes Zaudern.

Zitternd und schweißgebadet wandte er sich von dem Fenster ab. Er hatte erwartet, dass der Druck der Angst mit jedem Schritt, den er sich von der Scheibe entfernte, nachlassen würde, aber das Gegenteil war der Fall.

Mehr als einmal schaute er unwillkürlich über die Schulter zurück.

Als er sein Zimmer endlich erreichte, war er halb tot vor Angst.

Eine Krankenschwester, die in Sorge war, weil er so blass und mitgenommen aussah, half ihm mit viel Aufhebens ins Bett. Sie war aufmerksam, tüchtig und mitfühlend, nur leider kein bisschen attraktiv, und er wünschte, sie hätte ihn allein gelassen.

Sobald er jedoch tatsächlich allein war, sehnte sich Junior nach ihrer Gesellschaft. Allein fühlte er sich verwundbar und bedroht. Irgendwo in der "Welt hatte er einen Todfeind: Bartholomew, der etwas mit Babys zu tun hatte, ein völlig Fremder für ihn und doch ein unerbittlicher Gegner.

Wäre er nicht Zeit seines Lebens ein außerordentlich rationaler, vernünftiger und nüchterner Mensch gewesen, so hätte er fast befürchten können, allmählich den Verstand zu verlieren.

21. Kapitel

Hinter Wolken und Nebel ging die Sonne auf, und der graue Tag brachte einen silbernen Nieselregen mit sich. Der Regen traf die Stadt mit feinen Nadelstichen und spülte den Schmutz in die Rinnsteine, in denen sich bald giftige Fluten bildeten.

Im St. Mary's traten die Sozialarbeiter ihren Dienst noch nicht im Morgenrauen an, sodass Celestina eines deren Büros für sich hatte. Von dort aus rief sie, während der Morgen sein triefendes Gesicht verschwommen gegen das Fenster drückte, ihre Eltern an und überbrachte ihnen die furchtbare Nachricht. Von dort aus beauftragte sie auch ein Bestattungsunternehmen, Phimies Leichnam aus der Leichenhalle des Krankenhauses abzuholen, ihn für die Beerdigung herzurichten und nach Oregon zu überführen. Ihre Eltern vergossen bittere Tränen, aber Celestina blieb gefasst. Sie hatte noch vieles zu erledigen, viele Entscheidungen zu treffen, bevor sie ihre Schwester auf deren letzten Flug von San Francisco nach Oregon begleitete. Erst wenn alle Pflichten erfüllt waren, würde sie sich dem Schmerz und der Trauer überlassen, gegen die sie bislang noch gewappnet war. Phimie sollte die Reise zu ihrer letzten Ruhestätte im Norden in Würde antreten, so wie es ihr zustand.

Nachdem alle Anrufe erledigt waren, kam Dr. Lipscomb zu ihr. Er trug jetzt nicht mehr seinen Arztkittel, sondern eine graue Wollhose und einen blauen Kaschmirpullover über

r

einem weißen Hemd. Mit seiner ernsten Miene wirkte er nicht wie ein Geburtshelfer, der sich mit den Dingen des Lebens befasste, sondern eher wie ein Philosoph, der tagaus, tagein über die Unausweichlichkeit des Todes nachgrübelte.

Bei seinem Eintreten wollte sie sich von ihrem Platz am Schreibtisch erheben, aber er bat sie, sitzen zu bleiben.

Er trat ans Fenster und blickte auf die Straße hinunter, und schweigend, mit dem Profil zu ihr, suchte er offenbar nach den richtigen Worten, um die »sehr merkwürdigen« Dinge zu beschreiben, von denen er gesprochen hatte.

Regentropfen sammelten sich glitzernd auf der Fensterscheibe und liefen in kleinen Rinnsalen hinunter, deren Spuren sich wie Tränen

eines Stigmatisierten in dem schmalen Gesicht des Arztes widerspiegelten.

Als er endlich zu sprechen begann, drückte sich in seiner weichen Stimme ein stiller, aber tief empfundener Kummer aus. »Am ersten März, vor drei Jahren, war meine Frau mit unseren beiden Söhnen - Danny und Harry, beide sieben, Zwillinge - auf dem Heimflug von einem Besuch bei ihren Eltern in New York. Kurz nach dem Start ... stürzte die Maschine ab.«

Celestina, die so tief erschüttert war vom Tod eines einzigen Menschen, fragte sich sofort, wie Lipscomb den Verlust seiner gesamten Familie hatte ertragen können. Ihr Herz war schwer vor Mitleid und ihre Kehle so zugeschnürt, dass sie nur flüstern konnte: »War das die American-Airlines-Maschine ...«

Er nickte.

Aus nie geklärter Ursache war damals an einem Tag, an dem seit Wochen zum ersten Mal die Sonne herausgekommen war, die 707 über der Jamaica Bay in Queens abgestürzt und hatte sämtliche Passagiere mit in den Tod gerissen. Es war auch 1965 immer noch die schlimmste Katastrophe in der Geschichte der zivilen Luftfahrt des Landes, und sie war Celestina, obwohl sie damals auf der anderen Seite des Kontinents gelebt hatte, wegen der nie da gewesenen Sensationsberichterstattung im Fernsehen dauerhaft in Erinnerung geblieben.

»Miss White«, fuhr Lipscomb schließlich, ohne das Gesicht vom Fenster abzuwenden, fort, »kurz bevor Sie heute Morgen im Krankenhaus eintrafen, ist Ihre Schwester auf dem Operationstisch verstorben. Wir hatten das Baby noch nicht entbunden und hätten es vielleicht auch mit einem Kaiserschnitt nicht schnell genug geschafft, um eine Schädigung des Gehirns zu verhindern, darum haben wir um der Mutter und des Kindes willen alles nur Menschenmögliche getan, um Phimie wieder zu beleben und die Sauerstoffversorgung des Kindes zu sichern, bis wir es holen konnten.«

Der sprunghafte Wechsel vom Flugzeugabsturz zu Phimie irritierte Celestina.

Lipscombs Blick wanderte von der Straße zu den Regenwolken am Himmel. »Phimie war nicht lange klinisch tot, vielleicht eine Minute - eine Minute und zehn Sekunden höchstens -, und als sie wieder zu sich kam, war anhand der Symptome klar, dass dem

Herzstillstand ein massiver Gehirnschlag vorausgegangen war. Sie war desorientiert, rechtsseitig gelähmt ... die Funktion der Gesichtsmuskulatur gestört, wie Sie ja gesehen haben. Anfangs war ihre Artikulation undeutlich, aber dann geschah etwas Merkwürdiges ...«

Phimies Artikulation war auch später undeutlich gewesen, als sie nach der Geburt des Babys ihrem Wunsch hatte Ausdruck gegen wollen, ihre Tochter Angel zu nennen.

Etwas in Dr. Lipscombs Stimme, das Celestina anrührte, das sie aber nur schwer hätte benennen können, veranlasste sie, sich langsam vom Stuhl zu erheben. Vielleicht war es Verwunderung. Oder Angst. Oder Ehrfurcht. Oder von allem etwas.

»Einen Augenblick lang«, fuhr Lipscomb fort, »war ihre Stimme klar und deutlich zu verstehen. Sie hob den Kopf, und als sie mich ansah, war in ihren Augen keine Spur von Verwirrung mehr. Ihr Blick war ... sehr eindringlich. Sie sagte ... sie sagte: >Rowena liebt Sie.<«

Celestina lief ein ehrfurchtsvoller Schauer über den Rücken, da sie ahnte, was der Arzt bestimmt als Nächstes sagen würde.

i

»Rowena«, sagte er und bestätigte damit ihre Ahnung, »war meine Frau.«

Als hätte sich für einen kurzen Moment eine Tür zwischen diesem windstillen Tag und einer jenseitigen Welt geöffnet, peitschte unvermittelt eine einzelne Windböe Regen gegen das Fenster.

Lipscomb wandte sich Celestina zu. »Bevor ihre Sprache wieder undeutlich wurde, sagte Ihre Schwester: >Beezil und Feezil sind bei ihr, es geht ihnen gut<, was für Sie vielleicht völlig unbegreiflich klingt, für mich aber nicht.«

Sie schwieg erwartungsvoll.

»Es waren Rowenas Kosenamen für die Jungen, als diese noch Babys waren, ihre persönlichen Fantasienamen. Sie meinte damals, die beiden seien wie zwei wunderschöne kleine Elfen und sollten darum auch Elfenamen haben.«

»Phimie hätte das also auf keinen Fall wissen können.«

»Genau. Rowena hat diese Namen nur im ersten Jahr verwendet. Außer uns beiden hat nie jemand die Zwillinge je so genannt. Unser kleiner Insiderscherz. Selbst die Jungen hätten sich nicht daran erinnert.«

In die Augen des Arztes trat ein Funken Sehnsucht danach, Glaube aufbringen zu können. In seiner ganzen Miene lag jedoch ein Anflug von Zweifel.

Er war Mediziner, ein Mann der Wissenschaft, der bislang mit nüchterner Logik und unerschütterlichem Eintreten für die Kraft der Vernunft gut gefahren war. Es fiel ihm nicht leicht, die Erkenntnis zu akzeptieren, dass Logik und Vernunft zwar ein unersetzliches Hilfsmittel für jeden waren, der sich bemühte, ein glückliches und erfülltes Leben zu führen, dass sie aber keineswegs ausreichten, um die gesamte Wahrheit der physikalischen Welt und des menschlichen Lebens zu erfassen.

Celestina besaß bessere Voraussetzungen, das übernatürliche Erlebnis als das zu akzeptieren, was es war. Sie gehörte nicht zu den Künstlern, die Chaos und Unordnung verherrlichten oder ihre schöpferische Kraft nur in Pessimismus und Verzweiflung fanden.

In allem, was sie erblickte, sah sie nicht nur Ordnung, Sinn und einen höheren Plan, sondern auch eine zart aufschimmernde oder majestätisch lodernde Schönheit, vor der sie nicht anders konnte, als sich zu verneigen. Das Übernatürliche begegnete ihr nicht nur in alten Gemäuern, in denen ohnehin jeder abergläubische Mensch Gespenster vermuten würde, oder in unheimlichen Erlebnissen wie dem, welches Lipscomb gerade beschrieben hatte, sondern sie nahm es täglich in den Linien und Mustern einer Baumkrone wahr, im ausgelassenen Spiel eines Hundes mit einem Tennisball, in den weißen Wirbeln eines Schneegestöbers - in jedem Aspekt der Natur, in der das unergründliche Rätsel ein ebenso elementarer Bestandteil für sie war wie Licht und Dunkelheit, wie Materie und reine Energie, wie Zeit und Raum.

»Hat Ihre Schwester früher schon einmal ... merkwürdige Dinge erlebt?«, erkundigte sich Dr. Lipscomb nun.

»Nichts dergleichen.«

»Hatte sie Glück beim Kartenspiel?«

»Nicht mehr Glück als ich.«

»Irgendwelche Vorahnungen ?«

»Nein.«

»Hellseherische Fähigkeiten ...«

»Die hatte sie bestimmt nicht.«

»... könnten eines Tages immerhin wissenschaftlich belegbar sein.«

»Im Gegensatz zum Leben nach dem Tod?«, warf sie ein.

Hoffnung umschwebte den Arzt mit tausend flatternden Flügeln, aber er hatte offenbar Angst, zuzulassen, dass sie sich bei ihm einnistete.

»Phimie konnte keine Gedanken lesen«, sagte Celestina überzeugt.

»Das ist Sciencefiction, Dr. Lipscomb.«

Ihre Blicke trafen sich. Er hatte ihren Worten nichts entgegenzusetzen.

»Sie ist nicht in Ihre Gedanken eingedrungen und hat den Namen Rowena herausgepickt. Oder Beezil oder Feezil.«

Als fürchtete er sich vor der sanften Gewissheit in Celestinas Augen, wandte sich der Arzt wieder dem Fenster zu.

Sie trat neben ihn. »Nachdem ihr Herz aufgehört hatte zu schlagen, war sie eine Minute lang nicht hier im St. Mary's, nicht wahr? Ihr Körper wohl, der war immer noch hier, aber nicht sie selbst, nicht Phimie.«

Dr. Lipscomb legte die Hände vors Gesicht, sodass sie Mund und Nase bedeckten wie zuvor der Mundschutz, den er im Operationssaal getragen hatte. Es war, als hätte er Angst, mit dem Atem einen Gedanken einzusaugen, der ihn für immer verändern würde.

»Wenn Phimie nicht hier war«, sagte Celestina, »und eine Minute später zurückkam, dann muss sie in dieser einen Minute doch *irgendwo* gewesen sein.«

Durch die Fensterscheibe hindurch, durch Regenschleier und Dunstschwaden, wirkte die Großstadt geheimnisvoller als Stonehenge, so fremd wie eine Stadt in unseren Träumen.

Hinter vorgehaltenen Händen stieß der Arzt einen langen, leisen Seufzer aus, als wollte er einen Kummer loswerden, der in seinem Herzen wie eine Klette mit unzähligen feinen Widerhaken festsaß. Unsicher und verlegen schwieg Celestina.

Und wie immer in Momenten der Unsicherheit fragte sie sich, was ihre Mutter in einer solchen Situation wohl tun würde. In ihrer unendlichen Güte tat Grace stets das, was am nötigsten gebraucht wurde, fand genau die richtigen Worte des Trostes und der Aufmunterung, die auch dem Traurigsten ein Lächeln entlocken konnten. Oft waren es jedoch keine Worte, die gebraucht wurden, kommt es auf unserer irdischen Reise doch immer wieder vor, dass wir uns einsam und verlassen fühlen und nichts als die Gewissheit

brauchen, dass wir nicht allein sind.

Celestina legte dem Arzt die rechte Hand auf die Schulter.

Sie spürte, wie unter der Berührung eine Spannung von ihm wich.

Er ließ die Hände sinken und wandte ihr, erschüttert nicht von einem Gefühl der Furcht, sondern vielmehr der Erleichterung, das Gesicht zu.

Er versuchte zu sprechen, aber da er kein Wort hervorbrachte, nahm Celestina ihn in die Arme.

Sie war noch nicht einmal einundzwanzig, und er war bestimmt doppelt so alt wie sie, aber er überließ sich ihrer Umarmung wie ein kleines Kind, und wie eine Mutter tröstete sie ihn.

22. Kapitel

In dunklen Maßanzügen, die glatt rasierten Wangen so glänzend wie ihre Schuhe, Aktentaschen in den Händen, betraten die drei das Krankenzimmer von Junior, noch bevor die übliche Geschäftigkeit des Klinikalltags einsetzte, drei Weise ohne Kamele und ohne Geschenke, aber durchaus gewillt, sich die Wiedergutmachung eines traurigen Verlusts etwas kosten zu lassen. Zwei Anwälte und ein hochrangiger Beamter, vertraten sie den Staat, die Bezirksverwaltung und die Versicherungsgesellschaft in der Angelegenheit des ungenügend gewarteten Geländers auf der Aussichtsplattform des Wachturms.

Sie hätten nicht feierlicher und ehrerbietiger auftreten können, wenn Naomis Leichnam - zusammengeflickt, vollgepumpt mit Formalin, mit einem stark deckenden Make-up bemalt, weiß gekleidet, eine Bibel in den kalten, auf der Brust gefalteten Händen - in Erwartung der Trauergäste hier in diesem Raum inmitten eines Blumenmeers in ihrem Sarg aufgebahrt gewesen wäre. Sie waren ausnehmend höflich, dezent, mitfühlend, triefend vor salbungsvoller Anteilnahme - und so fiebergelb vor Berechnung, dass Junior sich nicht weiter gewundert hätte, wenn sich der Deckensprinkler eingeschaltet hätte.

Sie stellten sich als Knacker, Hisscus und Nork vor, aber Junior machte sich nicht die Mühe, den Namen Gesichter zuzuordnen, weil sie sich ohnehin im Aussehen und Verhalten so ähnlich waren, dass wahrscheinlich nicht einmal ihre

Mütter hätten sagen können, wem von den dreien sie Vorwürfe machen sollten, weil er sie nie besuchte. Abgesehen davon war er von seinem Rundgang durch das Klinikgebäude immer noch erschöpft - und verfolgt von dem Gedanken an einen finster dreinblickenden Bartholomew, der die Welt auf der Suche nach ihm durchstreifte.

Nach einem Schwall von verlogenen Beileidsbekundungen, scheinheiligem Gerede über die bessere Welt, in die Naomi nun eingegangen sei, und unaufrichtigen Tiraden über einen Staat, dem die öffentliche Sicherheit und das Mitgefühl für seine Bürger unendlich am Herzen liege, kamen sie schließlich auf das Thema Schadenersatz zu sprechen.

Natürlich fiel kein so drastischer Begriff wie *Schadenersatz*. Sondern: *Ausgleich. Kompensation, Regulierung*. Worte, die man an einer juristischen Fakultät gelernt haben musste, an der Englisch eine Fremdsprache war. Sogar *Wiedergutmachung*.

Junior trieb die Männer fast in den Wahnsinn, indem er so tat, als wüsste er nicht, worauf sie hinauswollten, während sie sich wanden und wie unerfahrene Schlangenverkäufer aufführten, die ängstlich und mit spitzen Fingern versuchten, nach einer zusammengerollten Kobra zu greifen.

Es erstaunte ihn, dass sie schon so bald aufgetaucht waren, keine vierundzwanzig Stunden nach dem tragischen Unfall. Besonders ungewöhnlich erschien ihm dies angesichts der Tatsache, dass ein Beamter der Mordkommission von der Idee besessen war, das verwitterte Holz allein könne nicht verantwortlich für Naomis Tod sein.

Junior konnte sich gar des Verdachts nicht erwehren, dass sie auf Vanadiums Drängen hin gekommen waren. Wahrscheinlich interessierte sich der Kerl brennend dafür, als wie habgierig sich der trauernde Ehemann erweisen würde, wenn ihm die Gelegenheit geboten wurde, den kaum erkalteten Leichnam seiner Frau-zu Geld zu machen.

Knacker oder Hisscus oder Nork sprach von einem *Angebot*, und aus seinem Mund klang es gerade so, als wäre Naomi eine Göttin, der als Versöhnungsoffer Gold und Edelsteine dargeboten werden sollten.

Angewidert von ihrem Anblick, tat Junior so, als fiele nun endlich der Groschen bei ihm. Er täuschte keine Empörung oder auch nur Missbilligung vor, um jede übertriebene oder unglaubliche Gefühlsäußerung zu vermeiden, mit der er, ohne es zu wollen, Verdacht hätte erregen können.

Stattdessen erklärte er mit ernster, würdevoller Miene und in ruhigem Ton, dass er für den Tod seiner Frau und den eigenen Schmerz kein Geld haben wolle. »Geld kann sie nicht ersetzen. Ich könnte keinen Penny davon ausgeben. Keinen einzigen Penny. Ich müsste es verschenken. Was hätte das für einen Sinn?«

Einen Moment lang herrschte überraschtes Schweigen, dann meldete sich Nork oder Knacker oder Hisscus zu Wort. »Wir verstehen Ihre Gefühle, Mr. Cain, aber es ist in einem solchen Fall üblich ...«

Juniors Hals fühlte sich nicht mehr annähernd so rau wie am Nachmittag des Vortages an, und die drei Männer empfanden seine leise, etwas heisere Stimme bestimmt nicht als kratzig, sondern als Ausdruck seiner seelischen Erschütterung. »Es schert mich nicht, was üblich ist. Ich will nichts haben. Ich mache niemandem einen Vorwurf. Solche Dinge passieren nun einmal. Wenn Sie ein Haftpflichtentbindungsformular bei sich haben, unterschreibe ich es Ihnen hier und jetzt.«

Verblüfft wechselten Hisscus, Nork und Knacker verstohlene Blicke. Schließlich sagte einer der drei: »Das geht nicht, Mr. Cain. Nicht, bevor Sie mit einem Anwalt gesprochen haben.«

»Ich will keinen Anwalt.« Er schloss die Augen, ließ den Kopf aufs Kissen zurücksinken und seufzte. »Ich will nichts ... als meine Ruhe.«

Zuerst alle auf einmal redend, dann verstummend wie ein Mann, anschließend der Reihe nach sprechend, aber sich gegenseitig ins Wort fallend, bemühten sich Knacker, Hisscus und Nork, so etwas wie eine richtige Verhandlung in Gang zu bringen.

Unter Juniors geschlossenen Lidern quollen Tränen hervor, ohne dass es dazu einer bewussten Anstrengung seinerseits bedurft hätte. Es war nicht der Gedanke an die arme Naomi, der ihn zum Weinen brachte. Die Tage, wenn nicht gar Wochen, die vergehen würden, bevor er Victoria Bressler haben konnte, würden öde und langweilig sein. Unter diesen Umständen hatte er allen Grund, sich selbst zu bemitleiden.

Seine stummen Tränen brachten zustande, was er mit Worten nicht geschafft hatte: Nork, Knacker und Hisscus drängten ihn noch einmal, mit seinem Anwalt zu reden, versprachen wiederzukommen, brachten zum wiederholten Mal ihr tiefstes Beileid zum Ausdruck und zogen sich dann zurück, so beschämt vermutlich, wie es Anwälten und Politikern nur möglich war, aber mit Sicherheit verwirrt und unsicher, wie man mit einem Menschen weiter verfahren sollte, der so unbeleckt war von Habgier, so frei von Zorn, so versöhnlich wie der Witwer Junior Cain.

Alles spielte sich genau so ab, wie es sich Junior in dem Moment ausgemalt hatte, als Naomi die brüchige Stelle im Geländer entdeckt hatte und um ein Haar ohne sein Zutun hinuntergestürzt wäre. Der vollständige Plan hatte schlagartig in seinem Kopf Gestalt angenommen, und während der zwei folgenden Rundgänge

um die Aussichtsplattform hatte er ihn im Geist gedreht und gewendet und nach möglichen Schwachstellen abgesucht, aber keine gefunden.

Bis jetzt waren nur zwei unvorhergesehene Dinge geschehen, von denen das erste sein eruptives Erbrechen war. Er hoffte, dass er nie wieder einen solchen Anfall erleben würde.

Dieser gewaltige Akt der Reinigung hatte jedoch zur Folge, dass man ihm die seelische und körperliche Erschütterung über den Tod seiner Frau vorbehaltlos glaubte. Er hätte sich keine Strategie ausdenken können, die besser geeignet gewesen wäre, alle Welt davon zu überzeugen, dass er unschuldig war, mehr noch, dass er von seinem Wesen her außerstande war, einen kaltblütigen Mord zu begehen.

Die zurückliegenden achtzehn Stunden hatten Junior einige bemerkenswerte Selbsterkenntnisse gebracht, aber bei all den neuen Seiten, die er an sich entdeckt hatte, war er am stolzesten auf die Tatsache, dass er ein so unglaublich empfindsamer Mensch war. Das war nicht nur ein bewundernswerter Wesenszug, es würde ihm auch als Deckmantel dienen, unter dem er die skrupellosen Taten begehen konnte, die sein neu gewählter, gefährlicher Lebensweg mit sich bringen würde.

Das zweite der beiden unvorhergesehenen Dinge war Vanadium, der wahnsinnige Gesetzeshüter. Die Sturheit in Person. Sturheit mit einem schlechten Haarschnitt.

Während die versiegenden Tränen auf seinen Wangen Krusten zu bilden begannen, kam Junior zu dem Schluss, dass er Vanadium wohl würde umbringen müssen, um ihn loszuwerden und jede Gefahr aus der Welt zu schaffen. Kein Problem. Und er war, ungeachtet seiner außergewöhnlichen Empfindsamkeit, davon überzeugt, dass die Beseitigung des Detectives keinen neuerlichen Brechanfall bei ihm auslösen würde. Allenfalls würde er sich vor Begeisterung in die Hose machen.

23. Kapitel

Celestina kehrte noch einmal ins Zimmer 724 zurück, um Phimies Sachen aus dem schmalen Wandschrank und dem Nachttisch zu holen.

Als sie die Kleider ihrer Schwester zusammenfalten und in den kleinen Koffer legen wollte, zitterten ihr die Hände. Was eigentlich ein Leichtes hätte sein müssen, wurde zu einer schier unüberwindbaren Aufgabe; der Stoff schien unter ihren Händen lebendig zu werden, glitt ihr zwischen den Fingern hindurch und sträubte sich gegen jeden Versuch Celestinas, ihn zu glätten. Irgendwann wurde ihr bewusst, dass es ja eigentlich keinen Grund mehr gab, ordentlich zu sein, und sie warf die Sachen in den Koffer, ohne sich darum zu kümmern, ob sie dabei zerknitterten oder nicht. In dem Moment, als Celestina die Verschlüsse des Koffers zuschnappen ließ und sich zum Gehen wandte, schob eine Schwesternhelferin einen mit Handtüchern und Bettzeug beladenen Wagen zur Tür herein.

Es war dieselbe Frau, die das andere Bett bezogen hatte, als Celestina in den frühen Morgenstunden im Krankenhaus angekommen war. Jetzt war sie offenbar hier, um Phimies Bett zu beziehen.

»Es tut mir Leid wegen Ihrer Schwester«, sagte die Schwesternhelferin.

»Vielen Dank.«

»Sie war ein so nettes Mädchen.«

Celestina nickte nur. Sie fühlte sich außerstande, die f

Freundlichkeit der Frau zu erwidern. Manchmal wirkt Freundlichkeit so niederschmetternd wie tröstende Worte.

»In welches Zimmer ist eigentlich Mrs. Lombardi verlegt worden?«, erkundigte sie sich dennoch. »Ich würde sie gern ... noch einmal besuchen, bevor ich gehe.«

»Oh, wussten Sie das nicht? Sie ist auch von uns gegangen.«

»Von uns gegangen?«, sagte Celestina, obwohl sie alles verstanden hatte.

Im Grunde war ihr im Unterbewusstsein bereits seit dem Moment, als sie am Morgen um Viertel nach fünf den Anruf bekommen

hatte, klar gewesen, dass Nella nicht mehr lebte. Nachdem die alte Frau alles gesagt hatte, was zu sagen war, hatte in der Leitung ja diese abgrundtiefe, vollkommene Stille ohne das leiseste atmosphärische Rauschen oder Knistern geherrscht, wie sie es am Telefon noch niemals zuvor vernommen hatte.

»Sie ist letzte Nacht gestorben«, sagte die Schwesternhelferin.

»Wissen Sie, wann das war? Den genauen Zeitpunkt ihres Todes ?«

»Ein paar Minuten nach Mitternacht.«

»Sind Sie sich da sicher? Wegen des Zeitpunkts, meine ich?«

»Meine Schicht hatte gerade angefangen. Ich bin heute für eineinhalb Schichten eingeteilt. Sie ist gestorben, ohne aus dem Koma zu erwachen.«

So deutlich wie um Viertel nach fünf am Telefon klang Celestina die brüchige Stimme einer alten Frau in den Ohren, die sie auf Phimies kritischen Zustand hinwies:

Kommen Sie sofort.

Wie bitte?

Kommen Sie sofort. Beeilen Sie sich.

Wer spricht da?

Nella Lombardi. Kommen Sie sofort. Ihre Schwester wird bald sterben.

Wenn die Frau am Telefon wirklich Mrs. Lombardi gewesen war, so musste diese mehr als vier Stunden nach ihrem Tod angerufen haben.

1

Und wenn sie es nicht gewesen war, wer hatte sich dann als Nella Lombardi ausgegeben? Und warum?

Als Celestina zwanzig Minuten später im Krankenhaus angekommen war, hatte Schwester Josephina mit Verwunderung reagiert: *Ich wusste nicht, dass man Sie schon erreicht hat. Wir versuchen erst seit zehn Minuten, Sie zu erreichen.*

Nella Lombardis Anruf war gekommen, bevor bei Phimie die eklamtischen Krämpfe eingesetzt hatten und sie überstürzt in den Operationssaal gebracht worden war.

Ihre Schwester wird bald sterben.

»Ist alles in Ordnung, meine Liebe?«, fragte die Schwesternhelferin. Celestina nickte. Schluckte schwer. Als Phimie gestorben war, hatte Bitterkeit ihr Herz überflutet, Bitterkeit und Hass auf das Kind, das seine Mutter das Leben gekostet hatte: Gefühle, derer sie sich

schämte, gegen die sie sich aber nicht wehren konnte. Die beiden verblüffenden Ereignisse - Dr. Lipscombs Geschichte und Nellas Anruf - waren ein Heilmittel gegen den Hass, Balsam für ihren Zorn, aber sie stürzten sie auch in einen eigenartigen Zustand der Verwirrung. »Ja. Danke«, sagte sie, an die Helferin gewandt. »Es wird schon gehen.«

Mit dem Koffer in der Hand verließ sie das Zimmer 724.

Im Korridor blieb sie stehen, sah sich nach beiden Seiten um und wusste zunächst nicht, wohin sie sich wenden sollte.

Hatte Nella Lombardi, als sie schon nicht mehr in dieser wunderbaren Welt weilte, ihre Stimme durch den leeren Raum gesandt, um zwei Schwestern zu vereinen, damit sie sich voneinander verabschieden konnten, bevor es zu spät war?

Und hatte Phimie, durch die Wiederbelebungsbemühungen der Ärzte aus dem Reich der Toten zurückgeholt, ihr diese Freundlichkeit mit ihrer unglaublichen Botschaft an Dr. Lipscomb gedankt?

Celestina war mit dem Glauben aufgewachsen, dass alles im Leben einen Sinn hatte, und als sie gefordert war, diese f

Überzeugung mit Dr. Lipscomb zu teilen, der sein Erlebnis im Operationssaal nur mit Mühe verarbeiten konnte, hatte sie dies bereitwillig und ohne Zögern getan. Dennoch fiel es ihr selbst merkwürdigerweise schwer, die beiden kleinen Wunder, die ihr begegnet waren, zu begreifen.

Auch wenn ihr bewusst war, dass die außergewöhnlichen Ereignisse ihr ganzes restliches Leben verändern würden, angefangen bei den Schritten, die sie in den unmittelbar vor ! ihr liegenden Stunden zu unternehmen trachtete, konnte sie j keinen klaren Entschluss fassen, was als Nächstes zu tun war. l Im Zentrum ihrer Verwirrung stritten Herz und Verstand, i Glaube und Vernunft miteinander, aber es war auch ein Widerstreit zwischen Sehnsucht und Verpflichtung. Solange es ihr nicht gelang, diese entgegengesetzten Kräfte in Einklang zu bringen, war sie in ihrer Unschlüssigkeit wie gelähmt.

Sie wanderte ziellos den Korridor entlang, bis sie ein Zimmer entdeckte, in dem die Betten nicht belegt waren. Ohne das Licht einzuschalten, ging sie hinein, stellte den Koffer ab, zog einen Stuhl ans Fenster und setzte sich.

Selbst zu dieser fortgeschrittenen Morgenstunde drang das Tageslicht durch den dichten Schleier aus Nebel und Regen nur als trüber grauer Schein zum St. Mary's durch. Die Schatten behielten die Oberhand.

Celestina betrachtete versonnen ihre Hände, die in der Dunkelheit selbst so überaus dunkel wirkten.

Schließlich entdeckte sie in ihrem Innern das Licht, das sie brauchte, um in den entscheidenden Stunden, die vor ihr lagen, ihren Weg zu finden. Sie wusste nun, was zu tun war, war sich aber nicht sicher, ob sie auch die Kraft dazu besaß.

Ihre Hände waren schmal, zartgliedrig, anmutig. Die Hände einer Künstlerin. Es waren mitnichten kraftvolle Hände.

Sie betrachtete sich als einen schöpferischen Menschen, als eine fähige, tüchtige und engagierte Frau, aber sie hielt sich nicht für besonders stark. Doch für das, was auf sie zukam, würde sie sehr viel Kraft benötigen.

Es war an der Zeit zu gehen. Zeit zu tun, was getan werden musste.

Sie schaffte es aber nicht, vom Stuhl aufzustehen. *Tu, was getan werden muss.* Sie war wie gelahmt vor Angst.

24. Kapitel

In den blauen Morgen hinein, der auf den Sturm folgte, hatte Edom mit seinen Kuchen einen Zeitplan zu erfüllen, um die Hungrigen zu speisen.

Er saß am Steuer seines gelbweißen 55er Ford Country Squire. Den Wagen hatte er vom Rest des Geldes gekauft, das ihm aus den Jahren geblieben war, in denen er noch einer Arbeit hatte nachgehen können, vor seiner ... Krankheit.

Früher war er ein erstklassiger Fahrer gewesen. Seit nunmehr zehn Jahren waren seine Fahrkünste aber von seiner Stimmung abhängig. An manchen Tagen war ihm der bloße Gedanke, sich in den Wagen zu setzen und in die gefährliche Welt hinauszuwagen, unerträglich. Dann machte er es sich in seinem Fernsehsessel bequem und wartete auf die Naturkatastrophe, die ihn in Kürze von der Erde fegen würde, als hätte es ihn nie gegeben.

An diesem Vormittag konnte er nur aus Liebe zu seiner Schwester Agnes den Mut aufbringen, sich hinters Steuer zu setzen und zum Kuchenboten zu werden.

Edom, sechs Jahre älter als Agnes, wohnte in einer der beiden Wohnungen über der großen, frei stehenden Garage hinter dem Haus, seit er sich mit fünfundzwanzig Jahren aus der Welt der arbeitenden Bevölkerung verabschiedet hatte. Jetzt war er sechsunddreißig.

In der anderen Wohnung lebte Edom's Zwillingsbruder Jacob, der allerdings noch nie einem Beruf nachgegangen war. Er wohnte dort schon seit seinem Highschool-Abschluss.

Agnes, die das Anwesen geerbt hatte, hatte ihre Brüder mit offenen Armen im Wohnhaus aufgenommen. Doch obwohl beide nichts dagegen hatten, sie gelegentlich zum Abendessen zu besuchen oder an einem Sommerabend auf der Veranda im Schaukelstuhl zu sitzen, war es ihnen unvorstellbar, in dieses unheilvolle Haus einzuziehen.

Zu vieles war in diesen Räumen geschehen. Die Familiengeschichte lag wie eine dunkle Patina über ihnen, und in der Nacht, wenn einer der beiden Brüder unter dem Giebeldach schlief, erwachte in seinen Träumen die Vergangenheit wieder zum Leben.

Edom staunte über Agnes' Fähigkeit, sich über das Vergangene

hinwegzusetzen und die Erinnerung an die vielen leidvollen Jahre abzuschütteln. Sie schaffte es, das Haus einfach nur als eine Wohnstätte zu betrachten, während es für ihre Brüder der Ort war - und immer sein würde -, an dem man ihre Seele zerbrochen hatte. Für sie wäre es sogar ausgeschlossen gewesen, auch nur in Sichtweite des Hauses zu leben, wenn sie eine Arbeit und damit die Wahl gehabt hätten.

Das war eines der vielen Dinge, die Edom an Agnes erstaunlich fand. Hätte er die Kühnheit besessen, alle Eigenschaften aufzulisten, die er an ihr bewunderte, er wäre bei dem Gedanken verzweifelt, wie viel besser sie mit den Widrigkeiten des Lebens fertig geworden war als er selbst und Jacob.

Als Agnes ihn, bevor sie am Vortag mit Joey zur Klinik aufgebrochen war, gebeten hatte, die Kuchen auszuliefern, hatte er ohne Zögern zugesagt, obwohl er sich am liebsten irgendwie aus der Affäre gezogen hätte. Er war bereit, jede Unbill zu ertragen, die ihm die Natur im Leben entgegenschleudern mochte, aber er konnte es nicht ertragen, Enttäuschung in den Augen seiner Schwester zu sehen.

Nicht, dass sie je auch nur den Verdacht aufkommen ließ, ihre Brüder seien etwas anderes für sie als eine Quelle des Stolzes. Sie begegnete ihnen stets mit Respekt, Freundlichkeit und Liebe - als wäre sie sich ihrer Unzulänglichkeiten überhaupt nicht bewusst. Darüber hinaus behandelte sie die beiden absolut gleich und zog keinen dem anderen vor - außer in der Frage der Kuchenauslieferung. Wenn sie, was selten vorkam, keine Zeit hatte, die Tour selbst zu erledigen und auch niemanden außer ihren Brüdern darum bitten konnte, wandte sich Agnes möglichst immer an Edom.

Jacob verstand es, die Menschen in Angst und Schrecken zu versetzen. Er glich Edom aufs Haar, hatte das gleiche jugenhaft freundliche Gesicht, die gleiche angenehme Stimme und war ebenso ordentlich rasiert und gekämmt wie Edom. Dennoch hatte er, wenn er in der gleichen wohltätigen Mission unterwegs gewesen war wie Edom, die Kuchenempfänger jedes Mal in einem Zustand tiefen Unbehagens, wenn nicht gar regelrechter Panik zurückgelassen. Wenn er gegangen war, verriegelten sie die Türen, luden ihre Pistolen, sofern sie solche besaßen, und fanden mindestens eine Nacht lang keinen Schlaf.

Folglich fuhr jetzt Edom mit Kuchen und Paketen durch die Lande und klapperte die Liste von Namen und Adressen ab, die seine Schwester ihm gegeben hatte, obwohl er davon überzeugt war, dass sich noch vor der Mittagsstunde, ganz sicher aber vor dem Abendessen, ein Erdbeben von nie da gewesener Heftigkeit, das gefürchtete Jahrtausendbeben wahrscheinlich, ereignen würde. Dies war sein letzter Tag auf Erden.

Die unheimliche Folge von Blitzen und Donnerschlägen, die dem Regen ein endgültiges Ende gemacht hatten, anstatt ein weiteres Aufbrausen anzukündigen, waren als ein erstes Omen zu deuten. Das rasche Aufklaren des Himmels - ein Zeichen dafür, dass in großer Höhe eine kräftige Brise wehte, während es am Boden völlig windstill war -, das plötzliche Absinken der Luftfeuchtigkeit und die für die Jahreszeit ungewöhnliche Wärme deuteten ebenfalls auf die bevorstehende Katastrophe hin.

Erdbebenwetter. In Südkalifornien konnte dieses Wort vieles bedeuten, aber Edom wusste, dass er diesmal nicht danebenlag. Schon bald würde wieder Donnnergrollen zu vernehmen sein, aber diesmal würde es aus der Erde aufsteigen.

1

In defensivem Fahrstil, stets gefasst auf umkippende Telegrafmasten, einstürzende Brücken und vor allem natürlich darauf, dass sich plötzlich Autos verschlingende Spalten vor ihm im Asphalt auftaten, gelangte Edom zu der Adresse, die auf Agnes' Liste an erster Stelle stand.

An dem mit Schindeln verkleidete Häuschen war schon viele Jahre nichts mehr getan worden. Das von der permanenten Sonneneinstrahlung silbrig verblichene Holz schimmerte wie dunkler Knochen unter der abblätternden Farbe durch. Am Ende der kiesbestreuten Auffahrt stand unter einer baufälligen Überdachung ein zerbeulter Chevy-Pritschenwagen mit spiegelglatt gefahrenen Reifen.

Hier am östlichen Ortsrand von Bright Beach, auf der dem Meer abgewandten Seite der Berge, rückte die Wüste erbarmungslos vor, wenn die Bewohner nicht unermüdlich dagegen ankämpften. Beifuß, wilder Ampfer und Gestrüpp aller Art wucherte da, wo die Gärten endeten.

Der letzte Sturm hatte Steppenläufer aus dem Hinterland hergeweht. Sie hatten sich in einem Reisighaufen verfangen, der an

einer der Hauswände aufgeschichtet war.

Der Rasen, der jetzt, in der regenreicheren Zeit, auch ohne Sprinkleranlage grün war, würde von April bis Ende November ausgedörrt und braun sein. Selbst in dieser eigentlichen Wachstumsperiode wucherten hier mehr Distelgewächse und Bodenkriecher als Gras.

Einen der sechs Heidelbeerkuchen vor sich hertragend, überquerte Edom den ungemähten Rasen und stieg die ausgetretenen Stufen zur Eingangsveranda hinauf.

Es handelte sich hier nicht um die Sorte von Haus, in der er sich freiwillig aufgehalten hätte, wenn das Jahrhundertbeben die Küste erschütterte und Großstädte dem Erdboden gleichmachte. Leider durfte er Agnes' Anweisungen zufolge jedoch nicht einfach seine Geschenke vor der Tür ablegen, um dann sofort Fersengeld zu geben, sondern er musste wenigstens kurze Zeit verweilen und sich so gesellig zeigen, wie es ihm mit seinem Naturell nur möglich war. Auf sein Klopfen hin öffnete Jolene Klefton, unscheinbar, Anfang fünfzig, in einem formlosen Hauskittel die Tür. Braunes Flusenhaar, so stumpf und glanzlos wie der Staub der Mojawewüste. Ein Meer von Sommersprossen gab ihrem Gesicht jedoch einen lebhaften Ausdruck, und ihre Stimme hatte einen warmen, melodischen Klang.

»Edom, Sie sehen so gut aus wie dieser Sänger in der *Lawrence Welk Show*, ehrlich! Kommen Sie, treten Sie ein!«

Jolene trat beiseite, und während Edom an ihr vorbei ins Haus ging, sagte er: »Agnes war wieder einmal im Backwahn. Wir werden Heidelbeerkuchen essen, bis wir blau anlaufen. Sie meinte, wir könnten vielleicht einen davon bei Ihnen loswerden.«

»Vielen Dank, Edom. Wo ist sie denn heute?«

Obwohl sie sich Mühe gab, es sich nicht anmerken zu lassen, war Jolene enttäuscht - wie es jeder andere an ihrer Stelle auch gewesen wäre -, dass Edom an Agnes' Stelle gekommen war. Er nahm es ihr nicht übel.

»Sie hat heute Nacht das Baby bekommen«, sagte er.

Die Nachricht entlockte Jolene einen mädchenhaften Freudenschrei, dann rief sie ihrem Mann, Bill, der sich offensichtlich in einem anderen Winkel des Hauses aufhielt, aufgeregt zu: »Agnes hat ihr Baby bekommen!«

»Einen Jungen«, sagte Edom. »Sie hat ihn Bartholomew genannt.«

»Es ist ein Junge, und er heißt Bartholomew!«, rief Jolene zu Bills Information, dann zog sie Edom mit sich in die Küche.

Draußen im Kombi standen noch kistenweise Lebensmittel für die Klastons — ein Räucherschinken und alle möglichen Leckereien in Dosen. Edom würde sie später hereinbringen und so tun, als wäre ihm der Gedanke erst im Nachhinein ganz zufällig gekommen.

Wenn man zuerst mit dem selbst gebackenen Kuchen anklopfte und sich Zeit für ein Schwätzchen nahm, wirkte die ganze Aktion, wie Agnes meinte, weniger wie eine wohlthätige Geste, als eher wie der Wunsch, etwas Gutes mit Freunden zu teilen.

Die Küche war klein und die Elektrogeräte darin vorsintflutlich, aber sie war hell und sauber, und es duftete nach Zimt und Vanille.

Auch in der Küche war Bill nicht zu sehen.

Jolene zog einen Stuhl vom Küchentisch zurück. »Setzen Sie sich, setzen Sie sich doch!«

Sie stellte den Kuchen auf eine Arbeitsplatte und kam mit drei Kaffeebechern zum Tisch zurück. »Ich wette, er ist etwas Besonderes, ein hübscher Junge, habe ich Recht?«

»Ich hab ihn noch nicht gesehen. Hab heute Morgen aber am Telefon mit Agnes gesprochen, und sie meint, dass er wunderschön ist. Mit einem dichten Haarschopf.«

»Hat schon ganz dichtes Haar!«, hielt Jolene ihren Mann auf dem Laufenden, während sie dampfenden Kaffee in die Becher goss.

Aus einem entfernten Winkel des Hauses näherte sich in langsamem, gleichmäßigem Rhythmus ein dumpfes Poltern: Bill auf dem Weg zur Küche.

»Sie sagt, seine Augen sind besonders schön. Smaragde und Sapphire, sagt sie. Nennt sie >Tiffany-Augen<.«

»Der Junge hat unglaubliche Augen!«, rief Jolene Bill zu.

Bill tauchte, auf zwei stabile Gehstöcke gestützt, in der Küchentür auf, als Jolene gerade Teller und einen Napfkuchen auf den Tisch stellte.

Er war ebenfalls in den Fünfzigern, wirkte aber zehn Jahre älter als seine Frau.

Für sein schütteres weißes Haar waren vielleicht die Jahre verantwortlich, aber das gerötete, aufgedunsene Gesicht war eine Folge von Krankheit und Medikamenten.

Seine Hüften waren durch chronischen Gelenkrheumatismus

deformiert. Eigentlich hätte er längst zu Krücken oder einer Gehhilfe übergehen müssen, aber aus Stolz hielt er sich immer noch an seine Stöcke.

Aus Stolz war er auch noch seinem Beruf nachgegangen, als er vor Schmerzen schon längst nicht mehr arbeitsfähig gewesen war.

Mittlerweile war er seit fünf Jahren arbeitslos und lebte eher schlecht als recht von einer mageren Erwerbsunfähigkeitsrente.

Bill wuchtete sich auf einen Stuhl und hängte die Stöcke an die Lehne. Dann streckte er Edom die Rechte entgegen.

Seine Finger waren verkrümmt, die Gelenke geschwollen und deformiert. Aus Angst, ihm selbst mit einer leichten Berührung wehzutun, drückte Edom ihm die Hand nur ganz vorsichtig.

»Erzählen Sie uns von dem Baby«, sagte Bill munter. »Wie sind die beiden auf den Namen gekommen ... Bartholomew.«

»Das weiß ich auch nicht so recht.« Edom nahm den Kuchenteller entgegen, den Jolene ihm reichte. »Soviel ich weiß, war er nicht auf der Liste ihrer Wunschnamen.«

Im Grunde konnte er nicht viel über das Baby sagen, nur das, was Agnes ihm erzählt hatte. Das meiste davon hatte er Jolene bereits berichtet.

Aber er wiederholte alles noch einmal und schmückte es sogar ein bisschen aus, um Zeit zu gewinnen. Er fürchtete die Frage, die ihn zwingen würde, mit der schlechten Nachricht heraus/urücken.

Und da kam sie auch schon aus Bills Mund: »Platzt Joey nicht geradezu vor Stolz?«

Der volle Mund ersparte es ihm, sofort antworten zu müssen. Er kaute so lange, dass es den Eindruck machte, als wäre sein Kuchenstück knochenhart, und als ihm bewusst wurde, dass Jolene ihn neugierig anstarrte, nickte er, als wollte er Bills Frage bejahen. Sein Täuschungsmanöver, das Nicken, rächte sich, als er versuchte, den Bissen zu schlucken, ihn aber nicht hinunterbekam. Um nicht daran zu ersticken, griff er nach seiner Tasse und spülte den zähen Klumpen mit der heißen schwarzen Brühe hinunter.

Er konnte nicht über Joey sprechen. Es wäre ihm wie ein Mord vorgekommen, wenn er ihnen erzählt hätte, was geschehen war. Solange er mit niemandem über den Unfall sprach, war Joey nicht tot. Worte schufen Realitäten. Solange er die Worte nicht aussprach, lebte Joey irgendwie noch, zumindest für Jolene und Bill.

Es war ein verrückter Gedanke. Irrational. Dennoch blieb

ihm die Nachricht von Joeys Tod hartnäckiger in der Kehle stecken als das Kuchenstück.

Stattdessen nahm er zu dem Thema Zuflucht, mit dem er vertraut war: dem Weltuntergang. »Haben Sie nicht auch den Eindruck, dass heute Erdbebenwetter ist?«

»Für einen Januartag ist es doch heute sehr schön«, ent-gegnete Bill überrascht.

»Das Jahrtausendbeben ist längst fällig«, verkündete Edom düster.

»Jahrtausendbeben?«, sagte Jolene mit einem Stirnrunzeln.

»An der San-Andreas-Spalte muss es alle tausend Jahre ein Beben mit einer Stärke von acht Komma fünf oder mehr geben, durch das sich die Spannung abbaut. Es ist schon seit Hunderten von Jahren überfällig.«

»Es wird jedenfalls garantiert nicht an dem Tag passieren, an dem Agnes' Baby zur Welt gekommen ist«, sagte Jolene.

»Es ist gestern geboren, nicht heute«, sagte Edom mit Gra-besstimme. »Wenn das Jahrtausendbeben kommt, werden Hochhäuser dem Erdboden gleichgemacht, Brücken werden einstürzen und Dämme brechen. Innerhalb von drei Minuten werden zwischen San Diego und Santa Barbara eine Million Menschen sterben.«

»Dann esse ich vorher lieber noch ein Stück Kuchen«, sagte Bill, indem er seinen leeren Teller zu Jolene hinschob.

»Öl- und Erdgaspipelines werden bersten und in Flammen aufgehen. Eine Feuersbrunst wird über die Städte hinwegfegen, die ebenfalls Hunderttausende von Todesopfern fordern wird.«

»Das alles geht Ihnen durch den Kopf«, sagte Jolene, »nur weil uns Mutter Natur mitten im Januar einen schönen warmen Tag beschert?«

»Die Natur hegt keine mütterlichen Gefühle«, sagte Edom leise, aber im Brustton der Überzeugung. »Jede andere Vorstellung wäre die reinste Gefühlsduselei. Die Natur ist unsere Feindin. Sie ist eine grausame Mörderin.«

Jolene machte Anstalten, seinen Kaffeebecher aufzufüllen, überlegte es sich dann aber anders. »Vielleicht wäre noch mehr Koffein nicht so gut für Sie, Edom.«

»Haben Sie nicht von dem Erdbeben gehört, das am 1. September 1923 Tokio zu siebzig Prozent und Yokohama vollständig zerstört hat?«, fragte er.

»Immerhin hatten die damals danach noch genügend Energie, um im Zweiten "Weltkrieg zu kämpfen«, warf Bill ein.

»Nach dem Beben«, sagte Edom, »haben vierzigtausend Menschen auf einem achtundvierzig Hektar großen freien Gelände, einem alten Armeedepot, Zuflucht gesucht. Ein durch das Beben ausgelöstes Feuer hat sich so schnell ausgebreitet, dass alle, die dort dicht an dicht standen, in einer einzigen Masse von Leibern verbrannt sind.«

»Na ja, hier gibt es ja auch Erdbeben«, sagte Jolene, »aber drüben im Osten haben sie auch noch die vielen Hurrikane.«

»Unser neues Dach«, sagte Bill und deutete mit dem Finger zur Decke, »hält jedem Hurrikan stand. Gute Arbeit. Das können Sie Agnes ausrichten.«

Agnes hatte nicht nur dafür gesorgt, dass die Firma ihnen das Dach zum Selbstkostenpreis gedeckt hatte, sie hatte im Anschluss daran sogar so viele Spenden von einem Dutzend Privatleuten und einer Kirchengemeinde zusammengetrommelt, dass die Auslagen bis auf einen Rest von zweihundert Dollar wieder hereingekommen waren.

»Der Hurrikan, der 1900 in Galveston in Texas gewütet hat, hat sechstausend Menschen das Leben gekostet«, sagte Edom. »Hat die Stadt praktisch weggefeht.«

»Das ist jetzt gut fünfundsechzig Jahre her«, sagte Jolene.

»Vor nicht einmal anderthalb Jahren sind in der Karibik mehr als sechstausend Menschen im Wirbelsturm Flora umgekommen.«

»Ich würde nicht einmal für Geld in der Karibik leben wollen«, sagte Bill. »Die Schwüle. Und die ganzen Insekten.«

»Aber nichts ist so mörderisch wie ein Erdbeben. Bei dem großen Beben in Schensi in China sind achthundertdreißig-tausend ums Leben gekommen.«

Bill war wenig beeindruckt. »Die in China bauen ihre Häuser aus Lehm. Kein Wunder, dass da alles zusammenstürzt.«

»Das war am 24. Januar 1556«, sagte Edom, ohne auch nur eine Sekunde überlegen zu müssen. Er hatte Zehntausende von Daten über die schlimmsten Naturkatastrophen der Geschichte im Gedächtnis gespeichert.

»Fünfzehnsechsfünfzig?« Bill runzelte die Stirn. »Mann, damals hatten die Chinesen wahrscheinlich noch nicht einmal *Lehm*.«

Jolene wappnete sich mit einer weiteren Tasse Kaffee und sagte:

»Edom, Sie wollten uns doch erzählen, wie Joey sich als frisch gebackener Vater fühlt.«

Mit einem erschrockenen Blick auf die Armbanduhr sprang Edom auf. »Wie doch die Zeit vergeht! Agnes hat mir so viele Dinge aufgetragen, und ich sitze hier und rede wie ein Wasserfall über Erdbeben und Zyklone.«

»Hurrikane«, berichtete Bill ihn. »Das ist etwas anderes als Zyklone oder nicht?«

»Wehe, bringen Sie mich nur nicht auf das Thema *Zyklone!*« Damit stürzte Edom aus der Küche und zu seinem Kombi hinaus, um die Kartons mit den Lebensmitteln zu holen.

Über ihm spannte sich, mittlerweile wolkenlos jetzt, der bedrohlichste Himmel, den er je gesehen hatte. Die Luft war dafür, dass vor kurzem noch ein Gewitter gewütet hatte, ungewöhnlich trocken. Und es war sehr still. Gespannte Ruhe. Erdbebenwetter. Bevor sich dieser bedeutungsvolle Tag dem Ende entgegenneigte, würden gewaltige Beben und hundertfünfzig Meter hohe Flutwellen die Küste erschüttern und verschlingen.

25. Kapitel

Noch zu neu auf dieser Welt, um zu wissen, wie viel es zu fürchten gab, waren die sieben Neugeborenen ausnahmslos friedlich.

Celestina wurde von einer Krankenschwester und einer Nonne an dem Sichtfenster vorbei in die Säuglingsstation geführt.

Sie gab sich alle Mühe, einen ruhigen Eindruck zu erwecken, und es musste ihr wohl geglückt sein, da keine der beiden Frauen zu merken schien, dass sie wie gelähmt vor Angst war. Hölzern, mit steifen Gelenken und angespannten Muskeln, bewegte sie sich vorwärts.

Die Krankenschwester hob das Kind aus seinem Bettchen und legte es der Nonne in die Arme.

Das Baby an die Brust gedrückt, wandte sich die Nonne zu Celestina um und schob eine dünne Decke zurück, damit sie sich das winzige Mädchen genauer ansehen konnte.

Mit angehaltenem Atem überzeugte sich Celestina davon, dass ihr Eindruck sie nicht getäuscht hatte, als sie das Kind im Operationssaal zum ersten Mal gesehen hatte. Sein Teint war milchkaffeebraun mit einem leisen Hauch von Karamel.

Seit vielen stolzen Generationen und bis zu den Cousins und Cousinen zweiten Grades hin gab es niemanden in Celestinas Familie, der eine so helle Hautfarbe gehabt hätte. Sie waren alle ausnahmslos von einem mittleren bis dunklen Mahagonibraun, jedenfalls etliche Schattierungen dunkler als dieses Kind.

Phimies Vergewaltiger musste ein Weißer gewesen sein.

Jemand, den sie gekannt hatte. Jemand, den vielleicht auch Celestina kannte. Er musste in der Gegend von Spruce Hill wohnen, da Phimie sich immer noch von ihm bedroht gefühlt hatte.

Celestina gab sich nicht der Illusion hin, Detektivin spielen zu können. Sie würde es nie schaffen, den Kerl aufzuspiüren, und selbst wenn, würde sie nicht den Mut aufbringen, ihn zur Rede zu stellen.

Was ihr Angst einjagte, war ohnehin nicht der abscheuliche Vater dieses Kindes. Das Beängstigende war die Entscheidung, die sie vor wenigen Minuten in dem unbenutzten Krankenzimmer im sechsten Stock getroffen hatte.

Ihre ganze Zukunft stand auf dem Spiel, sollte sie ihren Entschluss in die Tat umsetzen. Hier, im Angesicht des Kindes, musste sie

innerhalb der nächsten paar Minuten entweder ihre Meinung ändern oder sich auf ein Leben einstellen, das schwieriger sein und sie mehr fordern würde, als sie es sich noch an diesem Morgen hatte vorstellen können.

»Darf ich?«, sagte sie und streckte die Arme nach dem Kind aus.

Die Nonne gab es ihr ohne Zögern.

Das Baby war so leicht, dass es fast unwirklich schien. Es wog etwas weniger als sechs Pfund, kam ihr aber leichter als Luft vor, so als könnte es jeden Moment ihren Armen entschweben.

Celestina blickte in das kleine braune Gesichtchen ihrer Nichte und wartete auf die Zorn- und Hassgefühle, mit denen sie das Kind im Operationssaal betrachtet hatte.

Hätten die Krankenschwester und die Nonne eine Ahnung von dem Abscheu gehabt, den Celestina noch kurz zuvor empfunden hatte, sie hätten ihr niemals Zutritt zur Säuglingsstation gewährt, geschweige denn ihr das Neugeborene anvertraut.

Diese Brut der Gewalt. Diese Mörderin ihrer Schwester.

Sie suchte in den Augen des Kindes, die ihre Umgebung noch nicht deutlich wahrnahmen, nach einer Spur der Bosheit seines verhassten Vaters.

Die kleinen Hände, jetzt noch so zart, aber eines Tages kraftvoll: Würden sie irgendwann einmal der gleichen Grausamkeit fähig sein wie die Hände des Vaters?

Dieses Produkt eines Verbrechens. Diese Ausgeburt eines teuflischen Mannes, den Phimie als krank und böse bezeichnet hatte.

Welches Leid würde dieses Kind, so unschuldig es jetzt auch wirkte, anderen einmal zufügen können? Welcher Verbrechen mochte es irgendwann einmal fähig sein?

So eingehend Celestina in dem kleinen Gesicht forschte, sie konnte darin nichts von der Schlechtigkeit des Vaters entdecken.

Was sie sah, war vielmehr Phimie, zu neuem Leben erwacht.

Und sie sah ein Kind, das in Gefahr war. Irgendwo dort draußen gab es einen Vergewaltiger, der zu unglaublich grausamen Taten fähig war, einen Mann, der sich - sofern Phimie Recht hatte - unberechenbar verhalten würde, sollte er von der Existenz seiner Tochter erfahren. Angel, falls das der Name war, auf den sie einmal getauft werden würde, drohte eine ebenso tödliche Gefahr wie den Kindern von Bethlehem, nachdem König Herodes den Befehl zu

deren Ermordung gegeben hatte.

Das Baby schloss sein Händchen um den Zeigefinger seiner Tante. Dafür, dass es so winzig, so zart war, klammerte es sich mit erstaunlicher Entschlossenheit fest.

Tu, was getan werden muss.

Celestina übergab das Neugeborene wieder der Nonne, dann bat sie darum, irgendwo ungestört telefonieren zu dürfen.

Wieder im Büro der Sozialarbeiterin. Leise trommelte der Regen an die Fensterscheibe, durch die Dr. Lipscomb angestrengt in den Nebel hinausgeblickt und sich gegen die alles verändernde Botschaft gewehrt hatte, die Phimie ihm mit dem besonderen Wissen derer, die für kurze Zeit klinisch tot waren, offenbart hatte.

Celestina saß zum zweiten Mal an dem Schreibtisch und telefonierte mit ihren Eltern. Obwohl sie am ganzen Leib zitterte, war ihre Stimme ruhig und gefasst.

Ihre Mutter und ihr Vater benutzen zwei Nebenapparate, um gemeinsam mit ihr sprechen zu können.

»Ich möchte das Baby adoptieren.« Bevor ihre Eltern zu einer Entgegnung ansetzen konnten, fuhr sie hastig fort: »Ich werde erst in vier Monaten einundzwanzig, und selbst dann würde man mir, obwohl ich ihre Tante bin, vielleicht Schwierigkeiten wegen der Adoption machen, weil ich nicht verheiratet bin. Aber wenn ihr sie adoptiert, ziehe ich sie groß. Das verspreche ich. Ich übernehme die volle Verantwortung. Und ihr braucht keine Angst zu haben, dass ich es eines Tages bereue oder mich um die Verantwortung drücke und sie euch aufhalse. Sie wird von jetzt an der Mittelpunkt meines Lebens sein. Ich weiß das. Ich nehme das so, wie es ist. Ich freue mich darauf.«

Sie befürchtete, dass ihre Eltern versuchen würden, es ihr auszureden, und obwohl sie sich ihrer Entscheidung ganz sicher war, hatte sie Angst davor, ihre Entschlossenheit schon jetzt auf die Probe gestellt zu sehen.

Ihr Vater fragte sie jedoch: »Sprechen aus dir die Gefühle, oder ist dein Verstand ebenso beteiligt wie dein Herz?«

»Beides. Herz und Verstand. Ich habe es mir gründlich überlegt, Daddy. Ich habe mir noch nie im Leben etwas so gründlich überlegt.«

»Was verschweigst du uns?«, drang ihre Mutter in sie, die intuitiv

zu spüren schien, dass sich hinter Celestinas Entschluss eine Geschichte verbarg, auch wenn sie nicht ahnen konnte, wie erstaunlich diese Geschichte war.

Celestina erzählte ihren Eltern von Nella Lombardi und von dem, was Phimie dem Arzt gegenüber nach ihrer Wiederbelebung offenbart hatte. »Phimie war etwas so Besonderes. Und ihr Baby hat auch etwas Besonderes.«

»Vergiss nicht, wer ihr Vater ist«, mahnte Grace.

Und der Reverend fügte hinzu: »Ja, vergiss das nicht. Wenn sich die Erbanlagen durchsetzen ...«

»Daran glauben wir doch nicht, Daddy. Wir glauben doch nicht daran, dass die Merkmale der Eltern den Charakter eines Menschen bestimmen. Wir glauben daran, dass wir alle unter dem Stern der Hoffnung und der Gnade geboren werden, oder etwa nicht?«

»Ja«, sagte er leise. »Daran glauben wir.«

Irgendwo in der Stadt heulte eine Sirene. Ein Krankenwagen. Immer wehte durch die Straßen, in denen lebendige Hoffnung brodelte, dieses Wehklagen um die Sterbenden.

Celestina ließ den Blick von der zerkratzten Schreibtischplatte zu dem nebelweißen Himmel vor dem Fenster schweifen, von der Wirklichkeit zur Verheißung.

Dann erzählte sie den Eltern von Phimies Wunsch, das Baby Angel zu nennen. »Zuerst habe ich gedacht, sie könnte nach dem Schlaganfall nicht mehr klar denken. Wo das Baby doch zur Adoption hätte freigegeben werden sollen, hätte es ja den Adoptiveltern zugestanden, seinen Namen auszusuchen. Aber jetzt glaube ich, dass sie von vornherein angenommen hat -oder irgendwie wusste —, dass ich mich so entscheiden würde. Dass ich gar nicht anders *können* würde, als mich so zu entscheiden.«

»Celie«, sagte ihre Mutter, »ich bin sehr stolz auf dich. Ich liebe dich unendlich für diesen Entschluss. Aber wie willst du es schaffen, weiter zu studieren, zu arbeiten und dich auch noch um das Baby zu kümmern?«

Celestinas Eltern waren keineswegs wohlhabend. Die Kirchengemeinde ihres Vaters war klein und bescheiden. Sie schafften es gerade einmal, die Studiengebühren aufzubringen. Celestina musste nebenbei als Kellnerin arbeiten, um ihre kleine Wohnung bezahlen und ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können.

»Ich muss mein Examen ja nicht unbedingt im nächsten Frühjahr

machen. Ich könnte weniger Seminare besuchen und den Abschluss um ein Jahr verschieben. Das wäre nicht weiter schlimm.«

»Ach, Celie ...«

Sie sprach hastig weiter: »Ich bin eine der besten Kellnerinnen, die sie haben, wenn ich sie also bitte, mir nur die Abendschichten zu geben, werden sie nicht Nein sagen. Und wenn ich nur diese eine Schicht von viereinhalb bis fünf Stunden übernehme, habe ich eine regelmäßige Arbeitszeit.«

»Wer soll dann bei dem Baby bleiben?«

»Babysitter. Freunde, die Verwandten von Freunden. Leute, auf die ich mich verlassen kann. Mit den Trinkgeldern, die ich in den Abendschichten bekomme, kann ich mir Babysitter leisten.«

»Es wäre besser, wenn wir sie großziehen, dein Vater und ich.«

»Nein, Mama. Das geht nicht. Du weißt, dass das nicht geht.«

»Ich glaube, du unterschätzt meine Gemeindemitglieder, Celestina«, warf ihr Vater ein. »Sie werden sich nicht bestürzt abwenden, sondern ihre Herzen öffnen.«

»Darum geht es nicht, Daddy. Du weißt doch, welche Angst Phimie vor diesem Mann hatte, als wir vorgestern alle zusammensaßen. Nicht nur um sich selbst ... auch um das Baby.«

Ich kann das Baby nicht bei mir behalten. Wenn er erfährt, dass er ein Kind gezeugt hat, rastet er noch mehr aus, das weiß ich genau.

»Er wird einem kleinen Kind nichts tun«, sagte ihre Mutter. »Was für einen Grund sollte er denn dafür haben?«

»Wenn er wahnsinnig und pervers ist, braucht er keinen Grund. Ich glaube, Phimie war davon überzeugt, dass er das Baby *umbringen* würde. Und da wir nicht wissen, wer dieser Mann ist, müssen wir uns auf ihr Gefühl verlassen.«

»Wenn er wirklich ein solches Ungeheuer ist«, sagte ihre Mutter besorgt, »bist du vielleicht nicht einmal in San Francisco sicher, falls er je etwas von der Existenz des Kindes erfährt.«

»Er wird es nicht erfahren. Wir werden dafür sorgen, dass er es nie erfährt.«

Ihre Eltern dachten eine Weile schweigend nach.

Celestina nahm das gerahmte Foto in die Hand, das an einer Ecke des Schreibtischs stand. Es zeigte die Sozialarbeiterin mit ihrer Familie. Mann, Frau, Tochter, Sohn. Das kleine Mädchen lächelte etwas verlegen mit ihrer Zahnsperre, der Junge zeigte ein vorwitziges Grinsen.

Aus diesem Bild sprach eine Tapferkeit, die mit Worten nicht zu beschreiben war. In das Chaos dieser Welt hinein eine Familie zu gründen, war für Celestina ein Akt des Glaubens, eine Wette darauf, dass es entgegen allen Widrigkeiten ein Zukunft geben würde, dass die Liebe von Dauer sein, dass sich das Herz über alle Feinde erheben und selbst gegen das unerbittlich sich drehende Rad der Zeit als siegreich erweisen konnte.

»Grace«, sagte der Reverend am anderen Ende der Leitung, »was sollen wir tun?«

»Das ist eine schwere Aufgabe, die du da auf dich nimmst, Celie«, mahnte ihre Mutter noch einmal.

»Ich weiß.«

»Schatz, es ist eine Sache, seine Schwester zu lieben, aber sich deswegen zur Märtyrerin zu machen, ist etwas völlig anderes.«

»Ich habe Phimies Baby im Arm gehalten, Mama. Was ich dabei empfunden habe, war keine sentimentale Anwandlung.«

»Du klingst so sicher.«

»Wann wäre das, seit sie drei ist, je anders gewesen?«, warf ihr Vater liebevoll ein.

»Es ist meine Aufgabe, für dieses Kind zu sorgen«, sagte Celestina, »und es zu beschützen. Die Kleine ist etwas Besonderes. Trotzdem bin ich keine selbstlose Märtyrerin. Es ist auch Freude dabei, schon jetzt, wenn ich nur daran denke. Natürlich habe ich Angst. O Gott, habe ich eine Angst. Aber ich freue mich auch.«

»Herz und Verstand?«, fragte ihr Vater noch einmal.

»Beides«, versicherte sie ihm.

»Ich bestehe allerdings darauf«, sagte ihre Mutter, »für die ersten paar Monate zu dir zu kommen und dir zu helfen, bis du alles im Griff hast, bis du dein neues Leben geregelt hast.«

Und so wurde es beschlossen. Celestina spürte, hier in diesem Sessel sitzend, dass sie eine tiefe Kluft zwischen ihrem alten und ihrem neuen Leben überschritt, zwischen der Zukunft, wie sie hätte aussehen können, und der Zukunft, wie sie sich nun gestalten würde.

Sie war nicht darauf vorbereitet, ein Kind großzuziehen, aber sie würde alles lernen, was dazu erforderlich war.

Ihre Vorfahren hatten die Sklaverei erduldet, und auf deren Schultern, auf den Schultern vieler Generationen stand sie jetzt als ein freier Mensch. Vor dem schroffen Hintergrund der Geschichte

konnten die Opfer, die sie für dieses Kind brachte, eigentlich nicht als Opfer bezeichnet werden. Verglichen damit, was andere durchgemacht hatten, war das hier eine leichte Aufgabe; es hatten nicht Generationen dafür gekämpft, dass sie sich jetzt um ihre Pflichten drückte. Hier ging es um die Ehre und um die Familie. Es ging um das Leben, und jeder musste sein Leben im Schatten der einen oder der anderen feierlichen Verpflichtung leben.

Noch war sie auch nicht darauf vorbereitet, einem grausamen Mann wie dem Vater dieses Kindes die Stirn zu bieten, wenn er eines Tages kam, um Angel etwas anzutun. Aber er würde kommen. Das wusste sie. Wie in allen anderen Dingen erkannte Celestina auch in den jetzigen Ereignissen ein Muster, kompliziert und geheimnisvoll, und für den Blick der Künstlerin gehörte es zur Ausgewogenheit des Plans, dass der Vater eines Tages kommen würde. Noch fühlte sie sich nicht in der Lage, es mit diesem Wahnsinnigen aufzunehmen, aber wenn er erst einmal auftauchte, würde er sie nicht unvorbereitet treffen.

26. Kapitel

Nachdem er einige Untersuchungen über sich hatte ergehen lassen, die klären sollten, ob für sein heftiges Erbrechen möglicherweise eine physische Ursache, eine Verletzung des Gehirns beispielsweise oder gar ein Tumor vorlag, wurde Junior kurz vor der Mittagszeit wieder in sein Zimmer gebracht.

Kaum lag er wieder in seinem Bett, stand Thomas Vanadium so unvermittelt in der Tür, dass er erschrocken zusammenzuckte. Der Detective trat mit einem Essenstablett ein und stellte es auf den drehbaren Tisch, den er mit Schwung über Juniors Beine schob.

»Apfelsaft, Wackelpudding mit Limonengeschmack und vier Cracker«, sagte er. »Wenn Sie schon Ihr Gewissen nicht dazu treibt, ein Geständnis abzulegen, wird diese Kost Ihren Willen bestimmt brechen. Ich versichere Ihnen, dass Sie in jedem Gefängnis von Oregon eine bessere Verpflegung bekommen.«

»Was ist eigentlich los mit Ihnen?«, sagte Junior aufbrausend.

Als wäre ihm nicht bewusst, dass Junior eine Antwort erwartete, und als hätte er den Vorwurf in dessen Frage nicht gehört, ging Vanadium zum Fenster, zog die Jalousie hoch und ließ die Sonne herein, die so strahlend war, dass der Raum in dem grellen Licht schier explodierte.

»Ein herrlicher Sonnentag«, bemerkte Vanadium. »Wie im f

Bilderbuch. Man könnte ein Lied darauf dichten. Kennen Sie den alten Song >Sunshine Cake<, Enoch? Von James Van Heu-sen, ein fantastischer Komponist. Allerdings nicht sein bekanntestes Lied.

Er hat auch >All the Way< und >Call nie Irresponsible< geschrieben. >Come Fly with Me< ... das war auch von ihm.

>Sunshine Cake< ist eines seiner unbedeutenderen Lieder, aber sehr hübsch.«

Die Worte plätscherten in dem monotonen Singsang dahin, den der Detective für sich gepachtet zu haben schien. Sein flaches Gesicht war keinen Deut lebhafter und ausdrucksvoller als seine Stimme.

»Machen Sie das bitte wieder zu«, sagte Junior. »Es ist zu hell.«

Vanadium wandte sich vom Fenster ab, trat ans Bett und sagte:

»Das glaube ich gern, dass Ihnen die Dunkelheit besser behagt, aber ich brauche ein bisschen Licht, damit ich hinter Ihre Fassade

schauen und Ihr Gesicht sehen kann, wenn ich Ihnen die Neuigkeit verkünde.«

Obwohl Junior bewusst war, dass er sich auf gefährliches Terrain begab, wenn er sich auf Vanadiums Spielchen einließ, konnte er nicht verhindern, dass ihm die Frage herausrutschte: »Welche Neuigkeit?«

»Wollen Sie Ihren Apfelsaft nicht trinken?«

»Welche Neuigkeit?«

»Die Leute vom Labor haben kein Brechwurz in Ihrem Erbrochenen gefunden.«

»Kein was?«, fragte Junior unschuldig, immerhin hatte er sich ja schlafend gestellt hatte, als Vanadium am Abend zuvor im Gespräch mit Dr. Parkhurst die Arznei erwähnt hatte.

»Kein Brechwurz, kein anderes Brechmittel und auch keine Spur von irgendeinem Gift.«

Damit war Naomi von jedem Verdacht gereinigt. Junior war erleichtert, dass ihr kurzes und schönes gemeinsames Leben nun nicht für alle Zeit von der Möglichkeit überschattet sein würde, dass sie eine hinterhältige Hexe gewesen war, die sein Essen vergiftet hatte.

»Ich weiß, dass Sie das Erbrechen irgendwie absichtlich herbeigeführt haben«, sagte der Detective, »aber es sieht so aus, als könnte ich es nicht beweisen.«

»Hören Sie zu, Detective, diese perversen Andeutungen, ich könnte etwas mit dem Tod meiner Frau ...«

Vanadium hob abwehrend die Hand und fiel ihm ins Wort.

»Verschonen Sie mich mit Ihrer Empörung. Im Übrigen mache ich keine Andeutungen. Ich beschuldige Sie geradeheraus des Mordes. Haben Sie es mit einer anderen Frau getrieben, Enoch? Liegt da Ihr Motiv?«

»Das ist ja widerlich.«

»Um ehrlich zu sein - und ich bin immer ehrlich zu Ihnen -, konnte ich keinen Hinweis auf eine andere Frau finden. Ich habe mich mit einer ganzen Reihe von Leuten unterhalten, aber die waren alle davon überzeugt, dass Sie und Naomi sich treu waren.«

»Ich habe sie geliebt.«

»Das sagten Sie schon, und ich habe ja bereits eingeräumt, dass es vielleicht sogar stimmt. Ihr Apfelsaft wird warm.«

Caesar Zedd zufolge konnte man nur stark sein, wenn man gelernt

hatte, stets die Ruhe zu bewahren. Kraft und Stärke setzten vollkommene Selbstbeherrschung voraus, und Selbstbeherrschung gewann man aus der inneren Ruhe. Zur inneren Ruhe fand man, wie Zedd erklärte, vor allem durch tiefes, langsames, gleichmäßiges Atmen und die gleichzeitige Konzentration nicht etwa auf die Vergangenheit und auch nicht auf den gegenwärtigen Augenblick, sondern auf die Zukunft.

In seinem Bett schloss Junior die Augen und atmete tief und langsam durch. Er konzentrierte sich auf den Gedanken an Victoria Bressler, die Krankenschwester, die nur darauf wartete, ihn in künftigen Zeiten zu verwöhnen.

»Eigentlich«, sagte Vanadium, »bin ich vor allem gekommen, um mir meinen Vierteldollar wieder zu holen.«

Junior schlug die Augen auf, atmete aber weiterhin vor-schriftsmäßig, um die Ruhe zu bewahren. Er versuchte sich vorzustellen, wie Victorias Brüste, von allen hinderlichen Hüllen befreit, aussehen würden.

Wie Vanadium da in seinem formlosen blauen Anzug am Fußende des Betts stand, sah er aus, als hätte ein exzentrischer Künstler aus Cornedbeef einen Mann geformt und dieser fleischigen Skulptur ein paar Fetzen vom Trödler angezogen.

Unter den wachsamen Blicken des bulligen Detectives wollte es Junior nicht gelingen, seiner Fantasie irgendwelche erotischen Bilder zu entlocken. Vor seinem inneren Auge blieb Victorias üppiger Busen unter einer gestärkten weißen Schwestertracht verborgen.

»Bei unserem Polizistengehalt«, sagte Vanadium, »kommt es auf jeden Vierteldollar an.«

Wie durch Zauberei hielt er plötzlich eine Münze zwischen Daumen und Zeigefinger seiner Rechten.

Es konnte nicht die Münze sein, die er in der Nacht bei Junior zurückgelassen hatte. Ausgeschlossen.

Aus Gründen, die er nicht recht hätte benennen können, hatte Junior diesen Vierteldollar schon seit dem Morgen in der Tasche seines Bademantels mit sich herumgetragen. Von Zeit zu Zeit hatte er ihn herausgenommen und nachdenklich betrachtet.

Bei der Rückkehr von den Untersuchungen war er ins Bett geschlüpft, ohne den dünnen, krankenhauseigenen Bademantel auszuziehen. Er trug ihn auch jetzt noch über dem Schlafanzug.

Vanadium konnte nicht wissen, wo sich die Münze befand.

Außerdem war er Junior nicht einmal nah genug gekommen, um ihm die Münze aus der Tasche zu ziehen, als er die schwenkbare Tischplatte über seine Beine geschoben hatte.

Er wollte Juniors Leichtgläubigkeit auf die Probe stellen, aber Junior würde ihm nicht die Genugtuung verschaffen, die Taschen seines Bademantels nach der Münze abzusuchen.

»Ich werde eine offizielle Beschwerde gegen Sie einreichen«, sagte Junior drohend.

»Ich bringe Ihnen das entsprechende Formular bei meinem nächsten Besuch mit.«

Dann schnippte Vanadium die Münze in die Luft und streckte im nächsten Moment die Arme mit nach oben gekehrten Handflächen aus, um zu zeigen, dass seine Hände leer waren. Junior hatte *gesehen*, wie die Silbermünze vom Daumen des Polizisten kreiselnd in die Höhe geflogen war. Jetzt war sie verschwunden, als hätte sie sich in Luft aufgelöst.

Er war einen Augenblick lang abgelenkt gewesen, als Vanadium ihm demonstrativ seine leeren Hände gezeigt hatte. Aber auch so konnte sich der Polizist die Münze nicht unbemerkt aus der Luft geschnappt haben.

Wenn er sie aber nicht aufgefangen hatte, hätte sie zu Boden fallen müssen und Junior hätte das Klirren gehört. Was aber nicht der Fall war.

Wie eine Schlange, die zum Biss vorschnellt, war Vanadium plötzlich viel dichter am Bett als noch in dem Augenblick, in dem er die Münze in die Luft geschnippt hatte, stand jetzt direkt vor Junior und beugte sich über das Gitter zu ihm hinunter. »Naomi war in der sechsten Woche schwanger.«

»Was?«

»Das ist die Neuigkeit, von der ich gesprochen habe. Der interessanteste Punkt im Autopsiebericht.«

Junior hatte den Laborbefund, dem zufolge kein Brechwurz oder sonstiges in seinem Erbrochenen gefunden worden war, für die Neuigkeit gehalten. Das Ganze war also nur ein Ablenkungsmanöver gewesen.

Die nadelscharfen Augen, nickelgrau, nagelten Junior auf dem Bett fest, spießten ihn auf, um ihn minuziös zu studieren.

Und jetzt kam auch wieder das Anakonda-Lächeln. »Haben Sie

wegen des Babys gestritten, Enoch? Vielleicht wollte sie es haben und Sie nicht. Ein Mann wie Sie ... ein Baby würde nicht zu Ihrem Lebensstil passen. Zu viel Verantwortung.«

»Ich ... ich hatte keine Ahnung.«

»Ein Bluttest wird zeigen, ob Sie der Vater waren oder nicht. Auch das könnte eine Erklärung liefern.«

»Ich wäre Vater geworden«, sagte Junior in aufrichtigem Staunen.

»Habe ich das Motiv gefunden, Enoch?«

Verwundert und empört über die Gefühllosigkeit des Polizisten, sagte Junior: »Das werfen Sie mir einfach so an den Kopf? Ich habe meine Frau und mein Kind verloren. Meine Frau *und* mein Kind.«

»Sie sind fast so geschickt im Vortäuschen von Trauer und Schmerz wie ich mit dem Vierteldollar.«

Die Tränen schossen Junior geradezu aus den Augen, brennende Sturzbäche, ein Ozean des Kammers, der ihm die Sicht nahm und seine Wangen salzig überflutete. »Machen Sie, dass Sie rauskommen, Sie widerlicher, perverser Hurensohn«, stieß er mit herrischer Stimme hervor, die vor Schmerz zitterte und gleichzeitig verzerrt war vor Wut. »Raus hier, *auf der Stelle*!«

Schon auf dem Weg zur Tür, sagte der Detective noch: »Vergessen Sie Ihren Apfelsaft nicht. Sie sollten für den Prozess ein bisschen Kraft sammeln.«

Um bei einem anderen all die Tränen hervorzulocken, die Junior vergoss, hätten zehntausend Zwiebeln nicht gereicht. Seine Frau *und* sein ungeborenes Kind. Er war bereit gewesen, seine geliebte Naomi zu opfern, aber wenn er gewusst hätte, dass er mit ihr sein erstgezeugtes Kind opferte, wäre ihm der Preis vielleicht zu hoch erschienen. Er war untröstlich.

Eine knappe Minute war vergangen, nachdem Vanadium das Zimmer verlassen hatte, als eine Krankenschwester, zweifellos von dem verhassten Bullen alarmiert, hereingestürzt kam. Durch den Tränenschleier konnte er kaum erkennen, ob sie attraktiv war oder nicht. Ein hübsches Gesicht vielleicht. Aber was für eine knochendürre Figur.

Um zu verhindern, dass sich Juniors Weinkrämpfe auf die Bauchmuskeln übertragen und bewirken würden, dass er wieder anfing, Blut zu erbrechen, hatte die Krankenschwester ein Beruhigungsmittel mitgebracht. Sie ermunterte ihn, die Tablette mit dem Apfelsaft hinunterzuspülen.

Weil Thomas Vanadium das Tablett mit dem Essen gebracht hatte, wäre Junior eher bereit gewesen, einen Becher Karbolsäure zu leeren, als den Apfelsaft auch nur anzurühren. Dieser wahnsinnig gewordene Bulle war so wild entschlossen, seinen Mann auf die eine oder andere Art dingfest zu machen, dass er bestimmt auch imstande war, auf Gift zurückzugreifen, wenn er das Gefühl hatte, sein Ziel mit den üblichen legalen Mitteln nicht erreichen zu können.

Junior bestand darauf, dass ihm die Krankenschwester Wasser aus der Karaffe einschenkte, die auf dem Nachttisch stand. Vanadium hatte keine Sekunde lang in der Nähe dieser Karaffe gestanden. Mit Hilfe des Beruhigungsmittels und der von Caesar Zedd propagierten Entspannungstechniken fand Junior schließlich die Selbstbeherrschung wieder.

Die Krankenschwester blieb bei ihm, bis die Tränenflut abgeebbt war und feststand, dass er keinen neuerlichen Anfall von nervösem Erbrechen erleiden würde.

Als er sich gespielt beklagte, dass der Apfelsaft in seinem Glas einen merkwürdigen Beigeschmack habe, versprach sie, ihm frischen zu bringen.

Allein gelassen und wieder zur Ruhe gekommen, gelang es Junior, das umzusetzen, was als die goldene Regel in Zedds

Weltanschauung betrachtet werden konnte: stets nach dem Positiven zu suchen.

Gleichgültig, wie vernichtend der Schlag, wie furchtbar die Niederlage war, die man einstecken musste: Wenn man nur ernsthaft genug suchte, konnte man an allem eine gute Seite entdecken. Der Schlüssel zum Glück, zum Erfolg und zur inneren Stabilität lag darin, dass man negative Einflüsse nicht beachtete, ihnen keine Macht über sich gab und einen Grund fand, jede Entwicklung im Leben, auch wenn es die schrecklichste Katastrophe war, freudig zu begrüßen, indem man auch noch der dunkelsten Stunde seines Lebens eine gute Seite abgewann.

In diesem Fall strahlte die gute Seite in hellem Glanz. Als ein Mann, der auf tragische Weise eine unvergleichlich schöne Ehefrau und ein ungeborenes Kind verloren hatte, würde Junior die Sympathie - das Mitgefühl, *die Liebe* - eines jeden Geschworenengerichts sicher sein, mit dem der Staat eine Klage wegen fahrlässige Tötung anstrengen würde.

Der morgendliche Besuch von Knacker, Hisscus und Nork hatte ihn überrascht. Er hatte damit gerechnet, ihresgleichen erst nach Tagen zu Gesicht zu bekommen; und auch dann hätte er eher erwartet, dass nur ein einziger Anwalt in aller Zurückhaltung an ihn herantreten und ihm ein bescheidenes Angebot unterbreiten würde. Jetzt begriff er, warum sie ihn mit einem ganzen Aufgebot heimgesucht und sich darum gerissen hatten, mit ihm über Ausgleich, Kompensation und Regulierung sprechen. Das gerichtsmedizinische Institut hatte sie noch vor der Polizei über Naomis Schwangerschaft informiert, und ihnen war bewusst geworden, wie ausgesprochen schlecht die Sache in diesem Fall für den Staat stand.

Die Schwester kam mit frischem, eisgekühltem süßen Apfelsaft herein.

Junior trank in langsamen Schlucken. Als der Saft zur Neige ging, war er zu der unausweichlichen Erkenntnis gelangt, dass Naomi ihm ihre Schwangerschaft verheimlicht hatte.

In den sechs Wochen, die seit der Empfängnis vergangen waren, musste zumindest einmal ihre Periode ausgeblieben sein. Sie hatte sich nie über morgendliche Übelkeit beklagt, musste sie aber sicher erlebt haben. Es war höchst unwahrscheinlich, dass sie nichts von ihrem Zustand gewusst hatte.

Er hatte ihr gegenüber nie Einwände dagegen erhoben, Kinder in die Welt zu setzen, auch wenn er darüber ganz anders dachte. Sie hatte also keinen Grund gehabt, ihm ihre Schwangerschaft aus irgendeiner Angst heraus zu verschweigen.

Bedauerlicherweise blieb ihm nichts anderes übrig, als anzunehmen, dass sie sich noch nicht entschieden hatte, ob sie das Kind behalten oder ohne Juniors Einverständnis eine illegale Abtreibung vornehmen lassen sollte. Sie hatte daran gedacht, sich sein Kind aus dem Bauch schaben zu lassen, ohne es ihm auch nur zu sagen.

Diese Beleidigung, die Ungeheuerlichkeit, dieser Verrat traf Junior wie ein Schlag in die Magengrube.

Unweigerlich musste er sich auch die Frage stellen, ob Naomi ihm die Schwangerschaft nicht verheimlicht hatte, weil sie befürchtete, das Kind könnte nicht von ihrem Ehemann sein.

Wenn der Bluttest ergab, dass er nicht der Vater war, hatte Vanadium sein Motiv. Es würde allerdings das falsche Motiv sein,

weil Junior tatsächlich weder gewusst hatte, dass seine Frau schwanger war, noch dass sie es vielleicht heimlich mit einem anderen Mann trieb. Aber es würde dem Detective etwas an die Hand geben, was er einem Staatsanwalt präsentieren konnte, und dem Staatsanwalt würde es gelingen, wenigstens ein paar der Geschworenen zu überzeugen.

Naomi, du dumme, verlogene Kuh.

Plötzlich wünschte er sich inbrünstig, er wäre nicht so gnädig gewesen, sie derart schnell ins Jenseits zu befördern. Hätte er sie zuerst gequält, so wäre ihm zu seinem Trost wenigstens die Erinnerung an ihre Leiden geblieben.

Eine Weile suchte er intensiv nach der guten Seite. Sie blieb ihm verborgen.

Er aß den Wackelpudding. Die Cracker.

Schließlich fiel ihm der Vierteldollar wieder ein. Er griff in die rechte Tasche des dünnen Baumwollbademantels, aber die Münze befand sich nicht da, wo sie hätte sein müssen. Auch die linke Tasche war leer.

27. Kapitel

Walter Panglo, der einzige Bestattungsunternehmer in Bright Beach, war ein sanftmütiger, spindeldürrer Mensch, der sich mit Vorliebe in seinem Garten beschäftigte, wenn er nicht gerade einen Toten unter die Erde brachte. Er züchtete preisgekrönte Rosen und verschenkte großzügige Sträuße davon an frisch verliebte junge Leute, an die Schulbibliothekarin, wenn sie Geburtstag hatte, an Verkäuferinnen, die ihn besonders zuvorkommend bedient hatten. Seine Frau Dorothea betete ihn an, nicht zuletzt deshalb, weil er ihre achtzigjährige Mutter im Haus aufgenommen hatte und die alte Dame so behandelte, als wäre sie Herzogin und Heilige in einer Person. Ebenso großzügig verhielt er sich den Armen gegenüber, deren verstorbene Angehörige er zum Selbstkostenpreis beerdigte und es doch niemals an der ausgesuchtesten Würde fehlen ließ. Jacob Isaacson - Edoms Zwillingbruder -, war nichts Nachteiliges über Panglo bekannt, und doch traute er ihm nicht über den Weg. Hätte man den Bestattungsunternehmer dabei erwischt, wie er den Toten die Goldzähne ausbrach und ihnen satanische Symbole ins Gesäß ritzte, so wäre Jacobs einziger Kommentar gewesen: »Das hätte ich mir denken können.« Hätte Panglo das verseuchte Blut verstorbener Kranker in Flaschen abgefüllt und wäre eines Tages damit durch die Straßen der Stadt gelaufen, um es ahnungslosen Passanten ins Gesicht zu schütten, so hätte Jacob nicht einmal verwundert die Braue hochgezogen.

Jacob traute niemandem außer Agnes und Edom. Erst nach Jahren des misstrauischen Belauerns hatte er auch Joey Lampion getraut. Nun war Joey tot, und sein Leichnam war im Einbalsamierungsraum des Bestattungsinstituts Panglo aufgebahrt. Inzwischen hatte Jacob einige Entfernung zwischen sich und den Einbalsamierungsraum gebracht und gedachte diesen nie wieder lebend zu betreten. Gemeinsam mit Walter Panglo machte er die Runde durch die Sargabteilung, die in dem Raum war, wo auch die Einzelheiten der Beerdigungsfeiern besprochen wurden. Er hätte gern den teuersten Sarg für Joey genommen; aber das hätte Joey, ein bescheidener und besonnener Mensch, sicherlich missbilligt. So wählte er stattdessen einen schönen Sarg ohne allen Schnickschnack, dessen Preis nur ein klein wenig über dem

Durchschnitt lag.

Tief bekümmert darüber, dass er das Begräbnis eines Menschen plante, der so jung war wie Joey Lampion, den er überdies gemocht und bewundert hatte, hielt Panglo nach jeder Entscheidung, die getroffen wurde, inne, um seiner Ungläubigkeit Ausdruck zu verleihen und, mehr an sich selbst als an Jacob gewandt, Worte des Trostes vor sich hinzumurmeln. Eine Hand auf den ausgewählten Sarg gelegt, sagte er: »Unvorstellbar, ein Verkehrsunfall, und ausgerechnet an dem Tag, an dem sein Sohn geboren wurde. Wie traurig. Wie furchtbar traurig.«

»So unvorstellbar ist das auch wieder nicht«, sagte Jacob.

»Landesweit sterben jährlich fünfundvierzigtausend Menschen bei Autounfällen. Autos sind keine Fortbewegungsmittel. Es sind Mordmaschinen. Zehntausende werden schwer verletzt und bleiben bis an ihr Lebensende verkrüppelt. «

Während Edom den Zorn der Natur fürchtete, wusste Jacob, dass der wahre Arm des jüngsten Gerichts der verlängerte Arm der menschlichen Spezies selbst war.

»Nicht, dass Züge einen Deut sicherer wären. Denken Sie nur an das Unglück bei Bakersfield, bei dem 1960 der von San Francisco kommende *Santa Fe Chief* mit einem Tanklastern zusammengestoßen ist. Siebzehn Menschen sind in einem Flammenmeer gestorben.«

Jacob fürchtete sich allein schon vor dem, was Menschen einander mit Keulen, Messern, Pistolen, Raketen und bloßen Händen antun konnten, aber mehr noch beschäftigte ihn der Tod, den sie mit den Gerätschaften, Maschinen und Konstruktionen über sich brachten, die eigentlich zur Verbesserung der Lebensqualität erfunden worden waren.

»In London kamen 1957 beim Zusammenstoß zweier Züge fünfzig Personen ums Leben. Ebenfalls in England wurden 1952 hundertzwölf Menschen zerquetscht, in Stücke gerissen, zermalmt.« Mit sorgenvoll gerunzelter Stirn sagte Panglo: »Furchtbar, da haben Sie Recht. Es geschehen so viele schreckliche Dinge, aber ich verstehe nicht, warum Züge ...«

»Es ist gleichgültig. Autos, Züge, Schiffe, völlig gleichgültig«, sagte Jacob nachdrücklich. »Erinnern Sie sich an die *Toya Maru*? Das japanische Fährschiff, dass im September 1954 gekentert ist? Tausendeinhundertachtundsechzig Tote. Oder noch schlimmer,

1948 vor der Mandschurei, als, allmächtiger Gott, auf einem chinesischen Handelsschiff der Kessel explodiert ist und sechstausend ums Leben kamen. *Sechstausend* auf einem einzigen Schiff!«

Im Laufe der folgenden Stunde schilderte Jacob, während Walter Panglo die einzelnen Punkte der Beerdigung mit ihm durchging, in allen grauenvollen Einzelheiten Flugzeugabstürze, Schiffsuntergänge, Zugzusammenstöße, Grubenunglücke, Dammbrüche, Brandkatastrophen in Hotels und Nachtclubs, Pipeline- und Ölquellenexplosionen, Explosionen in Munitionsfabriken ...

Nachdem alle Fragen zu den Feierlichkeiten in der Trauerhalle und auf dem Friedhof geklärt waren, hatte Walter Panglo ein nervöses Zucken in der linken Wange. Er hatte die Augen weit aufgerissen, als hätte ihn irgendetwas so sehr geängstigt, dass seine Lider hochgeschnellt und in dieser Position vor Schreck erstarrt waren. Seine Handflächen mussten

feucht geworden sein, ständig wischte er sie sich am Anzug ab. Jacob, dem die plötzliche Nervosität des Bestattungsunternehmers nicht entgangen war, kam zu der Überzeugung, dass er mit seinem anfänglichen Misstrauen gegen Panglo Recht gehabt hatte. Der schreckhafte kleine Kerl hatte offenbar etwas zu verbergen. Jacob musste kein Polizist sein, um Nervosität zu erkennen, die aus Schuldbewusstsein geboren war.

Als Panglo ihn zur Tür des Bestattungsinstituts begleitete, um sich von ihm zu verabschieden, beugte Jacob sich dicht zu ihm und sagte: »Joey Lampion hatte keine Goldzähne.«

Panglo schien sprachlos vor Verblüffung. Wahrscheinlich verstellte er sich nur.

Der Bestattungsunternehmer sprach ein paar tröstliche Worte, anstatt sich über die zahnmedizinischen Besonderheiten des Verstorbenen auszulassen, und als er Jacob mitfühlend die Hand auf die Schulter legte, zuckte dieser unter der Berührung zusammen. Irritiert streckte Panglo ihm die Rechte entgegen, worauf Jacob erklärte: »Tut mir Leid, nichts für ungut, aber ich schüttelte niemals jemandem die Hand.«

»Ja, natürlich, ich verstehe«, sagte Panglo, obwohl er eindeutig gar nichts verstand, und ließ langsam die Hand sinken.

»Es ist nur so, dass man nie weiß, was ein Mensch mit seinen

Händen gerade getan hat«, erklärte Jacob. »Der rechtschaffene Bankangestellte von gegenüber könnte dreißig verstümmelte Frauenleichen in seinem Garten verscharrt haben. Die nette Nachbarin, die sonntags immer in die Kirche geht, könnte das Bett mit der verwesenden Leiche eines Liebhabers teilen, der sie sitzen lassen wollte, und zum Zeitvertreib könnte sie Schmuck aus den Fingerknöcheln kleiner Kinder machen, die sie gefoltert und ermordet hat.«

Sicherheitshalber vergrub Panglo beide Hände tief in den Hosentaschen.

»Ich habe Hunderte von Aktenordnern, die voll sind mit solchen und noch schlimmeren Fällen«, fuhr Jacob fort.

»Wenn es Sie interessiert, kann ich Ihnen ein paar Kopien besorgen.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen«, stammelte Panglo, »aber ich habe wenig Zeit zum Lesen, sehr wenig Zeit.«

Obwohl es ihm widerstrebte, Joeys Leichnam bei diesem merkwürdig schreckhaften Bestattungsunternehmer zurückzulassen, trat Jacob über die Schwelle des im viktorianischen Stil erbauten Hauses ins Freie und entfernte sich, ohne sich noch einmal umzudrehen. Auf dem knapp zwei Kilometer langen Heimweg, den er zu Fuß zurücklegte, achtete er ängstlich auf den Verkehr, wobei er an den Kreuzungen besondere Vorsicht an den Tag legte.

Zu seiner Wohnung über der großen Garage gelangte man über eine Außentreppe. Sie war in zwei Räume aufgeteilt. Der erste war ein Wohnzimmer mit Kochnische, in deren einer Ecke ein Esstisch für zwei Personen stand. Dahinter lag ein kleines Schlafzimmer mit angrenzendem Bad.

In beiden Zimmern waren die Wände größtenteils mit Regalen und Aktenschränken voll gestellt. Hier bewahrte er unzählige Berichte über Unfälle, von Menschenhand verursachte Katastrophen, Serienmörder, Lustmörder auf: unwiderlegbare Beweise dafür, dass die Menschheit eine gefallene Spezies war, die im Begriff stand, sowohl unbeabsichtigt als auch geplant die eigene Vernichtung herbeizuführen.

In dem sauber aufgeräumten Schlafzimmer zog er sich seine Schuhe aus. Dann streckte er sich auf dem Bett aus, starrte zur Decke und dachte darüber nach, wie nutzlos er doch war.

Agnes verwitwet. Bartholomew vaterlos auf die Welt gekommen.

Alles zu viel, alles zu viel.

Jacob wusste nicht, wie er es ertragen sollte, Agnes anzusehen, wenn sie aus dem Krankenhaus zurückkam. Der Kummer in ihren Augen würde ihn so sicher umbringen wie ein Messerstich mitten ins Herz.

Ihr angeborener Optimismus, die Fröhlichkeit, die sie sich über so viele schwere Jahre hinweg auf wundersame Weise erhalten hatte, würde diesem Schicksalsschlag nicht standhalten. Sie würde nicht länger der unerschütterliche Fels der Hoffnung für ihn und seinen Bruder Edom sein. Ihre Zukunft war die pure, unerbittliche Verzweiflung.

Vielleicht hatte er Glück, und ein Flugzeug fiel hier und jetzt vom Himmel und löschte ihn im Bruchteil einer Sekunde aus.

Die nächste Eisenbahnstrecke war viel zu weit vom Haus entfernt. Er hatte keinen vernünftigen Grund zu der Hoffnung, ein entgleister Zug könnte durch das Garagengebäude rasen.

Wenn man es von der positiven Seite betrachtete, verfügte die Wohnung allerdings über eine Gasheizung. Ein kleines Leck, ein Funke, eine Explosion, und er musste der armen Agnes in ihrem Elend niemals unter die Augen treten.

Nach einer Weile stand Jacob, da offensichtlich kein Flugzeug auf ihn stürzen wollte, vom Bett auf, ging in die Küche und rührte einen Teig für Agnes' Lieblingsgebäck an. Schokoladenplätzchen mit Kokosraspeln und Pecannüssen.

Er betrachtete sich selbst als einen zutiefst nutzlosen Menschen, der Platz in einer Welt beanspruchte, der er nichts zu geben hatte, aber *was* er hatte, war eine glückliche Hand beim Kuchenbacken. Es gab kein Rezept, und wenn es von einem preisgekrönten Konditor stammte, das er nicht hätte verbessern können.

Beim Backen erschien ihm die Welt weniger gefährlich. Über dem Kuchenbacken vergaß er manchmal sogar, sich zu fürchten.

Vielleicht würde der Gasherd vor ihm in die Luft fliegen und ihm endlich den ersehnten Frieden bringen; wenn nicht, würde er zu Agnes' Begrüßung wenigstens Plätzchen im Haus haben.

28. Kapitel

Kurz vor ein Uhr stürzten sich, rasend vor Wut, Mordgier in den Augen, mit gebleckten Zähnen und schrillum Geschrei die Hackachaks auf ihn.

Junior hatte diese unbeschreiblichen Kreaturen erwartet, und es war wichtig für ihn, dass sie so monströs waren, wie er sie schon immer erlebt hatte. Dennoch drückte er sich erschrocken etwas tiefer in die Kissen, als sie sein Zimmer stürmten. Sie sahen so Furcht erregend aus wie Kannibalen in voller Kriegsbemalung, die eine längere Fastenzeit hinter sich hatten. Unter heftigem Gestikulieren spien sie ihm zusammen mit den übelsten Beschimpfungen winzige Essensbröckchen entgegen, die ihnen unter der Wucht ihrer Flüche aus den Zahnlücken flogen.

Rudy Hackachak - Big Rüde für seine Freunde - war über einen Meter neunzig groß und so grobschlächtig wie ein Holzklotz, den irgendjemand mit der Axt bearbeitet hatte, um eine Skulptur daraus zu machen. Mit seinem grünen Polyesteranzug, dessen Ärmel ein paar Zentimeter zu kurz waren, dem Hemd in einem unvorteilhaften Pissgelb und einem Schlips, in dem man die Flagge eines Entwicklungslandes vermuten konnte, das sich durch nichts weiter auszeichnete als durch seine Mangel an gestalterischem Geschmack, sah er aus, als hätte man Franksteins Monster für eine Kneipentour in Transsilvanien ausstaffiert.

»Am besten rückst du mit der Wahrheit raus, du verblödeter Hurenbock«, riet er Junior und griff dabei nach dem Bettgitter, als wäre er imstande, es herauszureißen und seinen Schwiegersonn grün und blau damit zu prügeln.

Falls Big Rüde tatsächlich Naomis Vater war, konnte er ihr kein einziges Merkmal vererbt haben; er musste das Ei seiner Frau allein mit seiner dröhnenden Stimme, mit einem orgasmischen Brüllen schockbefruchtet haben, Naomi hatte ihm nämlich weder in ihrem Äußeren noch in ihrem Wesen auch nur im Entferntesten geähnelt. Sheena Hackachak dagegen stellte mit ihren vierundvierzig Jahren jeden Filmstar der Gegenwart in den Schatten. Sie wirkte zwanzig Jahre jünger als sie in Wirklichkeit war und sah ihrer verstorbenen Tochter so ähnlich, dass Junior bei ihrem Anblick von einer Welle erotischer Sehnsüchte überrollt wurde.

Die Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter endete jedoch mit der äußeren Erscheinung. Sheena war laut, schrill und selbstsüchtig und besaß den Wortschatz einer Puffmutter, die sich auf eine Klientel aus Seeleuten mit Tourette-Syndrom spezialisiert hatte.

Sie trat ans Bett, sodass Junior nun zwischen ihr und Big Rüde eingekeilt war. Unter der Flut wüster Beschimpfungen, die Sheena über ihn ergoss, fühlte sich Junior, als wäre er in die Reichweite eines Schlauchs geraten, mit dem eine Jauchegrube ausgepumpt wurde.

Am Fußende des Betts lümmelte sich das dritte und letzte Exemplar der Familie Hackachak: die vierundzwanzig jährige Kaitlin, Naomis ältere Schwester. Kaitlin war die vom Schicksal benachteiligte Schwester: Sie hatte das Aussehen ihres Vaters und die Charaktereigenschaften beider Eltern geerbt. Ein eigenartiger Kupferschimmer belebte ihre Iris, und bei einem bestimmten Einfallswinkel des Lichts blitzten ihre wutfunkelnden Augen manchmal blutrot auf.

Kaitlin hatte zwar die schrille Stimme und den Hang zu unflätigen Sprüchen, die sie als würdiges Mitglied der Hacka-chak-Sippe auswiesen, aber im Augenblick begnügte sie sich damit, die verbalen Angriffe ihren Eltern zu überlassen. Der Blick, mit dem sie Junior durchbohrte, würde allerdings, sobald er auf eine viel versprechende geologische Schicht stieß, ins Zentrum vorstoßen und im Handumdrehen die Ölquelle erschließen. Am Vortag hatten sie sich in ihrer Trauer nicht bei Junior blicken lassen, sofern es ihnen überhaupt in den Sinn gekommen war zu trauern.

Naomi, die einmal gesagt hatte, sie sei sich in ihrer Familie vorgekommen wie Romulus und Remus unter den Wölfen oder wie Tarzan in den Fängen bössartiger Gorillas, hatte ihnen in keiner Weise nahe gestanden. Für Junior war Naomi das süße, liebezende Aschenputtel, und er war der Prinz, der sie aus Liebe gerettet hatte. Die Hackachaks waren jenseits von Trauer und Schmerz; allein von der Nachricht zum Krankenhaus getrieben, dass Junior die Möglichkeit, vom tragischen Unfall seiner Frau profitieren zu können, empört von sich gewiesen hatte. Sie wussten, dass er Knacker, Hisscus und Nork unverrichteter Dinge weggeschickt hatte.

Die Chancen seiner angeheirateten Familie, eine Entschädigung für

ihren Schmerz und ihren Kummer über Naomis Tod zu erhalten, waren ernsthaft beeinträchtigt, wenn er als ihr Ehemann keine Anstalten machte, den Bundesstaat oder die Bezirksverwaltung zu verklagen. Sie waren sich so einig wie noch nie zuvor, dass sie in dieser Angelegenheit wie ein Mann zusammenhalten mussten. In der Sekunde, in der Junior Naomi gegen das verwitterte Geländer gestoßen hatte, hatte er diesen Besuch von Rudy, Sheena und Kaitlin vorausgesehen. Er hatte sofort seine Chance erkannt, so zu tun, als wäre das Angebot von staatlicher Seite, ihn für seinen Verlust mit Geld zu entschädigen, eine Beleidigung für ihn, die Chance, den Empörten zu spielen und sich zu sträuben ... bis er am Ende nach etlichen zermürbenden Tagen oder gar Wochen angesichts der Hartnäckigkeit der Hackachaks widerstrebend klein begeben und sich verzweifelt, am Ende seiner Kräfte und voller Widerwillen zum Komplizen ihrer Habgier machen lassen würde. Wenn die wüste Bande seiner angeheirateten Verwandten mit ihm fertig war, würde ihm das Mitgefühl von Knacker, Hisscus, Nork und allen anderen, die Zweifel an seiner Rolle im tragischen Dahinscheiden seiner Frau gehegt haben mochten, sicher sein. Vielleicht würde sogar Thomas Vanadium unverhofft zu dem Schluss kommen, dass sein Verdacht unbegründet war. Kreischend wie Aasgeier, die darauf warteten, dass ihr waidwundes Abendessen endlich starb, ernteten die Hacka-chaks zum wiederholten Male den strengen Verweis einer Krankenschwester. Man ermahnte sie, ruhig zu sein und auch Rücksicht auf die Patienten in den benachbarten Zimmern zu nehmen. Mehr als zweimal wagte sich eine Krankenschwester - und einmal sogar ein Dienst habender Internist - in das Getümmel, um nach Junior zu sehen. Man fragte ihn, ob er wirklich in der Verfassung sei, Besucher zu ertragen, diese Besucher.

»Außer ihnen habe ich keine Angehörigen«, sagte Junior in einem Ton, von dem er hoffte, dass man Kummer und leidgeprüfte Liebe heraushören konnte.

Seine Behauptung entsprach allerdings nicht der Wahrheit. Sein Vater, ein brotloser Künstler und umso erfolgreicherer Alkoholiker, lebte in Santa Monica, Kalifornien. Seine Mutter, die sich hatte scheiden lassen, als Junior vier Jahre alt gewesen war, lebte seit zwölf Jahren in einer psychiatrischen Anstalt. Beide sah er so gut wie nie. Er hatte Naomi nichts von ihnen erzählt. Keiner von beiden

taugte dazu, einem Lebenslauf Glanzlichter aufzusetzen.

Nachdem eine weitere besorgte Schwester den Raum verlassen hatte, beugte sich Sheena über Junior und kniff ihn mit Daumen und Zeigefinger so fest in die Wange, als wollte sie einen Brocken Fleisch herausreißen und verschlingen.

»Merk es dir endlich, du beschissener Holzkopf. Ich habe eine Tochter verloren, eine kostbare Tochter, meine Naomi, das Licht meines Lebens.«

Kaitlin blitzte ihre Mutter an, als fühlte sie sich verraten und verkauft.

»Naomi ... sie ist vor zwanzig Jahren aus meinem Ofen geflutscht, nicht aus deinem«, zischte Sheena in wütendem Flüsterton. »Wenn hier irgendjemand leidet, dann bin ich das, nicht du. Wer bist du überhaupt? Ein Kerl, der sie ein paar Jahre lang gebumst hat, mehr bist du nicht. Ich bin ihre *Mutter*. Meinen Schmerz kannst du nicht einmal ahnen. Und wenn du nicht an einem Strick mit dieser Familie ziehst, damit diese Wichser einen gewaltigen Batzen Kohle abdrücken, schneide ich dir eigenhändig die Eier ab, wenn du schläfst, und verfüttere sie an meine Katze.«

»Du hast gar keine Katze.«

»Dann kaufe ich mir eben eine«, sagte Sheena.

Junior wusste, dass sie ihre Drohung wahr machen würde. Selbst wenn ihm persönlich nichts an dem Geld gelegen hätte - und ihm lag sehr viel daran -, hätte er es nie gewagt, Sheena einen Strich durch die Rechnung zu machen.

Sogar Rudy, der so viel Kraft besaß wie ein Yeti und so wenig Moralgefühl wie ein Lurch, hatte Angst vor dieser Frau.

Einer wie der andere waren diese drei traurigen Vertreter der menschlichen Spezies verrückt nach Geld. Rudy besaß sechs gut gehende Gebrauchtwagenläden und - sein ganzer Stolz - eine Ford-Vertretung, die fünf städtische Gemeinden Oregons mit Neu- und Gebrauchtwagen belieferte, aber er lebte gern auf großem Fuß; außerdem fuhr er vier Mal im Jahr nach Las Vegas und warf dort so großzügig mit dem Geld um sich, wie er sonst vielleicht seine Blase entleerte. Auch Sheena gefiel es in Las Vegas, und sie kaufte leidenschaftlich gern ein. Kaitlin mochte Männer, gut aussehende Männer, aber da man sie in einem schummrig beleuchteten Raum mit ihrem Vater hätte verwechseln können, hatten die stattlichen Kerle für sie ihren Preis.

Irgendwann am späten Nachmittag entdeckte Junior, während ihm die Hackachaks ihre Wut und Verachtung entgegenschleuderten, Thomas Vanadium, der in der Tür stand und die Szene beobachtete. Ausgezeichnet. Junior tat so, als würde er den Polizisten nicht sehen, und als er das nächste

Mal einen verstohlenen Blick zur Tür warf, stellte er fest, dass Vanadium wie ein Gespenst verschwunden war. Ein klobiger Brocken von einem Gespenst.

Bis zum Abend und auch nach der kurzen Unterbrechung des Abendessens ließen die Hackachaks nicht von Junior ab. Ein solches Spektakel hatte das Krankenhaus noch nicht erlebt. Die Schichten wechselten, und es kamen scharenweise Krankenschwestern, die gar nicht für ihn zuständig waren, um nach Junior zu sehen, weil jede einen Vorwand suchte, um einen Blick auf dieses Raritätenkabinett zu erhäschen.

Auch als die Familie schließlich am Ende der abendlichen Besuchszeit gegen ihren lautstarken Protest hinauskomplimentiert wurde, hatte Junior ihrem Drängen nicht nachgegeben. Wenn sein Einlenken wider Willen einigermaßen überzeugend sein sollte, musste er den Widerstand zumindest noch ein paar Tage aufrechterhalten.

Endlich wieder allein, war er vollkommen ausgelaugt. Körperlich, seelisch und geistig.

Mord an sich war ein Kinderspiel, aber was darauf folgte, war anstrengender, als er gedacht hätte. Obwohl ihn die Summe, auf die er sich letztendlich mit dem Staat einigen würde, zweifellos bis an sein Lebensende finanziell absichern würde, war die gegenwärtige Belastung so groß, dass er sich in düsteren Momenten fragte, ob sich der Aufwand eigentlich lohnte.

Er beschloss, nie wieder so impulsiv zu morden. Niemals. Er schwor sich sogar, überhaupt keinen Menschen mehr zu töten, es sei denn in Notwehr. Bald würde er reich sein ... und damit viel zu verlieren haben, sollte er doch noch gefasst werden. Mord war ein spannendes Abenteuer; leider war es aber auch ein Zeitvertreib, den er sich nicht mehr leisten konnte.

Hätte er gewusst, dass er seinen feierlichen Eid schon zwei Mal brechen würde, noch bevor der Monat um war — und dass bedauerlicherweise keines der Opfer ein Hackachak sein würde -, wäre er vielleicht nicht so ohne weiteres einge-

schlafen. Und vielleicht hätte er auch den nachfolgenden Traum nicht gehabt, in dem er Vanadium geschickt Hunderte von Vierteldollarmünzen aus den Taschen stahl, während der verblüffte Detective vergeblich danach suchte.

29. Kapitel

Am Montagmorgen ergoss sich aus dem blaukristallinen kalifornischen Himmel hoch über Joe Lampions Grab eine Lichtflut, die so rein und klar war, dass man das Gefühl hatte, alle Flecken seien von der Welt abgewaschen worden.

In der St.-Thomas-Kirche hatte sich eine solche Menge zum Trauergottesdienst versammelt, dass die Menschen dicht gedrängt im hinteren Teil des Schiffs, in dem kleinen Eingangsraum und bis auf die Straße hinaus standen. Jetzt sah es so aus, als wären sämtliche Besucher des Trauergottesdienstes auch zum Friedhof mitgekommen.

Agnes wurde von Edom und Jacob in einem Rollstuhl zwischen Grabsteinen hindurch über den Rasen zur letzten Ruhestätte ihres Mannes geschoben. Es waren zwar keine Nachblutungen mehr zu befürchten, aber die Ärzte hatten ihr jede Anstrengung untersagt. In den Armen hielt sie Bartholomew. Da das Wetter ungewöhnlich mild für die Jahreszeit war, hatte sie das Baby nicht allzu dick ver mummt.

Ohne das Kind hätte Agnes die Qual dieses Tages nicht ertragen können. Dieses federleichte Gewicht in ihren Armen war ein Anker im Meer der Zukunft, der verhinderte, dass sie in die Erinnerungen an vergangene Tage, die vielen guten Tage mit Joey, abdriftete, Erinnerungen, die ihr Herz in diesem traurigen Moment wie Hammerschläge getroffen hätten. Später würde sie Trost darin finden. Jetzt jedoch noch nicht.

Der Erdhügel neben dem Grab verschwand unter einem Berg von Blumen und frischem Grün. Über den in der Luft hängenden Sarg war ein schwarzes Tuch drapiert worden, das die gähnende Grube darunter verbarg.

Obwohl sie ein gläubiger Mensch war, gelang es Agnes in diesem Augenblick nicht, die Blumen und grünen Zweige des Glaubens über die kalte, hässliche Wirklichkeit des Todes zu breiten. Verhüllt in seiner Kutte war der knöcherne Tod in ihrer Mitte und verstreute seine Saat unter ihren hier versammelten Freunden, um eines Tages seine Ernte einzuholen.

Edom und Jacob schenkten, zu beiden Seiten des Rollstuhls stehend, den Grabreden weniger Aufmerksamkeit als der Betrachtung des

Himmels. Mit gerunzelter Stirn warfen sie immer wieder besorgte Blicke in das wolkenlose Blau, als erspähten sie darin drohende Gewitterwolken.

Agnes nahm an, dass Jacob ängstlich auf den Absturz eines Verkehrsflugzeugs oder zumindest doch einer kleinen Privatmaschine gefasst war. Edom wog vermutlich im Geist ab, wie die Chancen standen, dass an diesem feierlichen Ort - just zu dieser Stunde - einer jener mörderischen Asteroiden einschlagen würde, die angeblich alle paar hunderttausend Jahre das Leben auf der Erde weitgehend auslöschten.

Eine bedrückende Düsternis griff mit kalten Klauen nach ihr, aber sie durfte sich nicht von ihr überwältigen lassen. Wenn sie jetzt, wie ihre Brüder schon vor langer Zeit, zuließ, dass die Verzweiflung über die Hoffnung siegte, würde Bartholomew verloren sein, noch bevor sein Leben richtig begonnen hatte. Sie musste ihm ein Vorbild an Optimismus und Lebensfreude geben, das war sie ihm schuldig.

Unter denen, die nach den Feierlichkeiten am Grab zu Agnes kamen, um das mit Worten auszudrücken, wofür es keine Worte gab, war auch Paul Damascus, der Inhaber der Damascus-Apotheke in der Ocean Avenue. Als Mann orientalischer Abstammung hatte er einen dunklen olivfarbenen Teint, aber dennoch, man konnte es kaum glauben, rostrotes Haar. Mit den rostroten Brauen, Wimpern und Schnurrbarthaaren sah sein Gesicht wie das einer Bronzestatue mit ungewöhnlicher Patina aus.

Paul ließ sich neben dem Rollstuhl auf ein Knie nieder. »Dieser bedeutungsvolle Tag, Agnes. Dieser bedeutungsvolle Tag mit all seinen Anfängen. Hm?«

Er sagte das, als hätte er nicht den geringsten Zweifel daran, dass Agnes den Sinn seiner Worte verstehen würde, und dabei lächelte er, und seine Augen funkelten so, dass es fast aussah wie ein Zwinkern, so als wären sie Mitglieder eines Geheimbundes und diese drei Worte eine Losung, die eine andere und tiefere Bedeutung hatte, als es nach außen hin für uneingeweihte Ohren schien.

Bevor Agnes antworten konnte, war Paul wieder auf den Beinen und ging davon. Andere Freunde und Bekannte gingen vor ihr in die Hocke oder beugten sich zu ihr herunter, und sie verlor den Apotheker aus den Augen, der sich mit der sich allmählich zerstreuen Menge entfernte.

Dieser bedeutungsvolle Tag, Agnes. Dieser bedeutungsvolle Tag mit all seinen Anfängen.

Was für eine seltsame Bemerkung.

Etwas Mysteriöses lag plötzlich in der Luft, ein Gefühl, das Agnes nervös machte, das sie aber nicht ausschließlich oder nicht einmal vorwiegend als unangenehm empfand.

Ein Schauer durchlief sie, und Edom zog, weil er annahm, ihr wäre kalt, seine Anzugjacke aus und legte sie ihr um die Schultern. In Oregon war der Montagvormittag trübe mit aufgeblähten dunklen Regenwolken verhangen, die sich über dem Friedhof zusammengeballt hatten, ein düsterer Abschied für Naomi, auch wenn noch kein Regen eingesetzt hatte.

Junior stand in missmutiger Stimmung am Grab. Er war es leid, den trauernden Ehemann zu spielen.

Fünf Tage war es jetzt her, dass er seine Frau vom Turm gestoßen hatte, und in diesen fünf Tagen hatte er sich nicht sonderlich amüsiert. Er war von Natur aus ein geselliger Mensch, der keine Einladung zu einem Fest ausschlug. Er genoss es, zu lachen, zu lieben, zu *leben*, aber wie sollte er das Leben genießen, wenn er ständig daran denken musste, betrübt dreinzublicken und mit kummervoller Stimme zu sprechen?

Zu allem Übel musste er, um seinen Schmerz glaubhaft zu machen und keinen Verdacht zu erregen, die Rolle des verzweifelten Witwers mindestens noch zwei Wochen weiterspielen, vielleicht sogar noch einen ganzen Monat lang. Als einer, der Dr. Caesar Zedds Anleitungen zur persönlichen Weiterentwicklung treu befolgte, hatte er kein Verständnis für Menschen, die sich von sentimental Gefühlen und den Erwartungen der Gesellschaft leiten ließen, und nun musste er - noch dazu für eine schier unendlich lange Zeitspanne -so tun, als wäre er einer der ihren. Da er so unvergleichlich sensibel war, hatte die Trauer um Naomi ihn körperlich so mitgenommen, dass er mit heftigem Erbrechen, mit Blutungen im Rachen und mit Inkontinenz reagiert hatte. Sein Kummer hatte ihn so erschüttert, dass er fast daran zugrunde gegangen wäre. Was genug war, war genug.

Zu dieser Begräbnisfeier hatte sich nur ein kleines Grüppchen von Trauergästen versammelt. Junior und Naomi waren so sehr aufeinander fixiert gewesen, dass sie, anders als die meisten Jungverheirateten Paare üblicherweise sonst, nur wenige

Bekanntschaften geschlossen hatten.

Natürlich waren die Hackachaks gekommen. Junior hatte sich noch nicht bereit erklärt, bei der Jagd nach dem Blutgeld gemeinsame Sache mit ihnen zu machen. Es war klar, dass sie ihm keine ruhige Minute gönnen würden, solange sie ihr Ziel nicht erreicht hatten.

Rudy hatte seine plumpe Gestalt in einen blauen Anzug gezwängt, der an allen Ecken und Enden kniff. Hier auf dem Friedhof wirkte er nicht einfach nur wie ein Mann mit einem schlechten Schneider, sondern geradezu wie ein Grabräuber, der sich seine Garderobe von den Toten zusammenstahl.

Vor dem Hintergrund der Granitgrabsteine ragte Kaitlin drohend auf wie ein modriger Geist aus dem Jenseits, der aus einem verrottenden Sarg auferstanden war, um Rache an den Lebenden zu nehmen.

Rudy und Kaitlin starrten Junior von Zeit zu Zeit feindselig an, und auch Sheena durchbohrte ihn vermutlich mit ihren Blicken, obwohl er ihre Augen hinter dem schwarzen Schleier nicht richtig erkennen konnte. Die verzweifelte Mutter, ein umwerfender Anblick in ihrem hautengen schwarzen Kleid, musste dieses Trauerzubehör ebenfalls als lästig empfinden, allein schon, weil es sie zwang, die Armbanduhr ganz dicht vors Gesicht zu halten, um die Zeit abzulesen, als die Feierlichkeiten kein Ende zu nehmen schienen.

Junior hatte die Absicht, seine Kapitulation noch an diesem Tag im Kreis der Familie und der versammelten Freunde bekannt zu geben.

Rudy hatte im Verkaufsraum seiner Ford-Vertretung, die er für diesen Tag bis drei Uhr geschlossen hatte, ein Büfett vorbereiten lassen: Wehklagen, Mittagessen und bewegende Erinnerungen an die Dahingeshedene, ein verbindendes Erlebnis zwischen glänzenden neuen Thunderbirds, Galaxys und Mustangs. Das Ereignis würde Junior die Augen-und Ohrenzeugen bescheren, die er für sein widerstrebendes, tränenreiches und vielleicht sogar wütendes Zugeständnis an die unerbittliche Habgier der Hackachaks benötigte.

An einer anderen Stelle des Friedhofs, etwa hundertfünfzig Meter entfernt, hatte etwas früher als Naomis Bestattung eine zweite Beeridigungsfeier mit einer wesentlich größeren Zahl von Trauergästen begonnen. Sie war jetzt zu Ende, und die Gäste entfernten sich zu ihren Fahrzeugen.

Aus der Ferne und zwischen den verstreut stehenden Bäumen

hindurch konnte Junior nicht viel von diesem anderen Begräbnis erkennen, aber er war sich ziemlich sicher, dass viele der Trauergäste, wenn nicht die meisten, Neger waren. Er schloss daraus, dass auch der Tote, der dort begraben worden war, ein Neger sein musste.

Das überraschte ihn. Natürlich war Oregon nicht der tiefe Süden, das nicht. Es war ein fortschrittlicher Staat. Dennoch war er überrascht. In Oregon lebten nicht viele Neger, nur eine Hand voll, verglichen mit anderen Bundesstaaten, aber bis jetzt hatte Junior angenommen, sie hätten ihre eigenen Friedhöfe.

Er hatte nichts gegen Neger. Er wünschte ihnen nichts Böses. Er hatte keine Vorurteile. Leben und leben lassen. Solange sie unter sich blieben und sich an die Regeln einer zivilisierten Gesellschaft hielten, durften sie von ihm aus in Frieden leben.

Das Grab dieser farbigen Person lag jedoch an einem Hang oberhalb von Naomis Grabstätte. Mit der Zeit, wenn der Leichnam dort oben zu verwesen begann, würden die Säfte in die Erde sickern. Wenn der Regen die Erde aufweichte, würden diese Säfte unaufhaltsam mit dem unterirdischen Abfluss bergab geschwemmt werden, bis sie schließlich in Naomis Grab eindringen und sich mit ihren sterblichen Überresten vermischen würden. Junior empfand das als höchst ungehörig.

Im Augenblick war jedoch nichts dagegen zu machen. Wenn er Naomis Leichnam auf einen Friedhof verlegen ließ, der allein Weißen vorbehalten war, würde er eine Menge Gerede provozieren. Er hatte nicht das geringste Bedürfnis, noch mehr Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Allerdings beschloss er, einen Anwalt zu konsultieren — und zwar schnellstens. Ihm war es wichtig festzulegen, dass er verbrannt werden wollte und dass seine Asche in einem dieser Gedächtnismonumente ein gutes Stück über dem Erdboden eingemauert werden sollte, wo mit Sicherheit nichts in sie hineinsickern konnte.

Nur einer der Trauergäste an dem anderen Grab entfernte sich nicht zur Reihe der Fahrzeuge, die am Zufahrtsweg geparkt waren. Ein Mann in dunklem Anzug kam zwischen den Gedenksteinen und Grabmonumenten den Hang herunter, genau auf Naomis Grabstätte zu.

Junior konnte sich nicht vorstellen, welches Interesse ein ihm

fremder Neger haben sollte, sich hier aufzudrängen. Er hoffte, dass es keinen Ärger geben würde.

Der Pfarrer hatte seine Rede beendet. Die Feier war vorüber.

Niemand kam, um Junior sein Beileid auszusprechen, weil sie sich ohnehin gleich alle beim Leichenschmaus in der Ford-Vertretung wiedersehen würden.

Inzwischen hatte er erkannt, dass der Mann, der von der anderen Trauerfeier herüberkam, weder ein Neger noch ein Fremder war.

Detective Thomas Vanadium stellte sich langsam als so lästig heraus, dass er Ehrenmitglied im Club der Hackachaks hätte sein können.

Junior überlegte kurz, ob er sich aus dem Staub machen sollte, bevor Vanadium - jetzt noch auf halber Strecke - ihn erreichte. Aber er hatte Angst, dass es wie eine Flucht aussehen würde.

Der Bestattungsunternehmer und dessen Gehilfe waren die Einzigen, die außer Junior noch am Grab standen. Sie fragten ihn, ob sie den Sarg in die Grube versenken oder lieber damit noch warten sollten, bis er gegangen war.

Er gab ihnen die Erlaubnis zu beginnen.

Die beiden Männer entfernten das geriffelte grüne Tuch vom rechteckigen Rahmen der Winde, an der der Sarg aufgehängt war, und rollten es zusammen. Grün statt schwarz, weil Naomi die Natur geliebt hatte: Junior hatte bei der Planung der Trauerfeier sehr sorgfältig auf die Einzelheiten geachtet.

Die Grube war jetzt sichtbar. Feuchte Erdwände. Im Schatten des Sarges war der Boden des Grabes dunkel und dem Auge verborgen. Vanadium trat heran und blieb neben Junior stehen. Sein schwarzer Anzug war billig, saß aber besser als Rudys.

In der Hand hielt der Detective eine langstielige weiße Rose.

Die Winde wurde mit zwei Handkurbeln bedient. Der Bestattungsunternehmer und sein Gehilfe drehten die Kurbeln gleichzeitig, worauf der Mechanismus leise vor sich hinknarrte, während der Sarg langsam in die Tiefe schwebte.

Schließlich ergriff Vanadium das Wort. »Dem Laborbericht zufolge waren Sie mit fast hundertprozentiger Sicherheit der Vater des Babys, mit dem sie schwanger war.«

Junior sagte nichts darauf. Er ärgerte sich immer noch darüber, dass Naomi ihm die Schwangerschaft verschwiegen hatte, aber dass er der Vater des Babys gewesen wäre, freute ihn. Nun konnte

Vanadium nicht mehr behaupten, Naomis vermeintlicher Seitensprung und das dabei gezeugte uneheliche Kind seien sein Mordmotiv gewesen.

Sosehr ihn die Nachricht erfreute, erfüllte sie ihn doch gleichzeitig auch mit Traurigkeit. Er beerdigte nicht nur eine wundervolle Frau, sondern auch sein erstes Kind. Er beerdigte seine Familie.

Da er dem Polizisten die Genugtuung nicht gönnte, ihn auf die Neuigkeit, dass er der Vater des ungeborenen Kindes war, antworten zu hören, starrte Junior unbewegt in das Grab und fragte: »Wessen Beerdigung war das, der Sie da gerade beigewohnt haben?«

»Die der Tochter eines Freundes. Es heißt, sie ist bei einem Autounfall in San Francisco ums Leben gekommen. Sie war sogar noch jünger als Naomi.«

»Wie tragisch. Ihre Saite wurde zu früh zerschnitten. Ihre Musik wurde vor der Zeit beendet«, sagte Junior, der sich selbstsicher genug fühlte, dem durchgedrehten Polizisten einen deftigen Happen von dessen eigener unausgeregelter Lebensphilosophie vorzusetzen.

»Nun gibt es eine Disharmonie im Universum, Detective, und niemand kann wissen, wie sich die Schwingungen dieser Disharmonie auf Sie, auf mich, auf uns alle auswirken werden.«

Er unterdrückte ein hämisches Grinsen, setzte stattdessen eine übertrieben feierliche Miene auf und blickte verstohlen aus den Augenwinkeln zu Vanadium hinüber. Der Detective sah jedoch starr in Naomis Grab, als habe er den Spott nicht gehört ... oder als habe er ihn gehört, die Anspielung darin aber nicht begriffen.

Dann sah Junior, dass der Detective Blut an der Manschette seines rechten Hemdsärmels hatte. Das Blut tropfte von der Hand.

An dem langen Stiel der Rose waren die Dornen nicht entfernt worden. Vanadium hielt die Rose so fest umklammert, dass sich ihm die spitzen Dornen in die fleischige Handfläche gebohrt hatten. Er schien es nicht einmal zu merken.

Junior, dem plötzlich sehr unheimlich zumute war, hätte im liebsten die Flucht ergriffen vor diesem Verrückten. Der makabre Reiz der Situation ließ ihn jedoch wie festgewurzelt stehen bleiben.

»Dieser bedeutungsvolle Tag«, sagte Vanadium leise und blickte dabei unverwandt in das Grab hinunter, »scheint auf furchtbare Weise so vieles zu beenden. Und doch ist er, wie jeder andere Tag,

nur voller Anfänge.«

Mit einem dumpfen Schlag kam der Sarg am Grund der Grube auf.

¹ Für Junior sah das eindeutig nach einem Ende aus.

»Dieser bedeutungsvolle Tag«, murmelte der Detective.

Da Junior fand, dass es keines Schlusssatzes von seiner Seite bedurfte, schlug er den Weg zur Zufahrtsstraße ein, wo er seinen Chevrolet Suburban geparkt hatte.

Obwohl die tief hängenden, prall aufgeblähten Regenwolken nicht dunkler waren als bei seiner Ankunft auf dem Friedhof, schienen sie ihm jetzt düsterer und drohender als zuvor zu sein.

Bei seinem Wagen angelangt, blickte er sich noch einmal zur Grabstätte um.

Die beiden Männer vom Bestattungsinstitut waren fast fertig mit dem Abbau des Rahmens der Winde. Bald würde ein Friedhofsangestellter kommen und das Grab zuschaukeln.

Vor Juniors Augen streckte Vanadium den rechten Arm über die offene Grube aus. In seiner Hand: die weiße Rose, ihre Dornen feuchtglänzend von seinem Blut. Er ließ die Blume fallen; sie verschwand in dem klaffenden Erdloch und landete auf Naomis Sarg.

Am diesem Montagabend, als Phimie und auch die Sonne ihre Reise in die Dunkelheit angetreten hatten, setzte sich Celestina mit ihrer Mutter und ihrem Vater im Esszimmer des Pfarrhauses zum Abendbrot nieder.

Verwandte, Freunde und Gemeindemitglieder hatten sich bereits verabschiedet. Im Haus herrschte gespenstische Stille.

Bis zu diesem Tag war das Haus stets von Liebe und Wärme durchflutet gewesen - und war dies auch heute, obwohl Celestina hin und wieder ein flüchtiges Frösteln überlief, das seine Ursache nicht in einem Luftzug haben konnte. Das Haus war ihr noch nie leer vorgekommen, aber jetzt breitete sich Leere aus - der leere Raum, den ihre Schwester mit ihrem Tod hinterlassen hatte. Am nächsten Morgen würde Celestina zusammen mit ihrer Mutter nach San Francisco zurückkehren. Der Gedanke, dass sich ihr Vater allein an diese Leere würde gewöhnen müssen, machte ihr zu schaffen.

Sie konnten die Rückreise jedoch nicht länger hinausschieben. Man würde das Baby aus der Klinik entlassen, sobald es die leichte

Infektion der ersten Tage überstanden hatte. Nachdem Grace und dem Reverend bis zum Abschluss des Adoptionsverfahrens das vorläufige Sorgerecht übertragen worden war, mussten nun alle nötigen Vorbereitungen getroffen werden, damit Celestina ihr Versprechen, das Kind aufzuziehen, erfüllen konnte.

Wie gewöhnlich wurde bei Kerzenlicht zu Abend gegessen.

Celestinas Eltern hatten es gern romantisch. Außerdem waren sie der Meinung, dass kultivierte Essgewohnheiten zu einer positiven Entwicklung der Kinder beitrugen, auch wenn das Mahl im Allgemeinen nur aus einem einfachen Hackbraten bestand.

Sie gehörten zwar nicht zu den Baptisten, die völlige Abstinenz predigten, dennoch wurde nur zu besonderen Gelegenheiten eine Flasche Wein geöffnet. Die Familientradition verlangte es, dass bei der ersten Mahlzeit nach einer Beerdigung, nach den Gebeten und den Tränen, ein Trinkspruch auf den geliebten Verstorbenen ausgebracht wurde. Nur ein Glas. Merlot.

An diesem Abend unterstrich der flackernde Kerzenschein keine romantischen Stimmung, keine bloße kultivierte Atmosphäre, sondern eine ehrfürchtige Stille.

Mit feierlicher Andacht öffnete der Reverend die Flasche und füllte drei Gläser. Seine Hände zitterten.

Der warme Widerschein der Kerzenflammen vergoldete die geschwungenen Kelche der langstieligen Gläser.

Sie traten am Kopfende des Esstischs zusammen. Als Celestina ihr Glas hob, schimmerten rubinrote Lichter im dunklen Purpur des Weins.

Der Reverend gab den ersten Trinkspruch aus, und er sprach dabei so leise, dass es Celestina schien, als würden seine bebenden Worte nicht an ihr Ohr dringen, sondern als entfalteten sie sich wie zarte Blüten in ihrem Geist und in ihrem Herzen. »Auf unsere liebe Phimie, die jetzt bei Gott ist.«

Und Grace sagte: »Auf meine süße Phimie ... die niemals sterben wird.«

Nun war es an Celestina, ihren Trinkspruch zu sagen. »Auf Phimie, die in meiner Erinnerung jeden Tag und jede Stunde bei mir sein wird, bis ans Ende meines Lebens, bis wir in Wirklichkeit wieder zusammen sind. Und auf ... auf diesen bedeutungsvollen Tag.«

»Auf diesen bedeutungsvollen Tag«, wiederholten ihre Eltern wie aus einem Mund.

Der Wein schmeckte bitter, obwohl Celestina klar war, dass er eigentlich mild sein musste. Die Bitterkeit war kein Nachgeschmack der Trauben, sie wohnte in ihrem Herzen. Sie hatte das Gefühl, ihre Schwester im Stich gelassen zu haben. Sie wusste zwar nicht, was sie hätte tun sollen, aber wenn sie klüger und vorausschauender und aufmerksamer gewesen wäre, hätte dieser entsetzliche Verlust ihre Familie bestimmt nicht getroffen. Was konnte sie je einem Menschen nützen, welchen Nutzen konnte ihr Leben überhaupt jemals haben, wenn sie nicht einmal in der Lage war, ihre kleine Schwester vor dem Tod zu bewahren? Die Kerzenflammen verschwammen zu hellen Streifen, und die Gesichter ihrer geliebten Eltern schimmerten, als wären es die schattenhaften Umrisse von Engeln, die ihr im Traum erschienen. »Ich weiß, wie dir zumute ist«, sagte ihre Mutter und griff über den Tisch hinweg nach Celestinas Hand. »Ich weiß, wie nutzlos du dich fühlst, wie hilflos und klein, aber denk an ...« Wie immer fand Grace die richtigen Worte, sagte das, was am meisten geeignet war, Celestina wahren Seelenfrieden zu bringen. »Denk an Bartholomew.«

30. Kapitel

Der reinigende Regen, der die Beerdigung am Vormittag wegzuschwemmen gedroht hatte, war schließlich am Nachmittag heruntergegangen. Bei Einbruch der Nacht war der Himmel über Oregon wieder trocken und klar. Von Horizont zu Horizont spannte sich ein endloses Sternenmeer, in dessen Mitte der Mond hell wie eine schmale Sichel aus silberglänzendem Stahl schien.

Kurz vor zehn Uhr abends fuhr Junior noch einmal zum Friedhof und stellte seinen Suburban dort ab, wo am Vormittag die Trauergäste der anderen Beerdigungsfeier ihre Autos geparkt hatten. Zu dieser Stunde war sein Wagen das einzige Fahrzeug auf dem Zufahrtsweg.

Die Neugier hatte ihn hierher getrieben. Die Neugier und sein ausgeprägter Selbsterhaltungstrieb. Vanadium war am Vormittag sicherlich nicht als Trauernder an Naomis Grab getreten. Er war als Polizist gekommen, in beruflicher Angelegenheit. Vielleicht hatte seine Anwesenheit bei der anderen Bestattungsfeier ebenfalls einen beruflichen Hintergrund gehabt.

Die Ruhe in dieser Stadt der Toten war vollkommen. Atemlos hatte sich die Nacht ausgebreitet, und in den würdevollen Koniferen, die über die Gebeine von Generationen wachten, regte sich nicht das leiseste Wispern.

Als Junior ungefähr an der Stelle, an der er es vermutet hatte, das frische Grab entdeckte, stellte er mit Erstaunen fest, dass bereits ein Grabstein aus schwarzem Granit aufgestellt worden war, statt einer provisorischen hölzernen Tafel mit dem Namen des Toten. Es war ein bescheidener Gedenkstein, weder groß noch besonders aufwändig gestaltet. Normalerweise brauchten die Steinmetze für ihre Arbeit oft Tage länger als die Bestattungsunternehmer, weil der Stein, an dem sie ihre Kunst ausübten, mehr Anstrengung und weniger Eile erforderte als die kalten Toten, die unter ihnen ruhten.

Junior nahm an, dass die Verstorbene aus einer angesehenen Familie innerhalb der Negergemeinde stammte, was auch die prompte Erledigung der Steinmetzarbeiten erklärt hätte. Vanadium war seiner eigenen Aussage zufolge ein Freund der Familie; es musste sich also vermutlich um die Tochter eines Polizeibeamten

handeln.

Junior ging um den Grabstein herum, dem er sich von der Rückseite her genähert hatte, und leuchtete mit der Taschenlampe auf die eingravierte Inschrift:

... geliebte Tochter und Schwester ... Seraphim Aethionema White

Wie betäubt knipste er die Taschenlampe aus.

Er fühlte sich nackt, schutzlos, ertappt.

In der frostigen Dunkelheit kondensierte der Atem zu einer Wolke, die der Mondschein mit Raureif überzog. Er stieß den phosphoreszierenden Dunst so schnell und stoßweise aus, dass es für jeden zufälligen Augenzeugen einem Schuldeingeständnis gleichgekommen wäre.

Natürlich hatte er mit dem Tod dieses Mädchens nichts zu tun. Ein Autounfall. Hatte Vanadium nicht so etwas gesagt?

Zehn Monate zuvor war Seraphim nach einer Fuß Verletzung und anschließenden Sehnenoperation als ambulante Patientin in die Rehaklinik gekommen, in der Junior arbeitete. Es waren wöchentlich drei krankengymnastische Behandlungen angesetzt worden.

Als er erfahren hatte, dass die Patientin eine Farbige war, hatte er ihre Behandlung ursprünglich nicht übernehmen wollen. Ihr Rehabilitationsplan sah hauptsächlich Aufbauübungen zur Wiederherstellung der Beweglichkeit und Kräftigung des betroffenen Beins vor, aber es würden auch Massagen erforderlich sein, ein Umstand, der ihm Unbehagen bereitere.

Er hatte nichts gegen Farbige, gleich, welchen Geschlechts. Leben und leben lassen. Eine Erde, ein Volk. Und so weiter.

Andererseits musste man schließlich an *irgendetwas* glauben.

Junior benebelte seinen Verstand nicht mit abergläubischem Unsinn und ließ sich nicht von den Ansichten der bürgerlichen Gesellschaft oder der selbstgefälligen Vorstellung von Richtig und Falsch, Gut und Böse einengen. Von Zedd hatte er gelernt, dass er der unumschränkte Herr im eigenen Universum war.

Selbstverwirklichung durch Selbstachtung lautete sein Grundsatz; absolute Freiheit und Genuss ohne Reue waren der Lohn für das treue Befolgen seiner Prinzipien. Das Einzige, woran er glaubte, war Junior Cain, und daran glaubte er, ein frommer Verehrer seiner selbst, mit glühender Leidenschaft. Und ein Mensch, so Ceasar Zedd, der klarsichtig genug war, die falschen Überzeugungen und

beengenden Regeln über Bord zu werfen, von denen sich die Menschheit in die Irre leiten ließ, der aufgeklärt genug war, nur an sich selbst zu glauben, ein solcher Mensch konnte sich auf seine Intuitionen und Gefühle verlassen, weil sie nicht von gesellschaftlichen Konventionen erstickt wurden, und wenn er seinen Gefühlen folgte, würden ihm Glück und Erfolg sicher sein. Sein Gefühl sagte ihm, dass es nicht richtig war, Neger zu massieren. Er spürte, dass ihm ein so enger Kontakt physischen oder moralischen Schaden zufügen würde.

Andererseits war es nicht leicht für ihn, die Patientin abzuweisen.

Es wurde erwartet, dass Präsident Lyndon B. Johnson das neue Bürgerrechtsgesetz mit tatkräftiger Unterstützung sowohl der Demokraten als auch der Republikaner noch im laufenden Jahr unterzeichnen würde, und unter diesen Umständen war es gefährlich für einen Menschen mit klarem

Verstand, der an seine eigene Überlegenheit glaubte, seinen begründeten Gefühlen Ausdruck zu geben, die ihm möglicherweise als Rassenvorurteile ausgelegt werden würden. Er konnte seinen Job verlieren.

Gerade, als er im Begriff war, seinen Vorgesetzten von seinen Bedenken in Kenntnis zu setzen und damit seine Entlassung zu riskieren, machte er glücklicherweise die Bekanntschaft dieser Patientin in spe. Von atemberaubender Schönheit mit ihren fünfzehn Jahren, war Seraphim auf ihre Weise ebenso bezaubernd wie Naomi, und sein Gefühl sagte Junior, dass die Gefahr, durch sie physischen oder moralischen Schaden zu erleiden, verschwindend gering war.

Wie alle Frauen jenseits der Pubertät und diesseits des Grabes fühlte sie sich zu ihm hingezogen. Sie sagte zwar nie etwas dergleichen, nicht mit Worten zumindest, aber sie verriet ihre Gefühle durch die Art, wie sie ihn ansah, durch den Tonfall ihrer Stimme, wenn sie seinen Namen aussprach. Im Laufe der dreiwöchigen Therapie lieferte sie ihm zahllose kleine, aber eindeutige Beweise ihres Verlangens.

Während der letzten Therapiesitzung erfuhr Junior, dass sie am Abend desselben Tages allein zu Hause sein würde, weil ihre Eltern eine Veranstaltung besuchten, bei der ihre Anwesenheit nicht erforderlich war. Sie tat so, als würde sie ihm diese Information ohne jeden Hintergedanken und in aller Unschuld geben; aber

Junior war ein Bluthund, wenn es galt, die Fährte einer Verführung aufzunehmen, so schwach die Witterung auch sein mochte.

Als er dann vor ihrer Tür stand, tat sie überrascht und unangenehm berührt.

Ihm war klar, dass Seraphim es, wie so viele Frauen, wollte und herausforderte, dass ihr Selbstbild ihr jedoch nicht gestattete, sich ihre sexuellen Wünsche einzugestehen und die Initiative zu ergreifen. Sie wollte sich selbst als ein schüchternes, sitzames, jungfräuliches Mädchen sehen, als so unschuldig, wie es sich für eine Pfarrerstochter gehörte ... und daraus folgte, dass Junior ein Ungeheuer sein musste, damit sie bekam, was sie wollte. Er tat ihr diesen Gefallen mit Freuden.

Es stellte sich heraus, dass Seraphim tatsächlich noch Jungfrau war, was Junior ausgesprochen aufregend fand. Einen besonderen Kick gab ihm die Vorstellung, dass sich die Sache im Haus ihrer Eltern abspielte ... und dass dieses Haus eine Pfarrei war.

Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, konnte er es mit dem Mädchen treiben, während im Hintergrund die Stimme ihres Vaters zu hören war, was ihn noch mehr erregte als die Vorstellung allein, es in einer Pfarrei zu tun. Als Junior an der Haustür klingelte, hatte sich Seraphini in ihrem Zimmer gerade ein Tonband mit einer Predigt angehört, an der ihr Vater arbeitete. Der gute Reverend pflegte einen ersten Entwurf auf Band zu diktieren, den seine Tochter dann niederschrieb. Drei Stunden lang besorgte Junior es ihr gnadenlos zum Rhythmus der Stimme ihres Vaters. Die »Gegenwart« des Reverends war herrlich pervers und regte seinen Sinn für erotische Experimente enorm an. Als er mit ihr fertig war, gab es nichts, was Seraphim in sexueller Hinsicht von einem Mann noch hätte lernen können.

Sie wehrte sich, weinte, täuschte Abscheu vor, spielte die Verschämte, schwor, ihm die Polizei auf den Hals zu hetzen. Ein anderer Mann, einer, der die Frauen nicht so gründlich durchschaute wie Junior, hätte ihre Gegenwehr und ihre Klagen über die angebliche Vergewaltigung vielleicht für echt gehalten. Jeder andere Mann wäre vielleicht zurückgeschreckt, aber Junior ließ sich nicht ins Bockshorn jagen.

Nachdem ihre Lust befriedigt war, brauchte sie einen Vorwand, um sich selbst einreden zu können, dass sie keine Hure, sondern ein unschuldiges Opfer war. In Wirklichkeit *wollte* sie niemandem

erzählen, was er mit ihr gemacht hatte. Vielmehr bat sie ihn indirekt, aber unmissverständlich, ihr einen Grund zu liefern, der es ihr ermöglichte, ihre leidenschaftliche Begegnung vor aller Welt geheim zu halten und sich selbst weiterhin einzureden, sie hätte die Dinge, die er mit ihr getan hatte, nicht herausgefordert.

Weil er Frauen wirklich liebte und ihnen immer gern zu Gefallen, stets auf Diskretion, Höflichkeit und Großzügigkeit ihnen gegenüber bedacht war, kam er Seraphims Wunsch nach, indem er ihr eine lebhaft Schilderung der furchtbaren Rache lieferte, die er üben würde, wenn sie einer Menschenseele erzählte, was er mit ihr getan hatte. Vlad der Pfähler, das historische Vorbild für Bram Stokers Dracula - auch ein Wissen, das er seinem Buchclub verdankte --, hätte sich keine entsetzlicheren Foltern und Verstümmelungen ausdenken können als das, was Junior dem Reverend, seiner Frau und Seraphim selbst anzutun drohte. Dieses Spielchen erregte ihn, und er war scharfsinnig genug, um zu erkennen, dass es das Mädchen nicht minder erregte, die Eingeschüchterten zu spielen.

Er verlieh seinen Drohungen einen realistischeren Anstrich, indem er ihr zum Abschluss ein paar herzhaft Schläge auf Brüste und Bauch verpasste, wo niemand die Spuren sehen würde; dann ging er nach Hause zu Naomi, mit der er zu diesem Zeitpunkt noch keine fünf Monate verheiratet war.

Als Naomi ihm zu verstehen gab, dass sie an Sex interessiert sei, stellte er zu seiner eigenen Verwunderung fest, dass er prompt wieder zum Stier wurde. Er hatte geglaubt, seine ganze Kraft in Reverend Harrison Whites Pfarrhaus verausgabt zu haben.

Natürlich liebte er Naomi und hätte ihr niemals etwas verweigert. In dieser Nacht war er besonders nett zu ihr, aber wenn er gewusst hätte, dass sie das Schicksal in weniger als einem Jahr auseinander reißen würde, wäre er vielleicht noch netter zu ihr gewesen.

Junior stand an Seraphims Grab, und sein Atem dampfte in der windstillen Nacht, als wäre er ein schnaubender Drache.

Er fragte sich, ob das Mädchen nicht doch geredet hatte.

Vielleicht hatte sie, weil sie sich nicht eingestehen mochte, dass sie sich das, was er mit ihr getan hatte, selbst gewünscht hatte, allmählich immer größere Schuldgefühle entwickelt, bis sie sich schließlich selbst einredete, vergewaltigt worden zu sein.

Neurotisches kleines Aas.

War *das* die Erklärung dafür, dass Thomas Vanadium als Einziger diesen Verdacht gegen Junior hatte?

Wenn der Detective glaubte, Seraphim sei vergewaltigt worden, ließ er sich vielleicht von dem verständlichen Wunsch, die Tochter seines Freundes zu rächen, dazu verleiten, Junior so erbarmungslos zu verfolgen, wie er es in den letzten sechs Tagen getan hatte.

Andererseits, wenn er es sich genau überlegte ... nein. Hätte Seraphim geredet, so hätte die Polizei innerhalb von Minuten mit einem Haftbefehl vor Juniors Tür gestanden. Auch wenn sie keinerlei Beweise hatten. In einer Zeit, in der es Mode war, mit den zuvor Unterdrückten zu sympathisieren, würde die Aussage eines Negermädchens schwerer wiegen als Juniors blütenreine Weste, sein ausgezeichnete Ruf und sein nachdrücklicher Widerspruch. Vanadium konnte unmöglich eine Verbindung zwischen Junior und Seraphim White sehen. Und das Mädchen konnte nicht mehr reden. Junior fiel wieder ein, was der Detective gesagt hatte: *Es heißt, sie wäre bei einem Autounfall ums Leben gekommen.*

Es heißt...

Vanadium hatte das in seinem üblichen monotonen Singsang gesagt, ohne besonderen Nachdruck auf diese beiden Worte zu legen. Dennoch spürte Junior, dass der Detective an der Erklärung für den Tod des Mädchens zweifelte.

Vielleicht war in Vanadiums Augen *jeder* Unfalltod verdächtig. Vielleicht gehörte die Besessenheit, mit der er Junior nachstellte, zu seiner üblichen Ermittlungsroutine. Vielleicht hatte er zu lange in Mordsachen ermittelt, war dem Bösen in Menschengestalt zu häufig begegnet und hatte sich dadurch zum Menschenfeind und Paranoiker entwickelt.

Fast tat er Junior Leid, dieser traurige, vierschrotige, verbohrt Polizist, den die schweren Jahre im Dienst der Öffentlichkeit um den Verstand gebracht hatten.

In diesem Fall war die gute Seite nicht zu übersehen. Wenn Vanadium bei Polizei und Staatsanwaltschaft dafür bekannt war, dass er unter Wahnvorstellungen litt und ständig hinter Phantomverbrechern herjagte, würde man seine unbegründete Mordtheorie in Naomis Fall nicht ernst nehmen. Und wenn in seinen Augen jeder Tod verdächtig war, würde er bald das Interesse an Junior verlieren, und sich mit der gleichen Begeisterung einem anderen armen Teufel an die Fersen zu heften.

Falls sein neues Interesse dem Nachweis galt, dass es bei Seraphims Unfall nicht mit rechten Dingen zugegangen war, erwies das Mädchen Junior sogar als Tote noch einen Dienst. Denn ob der Autounfall ein Unfall war oder nicht, fest stand, dass Junior nichts damit zu tun hatte.

Allmählich beruhigte er sich. Die frostigen Wolken des Atems wurden zu einem durchsichtigen Hauch, der sich auflöste, kaum dass er seine Lippen verlassen hatte.

Als er die Lebensdaten auf dem Grabstein las, stellte er fest, dass die Pfarrerstochter am 7. Januar, einen Tag nach Naomis Sturz von dem Wachturm also, gestorben war. Wenn man ihn je danach fragte, würde er keine Schwierigkeiten haben, nachzuweisen, wo er an *diesem* Tag gewesen war.

Nachdem Junior die Taschenlampe ausgeknipst hatte, blieb er noch einen Moment in feierlichem Andenken an Seraphim stehen. Sie war so süß, so unschuldig, so anschmiegsam, so zartgliedrig gewesen.

Traurigkeit legte sich wie eine Fessel um sein Herz, aber er vergoss keine Tränen.

Hätte sich ihre Beziehung nicht auf einen einzigen Abend der Leidenschaft beschränkt, wären ihre Welten nicht so verschieden gewesen, wäre sie nicht minderjährig und darum eine verbotene Frucht gewesen, so hätte sich vielleicht eine offene Romanze entwickelt und ihr Tod ihn jetzt tiefer berührt.

Eine gespenstisch bleiche Lichtsichel schimmerte auf dem schwarzen Granit.

Juniors Blick wanderte vom Grabstein zum Mond hinauf. Er sah aus wie ein bedrohlich scharfer silberner Krummsäbel, aufgehängt an einem Faden, der dünner war als ein Menschenhaar.

Es war nur der Mond, aber er machte ihn nervös.

Plötzlich schien die Nacht ... Augen zu haben.

Ohne die Taschenlampe wieder einzuschalten, lief er den nur vom Mondlicht beschienen Hang des Friedhofs hinunter zum Zufahrtsweg.

Als er bei seinem Suburban angelangt war und die Hand um den Türgriff auf der Fahrerseite schloss, spürte er etwas Ungewohntes in seiner Handfläche. Einen kleinen, kalten Gegenstand, der auf der schmalen Kante balancierte.

Erschrocken zog er die Hand zurück. Der Gegenstand fiel mit

einem leisen Klimpern auf die Straße.

Er knipste die Taschenlampe an. Im Lichtkegel, auf dem schwarzen Asphalt, eine silbernes Rund. Wie ein Vollmond am nächtlichen Himmel.

Ein Vierteldollar.

Der Vierteldollar natürlich. Derselbe, der sich am Freitag nicht in der Tasche seines Bademantels befunden hatte, wo er eigentlich hätte sein müssen.

Er suchte die unmittelbare Umgebung im Licht der Taschenlampe ab, und Schatten kreisten um Schatten, Gespenster, die sich im Ballsaal der Nacht im Walzer drehten.

Keine Spur von Vanadium. Einige der massiveren Grabmäler zu beiden Seiten des Weges waren als Versteck geeignet, ebenso die dicken Stämme der größeren Bäume.

Der Polizist konnte überall und nirgends sein.

Nach kurzem Zögern hob Junior die Münze auf.

Am liebsten hätte er sie mit Schwung weit in die Dunkelheit des nächtlichen Friedhofs geschleudert.

Sofern Vanadium ihn jedoch beobachtete, hätte er aus einem solchen Verhalten geschlossen, dass er mit seiner eigenwilligen Strategie Erfolg hatte und dass Juniors Nerven blank lagen. Bei einem so hartnäckigen Gegner wie diesem geistesgestörten Bullen konnte man es nicht wagen, eine Schwäche zu zeigen.

Junior ließ die Münze in der Hosentasche verschwinden.

Knipste das Licht aus. Lauschte.

Fast erwartete er, Thomas Vanadium in der Ferne leise singen zu hören: »Someone to Watch over Me«.

Nach einer Weile tastete er in seiner Hosentasche nach der Münze. Sie war noch da.

Er stieg in den Wagen und zog die Tür zu, ließ den Motor aber noch nicht an.

Rückblickend musste er sich eingestehen, dass es nicht besonders klug gewesen war, hierher zu kommen. Offensichtlich war ihm der Detective gefolgt. Nun würde Vanadium sich Gedanken über die Beweggründe von Juniors nächtlichem Ausflug zum Friedhof machen.

Wenn er sich in Vanadium hineinversetzte, fielen ihm einige Gründe für seinen Besuch an Seraphims Grab ein. Bedauerlicherweise stützte keiner dieser Gründe die Beteuerung seiner

Unschuld.

Im schlimmsten Fall konnte Vanadium anfangen, nach einer Verbindung zwischen Junior und Seraphim zu suchen, herausfinden, dass er sie als Krankengymnast behandelt hatte, und in seiner Paranoia zu dem irrigen Schluss kommen, Junior habe bei dem Autounfall irgendwie die Hände im Spiel gehabt. Das war natürlich verrückt, aber die Gedankengänge des Detectives wurden ja eindeutig nicht von Vernunft geleitet.

Im besten Fall würde Vanadium annehmen, Junior habe den Friedhof aufgesucht, um herauszufinden, wessen Begräbnis sein Erzfeind begewohnt hatte ... womit er den Nagel auf den Kopf getroffen hätte. Aber dann wäre für ihn auch klar gewesen, dass Junior sich vor ihm fürchtete und ängstlich darauf bedacht war, ihm immer einen Schritt voraus zu sein. Ein Unschuldiger hätte sich nicht eine solche Mühe gemacht. In den Augen dieses übergeschnappten Bullen hätte sich Junior ebenso gut auf die Stirn schreiben können: *Ich habe Naomi umgebracht.*

Nervös betastete er seine Hosentasche und fühlte durch den Stoff hindurch die Umrisse des Vierteldollars. Er war noch da.

Im kalkweißen Licht des Mondes wirkte der Friedhof wie eine arktische Landschaft. Das Gras schimmerte unheimlich silbern wie Schnee in der Nacht, und die Grabsteine ragten schief in die Luft wie aufgeworfene Eiszacken in einer zerklüfteten Ödnis.

Der schwarze Zufahrtsweg schien aus dem Nichts zu kommen und sich im leeren Raum zu verlieren, und Junior hatte plötzlich das beängstigende Gefühl, allein auf der Welt zu sein, so allein und schutzlos, wie er es noch nie gewesen war.

Vanadium war kein Polizist wie alle anderen, das hatte er selbst gesagt. Was hinderte ihn, überzeugt davon, dass Junior Naomi umgebracht hatte, und von dem Wunsch getrieben, Beweise für seine Theorie zu finden, in seiner Besessenheit daran, sich selbst zum ausführenden Arm der Gerechtigkeit zu machen? Was hinderte ihn, geradewegs zu dem Suburban zu marschieren und seinem Verdächtigen eine Kugel in den Kopf zu jagen?

Junior verriegelte die Tür. Dann ließ er den Motor an und fuhr schneller davon, als es angesichts des kurvenreichen Friedhofsweges geraten war. Auf dem Heimweg sah er unablässig in den Rückspiegel. Kein Fahrzeug folgte ihm.

Er wohnte in einem gemieteten Haus, einem Dreizimmer-Bungalow, umgeben von mächtigen Himalaja-Zedern mit weit ausladenden, hängenden Ästen. Die Bäume, die er normalerweise als schützend und anheimelnd empfand, wirkten plötzlich düster und drohend auf ihn.

Als er durch die Verbindungstür aus der Garage in die Küche trat und das Deckenlicht einschaltete, war er beinahe darauf gefasst, Vanadium vor einer Tasse Kaffee an seinem Kiefern Tisch sitzen zu sehen. Die Küche war leer.

Zimmer für Zimmer, Schrank für Schrank suchte Junior das Haus nach dem Polizisten ab. Er war nicht da.

Erleichtert, aber immer noch auf der Hut, machte er noch einmal die Runde durchs Haus, um sicherzugehen, dass alle Türen und Fenster fest verschlossen waren.

Nachdem er sich ausgezogen hatte, saß er noch eine Weile auf der Bettkante, rieb die Münze zwischen Daumen und Zeigefinger seiner Rechten und hing seinen düsteren Gedanken an Thomas Vanadium nach. Er versuchte, die Münze über die Knöchel des Handrückens abrollen zu lassen, aber

sie fiel immer wieder herunter.

Schließlich legte er den Vierteldollar auf den Nachttisch, knipste die Lampe aus und schlüpfte unter die Bettdecke.

Er konnte nicht schlafen.

Am Morgen hatte er das Bett frisch bezogen. Das Bettzeug roch nicht mehr nach Naomi.

Ihre Kleider hatte er noch nicht aussortiert. Im Dunkeln ging er zur Kommode, zog eine Schublade heraus und fand einen Baumwollpullover, den sie noch vor kurzem getragen hatte.

Wieder am Bett, breitete er den Pullover auf seinem Kissen aus. Er legte sich hin und drückte das Gesicht in den Stoff. Naomis süßer, zarter Duft wirkte wie ein Schlaflied auf ihn, und schon bald war er eingeschlummert.

Als er am Morgen erwachte, hob er den Kopf, um einen Blick auf den Wecker zu werfen ... und sah die fünfundzwanzig Cents auf dem Nachttisch. Zwei Zehner und ein Fünfer.

Mit einem Ruck fegte Junior die Decke beiseite und sprang aus dem Bett, aber seine Knie waren so weich, dass er sich auf der Stelle wieder setzen musste.

Im Zimmer war es hell genug, um zu erkennen, dass er allein war.
Im Innern der Kiste, in der Naomi jetzt ruhte, konnte kein tieferes
Schweigen herrschen als in diesem Haus.

Die Münzen lagen auf einer verdeckten Spielkarte.

Er zog die Karte unter dem Kleingeld hervor und drehte sie um. Ein
Joker. Quer über die Karte war in roten Druckbuchstaben ein Name
geschrieben: bartholomew.

31. Kapitel

Fast eine Woche lang mied Agnes auf Anraten der Ärzte jedes Treppensteigen. Sie wusch sich in der Toilette im Erd-geschoss und schlief, Barty neben sich in einem Stubenwagen, auf der Ausziehcouch im Wohnzimmer.

Maria Gonzalez brachte Reiseintöpfe, hausgemachte Tamales und gefüllte Chilischoten vorbei. Jacob backte täglich Plätzchen und Kekse, jedes Mal eine neue Sorte und in solchen Mengen, dass Marias Schüsseln stets mit Backwaren gefüllt waren, wenn sie sie wieder mit nach Hause nahm.

Edom und Jacob kamen jeden Abend zum Essen zu Agnes herüber. Und obwohl die Vergangenheit schwer auf ihnen lastete, wenn sie sich unter diesem Dach aufhielten, blieben sie stets lange genug, um noch das Geschirr zu waschen, bevor sie den Rückzug in ihre Wohnungen über der Garage antraten.

Von Joeys Seite gab es keine Verwandten, die ihre Hilfe hätten anbieten können. Seine Mutter war an Leukämie gestorben, als er vier war. Sein Vater, ein großer Biertrinker und Aufschneider vor dem Herrn - wie der Vater so *nicht* der Sohn - war fünf Jahre später bei einer Kneipenschlägerei ums Leben gekommen. Da es keine Verwandten gab, die bereit waren, ihn aufzunehmen, wurde Joey in ein Waisenhaus geschickt. Mit seinen neun Jahren kam er kaum noch für eine Adoption in Frage - da waren Babys die heiß begehrten Objekte -, und so hatte er den Rest seiner Kindheit und frühen Jugend in der Obhut der öffentlichen Fürsorge verbracht. So wenig Hilfe also von Seiten der Familie zu erwarten war, so zahlreich gaben sich hilfsbereite Freunde und Nachbarn die Klinke in die Hand, und einige erboten sich auch, über Nacht bei Agnes zu bleiben. Die Hilfe beim Putzen, Waschen und Einkaufen nahm sie dankbar an, wollte aber wegen ihrer Träume nicht rund um die Uhr Gesellschaft haben.

Sie träumte jede Nacht von Joey. Es waren keine Alpträume. Kein Blut, keine Wiederholung der schrecklichen Erlebnisse. In ihren Träumen war sie mit Joey beim Picknick oder auf einem Jahrmarkt. Oder sie liefen einen Strand entlang. Sahen sich im Kino einen Film an. Diese Szenen waren von Wärme, Kameradschaft und Liebe durchdrungen. Nur wandte sie an irgendeinem Punkt immer

den Blick von Joey ab, und wenn sie sich wieder umdrehte, war er fort, und sie wusste, dass er sie für immer verlassen hatte.

Aus diesen Träumen erwachte sie stets tränenüberstört, und sie wollte nicht, dass jemand sie so sah. Nicht, dass sie sich ihrer Tränen geschämt hätte. Aber sie wollte sie mit niemandem teilen als mit Barty.

Ihren winzigen Sohn in den Armen, saß Agnes dann in einem Schaukelstuhl und weinte leise vor sich hin. Oft schlief Barty die ganze Zeit. Und wenn er einmal aufwachte, lächelte er oder zog verwundert das Gesicht in Falten.

Das Lächeln des kleinen Wesens war so bezaubernd und seine Verwunderung von so komischem Ernst, dass beides eine unfehlbare Wirkung auf Agnes hatte und ihren Kummer so sicher wegfegte, wie Hefe einen Teig zum Gehen bringt. Tränen der Trauer verwandelten sich in Tränen der Rührung.

Barty weinte nie. Auf der Säuglingsstation des Krankenhauses hatte er die Schwestern in Staunen versetzt, weil er selbst dann, wenn alle anderen Neugeborenen im Chor geschrien hatten, stets ruhig und heiter geblieben war.

Am Freitag, dem 15. Januar, neun Tage nach Joeys Tod, klappte Agnes die Schlafcouch zusammen und beschloss, von jetzt an wieder im oberen Stockwerk zu schlafen. Und zum ersten Mal seit ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus berei-

tete sie, statt auf die Eintöpfe der Freunde oder auf die Vorräte in der Tiefkühltruhe zurückzugreifen, eigenhändig ein Abendessen.

Da Marias Mutter aus Mexiko zu Besuch gekommen war und die Kinder hütete, konnte Maria der Einladung folgen und Agnes und den beiden Stimmungskanonen der Familie Isaacson, diesen

Chronisten der Weltkatastrophen, Gesellschaft leisten. Es sollte nicht in der Küche, sondern im Esszimmer gegessen werden, an einer festlich gedeckten Tafel mit spitzenbesetztem Tischtuch, dem guten Geschirr, Weingläsern aus Kristall und frischen Blumen.

Die Einladung zu einem festlichen Abendessen war Agnes' Art, nicht nur den versammelten Anwesenden, sondern vor allem sich selbst zu zeigen, dass es an der Zeit war, um Bartholomews und auch um ihrer selbst willen ihr gewohntes Leben wieder aufzunehmen.

Maria kam ein bisschen früher, um bei den letzten Vorbereitungen in der Küche zu helfen. Sie fühlte sich zwar geschmeichelt, als Gast

geladen zu sein, schaffte es aber nicht, sich mit einem Glas Wein zurückzulehnen, solange es in der Küche noch etwas zu tun gab. Schließlich gab sich Agnes geschlagen. »Irgendwann wirst du lernen müssen, einmal nichts zu tun und dich zu entspannen, Maria.«

»Ich gern bin nützlich wie Hammer.«

»Hammer?«

»Hammer, Säge, Schraubenzieher. Ich gern bin nützlich so, wie Werkzeug nützlich ist.«

»Na schön, aber deck den Tisch nicht mit dem Hammer.«

»Ist Scherz.« Maria war stolz auf sich, weil sie Agnes' Worte richtig gedeutet hatte.

»Nein, ich meine es ernst. Kein Hammer.«

»Ist gut, dass Sie sind Scherz.«

»Es ist gut, dass ich *scherzen kann*«-, berichtigte Agnes.

»Ist, was ich sage.«

Am Tisch war Platz für sechs Personen, und Agnes bat Maria, an den langen Seiten für jeweils zwei Personen zu decken, sodass die Schmalseiten frei blieben. »Es ist gemütlicher, wenn wir uns alle gegenüber sitzen.«

Maria legte fünf Gedecke auf statt vier. Der fünfte Platz -komplett eingedeckt mit Besteck, Wasserglas und Weinkelch - war am Kopfende des Tisches, zur Erinnerung an Joey.

Die Reminiszenz des leeren Stuhls war das Letzte, was Agnes in ihrem Kampf, den Verlust zu verarbeiten, gebrauchen konnte. Aber Maria meinte es gut, und Agnes wollte ihre Gefühle nicht verletzen. Bei Kartoffelsuppe und Spargelsalat ließ sich die Unterhaltung viel versprechend an: ein Gespräch über die beliebtesten Kartoffelgerichte, Bemerkungen zum Wetter, Geschichten über Weihnachten in Mexiko.

Natürlich blieb es nicht aus, dass Edom das Gespräch irgendwann auf Tornados im Allgemeinen und auf den berühmten Wirbelsturm von 1925 im Besonderen brachte, der über Missouri, Illinois und Indiana hinweggerast war und ganze Teile dieser drei Staaten verwüstet hatte.

»Die meisten Tornados berühren den Boden nur vierzig Kilometer weit oder noch weniger«, erklärte Edom, »aber bei diesem zog der Trichter eine fast vierhundert Kilometer lange und zwei Kilometer breite Schneise über die Erde! Alles, was ihm im Weg war ... in

tausend Stücke zerschmettert. Wohnhäuser, Fabriken, Kirchen, Schulen ... alles *pulverisiert*. Murphysboro in Illinois wurde von der Landkarte getilgt, *ausradiert*, Hunderte von Menschen kamen allein in dieser einen Stadt ums Leben.«

Mit schreckgweiteten Augen legte Maria das Besteck aus den Händen und bekreuzigte sich.

»Er zerstörte vier Städte so vollständig, als wären sie von Atombomben getroffen worden, verwüstete sechs weitere Städte zum Teil, machte *fünfzehntausend* Wohnhäuser dem Erdboden gleich. Und das waren nur die Wohnhäuser. Das Ding war pechschwarz, riesig, schwarz und Grauen erregend, von Blitzen durchzuckt und begleitet von einem donnernden Gebrüll, hieß es, als würden hundert Gewitterstürme zur gleichen Zeit toben.«

Wieder bekreuzigte sich Maria.

»In drei Staaten kamen sechshundertfünfundneunzig Menschen ums Leben. Windgeschwindigkeiten, so gewaltig, dass einige der Leichen fast drei Kilometer von der Stelle entfernt gefunden wurden, an der sie mitgerissen worden waren.«

Maria bedauerte offenbar, keinen Rosenkranz mitgebracht zu haben. Mit den Fingern der rechten Hand drückte sie nacheinander die Knöchel der Linken, als wären es Gebetsperlen.

»Gott sei Dank«, fiel Agnes ein, »haben wir hier in Kalifornien keine Tornados.«

»Aber wir haben Staudämme«, entgegnete Jacob und fuchtelte dabei mit seiner Gabel in der Luft. »Die große Überschwemmung von Johnstown, 1889. Pennsylvania, zugegeben, aber dasselbe könnte hier bei uns passieren. Und das war gewaltig, kann ich euch sagen. Der South-Fork-Damm brach. Eine zwanzig Meter hohe Flutwelle begrub die Stadt vollständig unter sich. Dein Tornado hat an die siebenhundert Menschenleben gefordert, aber bei meinem Dammbruch sind zweitausendzweihundertneun Leute gestorben. Neunund-neunzig Familien wurden komplett ausgelöscht. Achtund-neunzig Kinder verloren beide Elternteile.«

Maria hörte auf, mit ihren Knöcheln den Rosenkranz zu beten und suchte stattdessen Trost und Halt in einem kräftigen Schluck Wein.

»Unter den Toten waren dreihundertsechundneunzig Kinder unter zehn Jahren«, fuhr Jacob fort. »Ein Personenzug wurde von den Schienen gerissen und begrub zwanzig Menschen unter sich. Ein Güterzug mit Tankwaggons wurde zerschmettert, und das

ausfließende Öl breitete sich auf der Wasseroberfläche aus und entzündete sich, sodass all diese Menschen, die sich auf irgendwelche schwimmenden Trümmer gerettet hatten, plötzlich von Flammen eingeschlossen waren und in der Falle saßen. Ihnen blieb nur noch die Wahl, bei lebendigem Leib zu verbrennen oder zu ertrinken.«

»Nachtisch?«, fragte Agnes.

Bei Schwarzwälder Kirschtorte und Kaffee fing Jacob an, sich ausführlich über die Explosion eines mit Ammoniumnitrat beladenen französischen Frachtschiffs im Hafen von Texas City im Jahr 1947 auszulassen. Fünfhundertsechundsiebzig Menschen waren dabei umgekommen.

Unter Aufbietung ihres ganzen gastgeberischen Geschicks lenkte Agnes das Gespräch allmählich von verheerenden Explosionen auf die Feuerwerke am Unabhängigkeitstag, dann auf Erinnerungen an die Sommerabende, an denen sie, Joey, Edom und Jacob im Garten zusammen Karten - Binokel, Canasta, Bridge - gespielt hatten. Im Team waren Jacob und Edom beim Kartenspiel schwer zu schlagen, weil sie durch jahrelanges Faktensammeln als Statistiker des Grauens ihr Zahlengedächtnis geschult hatten.

Als das Gespräch schließlich auf Kartentricks und Wahrsagerei kam, erzählte Maria, dass sie manchmal die Karten lege.

Edom, der eine Gelegenheit witterte, möglicherweise zu erfahren, wann genau eine Flutwelle oder ein auf die Erde stürzender Asteroid seinen Untergang besiegeln würde, holte eifrig ein Kartenspiel aus dem Schrank im Wohnzimmer. Als Maria erklärte, es werde nur jede dritte Karte umgedreht und sie benötige für ihren Blick in die Zukunft vier Spiele, ging Edom noch einmal ins Wohnzimmer, um drei weitere herauszukramen.

»Bring vier mit«, rief Jacob ihm nach, »vier neue Spiele!«

Da sich die Karten bei ihnen schnell abnutzten, bewahrten sie einen reichlichen Vorrat an Kartenspielen aller Art im Haus auf.

An Agnes gewandt, sagte Jacob: »Bestimmt sagen sie uns ein günstigeres Schicksal voraus, wenn es schöne, unbenutzte Karten sind, meinst du nicht auch?«

Vermutlich in der Hoffnung, endlich Gewissheit zu erhalten, welcher entgleisende Güterzug, welche in die Luft fliegende Fabrik seinem Leben ein jähes Ende bereiten würde, schob Jacob seinen Dessertteller beiseite, mischte zuerst jedes Kartenspiel einzeln und

dann noch einmal gründlich alle zusammen. Dann schichtete er alles vor Maria zu einem Stapel auf.

Keinem der Anwesenden schien der Gedanke zu kommen, dass die Wahrsagerei in diesem Haus und zu diesem Zeitpunkt möglicherweise nicht der passendste Zeitvertreib war, angesichts der Tatsache, dass Agnes gerade erst so furchtbar vom Schicksal mitgespielt worden war.

Glaube und Hoffnung gingen für Agnes Hand in Hand. Sie hatte immer an der Überzeugung festgehalten, dass die Zukunft nur Gutes für sie bereithielt, aber im Augenblick war ihr nicht wohl bei dem Gedanken, ihren Optimismus auch nur mit harmlosem Kartenlesen auf die Probe zu stellen. "Wie schon beim Auflegen des fünften Gedecks widerstrebte es ihr aber auch jetzt, Einwände zu erheben.

Während Jacob mit dem Mischen der Karten beschäftigt war, hatte Agnes den kleinen Barty aus seinem Wagen genommen. Sie war überrascht und unangenehm berührt, als sie erfuhr, dass dem Kleinen als Erstem die Zukunft gedeutet werden solle.

Maria drehte sich zur Seite, nahm die oberste Karte von dem Stapel aus vier Spielen und deckte sie vor Barty auf.

Die erste Karte war ein Herzass. Das sei wirklich eine sehr gute Karte, bemerkte Maria, und sie bedeute, dass Barty einmal Glück in der Liebe haben werde.

Maria legte zwei Karten beiseite und deckte dann die dritte auf. Es war wieder ein Herzass.

»He, er wird ja ein richtiger Romeo«, rief Edom aus.

Barty gluckste und blies ein Spuckebläschen auf.

»Die Karte ist bedeuten auch Liebe von Familie und Liebe von vielen Freunden, nicht nur Schmusi-Schmusi-Liebe«, erläuterte Maria.

Auch die dritte Karte, die sie aufgedeckt vor Barty auf den Tisch legte, war ein Herzass.

»Wie oft passiert so etwas?«, fragte Jacob staunend.

Obwohl dem Herzass nur positive Bedeutungen zugeordnet seien und obwohl es, wie Maria erklärte, noch mehr Gutes bedeute, wenn es gleich mehrfach und in Folge auftauchte, liefen Agnes Kälteschauer in Wellen den Rücken herunter, als wären ihre Wirbel Finger, die ein Kartenspiel mischten.

Die nächste aufgedeckte Karte vervollständigte das Quartett.

Während das eine Herz in der Mitte des weißen Rechtecks bei ihren

Brüdern und Maria freudiges Erstaunen auslöste, erschrak Agnes bei seinem Anblick. Sie versuchte ihre wahren Gefühle hinter einem Lächeln zu verbergen, das aber so dünn ausfiel wie die Kante einer Spielkarte.

Dieses unglaubliche vierte Herzass, so erklärte Maria in ihrem gebrochenen Englisch, bedeute, dass Barty nicht nur der richtigen Frau begegnen und mit ihr in einer lebenslangen romantischen Liebe voll märchenhafter Poesie verbunden sein werde, dass er nicht nur von seiner Familie und einer großen Freundesschar mit Liebe überschüttet werden würde, sondern dass er auch die Liebe unzähliger Menschen genießen werde, die ihn nicht einmal persönlich kannten.

»Wie können ihn Menschen lieben, die ihm nie begegnen?«, fragte Jacob mit mürrisch gerunzelter Stirn.

»Das ist bedeuten, dass Barty wird sein *muy* berühmt später«, entgegnete Maria strahlend.

Agnes wünschte ihrem Sohn, dass er glücklich sein würde. An Ruhm war ihr nicht gelegen. Ihr Gefühl sagte ihr, dass beides, Glück und Ruhm, nur selten zusammentraf.

Sie hatte Barty sachte in ihren Armen gewiegt, jetzt hielt sie mit Schaukeln inne und drückte ihn fest an die Brust.

Die fünfte Karte war wiederum ein ass, und Agnes hielt erschrocken die Luft an, weil sie einen Moment lang glaubte, es sei ebenfalls ein Herz, ein unmögliches fünftes ass der gleichen Farbe in einem Stapel aus vier Kartenspielen. Aber nein: ein Karoass.

Auch das, erklärte Maria, sei eine höchst wünschenswerte Karte, denn sie bedeute, dass Barty nie arm sein werde. Und sie habe ein besonderes Gewicht, weil sie auf die vier Herzasse gefolgt sei.

Auch die sechste Karte war ein Karoass.

Schweigend starrten die Anwesenden darauf.

Sechs Asse in Folge und alle rot. Agnes konnte zwar nicht ausrechnen, wie hoch genau die Wahrscheinlichkeit gegen eine solche Kartenfolge stand, aber sie wusste, dass sie Schwindel erregend hoch sein musste.

»Ist bedeuten, dass er nicht nur wird sein nicht arm, sondern sogar reich.«

Die siebte Karte war ein drittes Karoass.

Kommentarlos legte Maria zwei Karten beiseite und deckte eine achte auf. Auch das war ein Karoass.

Maria bekreuzigte sich, wie sie es getan hatte, als Edom seinen langatmigen Vortrag über den verheerenden Tornado des Jahres 1925 gehalten hatte, aber diesmal aus einer anderen Motivation heraus. Beim ersten Mal hatte sie das Kreuz geschlagen, um Unheil abzuwehren, jetzt tat sie es mit einem stauenden Lächeln, um Gott für die Gnade zu danken, die er Barty den Karten zufolge so reichlich schenkte.

Barty, so erklärte sie, werde in vielerlei Hinsicht reich sein. Reich an materiellen Gütern, aber auch reich an Begabungen, an inneren Werten und an Wissen. Reich an Mut und Ehrgefühl. Reich an Vernunft, Urteilsvermögen und Glück.

Jede andere Mutter hätte sich wahrscheinlich gefreut, wenn ihrem Kind eine so glänzende Zukunft vorausgesagt worden wäre. Aber Agnes spürte, wie es in ihrem Herzen mit jeder dieser großartigen Vorhersagen um ein paar Grade kälter wurde.

Die neunte Karte war ein Pikbube. Bei seinem Anblick legte sich ein Schatten über Marias zuvor so strahlende Miene.

Buben symbolisierten Maria zufolge Feinde, Menschen, die voller Falsch waren, aber auch solche, die aus ihrer Bosheit keinen Hehl machten. Der Herzbube stehe für einen Rivalen in der Liebe oder für einen untreuen Liebespartner: ein Feind, der dem Herzen schwere Wunden zufüge. Der Karobube weise auf eine Person hin, die finanziellen Schaden anrichte. Der Kreuzbube sei einer, der mit Worten verletze: einer, der mit Verleumdungen und Diffamierungen um sich werfe und sein Opfer mit böswilliger und unbegründeter Kritik verfolge.

Der Pikbube, den sie gerade aufgedeckt habe, sei aber der finsterste Bube von allen. Er sei ein grausamer und gewalttätiger Feind.

Mit seinen blonden Kringellocken, dem aufgewirbelten Schnurrbart und dem hochmütig nach links gewendeten Profil machte der Bube den Eindruck eines Schurken, wie er im Buche steht.

Schon hielt Maria die zehnte Karte in ihrer kleinen braunen Hand. Agnes hatte das altvertraute rote Emblem des Spielkartenherstellers auf der Kartenrückseite nie als ein unheilverkündendes Symbol empfunden, aber jetzt erschien es ihr so bedrohlich und geheimnisvoll wie ein Voodoo-Zeichen oder die Beschwörungsformel eines Satanskults.

Maria drehte die Hand mit der Karte um, und wieder zeigte sich

ihnen ein Pikbube, kam mit einem klatschenden Geräusch auf der Tischplatte zu liegen.

Der zweite in Folge gezogene Pikbube symbolisiere keinen zweiten tödlichen Feind, sondern er bedeute, dass es sich bei dem ersten bereits vorhergesagten um einen außergewöhnlich mächtigen und besonders gefährlichen Gegner handle.

Jetzt wusste Agnes, warum sie diese ganze Wahrsagerei eher mit Bestürzung als mit Begeisterung aufgenommen hatte: Wenn man so unvorsichtig war, an das Glück zu glauben, das die Karten verkündeten, musste man zwangsläufig auch an das vorhergesagte Unglück glauben.

In ihren Armen blubberte der kleine Barty zufrieden vor sich hin und scherte sich nicht darum, dass die Zukunft angeblich märchenhafte Liebe, sagenhafte Reichtümer und grausame Feinde für ihn bereithielt.

Er war so unschuldig. Dieser süße Junge, dieses reine, makellose Geschöpf konnte keinen Feind auf dieser Welt haben, und Agnes konnte sich nicht vorstellen, dass überhaupt ein Kind, das sie gebar, je Feindschaft auf sich ziehen würde - nicht, wenn sie es im richtigen Geist großzog. Das war nichts als Unsinn, bloß alberne Kartenleserei.

Agnes hätte Maria daran gehindert, die elfte Karte umzudrehen, wenn ihre Neugier nicht der Furcht die Waage gehalten hätte.

Als er den dritte Pikbuben sah, fragte Edom, an Maria gewandt: »Was ist das für ein Feind, den drei aufeinander folgende Buben symbolisieren?«

Marias Blick hing unverwandt an der Karte, die sie aufgedeckt hatte, und sie sagte eine Weile lang nichts, als hätte der papierene Bube sie völlig in seinen Bann geschlagen. Schließlich sagte sie: »Ein Ungeheuer. Ein menschliches Ungeheuer.«

Jacob räusperte sich nervös. »Und was ist, wenn nacheinander vier gleiche Buben aufgedeckt werden?«

Agnes ärgerte sich über den feierlichen Ernst ihrer Brüder. Sie schienen diese Kartenleserei so ernst zu nehmen, als wäre das Ganze mehr als nur ein harmloser Zeitvertreib nach dem Essen. Zugegebenermaßen hatte sie sich von der Abfolge der gezogenen Karten ebenfalls aus der Ruhe bringen lassen. Sobald man bereit war, ihnen eine gewisse Aussagekraft zuzugestehen, öffnete man dem uneingeschränkten Glauben Tür und Tor.

Die Chancen mussten eins zu Abermillionen gegen diese denkwürdige Kartenfolge stehen, was den Voraussagen aber nur eine gewisse Gültigkeit zu verleihen schien.

Aber nicht jeder merkwürdige Zufall hat etwas zu bedeuten. Wenn man millionen Mal eine Münze wirft, wird sie etwa eine halbe Million Mal mit der Kopfseite und etwa ebenso oft mit der Zahl nach oben landen. Im Verlauf der Übung wird es Phasen geben, in denen sie dreißig, vierzig, hundert Mal hintereinander die Kopfseite zeigt. Das bedeutete nicht, dass das Schicksal im Spiel wäre oder dass Gott - nicht nur ein rätselhaftes Wesen wie gewöhnlich, sondern zur Abwechslung einmal völlig unergründlich - durch die Münze den Weltuntergang ankündigte; es bedeutete, dass sich das Gesetz der Wahrscheinlichkeit nur auf lange Sicht bestätigt und dass die kurzfristigen Abweichungen von der Regel nur für die Leichtgläubigen eine tiefere Bedeutung haben.

Und, was ist nun, wenn nacheinander vier gleiche Buben aufgedeckt werden?

Schließlich antwortete Maria mit kaum hörbarer Stimme auf Jacobs Frage und bekreuzigte sich beim Sprechen noch einmal. »Vier ich habe noch nie gesehen. Nicht einmal drei. Aber vier ... ist der Teufel in Person.«

Edom und Jacob nahmen diese Erklärung mit so ernsthafter Miene auf, als wäre es an der Tagesordnung, dass der Teufel durch die Straßen von Bright Beach spazierte und gelegentlich ein Baby aus den Armen seiner Mutter stahl und mit Senf verspeiste.

Selbst Agnes ließ sich einen Moment lang so sehr aus dem Konzept bringen, dass sie sagte: »Jetzt reicht es. Das ist kein Spaß mehr.«

Wie zur Bestätigung schob Maria den Stapel der noch nicht gezogenen Karten von sich und starrte ihre Hände an, als hätte sie das Bedürfnis, sie lange und gründlich unter heißem Wasser zu schrubben.

»Nein, warte«, fuhr Agnes, in dem Versuch, sich aus den Fängen ihrer irrationalen Angst zu befreien, fort. »Das ist ja albern. Es sind nur Spielkarten. Und wir sind alle neugierig.«

»Nein«, entgegnete Maria düster.

»Ich muss es nicht sehen«, pflichtete Edom ihr bei.

»Ich auch nicht«, sagte Jacob.

Agnes zog den Kartenstoß zu sich heran. Marias Beispiel folgend, legte sie die obersten zwei Karten unbesehen beiseite, um dann die

dritte aufzudecken.

Da war er, der Letzte der Pikbuben.

Obwohl ihr wie ein Stromstoß ein kalter Schauer durch das Rückgrat lief, betrachtete sie die Karte mit einem Lächeln. Sie war fest entschlossen, die düstere Stimmung zu vertreiben, die sich über den Raum gelegt hatte.

»Sieht nicht besonders unheimlich aus, finde ich.« Sie hielt Barty den Pikbuben vor die Augen. »Macht er dir Angst, Barty?«

Viel früher, als es bei Säuglingen normalerweise der Fall war, konnte Bartholomew Gegenstände mit den Augen fixieren. Er nahm bereits erstaunlichen Anteil an dem, was um ihn herum vorging.

Jetzt sah Barty die Karte an, verzog schmatzend den Mund zu einem Lächeln und sagte: »Ga.« Mit einem übel riechen- den, knatternden Trompetenstoß seines winzigen Hinterteils machte er in die Windel.

Alle brachen in befreites Gelächter aus - außer Maria.

»Barty scheint nicht allzu beeindruckt zu sein von diesem Teufel«, sagte Agnes, indem sie die Karte auf den Tisch zurückwarf.

Maria nahm die vier Buben an sich und riss sie in jeweils drei Stücke. Die zwölf Fetzen steckte sie sich in die Brusttasche ihrer Bluse. »Ich kaufen neue Karten für euch, aber die hier ihr könnt nie mehr nehmen.«

32. Kapitel

Geld für die Toten. Die Verwandlung der verwesenden Überreste einer geliebten Frau und eines ungeborenen Kindes in ein Vermögen war eine Leistung, die alle Träume der Alchimisten, Blei zu Gold zu machen, in den Schatten stellte.

Am Dienstag, weniger als vierundzwanzig Stunden nach Naomis Beerdigung, trafen sich Knacker, Hisscus und Nork - als Repräsentanten des Bundesstaates und des Bezirks - zu Vorgesprächen mit Juniors Anwalt und dem Rechtsvertreter der trauernden Hackachak-Sippschaft. Wie bei ihrem Besuch bei Junior waren die drei tadellos gekleideten Herren be-schwichtigend, einfühl-sam und zum Entgegenkommen bereit, um eine Klage wegen fahrlässiger Tötung zu umgehen.

Tatsächlich fanden die Anwälte der als Kläger in Betracht kommenden Parteien, dass Nork, Hisscus und Knacker eine *zu* große Bereitschaft zum Entgegenkommen zeigten, und die Beschwichtigungsversuche des Trios waren ihnen zutiefst suspekt. Natürlich hatte der Staat kein Interesse daran, als beklagte Partei in einem Fall aufzutreten, in dem es um den Tod einer schönen jungen Frau *und* ihres ungeborenen Kindes ging, aber ihre Bereitschaft, schon zu einem so frühen Zeitpunkt und mit einer solchen Kompromissbereitschaft in Verhandlungen zu treten, deutete darauf hin, dass sie auf noch verlorenerem Posten standen, als es auf den ersten Blick schien.

Juniors Anwalt - Simon Magusson - bestand auf uneingeschränkter Einsicht in die Wartungsunterlagen und Gutachten, die sich auf den Feuerwachturm und andere Forstgebäude bezogen, die der gemeinsamen oder alleinigen Zuständigkeit des Staates Oregon und/oder des Bezirks unterstanden. Wenn es tatsächlich zu einer Klageerhebung kam, mussten diese Akten ohnehin im Zuge der Beweisaufnahme vor Beginn des Prozesses vorgelegt werden, und da Wartungsprotokolle und Behördengutachten öffentliche Urkunden waren, willigten Hisscus, Knacker und Nork ein, die geforderten Unterlagen zur Verfügung zu stellen.

Während die Anwälte an diesem Dienstagnachmittag miteinander verhandelten, bestellte Junior, der sich an seiner Arbeitsstelle freigenommen hatte, telefonisch einen Schlosser, um die

Türschlösser im Haus austauschen zu lassen. Und da Vanadium als Polizist möglicherweise Zugang zu einem Spezialdietrich hatte, mit dem er auch die neuen Sicherheitsschlösser ebenso leicht öffnen konnte wie die alten, ließ Junior auf der Innenseite des Hauseingangs und der hinteren Tür zum Garten Riegel anbringen, an die man von außen nicht herankam.

Er bezahlte den Schlosser bar mit Scheinen und Münzen, unter denen sich auch die beiden Zehner und der Fünfer befanden, die Vanadium ihm auf den Nachttisch gelegt hatte.

Mit einer Eile, die deutlich machte, wie viel dem Staat Oregon daran gelegen war, möglichst schnell zu einer gütlichen Einigung zu kommen, trafen am Mittwoch die Unterlagen zu dem Unglücksturm ein. Fünf Jahre lang war ein beträchtlicher Teil der Wartungsgelder in andere bürokratische Kanäle umgeleitet worden. Und seit drei Jahren legte der zuständige Aufsichtsbeamte alljährlich einen Bericht über genau diesen Wachturm vor, in dem er auf die Notwendigkeit hinwies, umgehend Mittel zu dessen gründlicher Sanierung bereitzustellen; der dritte dieser Berichte, der elf Monate vor Naomis Sturz vorgelegen hatte, war in alarmierendem Ton gehalten und trug den Stempel: *Eilt*. Als Junior in Simon Magussons mahagonigetäfelter Kanzlei den Inhalt dieser Akte las, war er erschüttert. »Ich hätte tot sein können.«

»Ja, es ist ein Wunder, dass Sie nicht beide durch das Gelände gebrochen sind«, pflichtete ihm der Anwalt bei.

Magusson war ein kleines Männlein hinter einem mächtigen Schreibtisch. Er sah aus, als wäre sein Kopf zu groß für seinen Körper, die Ohren dagegen wirkten nur so groß wie Eindollarmünzen. Die großen vorquellenden Augen, die ihm vor Wissbegier schier aus dem Kopf sprangen und vor Ehrgeiz brannten, ließen ihn wie einen Mann erscheinen, der gerade von einem zwölfstündigen Gelage aufgestanden war und im gleichen Moment schon wieder Hunger hatte. Eine Knopfnase, deren Spitze viel zu stark nach oben ragte, eine Oberlippe, mit deren Länge er einem Orang-Utan hätte Konkurrenz machen können und ein gehässiger, schmallippiger Mund vervollständigten das Bild, das jede Frau abschrecken musste, die nicht völlig blind war. Wenn man allerdings einen Anwalt brauchte, der wütend auf die ganze Welt war, weil ihn das Schicksal mit Hässlichkeit geschlagen hatte,

und der aus dieser Wut heraus im Gerichtssaal die Energie und Angriffslust eines Pitbullterriers entwickelte, während er gleichzeitig seine traurige Erscheinung gezielt einsetzte, um das Mitgefühl der Geschworenen zu erregen, dann hatte man in Simon Magusson genau den Richtigen gefunden.

»Es ist nicht nur das schadhafte Geländer«, sagte Junior, während er mit wachsender Empörung in dem Bericht blätterte. »Auch die Treppe ist in einem gefährlichen Zustand.«

»Herrlich, was?«

»Eine der vier Stützen des Turms ist da, wo sie im Fundamentsockel verankert ist, gebrochen ...«

»Wunderbar.«

»... und die Verstrebung der Aussichtsplattform selbst ist nicht mehr sicher. Das ganze Ding hätte zusammenbrechen können, während wir oben waren!«

Über die Weite des Schreibtischs hinweg tönte ein koboldhaftes Meckern, wohl das, was Magusson sich unter einem Lachen vorstellte. »Und sie haben sich nicht einmal die Mühe gemacht, ein Warnschild anzubringen. Im Gegenteil, da hat immer noch das Schild gestanden, das die Wanderer einlädt, den wunderbaren Blick von der Aussichtsplattform zu genießen.«

»Ich hätte tot sein können«, wiederholte Junior Cain, der bei dieser Erkenntnis plötzlich von einem solchen Entsetzen gepackt wurde, dass sich eine Eiseskälte in seinen Eingeweiden ausbreitete und er eine Zeit lang Hände und Füße nicht mehr spürte.

»Es wird eine gigantische Vergleichssumme werden«, versicherte ihm der Anwalt. »Aber ich habe noch eine gute Nachricht für Sie. Die zuständigen Bezirks- und Staatsbehörden haben beschlossen, die Ermittlungen zum Tod Ihrer Frau einzustellen. Es ist jetzt offiziell ein Unfall.«

Allmählich kehrte das Gefühl in Juniors Hände und Füße zurück.

»Solange die Ermittlungen noch im Gang waren und Sie als der einzige Verdächtige galten«, sagte der Anwalt, »konnten sie nicht mit Ihnen über eine außergerichtliche Regelung verhandeln. Und sie haben befürchtet, dass sie einen noch schwereren Stand haben würden, wenn sie Ihnen am Ende den Mord nicht beweisen könnten und es doch noch zu einem Gerichtsverfahren wegen fahrlässiger Tötung kommen würde.«

»Wieso?«

»Weil die Geschworenen beispielsweise auf die Idee kommen könnten, dass die Behörden Sie nie wirklich verdächtigt haben, sondern nur daran interessiert waren, Ihnen einen Mord anzuhängen, um von der eigenen schuldhaften Nachlässigkeit bei der Instandhaltung des Turms abzulenken. Abgesehen davon, halten die meisten der Ermittlungsbeamten Sie ohnehin für unschuldig.«

»Tatsächlich? Das ist erfreulich«, sagte Junior sichtlich erleichtert.

»Gratuliere, Mr. Cain. Da haben Sie wirklich Glück gehabt. «

Obwohl ihn Magussons Anblick so verunsicherte, dass er es nach Möglichkeit vermied, ihm ins Gesicht *zu* sehen, und obwohl dessen vorquellenden Augen so vor Bitterkeit und Gier glänzten, dass man davon Alpträume bekommen konnte, blickte Junior von seinen noch halb tauben Händen zu seinem Anwalt auf. »Glück? Ich habe meine Frau verloren. Und mein ungeborenes Kind.«

»Und nun werden Sie für den Verlust angemessen entschädigt.«

Auf der gegenüberliegenden Seite des protzigen Schreibtischs feixte die glupschäugige kleine Kröte.

Der Bericht über den maroden Zustand des Turms zwang Junior, über die Vergänglichkeit seines Lebens nachzudenken; in seinem Innern lagen Angst, verletzte Gefühle und Selbstmitleid miteinander im Widerstreit. Seine Stimme zitterte, so tief fühlte er sich gekränkt. »Sie *wissen*, dass der Tod meiner Naomi ein Unfall war, Mr. Magusson. Das glauben Sie doch, oder? Ich wusste nämlich nicht ... ich sehe nicht, wie ich mit jemandem zusammenarbeiten könnte, der glaubt, ich sei fähig ...«

Es war ein solches Missverhältnis zwischen dem Kümmerling und seinem Büromobiliar, dass jener wie eine Wanze in einem wuchtigen, lederbezogenen Chefsessel aussah, der seinerseits wie der klaffende Schlund einer Venusfliegenfalle wirkte, kurz bevor diese zuschnappte, um ihn zum Mittagessen zu verspeisen. Auf Juniors Frage ließ er ein so langes Schweigen folgen, dass die Antwort, als sie endlich "kam, im Grunde überflüssig war.

»Ein Anwalt ist, gleichgültig, ob er sich auf Straf- oder Zivilrecht spezialisiert hat, wie ein Schauspieler, Mr. Cain. Wenn er überzeugend auftreten will, muss er an seine Rolle, an die Wahrheit seiner Darstellung glauben. Ich glaube immer an die Unschuld meiner Mandanten, damit ich den vorteilhaftesten Vergleich für sie aushandeln kann.«

Junior hatte den Verdacht, dass Magusson selbst sein bester Mandant war. Ein üppiges Honorar, nicht das Recht war es, wofür er kämpfte.

Während Junior noch überlegte, ob er dem schmallippigen Gnom aus Prinzip den Auftrag entziehen sollte, sagte dieser:

»Detective Vanadium dürfte Sie von jetzt an wohl nicht mehr behelligen.«

»Sie wissen über ihn Bescheid?«, sagte Junior überrascht.

»Jeder weiß über Vanadium Bescheid. Er ist ein Kreuzritter, ein selbst ernannter Kämpfer für Wahrheit, Recht und den amerikanischen Lebensstil. Ein komischer Heiliger, wenn Sie so wollen. Nachdem die Ermittlungen jetzt eingestellt sind, ist er nicht mehr befugt, Sie zu belästigen.«

»Ich weiß nicht, ob er dazu eine Befugnis braucht«, entgegnete Junior mit einem Gefühl des Unbehagens.

»Nun ja, wenn er Ihnen noch einmal zu nahe tritt, lassen Sie es mich einfach wissen.«

»Warum nimmt man einem Menschen wie ihm eigentlich nicht gleich die Dienstmarke ab?«, sagte Junior. »Er benimmt sich unverschämt, ganz und gar unprofessionell.«

»Er hat Erfolg. Kaum ein Fall, der ihm übertragen wird, bleibt ungelöst.«

Bis jetzt hatte Junior geglaubt, die meisten Kollegen müssten Vanadium für einen schießwütigen Irren, einen gefährlichen Einzelgänger, einen Geächteten halten. Aber vielleicht war ja das Gegenteil der Fall ... und wenn es so war, wenn Vanadium bei seinesgleichen hoch im Ansehen stand, war er unendlich viel gefährlicher, als Junior gedacht hatte.

»Mr. Cain, soll ich veranlassen, dass er an eine kürzere Leine gelegt wird, wenn er Sie noch einmal belästigt?«

Junior wusste nicht mehr, aus welchen Prinzipien heraus er den Mann aus seinen Diensten hatte entlassen wollen. Bei all seinen Fehlern war er doch ein überaus fähiger Anwalt.

»Ich rechne damit, dass uns am Ende der morgigen Verhandlungen ein Angebot vorliegt, dass Sie sich durch den Kopf gehen lassen können.«

Am Donnerstagabend, nach neunstündigen Gesprächen mit Hisscus, Nork und Knacker hatte Magusson - unterstützt in seinen Bemühungen vom Anwalt der Hackachaks - tatsächlich einen

annehmbaren Vergleich ausgehandelt. Kaitlin Hackachak würde für den Verlust ihrer Schwester 250000 Dollar bekommen. Sheena und Rudy würden als Wiedergutmachung für den tiefen Schmerz und das ertragene Leid 900 000 Dollar erhalten, eine Summe, mit der sie sich gründlich in Las Vegas therapieren lassen konnten. Junior sollte mit 4 250 000 Dollar entschädigt werden. Magussons Honorar betrug zwanzig Prozent bei einem außergerichtlichen Vergleich — vierzig, wenn eine Einigung erst nach Einleitung eines Gerichtsverfahrens erzielt worden wäre -, sodass Junior nach Abzug der Anwaltskosten 3 400 000 Dollar blieben. Sämtliche Zahlungen an die Geschädigten waren steuerfrei.

Am Freitagvormittag kündigte Junior seine Stellung als Physiotherapeut in der Rehaklinik. Da sein Lebenswandel bescheiden war, ging er davon aus, dass er mit Zinsen und Dividenden für den Rest seines Lebens ein gutes Auskommen haben würde.

Er genoss den wolkenlosen und für die Jahreszeit ungewöhnlich warmen Tag und fuhr zwischen dichten Reihen aufrechter, zur malerischen Küste hin steil bergab marschierender Nadelbäume hundertzwanzig Kilometer in Richtung Norden. Unterwegs behielt er im Rückspiegel den Verkehr im Auge. Es folgte ihm niemand. Zum Mittagessen machte er in einem Restaurant Halt, das einen überwältigenden, von mächtigen Tannen gerahmten Blick auf den Pazifik bot.

Die Kellnerin war ein süßes Ding. Sie machte ihm schöne Augen, und er wusste, dass er sie haben konnte, wenn er wollte.

Er wollte durchaus, aber sein Gefühl sagte ihm, dass es klüger sei, sich noch eine Weile in Zurückhaltung zu üben.

Thomas Vanadium hatte sich seit dem Montag auf dem Friedhof nicht mehr blicken lassen und ihm auch keine üblen Streiche mehr gespielt, nachdem er ihm am selben Abend die fünfundzwanzig Cents auf den Nachttisch gelegt hatte. Fast vier Tage, in denen ihn der arrogante Detective in Ruhe gelassen hatte. Aber Junior hatte gelernt, besonnen und auf der Hut zu sein, wenn es um Vanadium ging.

Da es keinen Arbeitsplatz mehr gab, der auf ihn wartete, ließ er sich beim Essen Zeit. In ihm begann sich ein herrliches Gefühl der Freiheit auszubreiten, das so aufregend war wie Sex.

Das Leben war viel zu kurz, um es mit Arbeit zu verschwenden, wenn man es sich leisten konnte, sich bis ans Ende seiner Tage dem Müßiggang hinzugeben.

Als er nach Spruce Hill zurückkehrte, war es bereits früher Abend. Der perlmutterfarbene zunehmende Mond schwebte über einer Stadt, deren schimmernde Lichter zwischen üppigem Baumbestand geheimnisvoll aufblitzten und flimmerten, als wäre es gar keine echte Stadt, sondern ein Traumland, in dem sich Zigeunersippen im weichen bernsteinfarbenen Schein von Laternen und Lagerfeuern versammelt hatten.

Anfang der Woche hatte Junior im Telefonbuch Thomas Vanadiums Namen herausgesucht. Eigentlich hatte er erwartet, keinen Eintrag zu finden, aber Vanadiums Nummer stand tatsächlich darin. Mehr als an der Telefonnummer war er allerdings an der Adresse des Polizisten interessiert, und auch diese fand er. Jetzt riskierte er es, sich die Gegend, in der Vanadium wohnte, einmal anzusehen.

Es war ein sauberes und gepflegtes Viertel mit bescheidenen, unspektakulären Häuschen, von denen sich Vanadiums Heim durch nichts abhob: ein eingeschossiger rechteckiger Kasten ohne erkennbaren architektonischen Stil. Weiß beschichtete Aluminiumverkleidung mit grünen Fensterläden. Ein Garagenanbau für zwei Fahrzeuge.

Die Straße war mit Färbereichen gesäumt, die zu dieser Jahreszeit gänzlich kahl waren und ihre knorrigen Äste nach dem Mond reckten.

Auch die hohen Bäume, die auf Vanadiums Grundstück standen, hatten ihr Laub abgeworfen, sodass man von der Straße aus einen relativ freien Blick auf das Haus hatte.

Auf der Rückseite des Hauses war alles dunkel, aber zur Straße hin drang aus *zwei* Fenstern warmes, gedämpftes Licht.

Junior verlangsamte das Tempo nicht, als er am Haus vorbeikam, sondern er fuhr einmal ganz ums Karree, bis er wieder vor dem Grundstück angelangt war.

Er hatte keine Ahnung, wonach er eigentlich Ausschau hielt. Es gab ihm einfach nur ein Gefühl der Macht, zur Abwechslung einmal derjenige zu sein, der den anderen überwachte.

Eine knappe Viertelstunde später saß er mit dem Telefonbuch zu Hause an seinem Küchentisch. In dem Buch waren nicht nur die

Fernsprechteilnehmer von Spruce Hills, sondern überhaupt die des gesamten County verzeichnet, insgesamt etwa siebzig- bis achtzigtausend Einträge.

Jede Seite hatte vier Namensspalten mit den dazugehörigen Nummern und - in den meisten Fällen jedenfalls - Adressen. Jede Spalte umfasste etwa hundert Einträge, das waren vierhundert Namen pro Seite.

Mit Hilfe eines Lineals ging Junior die einzelnen Spalten systematisch von oben nach unten durch und suchte die Vornamen nach einem Bartholomew ab. Die Nachnamen hatte er bereits überprüft; es gab im ganzen Telefonbuch niemanden, der mit Nachnamen Bartholomew hieß.

Manche Teilnehmer hatten nur die Initialen ihrer Vornamen aufnehmen lassen. Jedes Mal, wenn Junior ein *B* als Anfangsbuchstaben entdeckte, kreuzte er den Namen mit einem dünnen roten Filzstift an.

Die meisten davon standen wahrscheinlich für Bob oder Bill. Vielleicht verbarg sich auch gelegentlich ein Bradley oder Bernard, eine Barbara oder Brenda dahinter.

Wenn er das ganze Telefonbuch ohne den gewünschten Erfolg durchgesehen haben würde, konnte er nacheinander die angekreuzten Nummern anrufen und nach Bartholomew fragen. Zweifellos mehrere Hundert Anrufe. Einige davon Ferngespräche, aber die Kosten würden ihn nicht umbringen.

Er schaffte es, fünf Seiten am Stück durchzuarbeiten, bevor er anfing, Kopfschmerzen zu bekommen. Beginnend am Dienstag derselben Woche, hatte er bisher täglich zwei dieser Sitzungen eingelegt. Viertausend Namen am Tag. Sechzehntausend insgesamt, als er an diesem Abend mit der fünften Seite fertig war. Es war ein mühsames Unterfangen, das möglicherweise nicht einmal Früchte tragen würde. Aber irgendwo musste er schließlich beginnen, und das Telefonbuch schien ihm der nächstliegende Ausgangspunkt zu sein.

Natürlich konnte Bartholomew ein Jugendlicher sein, der noch bei seinen Eltern wohnte und kein eigenes Telefon besaß, oder ein verheirateter Erwachsener, dessen Nummer unter dem Namen seiner Ehefrau eingetragen war; in beiden Fällen würde er bei der Suche im Telefonbuch nicht aufzufinden sein. Vielleicht war dem Burschen der Name Bartholomew auch verhasst, und er benutzte,

wenn es nicht gerade um amtliche Urkunden ging, seinen zweiten Vornamen.

Wenn sich herausstellen sollte, dass er mit dem Telefonbuch nicht weiterkam, würde er zum Standesamt in der Bezirksverwaltung gehen und die Geburtenregister zurückverfolgen, notfalls bis zur Jahrhundertwende. Es war natürlich möglich, dass Bartholomew nicht in dieser Gegend geboren, sondern erst als Kind oder Erwachsener hierher gezogen war. Sofern er ein Grundstück sein Eigen nannte, würde sein Name in den Büchern des Katasteramts zu finden sein. Und gleichgültig, ob er Grundeigentümer war oder nicht, musste er im Wahlverzeichnis registriert sein, wenn er alle zwei Jahre seine Bürgerpflicht erfüllte.

Junior hatte keine Stellung mehr, aber er hatte jetzt eine *Mission*.

Am Samstag und Sonntag unternahm Junior in den Pausen zwischen seinen Telefonbuch-Sitzungen kleinere Fahrten ins Blaue, um sich zu vergewissern, dass ihn der wahnsinnige Polizist, wie er annahm, tatsächlich nicht mehr verfolgte. Offensichtlich hatte Simon Magusson Recht: Der Fall war zu den Akten gelegt worden. So gramgebeugt, wie man es von einem kürzlich verwitweten Mann nur erwarten konnte, verbrachte Junior die Abende allein zu Hause. Am Sonntag waren es seit seiner Entlassung aus dem Krankenhaus acht Nächte, die er allein in seinem Bett zugebracht hatte.

Er war ein potenter junger Mann, von vielen begehrt, und das Leben war kurz. Die arme Naomi mit ihrem schönen Gesicht und dem Ausdruck des Entsetzens darin, der ihm noch immer lebhaft im Gedächtnis war, erinnerte ihn ständig daran, wie plötzlich das Ende kommen konnte. Ein Morgen war keinem Menschen garantiert.

Nutze den Tag.

Caesar Zedds Ratschlag zufolge sollte man den Tag nicht nur nutzen, man sollte ihn richtiggehend aufsaugen. Ihn sich einverleiben, sich daran laben, ihn restlos verschlingen. Schwelge im Überfluss, sagte Zedd, *schwelge* und nimm das Leben wie ein Feinschmecker und Nimmersatt; denn wer vornehme Zurückhaltung übt, wird nämlich keinen Vorrat an nährenden Erinnerungen besitzen, wenn am Ende unweigerlich die mageren Zeiten kommen.

Am Sonntagabend kamen dann verschiedene Faktoren -die vorbehaltlose Begeisterung für Zedds Lebensanschauung, ein Schwindel erregend hoher Testosteronspiegel, Langeweile,

Selbstmitleid und das Bedürfnis, sich wieder einmal als unerschrockener Mann der Tat zu profilieren - zusammen, die Junior veranlassten, einen Spritzer Hai Karate hinter jedes Ohr zu sprühen und sich auf Freiersfüße zu begeben. Mit einer roten Rose und einer Flasche Merlot machte er sich kurz nach Sonnenuntergang auf den Weg zu Victoria Bressler.

Um sich zu vergewissern, ob sie zu Hause war, rief er sie an, bevor er aufbrach. Normalerweise sollte sie an den Wochenenden keinen Dienst haben, aber möglicherweise hatte sie den freien Abend ja genutzt, um auszugehen. Als sie den Hörer abnahm, erkannte er ihre verführerische Stimme ... und murmelte mit teuflischem Vergnügen: »Falsch verbunden.«

Als unverbesserlicher Romantiker, der er war, wollte er sie überraschen. Voilä! Blumen, Wein *et moi*. Seit ihrer priekelnden Begegnung im Krankenhaus sehnte sie sich zweifellos nach ihm, aber sie würde erst in ein paar Wochen mit seinem Besuch rechnen. Er konnte es kaum erwarten zu sehen, wie ihre Augen vor Freude aufleuchteten.

In der zurückliegenden Woche hatte er sich bemüht, möglichst viel über sie in Erfahrung zu bringen. Sie war dreißig, geschieden, kinderlos und lebte allein.

Ihr Alter hatte ihn überrascht. Sie wirkte viel jünger. Aber dreißig oder nicht, jedenfalls war Victoria außergewöhnlich attraktiv.

Weil ihn eher die Verletzlichkeit junger Mädchen bezauberte, hatte er bisher noch nie mit einer älteren Frau geschlafen. Diese Aussicht faszinierte ihn. Sie würde Tricks auf Lager haben, von denen eine jüngere, unerfahrenere Frau noch nichts wusste.

Junior konnte nur ahnen, wie geschmeichelt Victoria sich fühlen würde, die Gunst eines dreiundzwanzig jährigen Hengstes errungen zu haben, geschmeichelt und *dankbar*. Als er sich vorstellte, was sie alles tun konnte, um ihre Dankbarkeit zum Ausdruck bringen, blieb hinter dem Steuer des Subur-ban kaum mehr Platz für ihn *und* den Stolz seiner Männlichkeit.

Trotz seines unbändigen Verlangens fuhr er auf Umwegen zu Victoria. Unterwegs wendete er den Wagen zweimal und hielt dabei nach einem Verfolger Ausschau. Sofern er beschattet wurde, musste sein Verfolger eine unsichtbare Person in einem Geisterfahrzeug sein.

Da er aber auch dann ein vorsichtiger Mensch war, wenn er den

Tag - oder in diesem Fall die Nacht - nutzte, stellte er den Wagen in einiger Entfernung von seinem Zielort in einer Parallelstraße ab und ging dann das letzte Stück zu Fuß.

Die Januarluft war frisch, und es roch angenehm nach immergrünen Bäumen und Sträuchern und dem schwachen salzigen Duft, der vom fernen Meer herüberwehte. Ein eigenartig gelber Mond starrte aus schmutzigen Wolkenfetzen wie ein tückisches Auge auf ihn herunter.

Victoria wohnte am nordöstlichen Rand von Spruce Hills, wo die städtischen Wege bereits in Landstraßen übergingen. Die Häuser wirkten hier im Allgemeinen bäuerlicher, waren weiter von der Straße entfernt und standen auf größeren, verwilderteren Grundstücken als die in zentraler gelegenen Wohngegenden.

Als Junior ein Stück gelaufen war, ging der Bürgersteig in den kiesbestreuten Seitenstreifen der Straße über. Er begegnete weder einem Fußgänger, noch fuhr ein einziger Wagen an ihm vorbei. Hier, in diesem abgelegenen Außenbezirk der Stadt, gab es keine Straßenbeleuchtung mehr. Selbst wenn ihn zufällig jemand sah, würde er ihn, nur vom Mondlicht beschienen, schwerlich erkennen. Wenn er nicht vorsichtig zu Werke ging, würden bald Gerüchte über den Witwer Cain und die attraktive Krankenschwester die Runde machen, und Vanadium würde sich wieder an seine Fersen heften, ohne sich darum zu scheren, dass der Fall zu den Akten gelegt worden war. Der Bulle war krank, voller Hass und von einem rätselhaften inneren Dämonen getrieben. Und selbst wenn er für den Augenblick von höherer Stelle zurückgepfiffen worden war, würden ihm ein paar pikantere Gerüchte als Vorwand reichen, um den Fall, vermutlich ohne das Wissen seiner Vorgesetzten, wieder aufzurollen.

Victoria wohnte in einem schmalen, zweigeschossigen Haus mit Schindelwänden und steilen Dachschrägen. Der Eingang wurde von zwei außergewöhnlich großen und weit vorspringenden Mansardenfenstern überragt. Der Kasten gehörte in eine mit Reihenhäusern gesäumte Straße einer Arbeitersiedlung in irgendeiner trostlosen Großstadt im Osten, nicht hierher.

Die Fenster im Erdgeschoss leuchteten in goldenem Lampenlicht. Er würde mit Victoria auf der Wohnzimmercouch sitzen, und bei einem Glas Wein würden sie sich näher kommen. Sie würde ihn vielleicht auffordern, sie Vicky zu nennen, und er würde ihr

erlauben, ihn Enie zu nennen, bei dem Kosenamen, den Naomi ihm gegeben hatte, als er sich den Namen Enoch verboten hatte. Es würde nicht lange dauern, dann würden sie wie zwei verknallte Teenies miteinander knutschen. Junior würde sie auf dem Sofa ausziehen, würde ihren weichen, willigen Körper, ihre im Lampenschein sahnige Haut liebkosen, und dann würde er sie, nackt wie sie war, in das dunkle Schlafzimmer im ersten Stock tragen.

Anstatt die kiesbestreute Auffahrt zu benutzen, wo er sich möglicherweise die auf Hochglanz polierten Slipper verkratzen würde, näherte er sich dem Haus über den Rasen, auf den das gefilterte Mondlicht durch die Äste einer hohen Tanne fiel, die als Weihnachtsbaum nicht viel taugen würde, weil sie sich so majestätisch wie eine Eiche ausbreitete.

Ihm fiel ein, dass Victoria ja Besuch haben konnte. Eine Verwandte vielleicht oder eine Freundin. Kein Mann. Nein. Sie wusste, wer ihr Mann war, und sie würde sich mit keinem anderen abgeben, solange sie sehnsüchtig auf die Gelegenheit wartete, sich ihm hingeben und vollziehen zu können, was gut acht Tage zuvor im Krankenhaus so verheißungsvoll mit dem Löffel und den Eiswürfeln begonnen hatte.

Wäre Victoria allerdings in Gesellschaft gewesen, so hätte die Besucherin ihren Wagen vermutlich in der Auffahrt geparkt.

Junior erwog kurz, vorsichtig um das Haus herumzugehen und einen heimlichen Blick durch die Fenster zu werfen, um sicherzugehen, dass sie allein war, wenn er sich ihr zeigte. Wenn sie ihn jedoch dabei ertappte, war seine herrliche Überraschung dahin.

Man musste im Leben gewisse Risiken eingehen, und so zögerte er vor der Treppe zur Haustür nur kurz, bevor er dann beherzt die Stufen hinaufstieg und an die Tür klopfte.

Im Haus lief Musik. Ein temporeiches Stück. Swing möglicherweise. Er konnte die Melodie nicht erkennen.

Als Junior eben ein zweites Mal anklopfen wollte, wurde die Haustür aufgerissen, und begleitet von den fröhlichen Klängen von Sinatras »When My Sugar Walks Down the Street« sagte Victoria: »Du bist früh dran, ich habe deinen

Wagen gar nicht gehört...« Sie hatte schon beim Öffnen der Tür zu sprechen begonnen, aber als sie jetzt einen Schritt vortrat und sah,

wer vor ihr stand, verstummte sie mitten im Satz.

Ihre Miene zeigte Überraschung, ganz ohne Zweifel, aber es war nicht der Ausdruck der Junior auf die Leinwand seiner Fantasie gemalt hatte. In ihrer Überraschung schwang keine Freude mit, und sie verzog das Gesicht nicht zu einem strahlenden Lächeln.

Einen Augenblick lang sah es so aus, als würde sie die Stirn runzeln. Aber dann wurde ihm bewusst, dass es kein Stirnrunzeln sein konnte. Es musste der glutvolle Blick des Verlangens sein.

In weich fallenden schwarzen Designerhosen und einem eng anliegenden apfelgrünen Baumwolloberteil waren Victoria Bresslers Formen genauso viel versprechend und sinnlich, wie es sogar die locker sitzende Schwestertracht hatte vermuten lassen. Der V-Ausschnitt ließ einen herrlich üppigen Brustansatz ahnen, auch wenn er nur einen sehr dezenten Einblick gewährte; nichts an dieser Schönheit war ordinär.

»Was wollen Sie?«, sagte Victoria.

Ihre Stimme war ausdruckslos, aber von einer gewissen Schärfe.

Ein anderer hätte darin vielleicht fälschlicherweise Missbilligung, Ungeduld, ja, sogar verhaltenen Zorn vermutet.

Junior war klar, dass sie nur Spaß machte. Die Koketterie stand ihr gut. Dieser Schalk, der aus ihren blauen Augen blitzte, diese Keckheit.

Er hielt ihr die mitgebrachte Rose entgegen. »Für Sie. Nicht, dass sie Ihnen angemessen wäre. Eine solche Blume gibt es gar nicht.« Victoria machte sich einen Spaß daraus, sich noch länger zu zieren, und nahm die Rose nicht entgegen. »Für was für eine Frau halten Sie mich eigentlich?«

»Für eine bezaubernde Frau«, entgegnete er, froh, dass er so viele Bücher über die Kunst der Verführung gelesen hatte und darum genau die richtigen Worte fand.

Unwillig verzog sie das Gesicht und sagte: »Ich habe der Polizei von Ihrem ekelhaften Spielchen mit dem Eislöffel erzählt.«

Während Junior sie mit der Rose ablenkte und so tat, als wollte er sie ihr in die Hand zu drücken, holte er mit dem Merlot aus, und gerade, als Sinatra mit einem kleinen Kiek-ser das Wort *Sugar* sang, traf die Flasche Victoria mit Wucht mitten auf die Stirn.

33. Kapitel

Die Marienkirche von Bright Beach, still und einladend in der abendlichen Dunkelheit, ohne Kreuzgewölbe und eindrucksvolle Säulen, ohne ein Höhlenlabyrinth aus Seitenschiffen und von unaufdringlicher Ornamentik, war für Maria Elena Gonzalez ein ebenso vertrauter und beruhigender Ort wie ihr Zuhause. Gott war überall, aber hier war er besonders gegenwärtig. Kaum war Maria durch das Eingangsportal in den Vorraum der Kirche getreten, wurde ihr leichter ums Herz.

Die Abendandacht war zu Ende, und die Gläubigen hatten sich zerstreut. Auch der Pfarrer und die Messdiener waren nicht mehr zu sehen.

Nachdem sie ihre Spitzenmantille mit einer Haarnadel festgesteckt hatte, trat Maria vom Vorraum in das Kirchenschiff. Sie tauchte zwei Finger in das Weihwasser, das in dem Marmorbecken schimmerte, und bekreuzigte sich.

Der Raum war von einem würzigen Duft nach Weihrauch und der Zitronenölpolitur erfüllt, mit der die hölzernen Bänke behandelt wurden.

Ein weicher Strahler war auf das lebensgroße Kreuz im Altarraum gerichtet. Die einzigen anderen Lichtquellen waren die kleinen Glühbirnen, die über den Stationen des Kreuzwegs an den Seitenwänden angebracht waren, und die flackernden Flämmchen in den rubinroten Glasschalen auf dem Ständer mit den Votivkerzen.

Maria ging durch den Mittelgang nach vorn, beugte das Knie vor dem Chorgeländer und trat zum Votivkerzengestell.

Eigentlich konnte sie es sich nicht leisten, mehr als fünfundzwanzig Cents pro Kerze zu spenden, aber sie wollte fünfzig geben, weshalb sie fünf Eindollarscheine und zwei 25-Cent-Münzen in den Opferstock steckte.

Nachdem sie in Bartholomew Lampions Namen elf Kerzen angezündet hatte, holte sie die zerrissenen Spielkarten aus der Tasche. Vier Pikbuben. Am Freitagabend hatte sie die Karten in je drei Stücke gerissen, und seither trug sie die zwölf Schnipsel mit sich herum, bis zu diesem Sonntagabend, an dem sie damit rechnen konnte, allein in der Kirche zu sein.

Der Glaube an die Wahrsagerei und an die Opferhandlung, die sie hier vollziehen wollte, fanden keineswegs die Billigung der Kirche. Mystische Rituale dieser Art galten sogar als Sünde, als Abweichung vom rechten Glauben und als eine Verfälschung desselben.

Maria hatte sich jedoch mit beidem, dem Katholizismus und dem Okkultismus, mit dem sie groß geworden war, bestens arrangiert. Letzterer hatte in Hermosillo, ihrer mexikanischen Heimat, im religiösen Leben ihrer Familie eine fast ebenso wichtige Rolle gespielt wie der katholische Glaube.

Die Kirche bot Nahrung für die Seele, das Okkulte nährte die Fantasie. In Mexiko, wo materielle Güter oft rar und die Aussichten auf ein besseres Leben auf Erden eher schlecht waren, durfte man weder die Seele noch das Vorstellungsvermögen verkümmern lassen, wollte man sein Dasein erträglich gestalten.

Mit einem Gebet zur Muttergottes auf den Lippen hielt Maria ein Drittel eines Pikkubens in die Flamme der ersten Kerze. Als der Papierschnipsel Feuer fing, ließ sie ihn in das Votivglas fallen, und nachdem er zu Asche verbrannt war, rief sie den bekanntesten der zwölf Apostel an und sagte laut: »Für Petrus.«

Dieses Ritual wiederholte sie noch zehn Mal - »Für Andreas, für Jakobus, für Johannes« - und blickte dabei jedes Mal über die Schulter zurück, um sich zu vergewissern, dass niemand sie beobachtete.

Sie hatte für elf der zwölf Apostel eine Kerze angezündet, nicht aber für Judas, den Verräter. Folglich war, nachdem sie in jeder Votivschale einen Papierschnipsel verbrannt hatte, ein Kartenfragment übrig.

Normalerweise hätte sie sich wieder der ersten Kerze zugewandt, um Petrus ein zweites Fragment zu opfern. In diesem Fall verließ sie sich jedoch lieber auf den unbekanntesten der zwölf Apostel, weil sie davon überzeugt war, dass ihm in diesem Anliegen eine besondere Bedeutung zukam.

Damit, dass alle zwölf Kartenfragmente vernichtet wurden, musste der Fluch von dem kleinen Bartholomew weichen: die Bedrohung durch den unbekannten, grausamen Feind, den die vier Buben symbolisiert hatten. Irgendwo auf der Welt gab es einen schlechten Menschen, der Barty Böses wollte und ihn eines Tages mit Sicherheit getötet hätte, aber jetzt würde seine Reise durchs Leben

einen anderen Weg nehmen. Elf Apostel teilten sich zwölf Anteile an der verantwortungsvollen Aufgabe, diesen Fluch aufzuheben. Marias Glaube an die Wirksamkeit ihres Opferrituals war nicht ganz, aber doch annähernd so fest wie ihr Glaube an die Kirche. Während sie sich über den Votivbehälter beugte und zusah, wie der letzte Kartenfetzen zu Asche zerfiel, spürte sie, dass eine ungeheure Last von ihr abfiel.

Als sie einige Minuten später aus der Marienkirche auf die Straße hinaustrat, war sie davon überzeugt, dass der Pikbube - ob Ungeheuer in Menschengestalt oder der Teufel persönlich - Barty Lampions Weg niemals kreuzen würde.

34. Kapitel

Abrupt und heftig, mit einem Poltern und einem dumpfen Schlag, stürzte sie. Im Fallen ließ sie nichts von ihrer natürlichen Anmut spüren, gewann sie aber wieder, als sie besinnungslos auf dem Boden lag.

Victoria Bressler lag auf dem Fußboden der kleinen Diele, den linken Arm mit nach oben gewendeter Handfläche über dem Kopf ausgestreckt, als wollte sie der Decke zuwinken, den rechten Arm so über den Oberkörper gelegt, dass ihre Hand die linke Brust umfasste. Ein Bein war lang ausgestreckt, das andere fast schamhaft am Knie angezogen. Hätte sie nackt auf einer Unterlage aus zerwühlten Laken, im Herbstlaub oder auf einer Wiese gelegen, so wäre dies eine wunderbare Pose für ein Faltposter im *Playboy* gewesen.

Junior staunte weniger über seinen spontanen Angriff auf Victoria, als über die Tatsache, dass die Flasche nicht zerbrochen war. Seit seinem blitzschnellen Entschluss auf dem Wachturm war er immerhin ein neuer Mensch, ein Mann, der zupackte, der tat, was getan werden musste. Aber die Flasche war aus *Glas*, und er hatte mit aller Kraft zugeschlagen, so fest, dass es geklungen hatte wie ein Kroketschläger, der auf eine Kugel traf, so fest, dass sie augenblicklich das Bewusst-sein verloren hatte, vielleicht sogar fest genug, um sie zu töten, aber der Merlot wartete immer noch in seiner Flasche darauf, getrunken zu werden.

Er trat ins Haus, machte die Tür leise hinter sich zu und sah sich die Flasche genauer an. Das Glas war dick, besonders

l

i

am Flaschenboden, der nach innen gewölbt war - eine beträchtliche Vertiefung, damit sich der Weinstein am Rand und nicht über den gesamten Boden verteilt sammeln konnte. Dass die Flasche so geformt war, trug zusätzlich zu ihrer Stabilität bei. Vermutlich hatte er Victoria mit dem unteren Drittel der Flasche getroffen, das den Schlag mühelos ausgehalten hatte.

Ein rötlicher Fleck auf Victorias Stirn verriet, wo er sie getroffen hatte. Bald würde sich dort ein hässlicher Bluter-guss bilden. Der Knochen schien nicht eingedrückt zu sein.

Victoria, deren Schädel augenscheinlich genauso hart war wie ihr Herz, hatte keine ernsthafte Kopfverletzung erlitten, höchstens eine Gehirnerschütterung.

Aus der Musikanlage im Wohnzimmer hallte Sinatras Gesang herüber; inzwischen war das Lied »It Was a Very Good Year« erklungen.

Obwohl alles darauf hindeutete, dass die Krankenschwester allein zu Hause war, rief Junior mit lauter Stimme, um die Musik zu übertönen: »Hallo? Ist jemand da?«

Er erhielt keine Antwort, sah sich aber vorsichtshalber noch rasch in dem kleinen Haus um.

Eine Lampe mit gefranstem Seidenschirm zeichnete schmale gefiederte Flügel goldenen Lichts in eine Ecke des Wohnzimmers. Auf dem Couchtisch verbreiteten drei geschmackvolle Öllampen aus mundgeblasenem Glas einen sanften Schein.

In der Küche wehte ein köstlicher Duft aus der Bratröhre. Auf dem Herd stand auf niedriger Flamme ein großer Topf, und in der Nähe lag eine Packung mit Nudeln, die wohl in den Topf wandern sollten, sobald das Wasser kochte.

Das Esszimmer. Zwei Gedecke am Tischende. Weingläser. Zwei verschnörkelte Zinnleuchter, die Kerzen darin noch nicht entzündet.

Junior sah das Bild jetzt vor sich. Gestochen scharf wie auf Kodachrome. Victoria Bressler hatte einen Freund, und sie hatte Junior im Krankenhaus nicht angemacht, weil sie sich ein wenig Abwechslung wünschte, sondern weil sie eine von diesen Frauen war, die es lustig fanden, einen Mann richtig aufzugeilen, um ihn dann im eigenen Saft schmoren zu lassen.

Noch dazu war sie eine falsche Schlange. Nachdem sie sich an ihn herangemacht und eine Reaktion aus ihm herausgekitzelt hatte, war sie herumgelaufen und hatte sich das Maul über ihn zerrissen, als wäre bei dem verführerischen Spielchen er die treibende Kraft gewesen. Und zu allem Übel hatte sie, um sich wichtig zu machen, der Polizei auch noch ihre verdrehte Version der Geschichte aufgetischt und dabei vermutlich nicht mit Ausschmückungen gespart.

Eine Toilette im Erdgeschoss. Zwei Zimmer und ein Bad im ersten Stock. Nirgendwo eine Menschenseele.

Wieder zurück zur Diele. Victoria lag noch genauso da wie zuvor.

Junior kniete sich neben sie und tastete mit zwei Fingern nach ihrer Halsschlagader. Er fühlte einen kräftigen, wenn auch vielleicht etwas unregelmäßigen Puls.

Obwohl ihm inzwischen klar geworden war, was für eine unangenehme Person diese Krankenschwester war, fühlte er sich nach wie vor stark zu ihr hingezogen. Aber er hätte niemals die Situation ausgenutzt und eine bewusstlose Frau missbraucht. Zu dieser Sorte von Männern gehörte er nicht.

Abgesehen davon, erwartete sie in nächster Zeit einen Gast.

Du bist früh dran, ich habe deinen Wagen gar nicht gehört - mit diesen Worten hatte sie die Tür geöffnet und erst dann gemerkt, dass es Junior war, der da geklopft hatte.

Er ging zur Haustür, die von zwei schmalen, mit Gardinen verhangenen Glasscheiben gerahmt war, zog eine der Gardinen beiseite und spähte hinaus.

Der Mond hatte sich aus seiner Mumienhülle aus Wolkenfetzen befreit. Sein pockennarbiges Gesicht starrte kalt und hell auf das ausladende Geäst der Tanne, auf den Vorgarten und die kiesbestreute Einfahrt hinunter.

Kein Wagen.

Im Wohnzimmer nahm er ein Zierkissen vom Sofa und kehrte damit in die Diele zurück.

Ich habe der Polizei von Ihrem ekelhaften Spielchen mit dem Eislöffel erzählt.

Er glaubte nicht, dass sie bei der Polizei angerufen und offiziell Anzeige erstattet hatte. Um Junior etwas anzuhängen, hätte sie sich diese Mühe auch nicht zu machen brauchen, solange Thomas Vanadium Tag und Nacht in der Klinik herumschlich und jeder Lüge bereitwillig Gehör schenkte, wenn sie ihn nur als miesen Kerl und Gattenmörder hinstellte.

Höchstwahrscheinlich hatte sich Victoria direkt an den durchgeknallten Detective gewandt. Aber selbst wenn sie ihre schmutzigen Lügengeschichten einem anderen Polizeibeamten aufgetischt hatte, wären sie unweigerlich auch Vanadium zu Ohren gekommen, und der hätte nichts Eiligeres zu tun gehabt, als zu ihr zu rennen und sich den Unflat aus ihrem Mund anzuhören, worauf sie ihre Geschichte so aufgebauscht hätte, dass es klang, als hätte Junior ihr an die Titten gegrabscht und versucht, ihr die Zunge in den Hals zu stecken.

Wenn Victoria dem Detective nun erzählte, dass Junior mit einer Rose und einer Flasche Merlot in den Händen und mit einem erotischen Abenteuer im Sinn vor ihrer Tür gestanden hatte, würde sich der schwachsinnige Bulle unweigerlich wieder an seine Fersen heften. Selbst wenn Vanadium annahm, dass die Krankenschwester die Sache mit dem Eislöffel falsch verstanden hatte, konnte diesmal kein Zweifel an seinen Absichten bestehen, und dieser Kreuzritter von einem Polizisten, dieser närrische Heilige, würde niemals aufgeben.

Victoria stöhnte leise, regte sich aber nicht.

Krankenschwestern wurden im Allgemeinen für Engel der Barmherzigkeit gehalten. Sie hatte keine Barmherzigkeit für ihn übrig gehabt. Und sie war mit Sicherheit kein Engel.

Junior kniete sich wieder neben sie, legte das Zierkissen über ihr hübsches Gesicht und drückte es fest darauf, während Frank Sinatra »Hello, Young Lovers« zu Ende sang und die ersten Takte von »All or Nothing at All« anstimmte. Victoria kam nicht noch einmal zu Bewusstsein, hatte keine Gelegenheit mehr, um ihr Leben zu kämpfen.

Nachdem er ihre Halsschlagader betastet und keinen Puls mehr festgestellt hatte, ging er ins Wohnzimmer zurück, schüttelte das kleine Kissen auf und legte es genau so wieder auf das Sofa, wie er es vorgefunden hatte.

Er spürte nicht den geringsten Drang, sich zu übergeben.

Dennoch machte er sich wegen seines Mangels an Gefühlen keine Vorwürfe. Schließlich war er dieser Frau nur ein einziges Mal begegnet und fühlte sich ihr innerlich nicht so verbunden wie der bezaubernden Naomi.

Natürlich war er nicht völlig gefühllos. Ein Strudel der Wehmut ergriff sein Herz, Wehmut beim Gedanken an die Liebe und das Glück, die er gemeinsam mit der Krankenschwester hätte erleben können. Aber schließlich war es ihre Entscheidung gewesen, ihr Spielchen mit ihm zu treiben und ihn so brutal zurückzustoßen. Als Junior den Versuch machte, sie hochzuheben, verloren ihre üppigen Formen ihren Reiz. Als totes Gewicht war sie viel schwerer, als er erwartet hatte.

In der Küche platzierte er sie auf einen Stuhl und ließ den Oberkörper vornüber auf den Frühstückstisch fallen. Die Arme verschränkt, den Kopf auf die Arme gelegt und zur Seite gewendet,

sah sie aus, als würde sie sich ausruhen.

Mit hämmerndem Herzen, aber doch in dem Bewusstsein, dass Kraft und Weisheit aus einem ruhigen Geist erwachsen, stand Junior in der Mitte der kleinen Küche, drehte sich langsam um die eigene Achse und musterte jeden Winkel genau.

Angesichts der Tatsache, dass die Tote einen Besucher erwartet hatte, der vermutlich schon unterwegs war, zählte jede Minute. Dennoch musste er auf jede Kleinigkeit achten, auch wenn es noch so viel Zeit kosten würde, das kleine Tableau zu arrangieren, das geeignet war, einen Mord wie einen häuslichen Unfall erscheinen zu lassen.

Bedauerlicherweise hatte Caesar Zedd kein Selbsthilfebuch darüber geschrieben, wie man einen Mord begehen und den Folgen aus dem Weg gehen konnte, und so war er wieder einmal ganz auf sich allein gestellt.

Eilig, aber überlegt und ohne einen Schritt zu viel zu tun, machte er sich ans Werk.

Als Erstes riss er zwei Papiertücher von der Rolle im Wandhalter ab und hielt dann als Behelfshandschuh in jeder Hand eines. Er war entschlossen, keine Fingerabdrücke zu hinterlassen.

Das Essen brutzelte in der oberen der beiden Backröhren vor sich hin. Er schaltete die untere Röhre auf niedriger Temperatur ein und öffnete die Klappe.

Im Esszimmer nahm er die beiden Teller von ihren Platz-deckchen. Mit ihnen kehrte er in die Küche zurück und stellte sie in die untere Backröhre, als hätte Victoria diese zum Vorwärmen der Teller benutzt.

Die Ofenklappe ließ er offen.

Im Kühlschrank fand er ein Stück Butter in einem Behälter mit durchsichtigem Plastikdeckel. Er trug den Behälter zu einem Hackbrett, das sich links vom Herd neben der Spüle befand, und nahm den Deckel ab.

Ein Messer lag schon auf der Arbeitsplatte bereit. Damit schnitt er vier Scheiben, milchig gelb und jede einen guten Zentimeter dick, von der Butterrolle ab.

Drei der Butterscheiben ließ er in dem Behälter liegen, die vierte platzierte er sorgfältig auf dem Kunststofffußboden. Die Papiertücher waren mit Butter verschmiert. Er knüllte sie zusammen und warf sie in den Abfall.

Er hatte vor, das Butterstück mit Victorias rechter Schuhsohle zu zerquetschen und einen langen Schmierer auf dem Boden damit zu produzieren, als wäre sie darauf ausgerutscht und gestürzt.

Als Letztes musste er ihren Kopf fest in beide Hände nehmen, die Stirn mit Wucht gegen die Kante der offen stehenden Herdtür schmettern und darauf achten, dass sie genau mit dem Punkt aufschlug, an der die Flasche sie getroffen hatte.

Vermutlich würden die Kriminologen der staatlichen Polizeibehörde von Oregon mindestens einen Grund finden, an dem dramatischen Geschehen, das er hier in Szene setzte, zu zweifeln. Er wusste nicht viel über die Ermittlungsmethoden der Polizei am Tatort, und von der Gerichtsmedizin hatte er noch weniger Ahnung. Er machte seine Sache einfach so gut, wie er nur konnte.

Das Polizeirevier von Spruce Hills war viel zu klein, um über eine hochmoderne kriminologische Abteilung zu verfügen. Wenn das Bild, das er präsentierte, überzeugend genug war, würden sie vielleicht an einen tragischen Unfall glauben und darauf verzichten, die State Police um kriminalistische Unterstützung zu bitten. Und wenn die State Police *doch* eingeschaltet wurde und man Hinweise dafür fand, dass der Unfall inszeniert war, würde der Verdacht höchstwahrscheinlich auf den Mann fallen, für den Victoria das Abendessen vorbereitet hatte.

Es blieb nichts weiter zu tun, als ihren Schuh in die Butter zu drücken und ihren Schädel gegen die Kante der Ofentür zu schlagen.

Er war im Begriff, die Leiche vom Stuhl zu ziehen, als er den Wagen in der Einfahrt hörte. Hätte der Plattenspieler nicht gerade in diesem Moment automatisch die Schallplatte gewechselt, so hätte er die Motorgeräusche wahrscheinlich nicht so deutlich und frühzeitig vernommen.

Keine Zeit mehr, die Leiche wirkungsvoll zu arrangieren.

Eine kritische Situation nach der anderen. Dieses neue Leben eines Mannes der Tat ließ keine Langeweile aufkommen.

Die Not zeigt uns viele Wege auf, heißt es bei Caesar Zedd, und alles hat seine gute Seite, auch wenn man sie nicht auf den ersten Blick erkennen kann.

Junior eilte aus der Küche in die Diele hinaus und zur Haustür. Er lief leise und federte seine Schritte auf den Zehenspitzen ab wie ein

Balletttänzer. Seine natürliche, kraftvolle Eleganz gehörte zu den Dingen, die so viele Frauen an ihm anziehend fanden.

Die rote Rose und die Weinflasche, traurige Erinnerungen an eine romantische Liebe, die nicht hatte sein sollen, lagen auf dem Dielenboden. Ohne den Leichnam sah man keine Spur einer Gewalttat mehr.

Während Sinatra »I'll Be Seeing You« anstimmte, ging Junior um die Blume und den Merlot herum zur Tür. Vorsichtig schob er an einer der Seitenscheiben die Gardine ein paar Zentimeter zur Seite.

Auf der rechten Hausseite, fast außerhalb seines Blickfeldes, hatte eine Limousine auf der kiesbestreuten Einfahrt gehalten. Vor Juniors Augen verloschen die Scheinwerfer. Der Motor wurde abgeschaltet. Die Fahrertür öffnete sich. Ein Mann stieg aus dem Wagen, eine schattenhafte Gestalt in dem unheimlichen gelben Mondlicht. Der Gast, der zum Essen erwartet wurde.

35. Kapitel

Implodieren. Durch äußeren Überdruck nach innen bersten. Wie der Rumpf eines U-Bootes in zu großer Tiefe.

Das Wort »implodieren« kannte Junior aus einem Ratgeber für Leute, die ihren Wortschatz erweitern und lernen wollten, sich einer gehobenen Sprache zu bedienen. Damals hatte er nicht geglaubt, dass er das Wort - wie auch einige andere, die ihm aus dem Buch im Gedächtnis geblieben waren - je verwenden würde. Aber jetzt stellte sich heraus, dass es absolut treffend beschrieb, wie er sich fühlte: Als würde er gleich implodieren.

Der Besucher beugte sich in den Innenraum seines Wagens, als wollte er etwas herausholen. Vermutlich hatte auch er daran gedacht, für seine Gastgeberin ein kleines Geschenk mitzubringen. Dieser Mann würde nicht einfach wieder gehen, wenn ihm die Tür nicht geöffnet wurde. Er folgte einer Einladung. Er wurde erwartet. Im Haus brannten die Lichter. Wenn niemand auf sein Klopfen reagierte, würde er dies als Zeichen nehmen, dass irgendetwas nicht stimmte.

Junior befand sich in gefährlicher Tiefe. Der psychische Druck lag bei mindestens vierhundert Bar, Tendenz steigend. Implosion drohte.

Wenn man ihn vor der Tür stehen ließ, würde der Besucher um das Haus herumgehen, durch die Fenster spähen, an denen die Vorhänge nicht zugezogen waren, und sehen, ob er eine Tür finden konnte, die nicht verschlossen war. In der

Befürchtung, dass Victoria krank oder verletzt war, dass sie vielleicht auf einem Stück Butter ausgerutscht und mit dem Kopf an eine offen stehende Herdklappe gestürzt war, würde er möglicherweise ein Fenster einschlagen, würde versuchen, sich mit Gewalt Zutritt zu dem Haus zu verschaffen. In jedem Fall aber würde er zu den Nachbarn laufen und die Polizei alarmieren.

Fünfhundert Bar. Sechshundert. Tausend.

Junior rannte zum Esszimmer und nahm ein Weinglas vom Tisch. Dann ergriff er einen der beiden Kerzenständer und riss die Kerze heraus.

Zurück in der Diele, stellte er das Weinglas etwa zwei Schritte vor der Haustür auf den Fußboden. Neben dem Glas platzierte er die

Flasche Merlot, neben der Flasche die rote Rose.

Wie ein Gemälde, ein romantisches Stillleben.

Draußen wurde eine Wagentür zugeschlagen.

Die Haustür war nicht verschlossen. Vorsichtig drehte Junior am Knauf und zog sachte an der Tür, sodass sie einen Spalt breit nach innen schwang.

Mit dem Kerzenständer in der Hand rannte er zur Küche am Ende des kurzen Flurs. Die Tür stand offen, aber er konnte Victorias schlaffe Gestalt auf einem der beiden Stühle an dem kleinen Esstisch erst sehen, als er den Raum betrat.

Er schlüpfte hinter die Tür und hob den Kerzenständer über den Kopf. Mit seinen schätzungsweise etwas mehr' als zwei Kilo war er bestens als Schlagwerkzeug geeignet, fast so gut wie ein Hammer. Juniors Herz raste. Sein Atem ging stoßweise. Das Essen in der Röhre, dessen Duft er zuvor als so köstlich empfunden hatte, roch für ihn jetzt merkwürdigerweise nach Blut, ein beißender, abstoßender Geruch.

Langsam und tief durchatmen. Wie Zedd lehrte: langsam und tief durchatmen. Man konnte jeden noch so heftigen Angstzustand mildern oder ganz und gar verdrängen, wenn man langsam und tief durchatmete, langsam und tief durchatmete und sich in Erinnerung rief, dass jeder Mensch das

Recht hatte, ein glückliches, erfülltes und angstfreies Leben zu führen.

Die letzte Strophe von »Fll Be Seeing You« wurde von der Stimme eines Mannes übertönt, die fragend, mit einem winzigen Beiklang von Verwunderung vielleicht, aus der Diele herüberklang.

»Victoria?«

Langsam und tief. Langsam und tief. Schon ruhiger.

Das Lied verklang.

Junior hielt die Luft an und lauschte.

In der kurzen Stille bis zum nächsten Stück auf der Platte hörte er, wie das Weinglas klirrend gegen die Flasche Merlot stieß.

Offensichtlich hatte der Besucher beides vom Fußboden aufgehoben.

Bis jetzt war er davon ausgegangen, dass der Besucher Victorias Liebhaber war, aber plötzlich kam ihm der Gedanke, dass das nicht unbedingt so sein musste. Vielleicht war der Mann nichts weiter als ein guter Freund. Ihr Vater oder ein Bruder. In diesem Fall wäre die

romantische Geste, die sich in der viel sagenden Anspielung des Weins und der Rose ausdrückte, so völlig unangebracht gewesen, dass der Besucher auf der Stelle gewusst hätte, dass hier etwas faul war.

Böotier. Auch so ein Wort, das er zur Erweiterung seines Sprachschatzes gelernt und noch nie verwendet hatte. *Böotier.* Ein unwissender, stumpfsinniger Mensch, ein Einfaltspinsel. Genau wie ein Böotier fühlte er sich plötzlich.

In dem Moment, als Sinatra sein nächstes Lied anstimmte, glaubte Junior aus dem Flur einen Schritt und das Knacken eines Dielenbretts zu vernehmen. Die Musik übertönte die Geräusche des näher kommenden Besuchers, sofern er sich tatsächlich näherte. Heb den Kerzenständer noch höher. Atme flach durch den Mund, auch wenn die Musik alle Geräusche dämpft. Sei zum Einsatz bereit.

Der Kerzenständer war schwer. Es würde eine blutige Angelegenheit werden.

Junior konnte kein Blut sehen. Er schaute sich keine Filme an, in denen die Kamera genüsslich auf den Folgen brutaler Gewalt verweilte, und noch nachhaltiger schlug ihm der Anblick von Blut im wirklichen Leben auf den Magen.

Handeln. Konzentrier dich auf das, was getan werden muss, und denk nicht an die widerwärtigen Folgen. Denk an den entgleisenden Zug und den mit Nonnen besetzten Bus, der auf den Schienen liegen geblieben ist. Bleib mit deinen Gedanken beim Zug, blick nicht zurück zu den zerschmetterten Nonnen, schau nur nach vorn, und alles wird gut werden.

Ein Geräusch. Ganz in der Nähe. Auf der anderen Seite der offen stehenden Tür.

Da war er auch schon, der geladene Gast, und betrat die Küche. Er trug das Weinglas und die Rose in der Linken. Den Merlot hatte er unter den Arm geklemmt. In der Rechten hielt er ein kleines, in buntes Geschenkpapier eingewickeltes Päckchen.

Der Besucher trat in die Küche und ging, Junior im Rücken, auf den Tisch zu, an dem die tote Victoria mit auf die verschränkten Arme gelegtem Kopf saß. Sie sah genau so aus, als würde sie sich nur ein bisschen ausruhen.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte der Mann, während Sinatra ein schwungvolles »Come Fly with Me« hinlegte.

Als Junior sich auf ganz ganz leisen Sohlen anschlich und mit dem Kerzenständer ausholte, sah er, wie der abendliche Gast erstarrte, als würde er Gefahr oder doch zumindest eine Bewegung im Raum wittern - aber es war zu spät. Dem Kerl blieb nicht einmal genug Zeit, den Kopf zu wenden oder sich zu ducken.

Wie eine Keule traf der Kerzenständer mit einem harten, krachenden Laut auf den Hinterkopf. Der Schädel barst, Blut quoll aus der Wunde, und der Mann kippte so abrupt um wie Victoria unter der Wirkung des guten Merlot, nur dass er mit dem Gesicht voran zu Boden stürzte, nicht rücklings wie sie.

Um ja kein Risiko einzugehen, beugte sich Junior über den Liegenden und holte noch einmal mit dem Kerzenständer aus. Der zweite Schlag war weniger gut gezielt als der erste, nur ein halber Treffer, aber dennoch wirkungsvoll.

Das Weinglas war zu Boden gefallen und zerbrochen. Die Flasche Merlot war jedoch auch diesmal unversehrt geblieben und rollte nun über die Kunststofffliesen, bis sie dumpf gegen den Sockel des Schanks prallte.

Statt langsam und tief durchatmen, keuchte Junior wie ein Ertrinkender und Schweißperlen standen ihm auf der Stirn, als er den am Boden liegenden Mann mit dem Fuß anstieß.

Da keine Reaktion erkennbar war, schob er die rechte Schuhspitze unter die Brust des Mannes und drehte ihn unter erheblicher Kraftanstrengung auf den Rücken.

Die rote Rose mit der Linken umklammert, in der Rechten das halb zerdrückte, bunt eingewickelte Geschenkpäckchen, lag Thomas Vanadium vor Junior, auf Gedeih und Verderb ihm ausgeliefert, seiner Kunststückchen beraubt, ohne Münze, die er über den Handrücken balancieren konnte. Die Magie war dahin.

36. Kapitel

Das Knistern und Rascheln künstlich erzeugter Flammengeräusche, das Knüllen von Zellophan, wodurch man in den Tagen der Hörspieldramen der dreißiger und vierziger Jahre, als er noch ein Kind war, diese Geräusche herstellte.

Jacob saß allein am Ecktisch in der Küchennische seiner Wohnung und entfernte unter solchen Feuergeräuschen jetzt die durchsichtige Zellophanhülle von einem zweiten, dann einem dritten und schließlich einem vierten Kartenspiel.

In seinen gesammelten Unterlagen waren eine Unmenge verheerender Brandkatastrophen aufgelistet, von denen die meisten allerdings sowieso in seinem Gedächtnis gespeichert waren. Im prachtvollen Ringtheater in Wien hatte am 8. Dezember 1881 eine Feuersbrunst dreihundertsechszig Todesopfer gefordert.

Am 25. Mai 1887 zweihundert Tote in der Opera Comique in Paris.

Am 28. November 1942 - als Jacob, gerade vierzehnjährig, bereits besessen war von dem beklagenswerten Hang der Menschheit, sich entweder absichtlich oder aus Leichtsinn selbst zu zerstören - vierhundertzweiundneunzig Menschen im

Coconut-Grove-Nacht-club erstickt oder bei lebendigem Leib verbrannt an einem Abend, der in Champagnerlaune und fröhlicher Ausgelassenheit begonnen hatte.

Nachdem er die vier Kartenspiele aus den Pressspankästen genommen hatte, in denen sie verkauft wurden, legte er sie jetzt nebeneinander auf den zerkratzten Ahornholztisch.

»Beim Brand des Iroquois-Theaters in Chicago am 30.

Dezember 1903«, sagte er laut vor sich hin, um sein Gedächtnis auf die Probe zu stellen, »kamen während einer Nachmittagsvorstellung des beliebten Musicals *Mr. Elue Beard, Jr.* mindestens sechshundert Menschen, in der Mehrzahl Frauen und Kinder, ums Leben.«

Die gängigen Kartenspiele werden, nach Farben sortiert, in stets der gleichen Reihenfolge automatisch verpackt. Man kann sich hundertprozentig darauf verlassen, dass ein neu erworbenes Kartenspiel genauso geordnet ist wie jedes andere, das man je geöffnet hat oder öffnen wird.

Dieser absolut verlässliche Umstand ermöglicht es Kartenkünstlern - professionellen Zockern und Taschenspielern beispielsweise -, ein neues Spiel in der Gewissheit zu mischen, dass sie zu Beginn der

Partie genau wissen, welche Karte sich wo im Stapel befindet. Ein geübter Kartenkünstler mit geschickten Händen kann die Karten scheinbar so gründlich mischen, dass selbst der misstrauischste Beobachter zufrieden gestellt ist, und wird doch jede einzelne Karte im Stapel mit traumwandlerischer Sicherheit wiederfinden. Durch meisterhafte Manipulation *bestimmt* er ihre Anordnung und Reihenfolge, sodass er jede gewünschte Wirkung damit erzielen kann. »Am 6. Juli 1944 brach um vierzehn Uhr vierzig im Hauptzelt des Ringling Brothers and Barnum & Bailey Circus ein Feuer aus, als die Wallendas, eine weltberühmte Truppe von Hochseilakrobaten, gerade vor sechstausend Zuschauern zum Seil hinaufkletterten, um mit ihrer Vorführung zu beginnen. Um drei Uhr erloschen die Flammen, nachdem das brennende Zelt in sich zusammengebrochen war. Einhundertacht -undsechzig Besucher konnten nur noch tot geborgen werden und weitere fünfhundert waren schwer verletzt, während eintausend Zirkustiere - darunter vierzig Löwen und vierzig Elefanten - unversehrt blieben.«

Wer es in der Kartenkunst je zur Meisterschaft bringen möchte, muss eine außergewöhnliche Fingerfertigkeit besitzen, was aber nicht die einzige Voraussetzung ist. Ebenso wichtig ist die Bereitschaft, Tausende von tödlich langweiligen Übungsstunden geduldig auf sich zu nehmen. Zudem verfügen die besten Kartenkünstler über Gedächtniskapazitäten, die weit über das hinausgehen, was der Durchschnittsbürger als normal empfinden würde.

»Tausendsechshundertsiebenzig Tote bei einem Theaterbrand in der chinesischen Stadt Kanton am 14. Mai 1845.

Zwei-tausendfünfhundertein Opfer beim Brand in der Kirche La Compafiia in Santiago de Chile am 8. Dezember 1863.

Ein-hundertfünfzig Flammenopfer während eines Wohltätigkeitsbasars in Paris: 4. Mai 1897. Dreihundertsechszwanzig Tote bei einem Brand in den Hafenanlagen von Hoboken in New Jersey am 30. Juni 1900 ...«

Jacob verfügte von Natur aus über die erforderliche Fingerfertigkeit und ein hervorragendes Gedächtnis. Auf Grund seiner Persönlichkeitsstörung - die ihn für den Arbeitsmarkt untauglich machte und dafür sorgte, dass aus ihm nie ein gefeierter Partylöwe werden würde - blieb ihm genügend freie Zeit, die schwierigeren Tricks der Kartenkunst so lange zu üben, bis er sie einwandfrei

beherrschte.

Weil Geschichten und Bilder von tragischen Ereignissen, persönliche Schicksalsschläge und globale Katastrophen vom Theaterbrand bis zum atomaren Weltkrieg schon seit seiner Kindheit einen ungeheuren Reiz auf Jacob ausübten, hatte er eine lebhaft Fantasié ohne Gleichen entwickelt und erfreute sich eines interessanten, wenn auch ein wenig sonderbaren geistigen Lebens. Daher war das langweilige Üben für ihn der schwierigste Aspekt beim Erlernen der Kartenkunststücke gewesen, aber er hatte sich, beflügelt von der Liebe und Bewunderung für seine Schwester Agnes, viele Jahre lang mit Eifer dieser Aufgabe gewidmet. Jetzt mischte er das erste von vier Kartenspielen genau so, wie er am Freitagabend das erste Spiel gemischt hatte, und legte es dann beiseite.

Um ein echter Meister der Kartenkunst werden zu können, braucht ein Anfänger einen Lehrer. Man kann die vollkommene Beherrschung der Karten nicht ausschließlich aus Büchern und durch eigene Erfahrung lernen.

Jacobs Lehrer war ein Mann namens Obadiah Sepharad gewesen. Er hatte ihn kennen gelernt, als er im Alter von achtzehn Jahren einige Zeit in einer psychiatrischen Anstalt verbracht hatte, weil man seine Exzentrik irrtümlich für eine schwerere Erkrankung hielt.

Er mischte die drei restlichen Kartenspiele so, wie er es von Obadiah gelernt hatte.

Weder Agnes noch Edom wussten etwas von seinem außergewöhnlichen Kartengeschick. Er hatte seine Lehrstunden bei Obadiah nicht an die große Glocke gehängt und fast zwanzig Jahre lang der Versuchung widerstanden, seine Geschwister mit seinem Können zu verblüffen.

Als Kinder in einem Haushalt, der wie ein Gefängnis geführt wurde, unter der tyrannischen Knute eines griesgrämigen Vaters, für den jedes Vergnügen eine Versündigung an Gott war, hatten sie das heimliche Kartenspiel als höchsten Akt der Auflehnung empfunden. Ein Kartenspiel war so klein, dass man es rasch verschwinden lassen und auch dann vor dem Vater geheim halten konnte, wenn dieser wieder einmal die Kinderzimmer von oben bis unten durchsuchte.

Als Agnes nach dem Tod des Alten das Haus erbte, spielten die drei

am Tag seiner Beerdigung zum ersten Mal nicht heimlich Karten, sondern ganz offen im Garten, fast schwindelig vor Freude über die neu gewonnene Freiheit. Schließlich verliebte sich Agnes und heiratete, und von da an war Joey Lampion mit von der Partie bei ihren Kartenspielen, und Jacob und Edom genossen ein Familienleben, wie sie es noch nie zuvor erfahren hatten.

Jacob hatte die Kartenkunst aus einem einzigen Grund erlernt.

Nicht, weil er ein professioneller Spieler werden wollte. Auch nicht, um Freunde mit seinen Kartenkunststücken zu beeindrucken. Und auch nicht, weil ihn die Herausforderung reizte. Er wollte lediglich in der Lage sein, Agnes gelegentlich ein sicheres Siegesblatt auszuteilen, wenn sie zu oft verlor oder eine kleine Aufmunterung gebrauchen konnte. Dabei vermied er es, ihr so oft gute Karten zu geben, dass sie misstrauisch werden konnte oder dass Edom und Joey den

Spaß am Spiel verloren. Er ging sehr besonnen vor. Seine Mühe - die vielen tausend Stunden, die er mit Üben verbracht hatte - wurde ihm jedes Mal mit Zins und Zinseszins vergolten, wenn Agnes vor Freude über ein besonders gutes Blatt strahlte.

Hätte Agnes gewusst, dass Jacob ihrem Kartenglück manchmal auf die Sprünge half, hätte sie vielleicht nie wieder mit ihm gespielt. Sie würde sein Handeln nicht gutheißen. Folglich musste sein außergewöhnliches Kartengeschick für immer sein Geheimnis bleiben.

Ein wenig hatte er deswegen ein schlechtes Gewissen ... aber nur ein ganz klein wenig. Seine Schwester hatte so viel für ihn getan; aber ohne Broterwerb, von Zwängen beherrscht, eingeengt durch das düstere Naturell, von dem ihm sein Vater zu viel vererbt hatte, konnte er ihr nur wenig zurückgeben. Nur mit dieser liebevollen Mogelei mit den Karten konnte er es ihr etwas vergelten.

»20. September 1902, Birmingham, Alabama, Brand in einer Kirche ... einhundertfünfzehn Tote. 4. März 1908, Col-linwood, Ohio, Brand in einer Schule ... einhundertsechs-undsiebzig Tote.«
Nachdem er alle vier Spiele gemischt hatte, nahm er von zwei Stapeln jeweils die Hälfte ab und mischte sie miteinander in genau derselben Weise, wie er es am Freitagabend getan hatte. Ebenso verfuhr er mit den beiden anderen Spielhälften.

» New York City, 25. März 1911, Brand in der Fabrik der Firma Triangle Shirtwaist ... einhundertsechszvierzig Tote.«

Am Freitagabend nach dem Essen hatte Jacob, nachdem er genug über Marias Methode des Wahrsagens erfahren hatte, um zu wissen, dass vier Spiele benötigt wurden, dass nur jede dritte Karte zählte und dass die Asse - besonders die roten Asse - am vielversprechendsten waren, die Karten mit großer Begeisterung so günstig für Barty gemischt, wie es nur ging. Es war als kleines Geschenk gedacht, um Agnes aufzumuntern, deren Herz seit Joeys Tod so schwer war, als würden eiserne Ketten daran ziehen. Anfangs war alles nach Plan verlaufen. Agnes, Maria und Edom hatten zu Recht gestaunt. Verblüffte Spannung und ein breites Lächeln auf ihren Gesichtern. Sie waren begeistert über die erstaunliche Gunst der Karten, die jeder Wahrscheinlichkeitsrechnung widersprach.

»23. April 1940, Natchez, Mississippi, Brand in einem Tanzlokal ... einhundertachtundneunzig Tote. 7. Dezember 1946, Atlanta, Georgia, Brand im Hotel Winecoff ... ein-hundertneunzehn Tote.« Jetzt, zwei Abende nach Marias Wahrsagerei, beendete Jacob sein Werk, indem er die vier Spiele so aufeinander schichtete, wie er es am Freitag im Esszimmer des Hauptgebäudes getan hatte. Er lehnte sich zurück und starrte den Stapel zögernd eine Weile an.

»5. April 1949, Effingham, Illinois, bei einem Krankenhausbrand kommen siebenundsiebzig Menschen um.«

In seiner Stimme vernahm er ein Beben, das nichts mit den Todesqualen in Effingham vor knapp sechzehn Jahren zu tun hatte. Erste Karte. Herzass.

Zwei weglegen.

Zweite Karte. Herzass.

Er machte weiter, bis vier Herzasse und vier Karoasse vor ihm auf dem Tisch lagen. Diese acht Karten hatte er genau so im Stapel platziert, der Effekt war beabsichtigt.

Kartenkünstler können sich auf ihre ruhige Hand verlassen, aber als Jacob jetzt weitere zwei Karten weglegte, um die neunte gezogene umzudrehen, zitterten seine Hände.

Es sollte eine Kreuzvier sein, kein Pikbube.

Und es war eine Kreuzvier.

Er deckte die beiden zuletzt weggelegten Karten auf. Es war kein Pikbube dabei, es waren genau die Karten, die er erwartet hatte.

Nun sah er sich die beiden Karten an, die auf die Kreuzvier folgten.

Auch von ihnen war keine ein Pikbube, und es waren wieder die

Karten, die er erwartet hatte.

Am Freitagabend hatte er es so eingerichtet, dass die Asse gezogen wurden, aber er hatte den Stapel *nicht* so gemischt, dass von den darauf folgenden zwölf Karten jede dritte gezogene ein Bube der gleichen Farbe sein konnte. Mit ungläubigem Staunen hatte er zugesehen, wie Maria die Buben aufdeckte.

Die Wahrscheinlichkeit, dass aus vier zufällig zusammen-gemischten Kartenspielen nacheinander vier Pikbuben gezogen wurden, war gering. Jacob verfügte nicht über das notwendige mathematische Wissen, um die Wahrscheinlichkeit auszurechnen, aber er wusste, dass sie verschwindend gering war.

Ganz und gar ausgeschlossen war es jedoch, dass aus vier Kartenspielen, die von einem Meisterspieler nach allen Regeln der Kunst gemischt und angeordnet worden waren, vier gleiche Buben gezogen wurden - es sei denn, die Wirkung wäre beabsichtigt gewesen, was hier aber nicht der Fall war. Man brauchte sich keine Mühe zu geben, die Wahrscheinlichkeit auszurechnen, weil es nämlich *nicht sein konnte*. Nichts war dem Zufall überlassen. Die Karten hätten - für Jacob - so durchschaubar im Stapel angeordnet sein müssen wie die Seitenzahlen in einem Buch.

Freitagnacht hatte Jacob vor Grübeln und Sorge nicht viel Schlaf gefunden, und jedes Mal, wenn er eingenickt war, hatte er geträumt, er sei allein in einem dichten Wald und werde von einem unsichtbaren, aber spürbaren finsternen Geist verfolgt. Dieses räuberische Wesen schlich lautlos durchs Unterholz, nicht zu unterscheiden von den tief hängenden Zweigen der Bäume, zwischen denen es sich fließend und kalt wie Mondlicht, aber dunkler als die Nacht bewegte und unaufhaltsam näher kam. Jedes Mal, wenn Jacob spürte, dass es zum Sprung ansetzte, um ihn zu töten, schreckte er aus dem Schlaf auf, einmal mit Bartys Namen auf den Lippen, als wollte er dem Kind eine Warnung zurufen, und einmal mit zwei Worten: »... *der Bube* ...«

Am Samstagvormittag war er zu Fuß zu einem Laden in der Stadt gelaufen und hatte acht Kartenspiele gekauft. Den Rest des Tages hatte er damit verbracht, mit vier Spielen das zu wiederholen, was er am Vorabend an Agnes' Esstisch getan hatte. Die vier Buben waren kein einziges Mal aufgetaucht.

Als er am Samstagabend zu Bett ging, zeigten die Karten, die er am Vormittag gekauft hatte, bereits Spuren der Abnutzung.

In den dunklen Wäldern seines Traums lauerte immer noch das Geisterwesen: Gesichtslos und schweigend strahlte es gnadenlose Entschlossenheit aus.

Nachdem Agnes am Sonntagvormittag vom Kirchgang zurückgekommen war, aßen Edom und Jacob bei ihr zu Mittag. Am Nachmittag hatte Jacob ihr geholfen, sieben Kuchen für die Montagslieferung zu backen.

Während des Tages hatte er versucht, den Gedanken an die vier Buben zu verdrängen. Da er aber ein Besessener war, wollte es ihm trotz all seinen Bemühungen nicht gelingen.

Und nun saß er hier am Sonntagabend und packte vier neue Kartenspiele aus, als könnte die Magie durch die Macht der jungfräulichen Karten vielleicht noch einmal beschworen werden, Herzass, ass, ass, Ass.

»Am 1. Dezember 1958 kamen in Chicago, Illinois, bei einem Brand in der Schule einer Kirchengemeinde fünfund-neunzig Menschen um.«

Karoass, ass, ass, Ass.

Kreuzvier.

Wenn das Auftauchen der Buben am Freitagabend etwas mit Magie zu tun hatte, so war das möglicherweise die dunkle Seite der Magie. Vielleicht sollte er lieber den Versuch unterlassen, den wie auch immer gearteten Geist, der für die vier Buben verantwortlich sein mochte, noch einmal zu rufen.

»14. Juli 1960, Stadt Guatemala, ein Brand in einem psychiatrischen Krankenhaus ... zweihundertfünfundzwanzig Tote.« Seltsamerweise beruhigte ihn diese Aufzählung von Fakten unter normalen Umständen, als konnte er Unheil abwenden, indem er davon sprach. Seit dem Freitag fand er jedoch keinen Trost in den vertrauten Mustern.

Schließlich legte Jacob die Karten in die Schachteln zurück und gestand sich widerwillig ein, dass er von einer abergläubischen Furcht ergriffen war, die ihn nicht mehr losließ. Irgendwo auf der Welt gab es einen finsternen Buben, ein Ungeheuer in Menschengestalt - schlimmer noch, einen Menschen, der Marias Worten zufolge so furchtbar war wie der Teufel selbst -, und diese Bestie wollte aus unerfindlichen Gründen dem kleinen Barty, einem unschuldigen Kind, Schaden zufügen. Durch eine Gnade des Schicksals, die sich Jacobs Verständnis entzog, waren sie durch die

Karten vor dem Buben gewarnt worden. Sie waren gewarnt.

37

Wie eine Pfütze auf dem breiten Pfannkuchengesicht das Feuermal.

In der Mitte des Mals das geschlossene Auge hinter einem dunkelroten Lid, das glatt und rund war wie eine Traube.

Vanadium hier vor sich auf dem Küchenboden zu sehen, versetzte Junior den Schreck seines Lebens. Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt, sein Herz hämmerte, und es hätte ihn nicht gewundert, wenn seine Knochen wie ein baumelndes Skelett in der Geisterbahn vernehmlich geklappert hätten.

Obwohl Thomas Vanadium bewusstlos, möglicherweise sogar tot war und beide nagelkopfgrauen Augen geschlossen hatte, wusste Junior, dass diese Augen ihn beobachteten, dass sie ihn *durch* die Lider hindurch beobachteten.

Vielleicht drehte er in dieser Sekunde etwas durch. Er hätte die Möglichkeit einer vorübergehenden Verwirrtheit jedenfalls nicht völlig von der Hand gewiesen.

Er merkte erst, dass er zum Schlag ausgeholt hatte, als der Kerzenständer Vanadiums Gesicht traf. Und dann konnte er nicht anders, als noch einmal zuzuschlagen.

Im nächsten bewussten Moment fand er sich an der Spüle wieder, wo er den Wasserhahn zudrehte, obwohl er sich nicht erinnern konnte, ihn aufgedreht zu haben. Offenbar hatte er den blutverschmierten Kerzenständer abgewaschen - er war sauber -, aber er hatte keinerlei Erinnerung an eine Fleißarbeit dieser Art.

Wieder einen Augenblick später befand er sich im Esszimmer, wusste aber nicht, wie er dorthin gelangt war.

Der Kerzenständer war trocken. Junior hielt den zinnernen Prügel mit einem Küchentuch umfasst und stellte ihn so auf den Tisch zurück, wie er ihn vorgefunden hatte. Dann hob er die Kerze vom Boden auf und steckte sie in den Halter.

Im nächsten Augenblick das Wohnzimmer. Wo er Sinatra inmitten von »It Gets Lonely Early« abstellte.

Die Musik war seine Verbündete gewesen; sie hatte eine Atmosphäre der Normalität im Haus verbreitet und dadurch verhindert, dass Vanadium sein aufgeregtes Atmen vernommen hatte. Jetzt benötigte er jedoch Ruhe, um hören zu können, ob möglicherweise ein weiteres Auto vor dem Haus vorfuhr.

Wieder im Esszimmer, aber diesmal wusste er, wie er hierher

gelangt war: vom Wohnzimmer aus.

Er öffnete die massiven Türen im unteren Teil der Vitrine, fand nicht, was er suchte, sah als Nächstes in der Anrichte nach, und da war es, ein kleiner Vorrat an Spirituosen. Scotch, Gin, Wodka.

Seine Wahl fiel auf eine volle Flasche Wodka.

Im ersten Moment brachte er nicht den Mut auf, in die Küche zurückzukehren. Es war verrückt, aber er war davon überzeugt, dass der Detective in seiner Abwesenheit von den Toten auferstanden war und nun auf ihn warten würde.

Der Impuls, Hals über Kopf aus dem Haus zu stürzen, war übermächtig.

Gleichmäßiges Atmen. Langsam und tief. Langsam und tief. Zedds Lehre zufolge führte der Weg zur Ruhe über die Lunge.

Er ließ sich keine Zeit, darüber nachzugrübeln, aus welchem Grund Vanadium hierher gekommen war oder in welcher Beziehung der Polizist zu Victoria stand. Über all das konnte er später nachdenken, wenn die fürchterliche Schweinerei hier beseitigt war. Schließlich ging er zögernd zur Verbindungstür zwischen Esszimmer und Küche. Dort blieb er stehen und lauschte.

Vollkommene Stille hinter der Tür, in der Küche, die jetzt einem Schlachthof glich.

Allerdings hatte der Polizist auch keinen Laut von sich gegeben, als er einen Vierteldollar auf seinem Handrücken jongliert hatte. Und er hatte sich lautlos wie eine Katze in der Dunkelheit des Krankenzimmers angepörscht.

Im Geist sah Junior die Münze vor sich, wie sie zwischen den klobigen Fingern tanzte und sich noch schneller bewegte als zuvor, weil ihre Bahn mit Blut geschmiert war.

Mit einem furchtsamen Schaudern streckte er die Hand nach der Tür aus und drückte sie auf.

Der durchgeknallte Detective lag noch da auf dem Boden, wo ihn der Tod ereilt hatte. In den Händen hielt er die rote Rose und das Geschenkpäckchen.

Auf dem Feuermaul hatten sich hellere Flecken gebildet. Das Allerwelts Gesicht, nicht mehr ganz so reizlos jetzt und auch nicht mehr so flach, war zu einer neuartigen und schauerhaften Landschaft zerklüftet.

In Zedds Namen langsam und tief atmen. Den Blick nicht auf die Vergangenheit und nicht auf die Gegenwart richten, sondern

ausschließlich auf die Zukunft. Was geschehen ist, hat keine Bedeutung. Es kommt nur darauf an, was als Nächstes geschieht. Das Schlimmste hatte er hinter sich.

Also weiter im Programm. Nicht bei den abstoßenden Folgen aufhalten. Pfeifend weiterreiten, unaufhaltsam wie eine führerlos dahinrasende Lokomotive. Aufräumen, ausmisten, die Dinge am Laufen halten.

Splitter des zerbrochenen Weinglases knirschten unter seinen Sohlen, als er quer durch die Küche zu dem kleinen Esstisch ging. Er schraubte die Wodkaflasche auf und stellte sie vor die Tote auf den Tisch.

Sein ursprünglicher Plan, eine Szene zu arrangieren, die Victorias Tod wie einen Unfall aussehen ließ - Butter auf dem Fußboden, offen stehende Ofenklappe -, war nicht mehr realisierbar. Eine neue Strategie war vonnöten.

Vanadiums Verletzungen waren zu schwer, um als Folgen eines Unfalls durchzugehen. Selbst wenn es eine Möglichkeit gab, sie durch ein kluges Arrangement zu vertuschen, würde l kein Mensch glauben, dass Victoria durch einen unglücklichen Sturz ums Leben gekommen war und dass Vanadium, ihr zu Hilfe eilend, ebenfalls ausgerutscht und gestürzt war und dabei tödliche Kopfverletzungen davongetragen hatte. Das roch derartig nach Provinzposse, dass sogar die Polizei von Spruce Hills einen Mord gewittert hätte.

Na schön, dann musste er diesen Problemmond umkreisen, bis er die helle Seite gefunden hatte ...

Er ließ sich eine Minute Zeit, um Kraft zu sammeln, dann ging er neben dem toten Detective in die Hocke.

Er vermied es, in das zerschmetterte Gesicht zu sehen. Ein Blick auf diese geschlossenen Augen, und sie würden sich vielleicht schlagartig öffnen und ihn blutunterlaufen und böse anstarren.

Polizeibeamte waren oft von ihrer Dienststelle aus angewiesen, auch außerhalb ihrer Dienstzeit eine Schusswaffe zu tragen. Sofern es eine solche Regelung im Staat Oregon nicht gab, würde Vanadium höchstwahrscheinlich dennoch eine bei sich haben, weil er sich in seinem perversen Verfolgungswahn nie als Privatmann sah, sondern stets als Polizist, stets als den unerbittlichen Kreuzritter.

Ein rasches Hochschieben der Hosenbeine offenbarte kein Holster am Fußgelenk, wo Polizisten nicht selten ihre Waffe trugen, wenn

sie nicht im Dienst waren.

Ohne Vanadium ins Gesicht zu sehen, tastete er sich an dem vierschrötigen Körper nach oben. Als er das sportliche Tweedjackett öffnete, stieß er auf ein Schulterholster.

Junior hatte nicht viel Ahnung von Schusswaffen. Er lehnte sie ab und hatte selbst nie eine besessen.

Vanadiums Waffe war ein Revolver. Kein

Sicherungsmechanismus, über den er sich hätte Gedanken machen müssen.

Er nestelte an der Trommel herum, bis sie aufsprang. Fünf Kammern, in jeder eine glänzende Patrone.

Junior ließ die Trommel wieder zuschnappen und richtete sich auf. Ein neues Szenario hatte bereits in seinem Kopf Gestalt angenommen, und Vanadiums Revolver spielte darin die tragende Rolle.

Die eigene Flexibilität und Kühnheit überraschten Junior angenehm. Er war tatsächlich ein neuer Mensch, ein verwegener Abenteurer, Furcht einflößender von Tag zu Tag.

Selbstbestätigung war Zedd zufolge der Sinn des Lebens, und Junior nutzte sein außergewöhnliches Potenzial in so atemberaubender Weise, dass sein Guru sicher stolz auf ihn gewesen wäre.

Nachdem er Victorias Stuhl vom Tisch zurückgeschoben hatte, drehte er sie um, sodass sie ihm nun das Gesicht zuwandte. Dann arrangierte er die Leiche so, dass der Kopf nach hinten fiel und die Arme schlaff herunterhingen.

Schön anzusehen war sie, das Gesicht ebenso wie die Figur, auch wenn der Mund jetzt offen stand und die Augen verdreht waren. Wie glänzend hätte ihre Zukunft sein können, wäre sie nicht aus eigenem Antrieb zur Betrügerin geworden. Eine Frau, die falsche Hoffnungen weckte, war im Grunde nichts anderes als eine Betrügerin ... versprach sie doch Dinge, die sie nie zu halten gedachte.

Ein solches Verhalten brachte kaum Selbsterkenntnis, persönliche Entwicklung und Erfüllung mit sich. Wir schaffen uns unser eigenes Unglück im Leben. Wie immer sie verlaufen mag, wir gestalten unsere Zukunft selbst.

»Es tut mir Leid«, sagte Junior.

Dann schloss er die Augen, nahm den Revolver in beide Hände und schoss zweimal aus nächster Nähe auf die Tote.

Der Rückstoß war stärker, als er erwartet hatte. Die Waffe schlug heftig gegen seine Hände.

Die beiden Schüsse hallten krachend und klirrend von den massiven Flächen der Schränke, des Kühlschranks und des Herdes zurück. Einen Moment lang bebten die Fensterscheiben.

Junior machte sich keine Sorgen, dass die Schüsse unerwünschte Aufmerksamkeit erregen würden. Diese ländlichen Anwesen waren so groß und die Geräusche durch den dichten Baumbestand so gedämpft, dass wahrscheinlich nicht einmal die unmittelbaren Nachbarn etwas gehört hatten.

Beim zweiten Schuss kippte die Tote vom Stuhl, der polternd zur Seite umfiel.

Als Junior die Augen aufschlug, stellte er fest, dass nur die zweite Kugel das anvisierte Ziel getroffen hatte. Die erste hatte eine Schranktür genau in der Mitte durchschlagen und vermutlich einiges Geschirr im Schrank zertrümmert.

Victoria lag mit dem Gesicht nach oben am Boden. Sie war nicht mehr so schön wie zuvor, und weil die Totenstarre vermutlich bereits einsetzte, war jetzt auch von der Anmut, die sie sich ursprünglich noch im Tod bewahrt hatte, nichts mehr zu sehen.

»Es tut mir wirklich Leid«, sagte Junior, der es bedauerte, dass er ihr notgedrungen das Recht verwehren musste, bei ihrem Begräbnis gut auszusehen, »aber es muss wie ein Eifersuchtsdrama wirken.« Über die Leiche gebeugt, feuerte er die drei verbliebenen Kugeln ab. Als er sein Werk beendet hatte, waren ihm Schusswaffen verhasster denn je.

In der Küche stank es nach Schießerei und Schmorbraten.

Mit einem Küchentuch wischte Junior den Revolver ab. Dann ließ er ihn neben der durchlöcherten Krankenschwester auf den Boden fallen.

Er machte sich nicht die Mühe, Vanadium die Waffe in die Hand zu drücken. Wenn das Feuer endlich gelöscht war, würde für die Spurensuche der Kriminologen ohnehin nicht viel übrig sein: gerade so viele verkohlte Beweisstücke, dass sie mühelos ihre Schlüsse daraus ziehen konnten.

Zwei Morde und eine Brandstiftung. Heute Abend war Junior ein Teufelskerl.

Kein Bösewicht. Junior glaubte nicht an Gut und Böse, an Recht

und Unrecht.

Man konnte effektiv oder ineffektiv handeln, man konnte sich gesellschaftlich annehmbar oder unannehmbar verhalten, und man konnte kluge oder törichte Entscheidungen treffen. Wenn man jedoch ein Höchstmaß an Selbstbestätigung erreichen wollte, musste man begreifen, dass jede Entscheidung, die man im Leben traf, völlig wertfrei war. Moralvor-

Stellungen gehörten in eine primitive Lebensanschauung, die vielleicht in früheren Stadien der gesellschaftlichen Entwicklung ihren Nutzen gehabt hatte, im Zeitalter der Moderne jedoch völlig überflüssig war.

Natürlich gab es Dinge, die irgendwie unangenehm waren, wie zum Beispiel die Aufgabe, den durchgeknallten Gesetzeshüter nach seinen Wagenschlüsseln und der Dienstmarke zu durchsuchen. Immer noch darauf bedacht, jeden Blick auf das zerschmetterte Gesicht und die unterschiedlich gefärbten Augenlider zu vermeiden, fand Junior die Schlüssel in einer Außentasche des Sportjacketts. Die Legitimationsobjekte steckten in einer Innentasche: ein einfaches ledernes Klappmäppchen, das die glänzend polierte Marke und einen Ausweis mit Passfoto enthielt.

Das Mäppchen legte Junior der erschlagenen-ersticken-erschossenen Krankenschwester auf die Brust.

Und nun aus der Küche in den Flur und, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf und in Victorias Schlafzimmer. Nicht etwa in der perversen Absicht, ein persönliches Erinnerungsstück mitzunehmen. Lediglich, um eine Decke zu holen.

Wieder in der Küche, breitete Junior die Decke neben der Blutlache auf dem Fußboden aus. Dann wälzte er Vanadium auf die Decke und schlang die Enden zusammen, sodass eine Art Schlitten entstand, mit dem er den Detective aus dem Haus schleifen konnte. Der Polizist war viel zu schwer, als dass er ihn auch nur einen Meter weit hätte tragen können, da erwies sich die Decke als wirksames Hilfsmittel, die Leiche zu ziehen, war eine kluge Entscheidung, und das ganze Vorgehen war wertfrei.

Bedauerlicherweise eine holprige Partie für den Dahingeschiedenen: durch den Flur und die Diele, über die Türschwelle, die Eingangstreppe hinunter, über einen von Baumschatten und

Mondlicht gesprenkelten Rasen zu der kiesbestreuten Auffahrt.
Keine Klagen.

Junior konnte die Lichter der benachbarten Häuser nicht sehen. Entweder war der Blick auf die Gebäude durch die Bäume verwehrt, oder die Nachbarn waren nicht zu Hause.

Vanadiums Wagen, offensichtlich kein Dienstwagen der Polizei, war ein blauer 61er Studebaker Lark Regal. Ein hässlicher, klobiger Kasten, der aussah, als wäre er eigens passend zur plumpen Figur des Detectives gefertigt worden.

Als Junior den Kofferraum aufmachte, stellte er fest, dass neben einer Angelausrüstung und zwei mit Tischlerwerkzeug gefüllten Holzkisten kein Platz mehr für einen toten Polizisten war. Die Leiche würde nur hineinpassen, wenn er sie vorher zerstückelte. Empfindsam, wie er war, brachte er es nicht über sich, einen Toten mit einer Hand- oder Motorsäge zu bearbeiten.

Nur ein Wahnsinniger war einer solchen Metzelei fähig.

Hoffnungslose Irre wie Ed Gein drüben in Wisconsin, der sieben Jahre zuvor, als Junior gerade sechzehn war, gefasst worden war. Ed, dessen Geschichte die Idee für den Film *Psycho* geliefert hatte, hatte aus menschlichen Nasen und Lippen Mobiles gebastelt. Er hatte Lampenschirme und Möbelbezüge aus Menschenhaut gemacht. Seine Suppenschüsseln waren einmal menschliche Schädel gewesen. Er aß die Herzen und andere innere Organe seiner Opfer, trug einen aus Brustwarzen gefertigten Gürtel und tanzte hin und wieder mit einer Maske aus der Kopf- und Gesichtshaut einer von ihm ermordeten Frau im Mondenschein. Schauernd knallte Junior den Kofferraumdeckel zu und ließ den Blick misstrauisch über die einsame Umgebung schweifen.

Schwarze Tannen reckten ihre borstigen Arme in die düstere Nacht, und der Mond verbreitete ein schwindsüchtiges Licht, das die Landschaft eher zu verhüllen als zu beleuchten schien.

Junior war nicht abergläubisch. Er glaubte weder an Götter noch an Teufel oder sonst welche Dämonen.

Dennoch war es, wenn man an Gein dachte, nicht schwer, sich vorzustellen, dass irgendwo in der Nähe ein grässliches Ungeheuer lauerte. Einen beobachtete. Ränke schmiedete. Von einer unaussprechlichen Gier getrieben war. In einem von zwei Weltkriegen erschütterten Jahrhundert, in dem Männer wie Hitler und Stalin ihre Stiefelspuren hinterlassen hatten, waren Ungeheuer

keine Gespensterwesen mehr, sondern Menschen aus Fleisch und Blut, und eben weil es Menschen waren, waren sie grausiger als jeder Vampir und jede Höllenbrut.

Juniors Handeln war nicht von perversen Gelüsten bestimmt, sondern von vernünftigen Eigeninteressen. Folglich entschloss er sich, die Leiche des Detectives, komplett mit Kopf und allen Gliedmaßen, auf die beengte Rückbank des Studebakers zu hieven. Anschließend kehrte er ins Haus zurück und löschte die mundgeblasenen Öllampen auf dem Couchtisch im Wohnzimmer. Schaltete auch die Lampe mit dem Seidenschirm aus.

In der Küche ging er, vorsichtig den Blutlachen ausweichend, um Victoria herum, drehte den Backofen aus und schaltete die Herdflamme unter dem großen Topf mit kochendem Wasser ab. Nachdem er die Lichter in der Küche, im Flur und in der Diele ausgeknipst hatte, verließ er das dunkle, stille Haus und zog die Eingangstür hinter sich zu.

Es gab hier noch einiges für ihn zu tun. Aber die vordringlichste Aufgabe war im Augenblick die gründliche Beseitigung der Leiche von Thomas Vanadium.

Ein plötzlicher Windstoß, der aus der Richtung des Mondes herunterfegte, brachte den Hauch eines fremdartigen Geruchs mit sich, und das schwarze Geäst der Bäume bauschte sich raschelnd wie die Röcke einer Hexe.

Nachdem sich Junior hinter das Steuer des Studebakers geschoben hatte, ließ er den Motor an, wendete, mehr auf dem Rasen als auf der Auffahrt, scharf um hundertachtzig Grad und schrie erschrocken auf, als sich Vanadium geräuschvoll auf der Rückbank bewegte.

Junior stieg in die Eisen, kuppelte mit dem Schaltknüppel wuchtig aus, stieß die Tür auf und sprang aus dem Wagen. Als er herumwirbelte, um die Bedrohung nicht im Rücken zu haben, rutschte der lockere Kies tückisch unter seinen Sohlen weg.

38

Mit der Baseballkappe in der Hand stand er an diesem Sonntagabend vor Agnes' Tür, ein großer, kräftiger Mann mit dem Auftreten eines schüchternen Kindes.

»Mrs. Lampion?«

»Das bin ich.«

Sein Löwenschädel und das kühn geschnittene, von goldblonden

Locken gerahmte Gesicht hätte eigentlich Stärke vermitteln müssen, aber dieser Eindruck wurde durch Ponyfransen zunichte gemacht, die sich auf der Stirn kringelten und fatal an die dekadenten Kaiser des Römischen Reichs erinnerten.

»Ich bin gekommen, um ...« Die ohnehin schon leise Stimme versagte ihm.

Mit seiner imposanten Statur hätte er in den Kleidern, die er trug - Stiefel, Jeans, rotes Flanellhemd -, ein Mannsbild sein müssen, wie es im Buche stand. Aber der gesenkte Kopf, die eingezogenen Schultern, das Scharren mit den Füßen erinnerten nur an die vielen kleinen Jungen, die genauso ausgestattet waren wie er.

»Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«, erkundigte sich Agnes in aufmunterndem Ton.

Ihre Blicke begegneten sich, aber er schlug die Augen sofort wieder nieder. »Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen ... wie Leid, wie schrecklich Leid es mir tut.«

In den elf Tagen seit Joeys Tod waren viele Menschen gekommen, um Agnes ihr Beileid auszusprechen, aber bislang hatte sie alle Beleidsbezeuger persönlich gekannt.

»Ich würde alles dafür geben, wenn ich es ungeschehen machen könnte«, fuhr er mit ernster Stimme fort, in die sich jetzt ein gequälter, weinerlicher Ton schlich. »Ich wünschte, ich wäre an seiner Stelle gestorben.«

Die Heftigkeit seiner inneren Erregung verschlug Agnes die Sprache.

»Ich war nicht betrunken«, sagte er. »Das ist amtlich. Aber ich gebe zu, dass ich bei diesem Regen rücksichtslos und zu schnell gefahren bin. Ich muss mich jetzt vor Gericht verantworten, weil ich bei Rot über die Ampel gefahren bin.«

Plötzlich ging ihr ein Licht auf. »Sie sind das!«

Er nickte, und seine Schuldgefühle trieben ihm die Scha-mesröte ins Gesicht.

»Nicholas Deed.« Der Name brannte ihr so bitter auf der Zunge wie Aspirin.

»Nick«, stellte er sich mit dem Vornamen vor, als hätte sie auch nur die geringste Veranlassung, sich auf Du und Du mit dem Menschen zu stellen, der für den Tod ihres Mannes verantwortlich war. »Ich war nicht betrunken.«

»Aber heute haben Sie getrunken«, sagte Agnes mit einem leisen

Vorwurf in der Stimme.

»Nur ein paar Gläschen. Um mir Mut zu machen. Um hierher zu kommen. Sie um Verzeihung zu bitten.«

Seine Bitte klang wie eine Beleidigung in ihren Ohren. Sie zuckte zurück, als hätte er sie geschlagen.

»Können Sie, werden Sie mir verzeihen, Mrs. Lampion?«

Sie war von Natur aus unfähig, lange böse zu sein, Ärger verflog bei ihr im Handumdrehen, und Rachedgedanken lagen ihr fern. Sogar ihrem Vater hatte sie verziehen, der ihr so lange die Hölle auf Erden bereitet hatte, der das Leben ihrer Brüder zerstört und ihre Mutter ins Grab gebracht hatte. Verzeihen war nicht dasselbe wie stillschweigende Billigung. Verzeihen hieß nicht, dass man den anderen von seiner Schuld freisprach oder sie unter den Teppichkehrte.

»Ich finde kaum noch Schlaf«, sagte Deed und knetete dabei die Baseballkappe in den Händen. »Ich habe abgenommen und bin jetzt furchtbar schreckhaft und nervös.«

Auch wenn es ihr nicht ähnlich sah, konnte sie diesmal in ihrem Herzen kein Mitleid finden. Worte der Vergebung blieben ihr im Halse stecken. Ihre Bitterkeit erfüllte sie mit Bestürzung, aber sie konnte sich nicht dagegen wehren.

»Es wird nicht wieder gut, wenn Sie mir verzeihen«, sagte er, »nichts kann es wieder gutmachen, aber vielleicht könnte ich dann ein kleines bisschen Frieden finden.«

»Warum sollte mir daran gelegen sein, dass Sie Frieden finden?«, entgegnete sie, und es kam ihr so vor, als hätte nicht sie selbst, sondern eine Fremde diese Worte gesagt.

Deed zuckte zusammen. »Ich verstehe Sie ja. Aber ich wollte Ihnen und Ihrem Mann wirklich kein Leid zufügen, Mrs. Lampion. Und auch nicht Ihrem Baby, nicht dem kleinen Bar-tholomew.«

Als sie den Namen ihres Sohnes aus seinem Mund hörte, erstarrte Agnes. Es gab viele Möglichkeiten, wie Deed den Namen des Kindes erfahren haben konnte, aber es schien ihr nicht richtig, dass er ihn kannte, nicht richtig, dass er ihn aussprach, den Namen des Kindes, das er fast zur Waisen gemacht, das er fast umgebracht hätte.

Säuerlicher Alkoholdunst schlug Agnes entgegen, als er fragte:

»Wie geht es Bartholomew, geht es ihm gut, ist der Kleine gesund?«

Plötzlich sah sie im Geist das Quartett der Pikbuben vor sich. Im Gedanken an die goldenen Kringellocken der verhängnisvollen Figur auf den Spielkarten, starrte Agnes auf den blond gelockten Pony, der Deeds breite Stirn bedeckte.

»Sie haben hier nichts verloren«, sagte sie und trat einen Schritt zurück, um die Tür zu schließen.

»Mrs. Lampion, bitte!«

Deeds Züge waren von innerem Aufruhr gezeichnet. Seelenqualen vielleicht. Oder Zorn.

Agnes war außerstande, seinen Gesichtsausdruck zu deuten, nicht weil es so schwierig gewesen wäre, in seinen Augen zu lesen, sondern weil ihre Wahrnehmung durch eine Welle der Angst getrübt war, die ihren Adrenalinpiegel schlagartig in die Höhe trieb. Ihr war, als würde sich ihr Herz wie ein Schwungrad in der Brust drehen.

»Warten Sie«, stieß Deed hervor und streckte die Hand aus, sei es in einer flehenden Geste oder um zu verhindern, dass sie die Tür zumachte.

Sie schlug die Tür zu, ehe er sie daran hindern konnte, gleichgültig, ob er die Absicht hatte, sie daran zu hindern oder nicht. Dann verriegelte sie das Sicherheitsschloss.

Schief, von Sprüngen durchzogen, verzerrt, zerstückelt zu einem Mosaik aus Blüten und Blättern, glich Deeds Gesicht, als er sich vorbeugte, um durch die Bleiglasscheibe ins Haus zu sehen, der Fratze eines Traumdämons, der aus einem albtraumhaften See auftauchte.

In panischer Angst rannte Agnes in die Küche, wo sie, als es an der Tür geklingelt hatte, damit beschäftigt gewesen war, Lebensmittel zu verpacken, um sie zusammen mit den rosinenbestreuten Birnenkuchen auszuliefern, die sie am Vormittag mit Jacob gebacken hatte.

Bartys Stubenwagen stand neben dem Tisch.

Sie erwartete beinahe, dass er verschwunden sein würde, heimlich entführt von einem Komplizen, der sich durch die Hintertür ins Haus geschlichen hatte, während Deed sie an der Vordertür ablenkte.

Der Kleine war da, wo sie ihn zurückgelassen hatte, friedlich schlafend in seinem Körbchen.

Also zu den Fenstern, um sämtliche Jalousien fest zu schließen.

Wider alle Vernunft fühlte sie sich immer noch beobachtet. Zitternd ließ sie sich neben dem Wagen auf einen Stuhl sinken, und als sie ihren Sohn betrachtete, war sie von einer solchen Liebe erfüllt, dass deren Kraft hätte ausreichen müssen, ihn aus dem Schlaf aufzurütteln.

Eigentlich hatte sie erwartet, dass Deed noch einmal klingeln würde. Er tat es nicht.

»Stell dir vor, ich dachte, du wärest verschwunden«, sagte sie, über Barty gebeugt. »Deine alte Mutter tickt nicht ganz richtig. Ich habe keinen Pakt mit Rumpelstilzchen geschlossen, es gibt hier also nichts zu holen für ihn.«

Es gelang ihr nicht, ihre Angst mit Scherzen zu vertreiben.

Nicholas Deed war nicht der Bube. Er konnte ihr Leben nicht gründlicher zerstören, als er es bereits getan hatte.

Aber irgendwo wartete der Bube, und sein Tag würde kommen.

Um zu verhindern, dass Maria sich Vorwürfe machte, weil die Stimmung so unheilvoll umgeschlagen war, als die Buben auf die roten Asse folgten, hatte Agnes so getan, als würde sie das aus den Karten gelesene Schicksal ihres Sohnes, besonders die düsteren Vorhersagen, auf die leichte Schulter nehmen. In Wirklichkeit hatte sich Eiseskälte in ihr Herz geschlichen.

Nie zuvor hatte sie in irgendeiner Form an Wahrsagerei geglaubt.

Aber im leisen Rascheln dieser zwölf gezogenen Karten hatte sie ganz schwach die Stimme der Wahrheit gehört, keine klare, eindeutige Wahrheit, keine deutliche Botschaft, wie es ihr vielleicht sogar lieber gewesen wäre, sondern ein Murmeln, das ihr nicht mehr aus dem Sinn ging.

Der kleine Bartholomew verzog das Gesicht im Schlaf.

Seine Mutter sprach ein Gebet für ihn.

Sie bat auch um Vergebung für die Hartherzigkeit, mit der sie Nicholas Deed begegnet war.

Und sie betete, dass ihr die Heimsuchung des Buben erspart bleiben würde.

39

Der tote Polizist, seine Grimasse vom Mond beschienen, zwei silbern glänzende Vierteldollar in den leeren Höhlen, in denen einmal die Augen gewesen waren.

Das war das Bild, das in den aufgewühlten Wassern seiner Fantasie schwappte, als Junior aus dem Studebaker sprang und

herumwirbelte, während sein Herz wie ein Anker in die Tiefe rutschte.

Sein ausgedörrter Mund mit der pelzigen Zunge und sein trockener Rachen fühlten sich an, als wären sie mit Sand gefüllt, unter dem seine Stimme lebendig begraben war.

Auch wenn ihm keine Polizistenleiche mit Vierteldollar-Augen schaurig entgegengrinste, empfand er in diesem Moment keine Erleichterung. Vorsichtig, darauf gefasst, dass der Detective geduckt darauf lauerte, sich auf ihn zu stürzen, ging er um den Wagen herum.

Nichts.

Die Deckenbeleuchtung brannte im Innern des Studebakers, weil die Fahrertür offen stand.

Es widerstrebte ihm, sich in den Wagen zu beugen und einen Blick über die Lehne des Fahrersitzes nach hinten zu werfen. Er war unbewaffnet. Er würde einen ungünstigen Stand haben und leicht zu überrumpeln sein.

Immer noch misstrauisch, näherte sich Junior der hinteren Tür, dem Fenster. Vanadium lag, in die zerkratschte Decke gewickelt, auf dem Wagenboden.

Was er gehört hatte, war nicht der Gesetzeshüter, der sich in finsterner Absicht hinter ihm aufrichtete, wie es ihm seine Fantasie vorgegaukelt hatte. Die Leiche war lediglich bei seiner allzu rasanten Kehrtwendung von der Rückbank auf den Boden gerollt.

Einen Augenblick lang fühlte sich Junior gedemütigt. Am liebsten hätte er den Detective aus dem Wagen gezerrt und ihm die selbstgefällige, tote Fratze zertrampelt.

Damit hätte er allerdings seine Zeit nicht sinnvoll genutzt. Zedd lehrt uns, dass die Zeit unser kostbarstes Gut ist, weil uns im Leben nur eine sehr begrenzte Spanne davon zur Verfügung steht.

Junior schwang sich wieder in den Wagen, knallte die Tür zu und sagte: »Plattgesichtiges, Kotze sammelndes Arschloch mit Halbglatze und Doppelkinn.«

Erstaunlicherweise bereitete es ihm eine ungeheure Genugtuung, diese Beleidigung auszusprechen, obwohl Vanadium so mausetot war, dass er sie nicht hören konnte.

»Perverses, stiernackiges, plattnasiges, rot geschecktes Affengesicht mit Blumenkohlhohren.«

Das war noch besser als langsames, tiefes Durchatmen. Auf der Fahrt zu Vanadiums Haus gab Junior in regelmäßigen Abständen eine mit Obszönitäten gespickte Flut von Beleidigungen von sich. Ihm blieb genügend Zeit, sich eine ganze Reihe von Beschimpfungen auszudenken, da er zehn Stundenkilometer langsamer fuhr, als es die angezeigte Höchstgeschwindigkeit zuließ. Er durfte auf keinen Fall riskieren, wegen eines Verstoßes gegen die Straßenverkehrsordnung angehalten zu werden, solange die verschnürte Leiche von Thomas Vanadium, dem menschlichen Trampeltier, im Fond lag.

Im Laufe der vergangenen Woche hatte Junior diskret Informationen über das Privatleben des staatlich vereidigten Tuschenspielers gesammelt. Der Polizist war nicht verheiratet, und er lebte allein, sodass Junior nicht Gefahr lief, entdeckt zu werden, wenn er dessen Haus einen Besuch abstattete.

Junior stellte den Wagen in der Doppelgarage ab, in der sich kein weiteres Fahrzeug befand.

An einer Wand hing ein beeindruckendes Sammelsurium an Gartenwerkzeugen. In der Ecke stand ein Arbeitstisch zum Eintopfen von Pflanzen.

In einem Hängeschränk über dem Tisch entdeckte Junior ein sauberes Paar Gartenhandschuhe aus Baumwolle. Er probierte sie an, und sie passten leidlich.

Es fiel ihm schwer, sich den Detective vorzustellen, wie dieser an den Wochenenden in seinem Garten herumwerkelt. Es sei denn, er hatte Leichen unter den Rosenstöcken verscharrt.

Mit Vanadiums Schlüssel verschaffte er sich Zutritt zum Haus.

Während Juniors Krankenhausaufenthalt hatte Vanadium, mit oder ohne Durchsuchungsbefehl, dessen Haus gefilzt. Es war ein befriedigendes Gefühl für Junior, nun Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Offensichtlich hielt sich Vanadium oft und gern in der Küche auf; es war der einzige Raum im ganzen Haus, der einen behaglichen und bewohnten Eindruck machte. Küchengeräte und Kochutensilien aller Art. Töpfe und Pfannen, die an einem an der Decke befestigten Gestell hingen. Ein Korb mit Zwiebeln und einer mit Kartoffeln. Eine Sammlung von Flaschen, deren bunte Etiketten verrieten, dass es sich um Olivenölspezialitäten handelte.

Der Detective hielt sich offensichtlich für einen Meisterkoch.

Die übrigen Zimmer waren so karg möbliert wie Klosterzellen. Im Esszimmer befand sich überhaupt kein Möbelstück.

Die Sitzgelegenheiten im Wohnzimmer beschränkten sich auf ein Sofa und einen Sessel. Kein Couchtisch. Ein kleiner Beistelltisch neben dem Sessel. In einem Wandregal stand eine hochwertige Stereoanlage neben einer Plattensammlung, die etliche Hundert Alben umfasste.

Junior sah sich die Platten näher an. Der Polizist schien eine Vorliebe für Bigbands und Vokalmusik der Swing-Ära zu haben. Die Begeisterung für Frank Sinatra war offensichtlich ein Zug, der Victoria und Vanadium verband, oder aber die Krankenschwester hatte extra für ihr kleines Abendessen bei Kerzenschein ein paar Platten des Schnulzenkönigs gekauft.

Im Augenblick war jedoch nicht der richtige Zeitpunkt, um sich Gedanken über das Wesen der Beziehung zwischen Vanadium und der verlogenen Miss Bressler zu machen. Junior hatte eine blutige Spur zu verwischen, und die Zeit verrann wie im Flug.

Abgesehen davon, fand er schon die Vorstellung abstoßend. Allein beim Gedanken daran, dass eine blendend aussehende Frau wie Victoria sich einer Karikatur wie diesem Vanadium hingeben konnte, hätte sich ihm die Seele zusammengezogen, sofern er eine solche besessen hätte.

Das Arbeitszimmer war nicht größer als ein Bad. In die winzige Kammer passten mit Mühe und Not ein ramponierter Schreibtisch aus Kiefernholz, ein Stuhl und ein Aktenschrank.

Das wild zusammengewürfelte Schlafzimmermobiliar war so schäbig und zerschrammt, als hätte Vanadium die Stücke beim Trödler erstanden. Ein Doppelbett und ein einzelner Nachttisch. Eine kleine Kommode.

Wie im gesamten übrigen Haus herrschte auch im Schlafzimmer peinliche Ordnung und Sauberkeit. Der Holzfußboden glänzte, als wäre er mit der Hand gewienert worden. Eine schlichte Tagesdecke aus weißem Chenillestoff war so straff und glatt über das Bett gespannt wie die Wolldecken in Kasernenbetten.

Nirgendwo im Haus gab es Nippes oder Erinnerungsstücke. Und bis auf einen Kalender in der Küche hatte Junior bisher auch keinen Schmuck an den kahlen Wänden entdecken können.

Eine Bronzefigur, die in Ermangelung echten Hartriegelholzes auf Walnussholz genagelt war, litt über dem Bett still vor sich hin. Das

Kreuz, das sich hart von den weiß getünchten Wänden abhob, unterstrich den Eindruck klösterlicher Askese.

Wer so lebte, konnte in Juniors Augen kein normaler Mensch sein. Das hier war das Heim eines geistesgestörten Einzelgängers, eines gefährlichen Wahnsinnigen.

Als einer, den Vanadium in seiner Besessenheit verfolgt hatte, konnte Junior nur froh sein, dass er mit dem Leben davon gekommen war. Er schauderte.

Die Garderobe im Wandschrank war so bescheiden, dass noch reichlich Platz auf der Kleiderstange war. Auf dem Boden des Schanks waren die Schuhe ordentlich nebeneinander aufgereiht. Auf dem Bord über der Kleiderstange fanden sich Kartons und zwei billige Koffer: mit grünem Kunststoff beschichtete Presspappe.

Junior nahm die beiden Koffer herunter und legte sie auf das Bett. Vanadium besaß so wenige Kleider, dass die beiden Gepäckstücke den halben Inhalt des Schanks und der Kommode fassen konnten. Junior warf diverse Kleidungsstücke auf den Boden und auf das Bett, damit es so aussah, als hätte der Detective überstürzt gepackt. Nachdem Vanadium so unvorsichtig gewesen war, fünf Kugeln aus seinem Dienstrevolver auf Victoria Bressler abzufeuern - ob aus rasender Eifersucht oder in einem Anfall geistiger Umnachtung -, musste er es zwangsläufig sehr eilig gehabt haben, sich dem Arm der Gerechtigkeit zu entziehen.

Aus dem Badezimmer holte Junior einen Rasierapparat und Toilettenartikel und verstaute dann alles in den Koffern.

Nachdem er die beiden Gepäckstücke zum Wagen in der Garage gebracht hatte, kehrte er in das kleine Arbeitszimmer zurück. Dort setzte er sich an den Schreibtisch und durchsuchte die Schubladen, dann wandte er sich dem Aktenschrank zu.

Er hatte keine Ahnung, was er eigentlich zu finden hoffte.

Vielleicht einen Umschlag oder eine Kassette mit Bargeld, das ein flüchtender Mörder sicherlich mitgenommen hätte, auch wenn er es noch so eilig hatte. Es würde Verdacht erregen, wenn er es zurückließ. Vielleicht ein Sparbuch.

In der ersten Schublade entdeckte er ein Adressbuch. Da Vanadium es selbstverständlich mitgenommen hätte, wenn er sich aus dem Staub machte, um einer Mordanklage zu entgehen, steckte Junior das Buch in seine Jackentasche.

Er hatte die Schreibtischschubladen erst zur Hälfte durchsucht, als

das Telefon klingelte ... nicht das gewohnte durchdringende Schrillen, sondern ein gedämpftes elektrisches Summen. Junior fiel es nicht ein, den Hörer abzunehmen.

Auf den zweiten Summton folgte ein Klicken, dann sagte eine monotone Stimme, die er nur zu gut kannte: *»Hallo. Hier spricht Thomas Vanadium ...«*

So unvermittelt wie eine Schlange aus dem Scherzartikelladen, die mit aufgezogener Feder aus einer Dose schnellte, sprang Junior auf und hätte dabei fast den Stuhl umgeworfen.

»... aber ich bin im Augenblick nicht da.«

Er wirbelte zur offen stehenden Tür herum und stellte fest, dass auf das Wort des toten Polizisten Verlass war: Er war nicht da.

Die Stimme, die aus einem Gerät drang, das neben dem Telefon auf dem Schreibtisch stand, fuhr fort: *»Legen Sie bitte nicht auf. Dies ist ein automatischer Anrufbeantworter. Wenn Sie nach dem Signalton eine Nachricht auf Band sprechen, rufe ich Sie später zurück.«*

Auf dem schwarzen Plastikgehäuse des Geräts stand das Wort *Ansaphone*.

Junior hatte schon von der Erfindung gehört, aber noch nie eines dieser Geräte gesehen. Einem Besessenen wie Vanadium sah es ähnlich, dass ihm buchstäblich jedes Mittel recht war, sogar diese neumodische technische Spielerei, um ja keinen wichtigen Anruf zu verpassen.

Das angekündigte Signal ertönte, dann drang eine Männerstimme aus dem Gerät: *»Hier ist Max. Du bist ein Hellseher. Ich habe das Krankenhaus ausfindig gemacht. Das arme Mädchen hatte eine Gehirnblutung, ausgelöst durch krankhaft erhöhten Blutdruck infolge von ... Eklampsie, so heißt das wohl. Das Baby lebt. Ruf mich an, ja?«*

Dann legte jener Max auf. Der Anrufbeantworter gab ein paar automatische Mäusefiepsen von sich und verstummte schließlich.

j

Erstaunlich.

Junior war versucht, ein wenig an den Knöpfen herumzuspielen. Vielleicht hatte das Gerät ja weitere Nachrichten aufgezeichnet. Es reizte ihn, sie abzuhören ... selbst wenn sie alle so wenig Sinn für ihn ergaben wie die Worte dieses Max ... es war fast so, als würde man im Tagebuch eines Fremden blättern.

Da er im Arbeitszimmer sonst nichts Interessantes mehr entdecken konnte, überlegte Junior, ob er jetzt die übrigen Zimmer durchsuchen sollte.

Die Nacht verging jedoch wie im Flug, und er hatte noch viel zu tun, bevor der neue Tag hereinbrach.

Die Lichter anlassen, die Haustür nicht abschließen. Ein Mörder, der es eilig hatte zu verschwinden, bevor man das Opfer fand, würde sich keine Sorgen um die Stromrechnung und den Schutz vor Einbrechern machen.

Kühnen Muts fuhr Junior davon. Zedd riet zu Kühnheit.

Weil er im Geist ständig das verstohlene Rascheln eines toten Polizisten zu hören meinte, der sich drohend hinter ihm aufrichtete, schaltete er das Autoradio ein. Er wählte einen Sender, in dem gerade die Hits der Woche von der Nummer vierzig bis zum Spitzenreiter vorgestellt wurden.

Der Moderator kündigte die Nummer vier der Woche an: »She's a Woman« von den Beatles. Die Fab Four erfüllten den Studebaker mit ihrer Musik.

Alle Welt war aus dem Häuschen über die Pilzköpfe und hielt sie für die größte Band aller Zeiten, Junior dagegen fand ihre Songs einfach nur annehmbar. Sie reizten ihn nicht zum Mitsingen, und er fand auch, dass man nicht besonders gut dazu tanzen konnte.

Im Übrigen war er Patriot und hörte lieber gute amerikanischen Popmusik als den britischen Import. Zwar hatte er nichts gegen die Engländer, keinerlei Vorurteile gegen Ausländer jeglicher Nationalität, aber er war der Meinung, dass in der amerikanischen Hitparade nur *amerikanische* Musik etwas zu suchen hatte.

In der Gesellschaft von John, Paul, George, Ringo und dem verbliebenen Thomas fuhr Junior quer durch Spruce Hills und steuerte Victorias Haus an, in dem Sinatra längst verstummt war.

Die Nummer drei der Hitliste war »Mr. Lonely« von Bob-by Vinton, einem hoffnungsvollen amerikanischen Talent aus Canansburg, Pennsylvania. Junior sang laut mit.

Er fuhr am Bressler'schen Anwesen vorbei, ohne das Tempo zu drosseln.

Mittlerweile hatte Vinton sein Lied beendet, die Werbung war eingeblendet worden und die Nummer zwei wurde eingespielt:

»Come See About Me« von den Supremes.

Auch solider amerikanischer Pop. Die Supremes waren Schwarze,

zugegeben, aber er war kein bigotter Mensch. Immerhin hatte er einmal eine leidenschaftliche Liebesnacht mit einem Negermädchen verbracht.

In schönem Einklang mit Diana Ross, Mary Wilson und Florence Ballard fuhr Junior zu dem Granitsteinbruch, der fünf Kilometer hinter der Stadtgrenze lag.

Zwei Kilometer weiter nördlich gab es einen neuen Steinbruch, der von derselben Firma betrieben wurde. Der alte war nach jahrzehntelangem Granitabbau inzwischen stillgelegt worden.

Vor Jahren hatte man einen Fluss umgeleitet, um das riesige Loch mit Wasser zu füllen. In dem künstlichen See waren Speisefische, vor allem Forellen und Barsche, ausgesetzt worden.

Als Naherholungsziel war der See im alten Steinbruch nur ein mäßiger Erfolg. In der Zeit, als hier noch Sprengungen durchgeführt worden waren, hatte man die Bäume im weiten Umkreis der Grube abgeholzt, sodass es nun an heißen Sommertagen am Seeufer weit und breit kein schattiges Plätzchen gab. Überdies waren am Ufer zahlreiche Schilder aufgestellt, die vor steil abfallendem, tiefem Gewässer warnten. An manchen Stellen ging es unmittelbar vom Ufer aus gute dreißig Meter in die Tiefe.

Als Junior von der Schnellstraße abbog und in nördlicher Richtung der Uferstraße folgte, die sich um das ölig-schwarze Gewässer zog, stimmten die Beatles mit »I Feel Fine« den Spitzenreiter an. Sie waren zwei Mal unter den Top Five der amerikanischen Hitliste. Empört schaltete er das Radio aus.

Im vergangenen April hatten die Jungs aus Liverpool sogar *alle* fünf ersten Plätze der Hitliste belegt. Waschechte Amerikaner wie die Beach Boys und die Four Seasons hatten sich mit den hinteren Rängen zufrieden geben müssen. Man muss-te sich fragen, wer nun eigentlich den Unabhängigkeitskrieg gewonnen hatte.

Von Juniors Bekannten schien sich niemand Gedanken über die Krise der amerikanischen Musikindustrie zu machen.

Wahrscheinlich hatte er einfach einen stärker ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit als die meisten anderen Menschen.

In dieser frostigen Januarnacht hatten keine Camper oder Angler ihre Zelte am Seeufer aufgeschlagen. Da die nächsten Bäume so weit entfernt waren, dass sie sich in der Dunkelheit verloren, wirkte das Ufer und das schwarze Wasserloch, das es umschloss, so trostlos und verlassen wie eine Landschaft auf einem atmosphärelosen

Planeten.

Der alte Steinbruch war zu weit von Spruce Hills entfernt, um als Treffpunkt für die Jugend seinen Reiz zu haben, und Liebespaare mieden ihn auch deshalb, weil es in der Gegend angeblich spukte. Im Laufe von fünf Jahrzehnten waren hier vier Arbeiter bei Unfällen ums Leben gekommen. Der örtlichen Legende zufolge hatten Geister ihr Unwesen in der Grube getrieben, bevor sie überflutet worden war ... und setzten ihr unheimliches Treiben nun am Ufer des entstandenen Sees fort.

Junior hatte die Absicht, die Gesellschaft um einen recht stämmigen Geist zu bereichern. Irgendwann, in einer Sommernacht Jahre später, würde ein Angler vielleicht am Rande des Lichtkegels seiner Campinglampe einen schattenhaften Vanadium erblicken, der unterhaltsame Kunststückchen mit einem ätherischen Vierteldollar vorführte.

An einer Stelle, an der unmittelbar hinter der Uferlinie tiefes Gewässer begann, bog Junior von der Straße auf den Strand ab. Er parkte den Wagen in sechs Metern Entfernung frontal zum See, schaltete die Scheinwerfer aus und stellte den Motor ab. Über den Beifahrersitz gebeugt, kurbelte er das Fenster fünfzehn Zentimeter herunter. Dann öffnete er auf der Fahrerseite einen ebenso breiten Fensterspalt.

Schließlich wischte er das Lenkrad und sämtliche Flächen ab, die er während der Fahrt von Victoria zu Vanadiums Haus - wo er die Gartenhandschuhe, die er immer noch trug, gefunden hatte - möglicherweise berührt haben konnte. Dann stieg er aus, ließ die Fahrertür offen und wischte den äußeren Türgriff ab.

Zwar rechnete er nicht damit, dass der Studebaker je gefunden wurde, aber am weitesten brachten es ausnahmslos diejenigen Menschen, die aufs Detail achteten.

Junior blieb neben der Limousine stehen, bis sich seine Augen an das Dunkel gewöhnt hatten.

Die Nacht hielt wieder den Atem an, der verhaltene Wind blähte die Brust der Dunkelheit.

Die Goldmünze des Mondes, der in den vergangenen Stunden hoch am Himmel aufgestiegen war, verwandelte sich in Silber, und auf dem schwarzen Wasser tanzte ihr Spiegelbild über die kleinen Buckel der trägen Wellen.

In der Gewissheit, dass er allein und unbeobachtet war, beugte sich

Junior ins Wageninnere, schaltete in den Leerlauf und löste die Handbremse.

Das Ufer war zum See hin abschüssig. Er machte die Fahrertür zu und trat einen Schritt zurück. Der Studebaker begann zu rollen und gewann rasch an Tempo.

Mit einem erstaunlich leisen Klatschen glitt die Limousine ins Wasser, wo sie für kurze Zeit in Ufernähe schaukelnd an der Oberfläche schwamm und sich langsam unter dem Gewicht des Motors nach vorn neigte. Als das Wasser durch die Bodenritzen drang, fing der Wagen an, stetig zu sinken, bis der Wasserspiegel die offenen Fensterspalte erreicht hatte und das Fahrzeug zügig ganz unterging.

Auch ohne Gondoliere in schwarzer Kutte, der sie voranstakte, würde diese in Detroit gebaute Gondel ihren Weg über den Styx nehmen.

Kaum war das Wagen dach in den Fluten verschwunden, machte Junior kehrt und eilte zu Fuß die Straße zurück, auf der er gekommen war. Er musste nicht die ganze Strecke bis zu Vanadiums Haus zurücklaufen, nur bis zu dem dunklen Gemäuer, in dem Victoria Bressler auf ihn wartete. Er hatte ein Rendezvous mit einer Toten.

40

Keineswegs in Gärtnerlaune, obwohl er die richtigen Handschuhe dafür trug, knipste Junior das Dielenlicht, das Flurlicht und das Küchenlicht an und ging um die erschlagene-erstickte-erschossene Krankenschwester herum zum Herd, wo er die obere Backröhre einschaltete, in der ein noch nicht ganz garer Schmorbraten erkaltete, und dann die untere Backröhre, in der die Teller für das Abendessen darauf warteten, vorgewärmt zu werden. Dann zündete er das Gas unter dem Topf mit Wasser, das schon einmal gekocht hatte, wieder an ... und warf einen hungrigen Blick auf die noch ungekochten Nudeln, die Victoria abgewogen und bereitgelegt hatte.

Wäre nach seiner Begegnung mit Vanadium nicht ein so blutiges Schlachtfeld zurückgeblieben, hätte er sich vielleicht die Zeit genommen, einen Happen zu essen, bevor er sein Werk hier vollendete. Der Fußmarsch vom Steinbruch hatte ihn fast zwei Stunden gekostet, was unter anderem daran lag, dass er sich bei jedem näher kommenden Motorgeräusch hinter Bäumen oder im

Gebüsch versteckt hatte. Er war am Verhungern. Aber so vorzüglich das Mahl auch sein mochte, hing die Freude am Essen doch entscheidend von der Atmosphäre ab, und ein Zimmerschmuck aus Blutlachen passte in seinen Augen nicht zum vornehmen Speisen.

Bei seinem ersten Besuch hatte er eine offene Dreiviertelliterflasche Wodka vor Victoria auf den Tisch gestellt. Jetzt saß die Krankenschwester nicht mehr auf dem Stuhl, sondern lag schlaff auf dem Boden, als hätte sie vor dieser schon eine andere Flasche Schnaps geleert.

Junior goss die Hälfte des Flascheninhalts über der Leiche aus, verteilte ein paar Spritzer in der Küche und leerte den Rest des Wodkas dann über den Herd, sodass ein Rinnsal zu der brennenden Gasflamme hinlief. Es war nicht der ideale Brandbeschleuniger, nicht annähernd so wirksam wie Benzin, aber als er die Flasche wegwarf, hatte der hochprozentige Alkohol die Flamme bereits erreicht.

Ein bläulicher Feuerschein breitete sich auf der Herdplatte aus und rann in züngelnden Tropfen an der emaillierten Ofenfront herunter. Aus Blau wurde flammendes Gelb, und das Gelb nahm schließlich eine dunklere Färbung an, als das Feuer die Tote ergriff.

Es machte Spaß, mit dem Feuer zu spielen, wenn man die Tatsache nicht zu vertuschen brauchte, dass es sich um Brandstiftung handelte.

Vanadiums ledernes Ausweismäppchen fing auf der Brust der Toten Feuer. Der Ausweis würde verbrennen, aber dass die Dienstmarke schmolz, war nicht zu erwarten. Außerdem würden die Ermittlungsbeamten den Revolver seinem Besitzer zuordnen können.

Zu guter Letzt hob Junior die Weinflasche vom Boden auf, die Flasche, die zwei Schläge ausgehalten hatte, ohne zu zerbrechen. Sein Glücks-Merlot.

Während er sich rückwärts zur Tür bewegte, beobachtete er, wie sich die Flammen ausbreiteten. Als er sich sicher war, dass das Haus bald ein hell lodernder Scheiterhaufen sein würde, rannte er endlich durch den Flur zur Haustür.

Unter einem schon tiefer stehenden Mond eilte er leise zu seinem Suburban, den er drei Kreuzungen weiter in einer Parallelstraße abgestellt hatte. Unterwegs begegnete ihm kein Fahrzeug. Die

Gartenhandschuhe streifte er im Laufen ab und warf sie in die Mülltonne eines Hauses, das gerade umgebaut wurde.

Nicht ein einziges Mal blickte er zurück, um sich zu vergewissern, ob das Feuer inzwischen als flackernder Schein am Nachthimmel zu sehen war. Die Ereignisse in Victorias Haus gehörten der Vergangenheit an. Mit all dem hatte Junior abgeschlossen. Er war ein vorausblickender, zukunftsorientierter Mensch.

Als er etwa die Hälfte des Heimwegs zurückgelegt hatte, hörte er Sirenen und sah die kreisenden Lichter der entgegenkommenden Feuerwehrfahrzeuge. Er hielt am Straßenrand und beobachtete, wie zwei Feuerwehrwagen, gefolgt von einem Krankenwagen, vorbeirasteten.

Er fühlte sich ausgezeichnet, als er zu Hause ankam: ruhig und ausgeglichen, stolz auf seinen wachen Verstand und sein entschlossenes Handeln, wohligh müde. Er hatte nicht geplant, ein weiteres Mal zu töten; das Schicksal hatte ihn dazu gezwungen.

Aber er hatte gezeigt, dass die Kühnheit, die er auf dem Aussichtsturm bewiesen hatte, kein vorübergehender Augenblick innerer Stärke gewesen, sondern tief in ihm verwurzelt war.

Obwohl er keineswegs befürchtete, dass man ihn des Mordes an Victoria Bressler verdächtigen würde, hatte er die Absicht, Spruce Hills noch in dieser Nacht zu verlassen. Ein so verschlafenes Provinznest hatte ihm keine Zukunft zu bieten. Die große, weite Welt wartete auf ihn, und er hatte sich das Recht verdient, in vollen Zügen auszukosten, was sie ihm zu bieten hatte.

Er rief Kaitlin Hackachak, seine grobschlächtige, geldgierige Schwägerin, an und bat sie, über Naomis persönliche Dinge, die Möbel und alles, was er im Haus zurückließ, zu verfügen. Obwohl ihr aus dem Vergleich der Familie mit dem Bundesstaat und der Bezirksverwaltung eine Viertelmillion zugeflossen war, würde Kaitlin bei Tagesanbruch auf der Schwelle stehen, wenn sie sich von der Auflösung des Haushalts auch nur zehn müde Dollar erhoffte.

Junior beabsichtigte, nur einen Koffer zu packen und einen Großteil seiner Kleider zurückzulassen. Er konnte sich eine elegante neue Garderobe leisten.

Im Schlafzimmer, als er eben seinen Koffer auf dem Bett aufklappte, fiel sein Blick auf den Vierteldollar. Glänzend.

Kopfseite nach oben. Auf dem Nachttisch.

Wäre Junior ein labiler Mensch gewesen, der leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen war, so hätte er in diesem Augenblick in den Abgrund des Wahnsinns stürzen müssen. Er hörte ein Knacken in seinem Innern, ein furchtbares Splittern im Kopf, aber unter Aufbietung seiner ganzen Willenskraft hielt er seinen Verstand beisammen, vergaß auch nicht, langsam und tief durchzuatmen. Er nahm all seinen Mut zusammen und trat an den Nachttisch. Seine Hand zitterte. Fast rechnete er damit, dass die Münze eine Fata Morgana war, die sich unter seinen Fingerspitzen in Luft auflösen würde, aber sie war durchaus real.

Sein gesunder Menschenverstand, an dem er so entschlossen festhielt, sagte ihm schließlich, dass die Münze sehr viel früher an diesem Abend hier deponiert worden sein musste, wahrscheinlich kurz nachdem er losgefahren war, um Victoria zu besuchen. Wenn er es sich genau überlegte, musste Vanadium direkt auf dem Weg zu Victoria hier vorbeigefahren und trotz der neuen Schlösser ins Haus gelangt sein, ohne zu ahnen, dass ihn in der Küche der Krankenschwester der Tod erwartete ... und zwar aus den Händen des Mannes, den er mit seinen Nachstellungen belästigte.

Der Spaß an der Ironie dieser Situation begann Juniors Angst zu verdrängen. Allmählich fand er sein Lächeln wieder, warf die Münze in die Luft, fing sie mit einer Hand auf und steckte sie in die Tasche.

Gerade, als sich das amüsierte Grinsen in seinen Zügen richtig entfaltet hatte, geschah jedoch etwas Schreckliches. Das demütigende Geschehen begann mit einem vernehmlichen Gurgeln in den Gedärmen.

Nachdem Junior die Sache mit Victoria und dem Detective erledigt hatte, war er stolz darauf gewesen, dass er sein inneres Gleichgewicht bewahrt und, wichtiger noch, das Mittagessen bei sich behalten hatte. Kein nervöser Brechreiz, wie er ihn nach dem Tod der armen Naomi erlebt hatte. Ihm war nicht einmal der Appetit vergangen.

Und jetzt dies. Anders als das, was ihm beim ersten Mal passiert war, aber ebenso machtvoll und beängstigend. Er musste sich nicht übergeben, sondern spürte das dringende Bedürfnis, den Darm zu entleeren.

Seine außergewöhnliche Empfindsamkeit erwies sich auch diesmal

als ein Fluch. Der tragische Tod von Victoria und Vanadium hatte ihn stärker mitgenommen, als ihm bewusst geworden war. Er krümmte sich vor Schmerzen.

Mit einem Entsetzensschrei stürzte er zur Toilette und schaffte es in letzter Sekunde. Es kam ihm so vor, als würde er ausreichend lange auf dem Thron sitzen, um in diesem Zeitraum den Aufstieg und Fall eines Kaiserreichs zu erleben.

Später, als er ausgelaugt und mit zittrigen Händen seinen Koffer packte, überkam ihn der Drang von neuem. Er staunte, dass sich überhaupt noch etwas in seinem Verdauungsapparat befand.

Um die Zeit, die er üblicherweise auf dem Klo verbrachte, sinnvoll zu nutzen, bewahrte Junior dort ein paar von Zedds Taschenbüchern auf. Einige seiner tiefsten Erkenntnisse über das Wesen der Menschen und viele großartige Ideen zur persönlichen Entwicklung waren ihm an diesem Ort gekommen, an dem Zedds inspirierende Worte bei jeder Lektüre ein helleres Licht in seinem Bewusstsein entfachten.

In dieser Nacht hätte er sich jedoch nicht auf ein Buch konzentrieren können, nicht einmal dann, wenn er die Kraft gehabt hätte, es zu halten. Die heftigen Krämpfe, die ihm die Eingeweide zusammenzogen, machten auch seine Konzentrationsfähigkeit zunichte.

Bis er so weit war, dass er seinen Koffer und drei Kartons - Zedds gesammelte Werke und eine Reihe von Auswahlbänden des Buchclubs - im Wagen verstauen konnte, hatte er der Toilette zwei weitere Blitzbesuche abgestattet. Er hatte weiche Knie und fühlte sich innerlich so ausgehöhlt und geschwächt, als hätte er mehr ausgeschieden als das Offensichtliche, als wäre seine körperliche Substanz selbst ausgezehrt.

Das Wort *Diarrhö* reichte nicht aus, um seine Qualen zu beschreiben. Trotz aller Bücher, die er gelesen hatte, um seinen Wortschatz zu erweitern, fiel Junior kein Begriff ein, der anschaulich und stark genug war, eine Vorstellung von seinem Elend und den Schrecken seines Martyriums zu vermitteln.

Panik machte sich in ihm breit, als er sich zu fragen begann, ob ihn die Bauchkrämpfe daran hindern würden, Spruce Hills zu verlassen.

Und was war, wenn er deswegen gar ins Krankenhaus musste?

Ein krankhaft misstrauischer Kriminalbeamter würde sich vielleicht an Juniors heftige Brechanfälle nach Naomis Tod erinnern und

einen Zusammenhang zwischen dieser monumentalen Diarrhö, Victorias Ermordung und Vanadiums Verschwinden konstruieren. Alles Spekulationen, denen er keine weitere Nahrung geben mochte.

Er musste aus der Stadt verschwinden, solange er noch konnte. Seine Freiheit und sein Glück hingen von einem unverzüglichen Aufbruch ab.

In den vergangenen elf Tagen hatte er bewiesen, dass er klug, mutig und außergewöhnlich charakterstark war. Mehr denn je war er jetzt gefordert, aus dieser Quelle der Kraft und Entschlossenheit zu schöpfen. Er hatte viel zu viel durchgemacht, viel zu viel erreicht, um sich jetzt von biologischen Zwängen unterkriegen zu lassen.

Weil er sich der Gefahr einer Austrocknung bewusst war, trank er einen Liter Leitungswasser und legte dann noch zwei Eineinhalbliterflaschen Gatorade in den Suburban.

Schweißgebadet, fröstelnd, zitternd, mit weichen Knien, tränenden Augen und von Selbstmitleid geschüttelt, breitete Junior eine Plastiktüte auf dem Fahrersitz aus. Dann stieg er ein, drehte den Schlüssel im Zündschloss und stöhnte auf, weil ihm die Erschütterung des laufenden Motors augenblicklich auf den Magen schlug.

Als er das Haus hinter sich ließ, das vierzehn selige Monate lang sein und Naomis Liebesnest gewesen war, empfand er lediglich einen leisen Stich nostalgischer Sehnsucht.

Er umklammerte das Lenkrad mit beiden Händen, biss die *Zähne* so fest zusammen, dass die Backenknochen schmerzhaft hervortraten, und konzentrierte seine Gedanken krampfhaft und entschlossen darauf, die Beherrschung über seine Körperfunktionen zu bewahren. Langsam und tief durchatmen. Positiv denken.

Die Diarrhö war vorbei, zu Ende, Vergangenheit. Schon vor Jahren hatte er gelernt, sich niemals mit Vergangenen aufzuhalten, sich niemals unnötig mit den Problemen der Gegenwart zu beschäftigen, sondern sich ausschließlich auf die Zukunft zu konzentrieren. Er war ein Mann der *Zukunft*.

Während er der Zukunft entgegenraste, ereilte ihn die Vergangenheit in der Gestalt heftiger Bauchkrämpfe, und bevor er noch, jaulend wie ein kranker Hund, fünf Kilometer zurückgelegt hatte, musste er notgedrungen an einer Tankstelle anhalten, um die Toilette zu benutzen.

Danach schaffte er es, sieben Kilometer zu fahren, bevor er wieder gezwungen war, an einer Raststätte abzufahren, worauf er das Gefühl hatte, dass seine Qualen nun ausgestanden sein könnten. Nicht einmal zehn Minuten später musste er jedoch mit einem rustikaleren Austritt im Gebüsch am Rand der Schnellstraße vorlieb nehmen, wo seine gequälten Schreie kleines fiependes Getier aller Art in die Flucht schlugen.

Kaum fünfzig Kilometer südlich von Spruce Hills musste er sich schließlich widerstrebend eingestehen, dass langsames, tiefes Durchatmen, positives Denken, gesundes Selbstbewusstsein und feste Entschlossenheit nicht ausreichten, um seine heimtückischen Eingeweide zu bezähmen. Er brauchte eine Unterkunft für die Nacht. Ihm ging es weder um einen Swimmingpool noch um ein bequemes Doppelbett oder ein im Preis inbegriffenes üppiges Frühstücksbüfett. Der einzige Luxus, auf den es ihm ankam, waren sanitäre Anlagen direkt am Zimmer.

Das schmutzige Motel nannte sich »Herberge der süßen Träume«, aber der angegraute, schielende, maugesichtige Nachtportier konnte nicht der Besitzer sein, war er doch nicht der Typ, der sich romantische Namen für das Aushängeschild über der Tür ausdachte. Seinem Aussehen und Benehmen nach zu urteilen, war er ein früherer Lagerkommandant der Na'is, der in Brasilien gerade noch dem israelischen Geheimdienst entwischt war und nun hier in Oregon Unterschlupf gefunden hatte.

Von Krämpfen geschüttelt und zu schwach, um sein Gepäck zu tragen, ließ Junior den Koffer im Suburban zurück. Er nahm lediglich die zwei Flaschen Gatorade mit aufs Zimmer.

Was nun folgte, glich einer Nacht in der Hölle - einer Hölle allerdings, in der der Teufel ausgewogene Elektrolyte für seine Gäste bereithielt.

41

Am Montag, dem 18. Januar, erhielt Agnes vormittags Besuch von ihrem Anwalt Lincoln Lincoln, der Joeys Testament und andere wichtige Dokumente mitbrachte.

Lincoln, an dem vom Gesicht bis zur beleibten Taille alles rundlich war, ging nicht wie andere Menschen: Er schien vielmehr zu hüpfen, als wäre er mit einem Gasgemisch aufgeblasen, das genug Helium enthielt, um ihm Auftrieb zu geben, aber auch wieder nicht so viel, dass er in Gefahr gewesen wäre, wie ein Luftballon auf und

davon zu fliegen. Obwohl er mit seinen glatten Wangen und fröhlichen Augen einen jugendhaften Eindruck erweckte, war er ein guter und mit allen Wassern gewaschener Anwalt.

»Wie geht's Jacob?«, erkundigte er sich und blieb abwartend vor der offenen Haustür stehen.

»Er ist nicht hier«, sagte Agnes.

»Genau das hatte ich zu hören gehofft.« Erleichtert folgte er Agnes ins Wohnzimmer. »Verstehen Sie mich nicht falsch, Agnes, ich habe nichts gegen Jacob, aber ...«

»Großer Gott, Lincoln, das weiß ich doch«, sagte Agnes, während sie Barty - dieses federleichte Bündel - aus seinem Körbchen nahm und sich mit ihm in einen Schaukelstuhl setzte.

»Es ist nur ... als ich ihm das letzte Mal begegnet bin, hat er mich festgenagelt und mir, ob ich es hören wollte oder nicht, diese grauenvolle Geschichte von einem englischen Mörder aus den Vierzigern erzählt, diesem Perversen, der seine Opfer mit dem Hammer erschlagen und ihr Blut getrunken hat, um ihre Leichen anschließend in seiner Hobbywerkstatt in einem Fass mit Säure aufzulösen.« Er schüttelte sich.

»Das muss John George Haigh gewesen sein«, sagte Agnes und warf einen prüfenden Blick in Bartys Windel, bevor sie ihn sanft in ihrer Armbeuge bettete.

Die Augen des Anwalts wurden so rund wie sein ganzes Gesicht.

»Agnes, sagen Sie bloß nicht, dass Sie jetzt anfangen, Jacobs ... Vorlieben zu teilen?«

»Nein, nein. Aber wenn man so viel mit ihm zusammen ist wie ich, bleibt unweigerlich das eine oder andere hängen. Er kann sehr spannend erzählen, wenn ihn das Thema interessiert.«

»O ja«, pflichtete Lincoln ihr bei, »ich habe mich keine Sekunde gelangweilt.«

»Ich habe mir oft gedacht, was für ein guter Lehrer er doch geworden wäre.«

»Vorausgesetzt, die Kinder würden nach jeder Unterrichtsstunde eine Therapie erhalten.«

»Vorausgesetzt natürlich, er hätte nicht diese Zwangsvorstellungen.«

Während er einige Dokumente aus seiner Aktenmappe zog, sagte Lincoln: »Nun ja, ich habe gut reden. Meine Zwangsvorstellungen kreisen ums Essen. Sehen Sie mich nur an, ich bin so fett, dass man

meinen könnte, ich wäre von der Wiege an für die Schlachtbank gemästet worden.«

»Sie sind nicht fett«, sagte Agnes kopfschüttelnd. »Sie sind hübsch rund und gut genährt.«

»Klar, ich nähre mich hübsch vorzeitig ins Grab«, gab Lincoln fast fröhlich zurück. »Aber ich muss zugeben, dass es mir Spaß macht.«

»Sie essen sich vielleicht in ein vorzeitiges Grab, Lincoln, aber der arme Jacob hat seine Seele gemordet, und das ist unendlich viel schlimmer.«

»>Seine Seele gemordet< ... eine interessante Formulierung.«

»Hoffnung ist die Nahrung des Glaubens, das Brot des Lebens. Sehen Sie das nicht auch so?«

Voller Bewunderung blickte Barty aus ihren beschützenden Armen zu ihr auf.

»Wenn wir uns selbst jede Hoffnung verwehren«, fuhr sie fort,

»dann sehen wir in unserem Leben keinen Sinn und kein Ziel. Ohne Sinn und Ziel ist unser Leben düster. In uns ist dann keinerlei Licht, und wir leben nur, um zu sterben.«

Barty streckte ein winziges Händchen nach seiner Mutter aus. Sie hielt ihm den Zeigfinger hin, den der federleichte Kleine erstaunlich energisch umklammerte.

Was immer sie als Mutter sonst falsch oder richtig machen würde, Agnes war in jedem Fall entschlossen, dafür zu sorgen, dass es Barty nie an Hoffnung fehlen würde, dass Sinn und Ziel so beständig in seinem Leben strömen würde wie das Blut in seinen Adern.

»Ich weiß, dass Edom und Jacob eine große Belastung für Sie sind«, sagte Lincoln, »seitdem Sie die Verantwortung für die beiden übernommen haben ...«

»Überhaupt nicht.« Agnes sah Barty lächelnd an und wackelte mit dem Zeigefinger, an dem er sich festhielt. »Die beiden waren immer meine Rettung. Ich wusste nicht, was ich ohne sie getan hätte.«

»Ich glaube, das meinen Sie sogar so, wie Sie es sagen.«

»Ich meine immer, was ich sage.«

»Nun ja, mit den Jahren werden sie zumindest eine finanzielle Belastung für Sie werden, darum freue ich mich, Ihnen sagen zu können, dass ich eine kleine Überraschung für Sie habe.«

Als sie von Barty aufblickte, sah sie, dass er mehrere Schriftstücke in den Händen hielt. »Überraschung? Ich weiß, was in Joeys

Testament steht.«

Lincoln lächelte. »Aber Sie verfügen über Vermögenswerte, von denen Sie noch nichts wissen.«

Das Haus gehörte ihr, es war abbezahlt und frei von Hypo-thenen. Es gab zwei Sparkonten, auf die Joey in neun Ehejahren allwöchentlich gewissenhaft eine bestimmte Summe eingezahlt hatte.

»Es handelt sich um eine Lebensversicherung«, erläuterte Lincoln.

»Das weiß ich. Eine Police über fünfzigtausend Dollar.«

Sie hatte sich ausgerechnet, dass sie drei Jahre zu Hause bleiben und sich um Barty kümmern konnte, bevor sie gezwungen sein würde, sich eine Stellung zu suchen, um Geld zu verdienen.

»Es gibt neben dieser Police noch eine zweite über ...«, er blies die Lunge auf, machte eine kurze Pause und ließ ehrfurchtsvoll die Luft in einem Atemzug mit der Summe entweichen, »...

siebenhundertfünfzigtausend. Eine Dreiviertelmillion Dollar.«

Die Überraschung prallte an schierem Unglauben ab. Sie schüttelte den Kopf. »Das ist unmöglich.«

»Es ist keine Todesfallversicherung, sondern eine günstige Risikolebensversicherung mit beschränkter Laufzeit.«

»Aber Joey hätte sie niemals abgeschlossen, ohne ...«

»Er wusste, wie Sie über solche Versicherungen denken. Darum hat er Ihnen nichts davon gesagt.«

Der Schaukelstuhl, in dem sie saß, knarrte jetzt nicht mehr. Sie hörte den Ernst in Lincolns Stimme, und als ihr Unglaube allmählich verflog, erstarrte sie vor Schreck und flüsterte. »Ich und mein Aberglaube.«

Unter anderen Umständen wäre Agnes vielleicht errötet, aber nun hatte sich erwiesen, dass ihre scheinbar unbegründete Angst vor dem Abschluss allzu vieler Lebensversicherungen berechtigt war.

»Immerhin war Joey Versicherungsagent«, sagte Lincoln. »Es ist nur normal, dass er den Wunsch hatte, für seine Familie vorzusorgen.«

Mit übertrieben vielen Versicherungen, davon war Agnes überzeugt, führte man das Schicksal in Versuchung. »Eine vernünftige Lebensversicherung, na schön, dagegen ist nichts einzuwenden. Aber eine solche Summe ... das ist, als würde man auf den Tod setzen.«

- »Agnes, es ist nichts anderes als kluge Voraussicht.«

»Ich halte es für richtiger, auf das *Leben* zu setzen.«

»Mit diesem Geld brauchen Sie nicht darauf zu verzichten, weiterhin jede Menge Kuchen zu verschenken ... und all das.«

Mit »und all das« meinte er die Lebensmittel, die sie und Joey oft zu den Kuchenspenden gepackt hatten, die Darlehensraten, die sie gelegentlich für einen vom Pech heimgesuchten Zeitgenossen übernommen hatten, und so manchen anderen bescheidenen Akt der Nächstenliebe.

»Sehen Sie es einmal so, Agnes. All die Kuchen, all das Gute, das Sie tun ... damit setzen Sie auf das Leben. Und nun sind Sie dank dieses Segens in der Lage, den Einsatz zu erhöhen.«

Derselbe Gedanke war ihr auch schon gekommen, ein Trost, der vielleicht geeignet war, ihr die verheißenen Reichtümer in einem annehmbareren Licht zu zeigen. Dennoch jagte ihr die Vorstellung, als Folge eines Todes einen Geldbetrag zu erhalten, der ihr ganzes Leben verändern konnte, immer noch einen Kälteschauer über den Rücken.

Als sie Barty ansah, blickte ihr aus dem Gesicht des Kindes Joeys Geist entgegen, und obwohl etwas in ihr daran glaubte, dass er noch am Leben sein würde, wenn er das Schicksal nicht durch eine so hohe Wette herausgefordert hätte, konnte sie in ihrem Herzen keinen Zorn auf ihn finden. Sie musste seine letzte Großzügigkeit mit Würde - wenn auch ohne Begeisterung - annehmen.

»Also gut«, sagte Agnes, und in dem Augenblick, als sie ihrem Einverständnis Ausdruck gab, wurde sie plötzlich von einer schrecklichen Angst gepackt, deren Ursache sie im ersten Moment nicht erkennen konnte.

»Es kommt noch mehr«, fuhr Vinnie Lincoln fort, wohlgerundet wie der Weihnachtsmann und vor Freude, dass er ihr so reiche Geschenke bringen durfte, geröteten Wangen. »Der Vertrag beinhaltet eine Klausel, wonach im Falle eines Unfalltodes die doppelte Summe ausbezahlt wird. Insgesamt beläuft sich die steuerfreie Zahlung damit auf eineinhalb Millionen Dollar.«

Jetzt, da eine Ursache sichtbar und die Angst erklärlich geworden war, drückte Agnes ihr Baby fester an die Brust. Kaum in die "Welt" eingetreten, schien er ihr, gefangen im Strudel eines unerbittlichen Schicksals, bereits wieder zu entgleiten.

Das Karoass. Vier nacheinander. ass, ass, ass, Ass.

Schon begann sich die Voraussage, die sie als harmloses Spiel ohne

Folgen abzutun versucht hatte, zu erfüllen.

Den Karten zufolge sollte Barty reich an materiellen Gütern sein, aber auch reich an Begabungen, an inneren Werten und an Wissen. Reich an Mut und Ehrgefühl, wie Maria verkündet hatte. Und reich an Vernunft, Urteilsvermögen und Glück.

Er würde den Mut und das Glück brauchen.

»Was ist los, Agnes?«, fragte Lincoln.

Sie konnte ihm ihre Angst nicht erklären, weil er, der an die Macht der Gesetze, an eine irdische Gerechtigkeit und eine verhältnismäßig einfache Wirklichkeit glaubte, die großartige, beängstigende, tröstliche und rätselhafte Vielschichtigkeit der Wirklichkeit nicht begreifen würde, die sie manchmal flüchtig, manchmal mit dem Verstand und oft mit dem Herzen erfasste. Dies war eine Welt, in der die Wirkung vor der Ursache eintreten konnte, in der das, was nach Zufall aussah, in Wirklichkeit nur der sichtbare Aspekt eines viel größeren Plans war, der nicht in seiner Gänze zu überblicken war.

Wenn man das Karoass ernst nehmen musste, warum dann nicht auch den Rest der aufgedeckten Karten?

Wenn diese Versicherungssumme kein Zufall war, sondern der Reichtum, den die Karten vorausgesagt hatten, wie lange würde es dann dauern, bis der Bube auf die materiellen Güter folgte? Jahre? Monate? Tage?

»Sie sehen aus, als hätten Sie einen Geist gesehen«, sagte Lincoln, und Agnes wünschte, es wäre so einfach, es wäre tatsächlich ein Geist, der ruhelos seufzend und kettenrasselnd umherirrte wie Dickens' Marley an jenem Weihnachtsabend, an dem er Ebenezer Scrooge heimsuchte.

42

Der Sandmann war machtlos mit seinem Zauber; er konnte Junior, der im Laufe der Nacht genügend Wasser in die Kanalisation spülte, um ein ganzes Klärbecken damit zu füllen, keinen Schlaf bringen.

Als die Bauchkrämpfe gegen Morgen endlich nachließen, fühlte sich dieser neue Mensch, dieser verwegene Abenteurer so zermartert und geplättet, als wäre er von einem Laster überrollt worden.

Zwar schlief er endlich ein, aber im Schlaf plagten ihn Angstträume, in denen er, von einem dringenden Bedürfnis

getrieben, eine öffentliche Toilette aufsuchte, nur um feststellen zu müssen, dass sämtliche Kabinen bereits von Menschen besetzt waren, die er umgebracht hatte und die sich in ihrer Rachsucht verschworen hatten, ihm jede Möglichkeit zu verwehren, sich in Würde zu erleichtern.

Gegen Mittag wachte er mit schlafverkrusteten Augen auf. Es ging ihm zwar miserabel, aber er hatte sich unter Kontrolle ... und fühlte sich stark genug, seinen Koffer zu holen, den er bei der Ankunft nicht ins Motelzimmer hatte tragen können.

Draußen stellte er fest, dass in der Nacht irgendein nichtswürdiger Schuft den Suburban aufgebrochen hatte. Der Koffer und der Karton mit den Auswahlbänden des Buchclubs waren verschwunden. Der Kerl hatte sogar die Papiertücher, die Kaugummis und die Pfefferminzbonbons aus dem Handschuhfach geklaut.

Das Wertvollste hatte der Dieb jedoch unbegreiflicherweise verschmätzt: die vollständigen gebundenen Erstausgaben von Zedds gesammelten Werken. Der Deckel des Kartons war geöffnet und sein Inhalt offensichtlich in Eile durchwühlt worden, aber es fehlte kein einziger Band.

Zum Glück hatte der Koffer weder Bargeld noch sein Scheckbuch enthalten. Und da Zedds Werke noch sämtlich vorhanden waren, konnte er den Verlust verschmerzen.

An der Motelrezeption zahlte Junior für eine weitere Nacht im Voraus. Er hatte keine besondere Vorliebe für Unterkünfte, in denen die Teppiche speckig, die Möbel mit Brandflecken übersät und die Nächte vom leisen Huschen der Kakerlaken lebendig waren, aber obwohl es ihm schon besser ging, war er zu müde und zittrig, um sich ans Steuer zu setzen.

Der seinen Häschern entwischte alternde Nazi an der Rezeption war von einer Frau mit struppigem blonden Haar, brutalen Gesichtszügen und Armen, mit denen sie Herkules locker in die Flucht geschlagen hätte, abgelöst worden. Sie wechselte ihm für den Imbissautomaten unwirsch einen Fünfdollarschein in Münzen und fauchte ihn dabei in einem Englisch an, das mit irgendeinem undefinierbaren Akzent gefärbt war.

Junior war völlig ausgehungert, traute aber seinem Verdauungssystem noch nicht genug, um sich ein Essen in einem Restaurant zu genehmigen. Das Elend schien zwar überstanden zu

sein, aber er befürchtete, dass es wieder losgehen würde, sobald er etwas im Magen hatte.

Er zog ein paar mit Käse belegte und ein paar mit Erd-nussbutter bestrichene Sandwiches, ungesalzene Erdnüsse, Schokoriegel und Cola aus dem Automaten. Es war ein ungesundes Mahl, aber Käse, Erdnussbutter und Schokolade hatten alle den Vorzug, dass es ausnahmslos Nahrungsmittel waren, die stopften.

Wieder in seinem Zimmer, machte er es sich mit seinem stopfenden Imbiss und dem Telefonbuch der Region auf dem Bett bequem. Da er das Telefonverzeichnis in denselben Karton gepackt hatte wie Zedds gesammelte Werke, war auch jenes dem Dieb nicht in die Hände gefallen.

Vierundzwanzigtausend Namen hatte er bereits überprüft, aber keinen Bartholomew darunter entdeckt, wobei er Einträge, bei denen an Stelle eines Vornamens ein B verzeichnet war, rot angekreuzt hatte. Mit einem gelben Zettel hatte er die Stelle markiert, bis zu der er gekommen war.

Als er das Telefonbuch an der markierten Stelle aufschlug, steckte zwischen den Seiten eine Spielkarte. Ein Joker, auf dem in roten Blockbuchstaben bartholomew stand.

Es war nicht die Karte, die am Abend nach Naomis Begräbnis mit zwei Zehnern und einem Fünfer beschwert auf seinem Nachttisch gelegen hatte, die hatte er nämlich zerrissen und in den Abfall geworfen.

Hier war keine Zauberei im Spiel. Kein Grund, vor Schreck an die Decke zu gehen und sich mit gesträubten Nackenhaaren mit allen vieren daran festzukrallen wie ein aufgeschreckter Kater in einem Zeichentrickfilm.

Offensichtlich hatte der verbissene Detective, als er am Vorabend vor seinem Rendezvous mit Victoria widerrechtlich in Juniors Haus eingedrungen war und wieder einmal einen Vierteldollar auf dem Nachttisch deponiert hatte, das aufgeschlagene Telefonbuch auf dem Küchentisch entdeckt. Er hatte die Bedeutung der roten Markierungen im Buch erraten, die Spielkarte hineingelegt und es zugeschlagen; ein weiterer kleiner Schachzug in dem Psychokrieg, den er angezettelt hatte.

Es war ein Fehler gewesen, dem bewussten Polizisten den Schädel mit dem Zinnleuchter zu zertrümmern. Er hätte den Mistkerl fesseln sollen, dann hätte er versuchen können, ihn

wiederzubeleben und einem Verhör zu unterziehen.

Ab einer gewissen Schmerzgrenze hätte sich sogar Vanadium überreden lassen, Kooperationsbereitschaft zu zeigen. Der Detective hatte behauptet, gehört zu haben, wie Junior mehrmals angstvoll im Schlaf *Bartholomew* gerufen hatte, was dieser ihm auch glaubte, weil der Name ihn tatsächlich zutiefst beunruhigte; an Vanadiums Behauptung, nicht zu wissen, wer dieser Erzfeind war, hatte er jedoch seine Zweifel.

Nun, da Vanadium in den ewigen Schlaf geknüpelt worden war und viele Faden tief in seinem kalten Grab ruhte, war es zu spät für ein Verhör.

Aber ach, der schwere Schaft in seiner Hand, der elegante Bogen, den er beschrieben hatte, und das splitternde Geräusch beim Aufprall, das alles war mindestens so schön gewesen wie der entscheidende Schlag zum letzten Homerun in einer Baseballmeisterschaft.

Da ihm nun keine andere Wahl mehr blieb, als Bartholomew in mühsamer, detektivischer Kleinarbeit aufzuspüren, wandte sich Junior, an einem Schokoriegel knabbernd, wieder dem Telefonbuch zu.

43

Und weiter an diesem Montag, dem 18. Januar, diesem bedeutungsvollen Tag, an dem ein Ende zugleich ein Anfang ist. In der wintergrauen Berglandschaft, unter einem trüben Nachmittaghimmel, wirkte der gelbweiße Lieferwagen wie ein heller Pfeil, den allerdings nicht ein Jäger, sondern ein barmherziger Samariter mit seinem Bogen abgeschossen hatte. Froh, dass er Agnes helfen durfte, steuerte Edom den Wagen. Noch größer war seine Freude darüber, dass er die Kuchen nicht allein ausliefern musste.

So brauchte er sich nicht mit dem Versuch herumzuquälen, eine höfliche Unterhaltung mit den Beschenkten in Gang zu bringen. Agnes hatte die Kunst der freundlichen Konversation praktisch erfunden.

Barty fuhr, behaglich in die Arme seiner Mutter geschmiegt, auf dem Beifahrersitz mit. Von Zeit zu Zeit gab der Kleine gurrende, gurgelnde Geräusche oder ein feuchtes Schmatzen von sich. Er hatte noch kein einziges Mal in Edoms Beisein geweint oder gequengelt.

Barty trug einen winzigen, an den Ärmeln und am Halsausschnitt mit Zackenlitze besetzten blauen Wollstrampler und ein passendes Mützchen. Seine weiße Decke war mit blauen und weißen Häschen bedruckt.

Bei den vier Besuchen, die sie schon hinter sich gebracht hatten, war das Baby jedes Mal ein Volltreffer gewesen. Sein strahlendes Lächeln war wie eine Brücke gewesen, die allen über das dunkle Gewässer der Nachricht von Joeys Tod hinweggeholfen hatte.

Für Edom hätte es ein vollkommener Tag sein können ... wenn man einmal von dem Erdbeben absah, das in der Luft lag. Er war davon überzeugt, dass der große Knall noch vor der Abenddämmerung über die Küstenstädte hereinbrechen würde.

Es war nicht das gleiche Erdbebenwetter wie elf Tage zuvor, als er die Auslieferung der Kuchen allein übernommen hatte. An jenem Tag: blauer Himmel, ungewöhnlich warm für die Jahreszeit, niedrige Luftfeuchtigkeit. Heute: tief hängende graue Wolken, ungemütliche Kälte, hohe Luftfeuchtigkeit.

Einer der beunruhigendsten Aspekte des Lebens im südlichen Kalifornien war die Tatsache, dass ein Erdbebenwetter so viele Gesichter haben konnte. Wie oft stand man morgens auf, warf einen Blick gen Himmel und einen auf das Barometer und stellte bestürzt fest, dass alles auf eine bevorstehende Katastrophe hindeutete!

Der Boden unter dem Wagen machte aber noch einen ganz ruhigen Eindruck, als sie ihr fünftes Ziel, eine neue Adresse auf Agnes' Wohltätigkeitsliste, erreichten.

Sie befanden sich in der bergigen Region östlich der Stadt, eine Meile von Jolene und Bill Kleftons Haus entfernt, wo Edom vor mehr als einer Woche zusammen mit den Heidelbeerkuchen die grausige Geschichte des Erdbebens von 1923 in Tokio und Yamaha abgeliefert hatte.

Das Haus, vor dem sie jetzt hielten, glich dem der Kleftons, nur besaß es statt der Schindelfassade einen Gipsputz, der allerdings auch einen frischen Anstrich vertragen hätte. Ein Sprung in einer der Fensterscheiben auf der Straßenseite war mit Klebeband abgedichtet.

Agnes hatte die Adresse neu in ihrer Liste aufgenommen, weil Reverend Tom Collins, der Baptistenpfarrer im Ort, dessen Eltern gedankenlos genug gewesen waren, ihm den Namen eines Cocktails

zu geben, sie darum gebeten hatte. Sie stand mit allen Kirchenleuten von Bright Beach auf gutem Fuß; ihre Nächstenliebe war nicht an eine Konfession gebunden.

Barty in den Armen, ging Agnes mit Edom, der den rosinenbestreuten Birnenkuchen trug, über den kurz geschorenen Rasen zur Haustür. Auf ihr Klingeln hin ertönte im Haus, deutlich zu vernehmen durch das Glasfenster in der Tür, die Anfangsmelodie von »That Old Black Magic«.

Dieses bescheidene Haus war nicht gerade der Ort, wo man ein aufwändiges, nach den Sonderwünschen der Bewohner gefertigtes Glockenspiel erwartet hätte ... eher schon gar keine Klingel, weil Anklopfen auf Holz immer noch die billigste Methode war, einen Besuch anzukündigen.

Edom warf Agnes einen besorgten Seitenblick zu und sagte:

»Eigenartig.«

»Nein, hübsch«, entgegnete sie ihm. »Es hat eine Bedeutung. Alles hat eine Bedeutung, mein Lieber.«

Ein älterer farbiger Herr öffnete ihnen die Tür. Sein gänzlich weißes Haar bildete einen so starken Kontrast zu seinem pflaumendunklen Teint, dass es aussah, als wäre sein Kopf von einem leuchtenden Heiligenschein umgeben. Mit dem nicht minder weißen Kinnbart, der freundlichen Miene und den ausdrucksvollen schwarzen Augen hätte er geradewegs aus einem Film über einen Jazzmusiker stammen können, der nach seinem Tod als Schutzengel zur Erde zurückgekehrt war.

»Mr. Sepharad?«, sagte Agnes. »Obadiah Sepharad?«

Mit einem Blick auf den großen Kuchen, den Edom trug, antwortete der freundliche Herr mit melodischer, aber kehliger Stimme, die eines Louis Armstrong würdig gewesen wäre: »Sie müssen die Dame sein, von der mir Reverend Collins erzählt hat.«

Die Stimme vervollständigte Edoms Bild von einem himmlischen Bebop-Gesandten.

Als sich der alte Mann über Barty beugte, erschien ein breites Lächeln auf seinem Gesicht und offenbarte eine Goldkrone im Oberkiefer. »Da haben wir ja etwas, das noch süßer ist als dieser verlockende Kuchen. Wie heißt der Kleine?«

»Bartholomew«, sagte Agnes.

»Natürlich, wie könnte es auch anders sein.«

Erstaunt verfolgte Edom wie Agnes ihren Gastgeber um den Finger

wickelte, von *Mr. Sepharad* zu *Obadiah* übergang und von der Haustür ins Wohnzimmer vordrang, wie der Kuchen überreicht und mit Dank entgegengenommen, Kaffee angeboten und eingeschenkt wurde, bevor er selbst noch den Mut aufgebracht hätte, über die Schwelle zu treten, und bevor ihm eingefallen wäre, welche interessanten Dinge er über den Wirbelsturm erzählen sollte, bei dem 1900 in Galveston sechstausend Menschen ihr Leben gelassen hatten.

Während Obadiah in einem abgewetzten Sessel Platz nahm, sagte er, an Edom gewandt: »Kenne ich Sie nicht irgendwoher, mein Sohn?«

Edom, der sich darauf eingestellt hatte, zufrieden in der Rolle des stillen Beobachters mit Agnes und Barty auf dem Sofa zu sitzen, musste beunruhigt feststellen, dass er unversehens in den Mittelpunkt der Unterhaltung gerückt war. Ebenso beunruhigt war er darüber, als »Sohn« angesprochen zu werden. Der einzige Mensch, der ihn in seinem sechsund-dreißigjährigen Leben je so genannt hatte, war sein Vater gewesen, nunmehr seit einem Jahrzehnt unter der Erde, aber immer noch der Schrecken seiner Träume.

Seine Kaffeetasse klirrte auf dem Unterteller, als er mit einem Kopf schütteln sagte: »Ah, nein, Sir, nein, ich glaube nicht, dass wir uns schon einmal begegnet sind.«

»Möglich. Obwohl Sie mir wirklich irgendwie bekannt vorkommen.«

»Ich habe eines dieser Allerweltsgesichter, denen man an jeder Ecke begegnet«, sagte Edom und beschloss, die Geschichte des Tornados zu erzählen, der 1925 drei Bundesstaaten verwüstet hatte. Wahrscheinlich ahnte seine Schwester aber, was er sagen wollte, da sie ihn gar nicht erst zu Wort kommen ließ.

Offensichtlich wusste Agnes aus irgendeiner Quelle, dass Obadiah in jüngeren Jahren als Zauberkünstler aufgetreten war. Unauffällig lenkte sie das Gespräch auf dieses Thema.

Die Zauberkunst war ein Gebiet, auf dem es Farbige bislang nur selten zu großem Erfolg gebracht hatten. Obadiah gehörte zu den wenigen, denen dies gelungen war.

Zwar sei Musik, so Obadiah, tief in der Tradition der schwarzen Bevölkerung verwurzelt, was aber die Zauberkunst betreffe, gebe es keine solche Tradition.

»Wahrscheinlich«, sagte Obadiah mit einem Lächeln, »weil wir nicht als Hexenmeister verschrien werden wollten, was ein Grund mehr für die Leute gewesen wäre, uns aufzuknüpfen.« Ein begabter Pianist oder Saxophonspieler mochte es mit autodidaktisch erworbenem Können weit bringen, aber ein Magier, der den Sprung auf die Bühne schaffen wolle, brauche einen Lehrer, der ihn in die streng gehüteten Geheimnisse der Zunft einführte und ihm die Fertigkeiten beibrachte, die unerlässlich waren, wollte man in die höchsten Hallen der Zauberkunst aufsteigen. In einem Metier, das fast ausschließlich den Weißen vorbehalten war, musste ein farbiger junger Mann einen Lehrer mit der Lupe suchen, vor allem 1922, als Obadiah, damals zwanzigjährig, davon geträumt hatte, ein zweiter Houdini zu werden.

Auf einmal zauberte Obadiah ein Kartenspiel hervor, als würde er es aus der unsichtbaren Tasche einer unsichtbaren Jacke ziehen.

»Soll ich Ihnen eine kleine Kostprobe geben?«

»O ja, bitte«, sagte Agnes mit unverhohlener Vorfreude.

Obadiah schob das Kartenspiel zu Edom hin, der erschrocken zusammenfuhr. »Sie müssen mir helfen, mein Sohn. Ich habe kein Feingefühl mehr in den Fingern.«

Er hob seine verkrümmten Hände.

Sie waren Edom schon aufgefallen, aber erst jetzt bemerkte er, dass sie stärker in ihrer Funktion beeinträchtigt waren, als er auf den ersten Blick gedacht hatte. Die Gelenke verdickt, die Finger in unnatürlichem Winkel zueinander verwachsen. Vielleicht litt Obadiah ja wie Bill Klefton unter Gelenkrheumatismus, wenn auch in einer weniger schweren Form.

»Nehmen Sie bitte das Spiel aus der Schachtel und legen Sie es vor sich auf den Tisch«, sagte Obadiah.

Edom folgte der Anweisung. Dann teilte er den Stapel, wie es von ihm verlangt wurde, in zwei ungefähr gleich große Hälften.

»Jetzt mischen Sie die Karten einmal durch«, sagte der Kartenkünstler.

Edom mischte.

Vorgebeugt in seinem Sessel, das weiße Haar leuchtend wie Engelsflügel, wedelte Obadiah mit seiner deformierten Hand über dem Stapel, berührte ihn aber nicht. »Breiten Sie die verdeckten Karten jetzt bitte fächerförmig auf dem Tisch aus.«

Edom tat es. In dem Halbkreis rot gemusterter Rückseiten stach eine

Karte durch einen sichtbaren weißen Rand hervor, die einzige, die mit dem Bild nach oben auf dem Tisch lag.

»Vielleicht wollen Sie einen Blick darauf werfen«, sagte Obadiah. Als Edom die Karte vorsichtig herauszog, sah er, dass es ein Karoass war ... ein erstaunlicher Zufall, wenn man bedachte, was am Freitagabend bei Maria Gonzalez' Versuch der Kartendeuterei herausgekommen war. Was ihn aber noch mehr erstaunte, war der Name, der mit schwarzer Tinte quer über die Bildseite der Karte geschrieben war: bartholomew.

Agnes sog so scharf die Luft ein, dass Edom vom Namen seines Neffen aufblickte und sie ansah. Sie war totenbleich. Ihre Augen wirkten so gespenstisch wie die Fensterhöhlen eines alten, verwunschenen Gemäuers.

44

Aufgrund eines Grippevirus und der vielen Varianten von ganz normalen Erkältung, die in Bright Beach grassierten, ging es an diesem Montag in der Damascus-Apotheke recht hektisch zu. Die Kunden waren schlecht gelaunt und beklagten sich vor allem über ihre diversen Wehwehchen. Einige jammerten aber auch über das trostlose Wetter, die Horden von Kindern, die neuerdings mit diesen verdammt Skateboards über die Gehsteige flitzten, die jüngsten Steuererhöhungen und die New York Jets, die Joe Namath nur fürs Footballspielen die astronomische Summe von 427 000 Dollar jährlich zahlten, worin so manch einer ein sicheres Zeichen für die maßlose Geldgier der Menschen sah, an der das Land noch zugrunde gehen würde.

Paul Damascus nahm unermüdlich Rezepte entgegen und suchte die verschriebenen Medikamente zusammen, bis er um halb drei endlich dazu kam, eine Mittagspause einzulegen.

Normalerweise nahm er sein Mittagessen allein in seinem Büro ein. Der Raum hatte die Größe einer Aufzugkabine, bewegte sich aber natürlich weder aufwärts noch abwärts. Wohl aber entrückte er ihn in parallele Welten voller Wunder und Abenteuer.

Ein Wandregal, das bis zur Decke reichte, war voll gestopft mit Groschenheftchen aus den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren, als das Taschenbuch seinen Siegeszug noch nicht angetreten hatte. Krimis, Horror, Heldenabenteuer, Kriegsgeschichten, Erotik, fantastische Erzählungen, Science-Fic-tion, alle Genres der Trivallliteratur waren vertreten, obwohl das, was hier

stand, nur ein Bruchteil der Sammlung war, die Paul besaß. Zu Hause füllten Tausende von Groschenromanen seine Regale. Die schreiend bunten Titelseiten der Heftchen zeigten brutale und unheimliche Szenen und strotzten von der unterschwelligen Erotik einer unschuldigeren Zeit. Meist las er eine Geschichte durch, während er die zwei Früchte aß, aus denen sein Mittagessen bestand, aber manchmal geriet er auch so in den Bann einer besonders lebhaften Beschreibung, dass er sich versonnen seinen Träumereien von fernen Orten und heroischen Abenteuern hingab. Allein der schwache Geruch nach billigem Papier, den die vergilbten Seiten verströmten, reichte schon aus, um seine Fantasie zu beflügeln.

Die ungewöhnliche Mischung von mediterranen Gesichtszügen und rostrotem Haar, seine attraktive Erscheinung und die durchtrainierte Figur verliehen Paul selbst das Aussehen eines Romanhelden.

Besonders gut gefiel ihm die Vorstellung, dass er ohne weiteres als Bruder von Doc Savage durchgegangen wäre.

Doc war einer seiner Lieblingshelden. Ein Kämpfer gegen das Verbrechen, wie es keinen zweiten gab. Der Mann aus Bronze.

An diesem Montagnachmittag sehnte er sich geradezu danach, sich für eine halbe Stunde in ein tröstliches Fantasieabenteuer flüchten zu können. Er beschloss jedoch, zuvor noch endlich den Brief zu schreiben, der ihm schon seit mindestens zehn Tagen unter den Nägeln brannte.

Nachdem Paul mit einem Schälmesser einen Apfel zerteilt und das Kerngehäuse herausgeschnitten hatte, nahm er einen Stapel Briefpapier aus der Schreibtischschublade und schraubte die Kappe seines Füllfederhalters ab. Er bediente sich einer altmodischen Schönschrift, die so ordentlich gemalt war wie kunstvolle Kalligrafie. *Sehr geehrter Reverend White*, schrieb er.

Unsicher, wie er sich ausdrücken sollte, hielt er einen Moment inne. Er war es nicht gewohnt, Briefe an wildfremde Menschen zu schreiben.

Schließlich fuhr er fort: *Ich grüße Sie an diesem bedeutungsvollen Tag. Ich schreibe Ihnen wegen einer außergewöhnlichen Frau, Agnes Lampion, mit deren Leben Sie, ohne es zu wissen, in Berührung gekommen sind, und deren Geschichte Sie vielleicht interessiert.*

Andere mochten vielleicht einen Zauber in der Welt sehen, Edom dagegen war nur von ihrer mechanischen Seite fasziniert: die gewaltige Zerstörungsmaschinerie der Natur, die alles zu Staub zermalmte. Als er das ass mit dem Namen seines Neffen darauf sah, breitete sich jedoch ungläubiges Staunen in ihm aus.

Während des Kartenmischens war Barty in den Armen seiner Mutter eingeschlafen, aber gleich darauf wieder aufgewacht, als die Karte mit seinem Namen aufgedeckt worden war, vielleicht weil ihn, da sein Köpfchen an ihrer Brust lag, die plötzliche Beschleunigung ihres Herzschlags erschreckt hatte.

»Wie haben Sie das gemacht?«, wollte Agnes von Obadi-ah wissen. Der alte Mann setzte wieder die feierliche, wissende Miene eines Menschen auf, der ein Geheimnis zu bewahren hatte, eine Sphinx ohne Kopfputz und Löwenmähne. »Wenn ich es Ihnen verraten würde, meine Liebe, wäre es keine Magie mehr, sondern ein ganz gewöhnlicher Zaubertrick.«

»Mir geht es um etwas anderes.« Agnes erzählte ihm von der verblüffenden Folge von Assen, die beim Kartenlesen in ihrem Haus am Freitagabend gezogen worden waren.

Obadiah zauberte ein Lächeln auf sein Sphinxgesicht, bei dem sich, als er Edom den Kopf zuwandte, die Spitze seines weißen Kinnbarts hob. »Ah ... so lange ist das her«, murmelte er wie im Selbstgespräch. »So lange ... aber jetzt erinnere ich mich.« Bei diesen Worten bedachte er Edom mit einem Zwinkern.

Edom registrierte sein Zwinkern mit einem Gemisch aus Staunen und Erschrecken. Seltsamerweise kam ihm das rätselhafte, körperlose und *niemals* blinzelnde Auge in der schwebenden Pyramidenspitze in den Sinn, das auf der Rückseite aller Eindollarscheine abgebildet war.

Bei ihrem Bericht über das Kartenlegen hatte Agnes dem Magier zwar von den Karo- und Herzassen erzählt, die vier Pikbuben aber nicht erwähnt. In Gegenwart anderer ließ sie sich ihre Sorgen selten anmerken; aber auch wenn sie am Freitag das Auftauchen des vierten Buben mit einem Scherz abgetan hatte, wusste Edom, dass sie zutiefst beunruhigt darüber war.

Entweder spürte Obadiah Agnes' Angst, oder ihre freundliche Art brachte ihn dazu, sein Geheimnis schließlich doch noch zu verraten.

»Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass es sich bei dem, was

Sie gesehen haben, nicht um richtige Magie gehandelt hat. Es war reine Täuschung. Ich habe das Karoass nur deshalb gewählt, weil es beim Wahrsagen eine positive Karte ist, die Reichtum symbolisiert und darum immer gern gesehen ist. Das ass mit dem Namen Ihres Sohnes habe ich vorher präpariert und umgedreht ganz unten in den Kartenstapel gesteckt, sodass es beim Teilen des Spiels nicht zum Vorschein kommen konnte.«

»Aber Sie haben doch Bartys Namen nicht gekannt, bevor wir hierher gekommen sind.«

»O doch. Reverend Collins hat mir bei seinem Anruf alles über Sie und Bartholomew erzählt. Als ich Sie an der Tür nach dem Namen des Jungen gefragt habe, kannte ich ihn bereits. Es war nur ein Täuschungsmanöver zur Vorbereitung meines kleinen Kartentricks.«

Agnes lächelte. »Ziemlich schlau.«

Seufzend widersprach Obadiah: »Nicht schlau. Primitiv, Früher, als meine Hände noch nicht solche verkrüppelten Klumpen waren, wären Sie aus dem Staunen nicht herausgekommen. «

Als junger Mann sei er in den von Schwarzen frequentierten Nachtclubs und auf Varietebühnen wie dem Apollo in Harlem aufgetreten. Während des Zweiten Weltkriegs hatte er zu einem Aufgebot von Unterhaltungskünstlern gehört, die im Zuge freiwilliger Truppenbetreuung amerikanische Soldaten im Pazifik, später in Nordafrika und - nach der Landung in der Normandie - in Europa bei Laune gehalten hatten.

»Nach dem Krieg konnte ich noch eine Zeit lang auf größeren Bühnen arbeiten. In der Rassenpolitik ... änderte sich so einiges. Aber ich wurde auch älter, und in der Unterhaltungsindustrie sind immer neue, junge Gesichter gefragt. Also bin ich nie richtig groß rausgekommen. Herrje, ich bin nicht mal mittelgroß rausgekommen, obwohl ich ganz gut zurechtkam. Bis es ... so von 1950 an immer schwieriger für meinen Agenten wurde, gute Engagements, gute Clubs für mich zu finden.«

Agnes hatte Obadiah Sepharad nicht nur einen rosinenbestreuten Birnenkuchen mitgebracht, sondern auch ein auf ein Jahr befristetes Arbeitsangebot - nicht als Zauberkünstler, sondern als Chronist seiner Zunft.

Auf ihre Initiative hin hatte die Stadtbücherei von Bright Beach ein ehrgeiziges Projekt ins Leben gerufen, das durch zwei private

Stiftungen und ein alljährliches Erdbeerfest finanziert wurde und in dessen Rahmen ältere Bürger der Gemeinde gewonnen wurden, ihre Lebensgeschichte zu dokumentieren, damit ihre Erfahrungen, ihre Einsichten und ihr Wissen für kommende Generationen erhalten blieben.

Natürlich war es kein Zufall, dass dieses Projekt auch dazu beitrug, älteren, in wirtschaftliche Not geratenen Menschen auf eine Art und Weise zu helfen, die ihren Stolz nicht verletzte, ihnen Hoffnung gab und ihr angeschlagenes Selbstbewusstsein stärkte. Agnes bot Obadiah ein einjähriges Stipendium an und bat ihn, das Projekt zu bereichern, indem er mit Hilfe der Bibliotheksleiterin die Geschichte seines Lebens aufschrieb.

Obwohl er sichtlich gerührt und voller Interesse war, schien der Magier das Angebot im Geist von allen Seiten nach Grün den abzuklopfen, Nein zu sagen, bevor er bedächtig den Kopf schüttelte. »Ich bezweifle, dass ich zu der Kategorie von Men sehen gehöre, die Sie suchen, Mrs. Lampion. Ich würde Ihren Projekt keine große Ehre machen.«

»Unsinn. Was reden Sie denn da?«

Obadiah hob seine verkrüppelten Hände so, dass Agnes die knotig verdickten Fingerknöchel sehen konnte, und sagte: »Was glauben Sie, wodurch sie so geworden sind?«

»Arthritis?«

»Poker.« Die Hände erhoben wie ein reuiger Büsser, der auf einer Erweckungsversammlung Gott anflehte, ihn von seinen Sünden reinzuwaschen, fuhr Obadiah fort: »Meine Spezialität war die Zauberei am Tisch, direkt unter den Augen der Leute. Klar, ich habe auch jede Menge Kaninchen aus dem Hut, Seidentücher aus dem Nichts und Tauben aus Seidentüchern gezaubert. Aber das Zaubern am Tisch habe ich geliebt. Mit Münzen, aber vor allem mit ... Karten.«

Bei dem Wort *Karten* warf der Magier Edom einen verschwörerischen Blick zu, den dieser mit einem verständnislosen Stirnrunzeln quittierte.

»Und ich war geschickter mit den Karten als die meisten anderen meiner Kollegen. Mein Lehrmeister war Moses Moon, der größte Kartenkünstler seiner Zeit.«

Als er das Wort *Kartenkünstler* aussprach, wanderte sein Blick wieder viel sagend zu Edom, der sich des Gefühls nicht erwehren

konnte, es werde eine Antwort von ihm erwartet. Als er aber den Mund aufmachte, um etwas zu sagen, fiel ihm nichts anderes ein als die Geschichte von dem großen Seebeben im Jahr 1896, in dessen Folge eine über dreißig Meter hohe Flutwelle über das japanische Sanriku hereingebrochen war und 27100 Menschen, von denen die meisten anlässlich eines schintoistischen Feiertags zum Gebet versammelt waren, in den Tod gerissen hatte. Da aber sogar Edom selbst dies als eine unpassende Entgegnung empfand, zog er es vor, lieber zu schweigen.

»Wissen Sie, was ein Kartenkünstler tut, Mrs. Lampion?«

»Sagen Sie doch Agnes zu mir. Nun, ich nehme mal an, dass ein Kartenkünstler nicht derjenige ist, der Karten malt.«

Während er die erhobenen Hände langsam vor seinen Augen drehte, als könnte er sie in ihrer jugendlichen Geschmeidigkeit vor sich sehen, beschrieb der Zauberer, auf welche verblüffende Weise ein Meister seiner Zunft die Karten manipulieren könne. Und obwohl er seinen Bericht keineswegs wortreich ausschmückte, klang es aus seinem Mund doch so, als wäre bei diesen Bravourstücken der Fingerfertigkeit mehr Hexerei im Spiel, als beim Zaubern von Kaninchen aus Hüten und Tauben aus Seidentüchern oder wenn man Blondinen bei lebendigem Leib zersägte.

Edom hörte mit der gebannten Aufmerksamkeit eines Mannes zu, dessen kühnste Tat im Leben der Kauf eines gelbweiß lackierten Kombis der Marke Ford Country Squire gewesen war.

»Als ich mit meiner Zauberei nicht mehr genügend Engagements in den Nachtclubs und Varietetheatern bekommen konnte ... habe ich mich dem Glücksspiel zugewendet.«

Obadiah beugte sich nach vorn, legte die Hände auf die Knie und starrte sie in nachdenklichem Schweigen an.

Dann fuhr er fort: »Ich bin von Stadt zu Stadt gereist und habe die Pokerrunden ausfindig gemacht, in denen um hohe Einsätze gespielt wurde. Sie sind zwar gegen das Gesetz, aber trotzdem nicht schwer zu finden. Das Falschspiel wurde zu meinem Beruf.«

Er habe immer darauf geachtet, nicht zu viel Geld auf einmal abzuschöpfen. Er war ein unauffälliger Dieb gewesen, der seine Opfer mit lustigen Anekdoten unterhalten hatte. Weil er so sympathisch war und sein Spielerglück sich obendrein in Grenzen zu halten schien, nahm ihm niemand seine Gewinne übel. Bald schwamm er in dem Reichtum, zu dem er es mit seiner Zauberkunst

nie gebracht hatte.

»Ich habe im Luxus gelebt. Wenn ich nicht unterwegs war, habe ich hier in Bright Beach in einem schönen Haus gewohnt, nicht in so einer schäbigen Baracke wie heute, sondern einem hübschen kleinen Anwesen mit Blick aufs Meer. Sie können sich wahrscheinlich vorstellen, was dann kam.«

Die Habgier. Es sei ja so einfach, den Trotteln das Geld aus der Tasche zu ziehen. Also begnügte er sich nicht mehr damit, bei jedem Spiel eine kleine Summe abzusahnen, sondern legte es auf höhere Gewinne an.

»Damit habe ich schließlich Aufmerksamkeit auf mich gelenkt. Argwohn geweckt. Eines Abends hat mich in Saint Louis einer dieser Idioten aus meiner Zeit als Zauberkünstler wiedererkannt, obwohl ich mein Aussehen verändert hatte. Es war ein hochklassiges Spiel, aber die Teilnehmer der Runde waren alles andere als hochklassig. Sie haben mich zusammengeschlagen und mir dann jeden Finger einzeln mit einer Eisenstange zertrümmert.« Edom schüttelte sich. »Die Flutwelle in Sanriku war wenigstens *schnell*.«

»Das war vor fünf Jahren. Ich musste so viele Operationen über mich ergehen lassen, dass ich nicht einmal daran denken möchte, und das ist das Ergebnis.« Er hielt wieder seine grotesk verkrümmten Hände in die Höhe. »Bei hoher Luftfeuchtigkeit habe ich starke Schmerzen, bei trockenem Wetter ist es nicht so schlimm. Ich kann mich immer noch selbst versorgen, aber ich werde nie mehr als Kartenkünstler ... oder als Zauberer arbeiten können.« Eine Weile herrschte Schweigen. Die Stille war so vollkommen wie die unnatürliche Ruhe, die angeblich einem starken Erdbeben vorausging.

Sogar Barty schien wie gelähmt zu sein.

Schließlich ergriff Agnes das Wort. »Also, für mich steht jedenfalls fest, dass ein Jahr nicht reicht, um *Ihre* Lebensgeschichte aufzuschreiben. Wir sollten ein Zwei-Jahres-Stipendium daraus machen.«

»Ich bin ein Dieb«, entgegnete Obadiah und zog die Brauen hoch.

»Sie *waren* ein Dieb. Und Sie haben furchtbare Qualen dafür gelitten.«

»Die Qualen habe ich mir nicht ausgesucht, das können Sie mir glauben.«

»Aber Sie empfinden Reue«, sagte Agnes. »Das sehe ich Ihnen an. Und nicht nur deshalb, weil man Ihnen die Hände verkrüppelt hat.«
»Es ist mehr als Reue«, sagte der Zauberkünstler. »Ich schäme mich. Ich komme aus gutem Hause. Meine Eltern haben mich nicht zum Betrüger erzogen. Manchmal, wenn ich über das, was passiert ist, nachgrüble, denke ich, dass nicht die Geldgier mein Ruin war. Zumindest nicht ausschließlich, nicht einmal in erster Linie. Es lag daran, dass ich so stolz war auf mein Kartengeschick, ein Stolz, der verletzt war, weil ich nicht so oft in Nachtclubs arbeiten und mit meinem Können glänzen konnte, wie ich es mir gewünscht hätte.«
»Und genau das ist eine lehrreiche Geschichte«, sagte Agnes.
»Andere könnten viel daraus lernen, sollten Sie bereit sein, Ihre Geschichte zu erzählen. Aber auch wenn Sie Ihr Leben nur bis zu dem Punkt, wo sie mit der Falschspielerei begonnen haben, dokumentieren möchten, wäre das in Ordnung. Selbst bis dahin wäre es eine interessante und abenteuerliche Reise, eine Geschichte, die weiterleben sollte, wenn Sie einmal nicht mehr sind. Die Bibliotheken sind voll gestopft mit Autobiografien von Filmstars und Staatsmännern, die zu keiner größeren Selbsterkenntnis fähig sind als eine Kröte. Wir wissen genug über das Leben von Berühmtheiten, Obadi-ah. Was uns weiterhelfen, ja sogar *retten* könnte, sind Hintergründe über das Leben von Menschen wie Ihnen und mir, die es nicht einmal zu mittelmäßigem Erfolg gebracht haben, die aber begreifen, wer sie sind und warum sie so sind, wie sie sind.«

Edom, der es im Leben weder weit noch halbwegs weit oder auch nur ein kleines Stück weit gebracht hatte, merkte, wie seine Schwester vor ihm verschwamm. Er bemühte sich, die Tränen zurückzudrängen, die ihm heiß in die Augen stiegen. Seine Liebe galt nicht der Magie, und er war nicht stolz auf irgendein besonderes Können, da er sowieso keine nennenswerten Fähigkeiten besaß. Seine Liebe galt einzig und allein seiner wunderbaren Schwester; auf sie war er auch stolz, und sein unbedeutendes Leben hatte einen kostbaren Sinn für ihn, solange er sie an Tagen wie diesem herum-chauffieren, die Kuchen für sie tragen und sie gelegentlich zum Lachen bringen konnte.

»Agnes«, sagte der Zauberkünstler, »Sie sollten sich so bald wie möglich mit dieser Bibliothekarin zusammensetzen und anfangen, Ihr eigenes Leben aufzuschreiben. Wenn Sie damit warten, bis Sie

so alt sind wie ich, werden Sie ein ganzes Jahrzehnt brauchen, um alles zu erzählen.«

Fast immer, wenn Edom sich in Gesellschaft befand, gleichgültig, wie sie sich zusammensetzte, kam ein Punkt, an dem er nicht mehr anders konnte, als aufzuspringen und das Weite zu suchen, und dieser Punkt war jetzt erreicht, nicht weil er um Worte verlegen war oder weil er Angst hatte, das Falsche zu sagen, seine Kaffeetasse umzuwerfen oder so vertrottelt und unbeholfen zu wirken wie ein Clown, der über die eigenen Füße stolperte, sondern weil er Agnes in diesem Augenblick nicht mit seinen Tränen zur Last fallen wollte. Es hatte in diesen Tagen zu viele Tränen in ihrem Leben gegeben, und obwohl es in seinem Fall keine Tränen der Trauer waren, sondern Tränen der Liebe, wollte er Agnes nicht damit belasten.

Er sprang mit einem Satz vom Sofa auf, sagte mit viel zu lauter Stimme: »Dosenschinken«, merkte augenblicklich, dass das keinen Sinn ergab, nicht den geringsten, und suchte daher verzweifelt nach zusammenhängenden Worten -»Kartoffeln, Tortillachips« -, die sich als nicht weniger absurd erwiesen. Da Obadiah ihn bereits mit der besorgten und erschrockenen Miene eines Menschen ansah, der den schweren Anfall eines Epileptikers miterlebte, stürzte Edom wie von der Tarantel gestochen quer durch den Raum in Richtung Haustür und versuchte im Rennen, eine halbwegs vernünftige Erklärung für sein Verhalten herauszubringen. »Wir haben welche mitgebracht, es gibt welche, ich hole welche, wenn Sie vielleicht welche haben möchten, wir haben Kisten im Wagen, aber ich bringe sie rein, Kisten mit Kisten, nein, keine Kisten mit *Kisten*, natürlich nicht, Kisten mit Sachen, genau, Sachen, die wir in Kisten mitgebracht haben.« Nachdem er die Tür aufgerissen hatte und über die Schwelle ins Freie gestolpert war, fiel ihm endlich das Wort ein, nach dem er gesucht hatte, und triumphierend und erleichtert rief er über die Schulter zurück: »*Lebensmittel!*« An die Heckklappe des Wagens gelehnt, wo weder Agnes noch Obadiah ihn beobachten konnten, blickte Edom zu dem schönen grauen Himmel auf und ließ seinen Tränen freien Lauf. Es waren Tränen der Dankbarkeit dafür, dass es Agnes in seinem unbedeutenden Leben gab, aber zu seiner Verwunderung machte er im Herzen die Entdeckung, dass er auch um seine ermordete Mutter weinte, die Agnes' mitfühlendes Wesen, aber nicht deren Kraft,

Agnes' Bescheidenheit, aber nicht deren Furchtlosigkeit, Agnes' Glauben, aber nicht deren unerschütterliche Zuversicht besessen hatte.

Irgendwo in der Weite des Himmels kreischte ein Schwärm Möwen. Zuerst folgte Edom mit den Augen der Richtung, aus der ihre ausgelassenen Schreie zu ihm drangen, dann klärte sich sein Blick, und er konnte sehen, wie ihre Flügel, weißen Messerklingen gleich, die flaumiggrauen Wolken scho-ren. Schneller, als er es erwartet hatte, fühlte er sich wieder imstande, die Lebensmittel ins Haus zu tragen.

46

Ned - » Sie dürfen ruhig Neddy zu mir sagen« - Gnathic war so schlank wie eine Flöte, und genau wie eine Flöte wies sein Hirn Löcher auf, durch die seine Gedanken entweichen konnten, bevor sie sich unter der Schädeldecke zu einer misstönenden Melodie anstauen konnten. Neddy hatte eine sanfte und wohlklingende Stimme, sprach aber stets im Allegro, manchmal sogar im Prestissimo, und wenn er zum schnellsten Tempo übergang, war das Ergebnis trotz seines angenehmen Timbres für die Ohren so unerträglich wie ein Dudelsack, der den Bolero plärrt, sofern dies überhaupt vorstellbar ist.

Er arbeitete als Barpianist, obwohl er nicht darauf angewiesen war, seinen Lebensunterhalt damit zu verdienen. Er hatte ein schönes vierstöckiges Haus in einer guten Wohngegend von San Francisco geerbt, und darüber hinaus bezog er aus einem Treuhandfonds ein monatliches Einkommen, das zum Leben reichte, solange er sich keinen übertriebenen Luxus leistete. Dennoch arbeitete er an fünf Abenden der Woche in der eleganten Cocktailbar eines der traditionsreichen Grandhotels auf dem Nob Hill, wo er wohltemperierte Trinkstücke für die Gäste spielte: Geschäftsleute auf der Durchreise, betuchte Schwule, die auch in einem Alter, in dem der Schein mehr zählte als das Sein, noch hartnäckig an die romantische Liebe glaubten, und unverheiratete heterosexuelle Paare, die einen ungeheuren Wirbel machten, damit ihre rational durchgeplanten Seitensprünge wie ein verwegenes Abenteuer wirkten.

Neddy bewohnte die gesamte obere Etage des Hauses. Erstes und zweites Stockwerk waren in jeweils zwei Wohnungen aufgeteilt, und im Erdgeschoss befanden sich vier kleine Apartments.

Sämtliche Wohnungen waren vermietet.

Kurz nach vier stand Neddy, schon für die Arbeit in schwarzem Smoking und gestärktem weißem Hemd herausgeputzt, mit schwarzer Fliege und einer roten Rosenknospe im Knopfloch, in der offenen Tür zu Celestinas Apartment und setzte ihr wortreich und langatmig auseinander, warum sie auf eklatante Weise gegen den Mietvertrag verstoße und daher bis zum Monatsende die Wohnung zu räumen habe. Der Grund sei Angel, das einzige Baby in einem ansonsten kinderlosen Haus: ihr Geschrei (obwohl sie nur selten schrie), ihr lautes Spielen (obwohl sie noch nicht einmal kräftig genug war, eine Rassel zu schwenken) und die Schäden, die sie möglicherweise in der Wohnung anrichten würde (obwohl sie noch nicht einmal ohne fremde Hilfe aus ihrem Körbchen gelangen, geschweige denn mit einem Spielzeughammer auf den Putz losgehen konnte).

Celestina konnte ihn auch durch gute Worte nicht zur Vernunft bringen, und selbst ihre Mutter Grace, die vorübergehend bei ihr wohnte und der es normalerweise gelang, die stürmischsten Wellen zu glätten, schaffte es nicht, die samtstimmige Sturmfront zu beruhigen, zu der sich Neddy Gnathic aufgeplustert hatte. Er hatte fünf Tage zuvor von dem Baby erfahren und sich seither in eine Stimmung hineingesteigert, die einem zu Hurrikanstärke anschwellenden Tropentief glich.

Die Lage auf dem Wohnungsmarkt in San Francisco war angespannt, die Nachfrage war wesentlich größer als das Angebot. Wie schon seit fünf Tagen versuchte Celestina auch heute, ihrem Vermieter klar zu machen, dass sie mindestens dreißig Tage, besser noch bis Ende Februar Zeit brauchte, um ein passendes und erschwingliches Domizil zu finden. Tagsüber besuchte sie ihre Seminare an der Kunsthochschule, abends arbeitete sie sechs Mal wöchentlich als Kellnerin, und sie konnte es Grace nicht einmal vorübergehend zumuten, die kleine Angel *allein* zu versorgen.

Neddy redete, wenn Celestina Luft holte, redete gleichzeitig mit ihr, wenn sie nicht gerade Luft holte, hörte nur die eigene melodiose Stimme und führte seinen Monolog in der freudigen Gewissheit, dass er sie ebenso unerbittlich - und keineswegs so langsam - in Grund und Boden reden würde, wie die Winde in Ägypten die Pyramiden der Pharaonen unter Sandmassen begruben. Er redete weiter, als das erste höfliche »Entschuldigen Sie« des hoch

gewachsenen Mannes ertönte, der hinter ihm in der Tür aufgetaucht war, redete auch noch beim zweiten und dritten Anruf und verstummte erst - als sei er plötzlich durch ein Wunder vom Redezwang geheilt wie ein Lahmer an der Mariengrotte von Lourdes von seinen Gebrechen -, als ihm der Besucher eine Hand auf die Schulter legte, ihn sanft beiseite schob und die Wohnung betrat.

Dr. Walter Lipscombs Hände waren langgliedriger und sensibler als die des Pianisten, und er hatte die Ausstrahlung eines großen Dirigenten, der keinen Taktstock zu heben brauchte, sondern die Aufmerksamkeit seines Orchesters allein dadurch auf sich zog, dass er ans Pult tritt. Ein wahres Bollwerk der Autorität und Selbstbeherrschung, sagte er zu dem still gewordenen Neddy: »Ich bin der Arzt des Kindes. Es wurde mit Untergewicht geboren und wegen einer Ohrenentzündung im Krankenhaus behandelt. Sie klingen nach einer beginnenden Bronchitis, die innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden zum Ausbruch kommt, und ich bin mir sicher, dass Sie nicht schuld sein möchten, wenn das Baby an einer Virusinfektion erkrankt.«

Neddy, der zusammengezuckt war, als hätte man ihn geohr-feigf, setzte zum Protest an. »Es gibt einen unterschriebenen Mietvertrag ...«

Mit der Miene eines strengen Rektors, der im Begriff stand, seiner Zurechtweisung Gewicht zu verleihen, indem er dem ungehorsamen Schüler schmerzhaft das Ohr umdrehte, neigte Dr. Lipscomb den Kopf leicht zu dem Pianisten hin. »Miss White wird Ende dieser Woche mit dem Baby ausgezogen sein ... es sei denn, Sie bestehen darauf, sie weiter mit Ihrem

Geschwätz zu behelligen. Für jede Minute, die Sie ihr zusetzen, verzögert sich ihr Auszug um einen Tag.«

Obwohl Dr. Lipscombs Stimme fast so weich war wie die des Pianisten mit dem langen Atem, und obwohl sein schmales, unauffälliges Gesicht keine Spur einer gewalttätigen Neigung offenbarte, zuckte Neddy Gnathic zusammen und wich über die Schwelle in den Hausflur zurück.

Mit einem höflichen »Guten Tag, Sir« schlug Lipscomb ihm die Tür so dicht vor der Nase zu, dass diese vermutlich ebenso wie die Rose im Knopfloch schwer zusammengestaucht wurde.

Angel lag auf einem Badetuch auf der Klappcouch, wo Grace ihr

gerade die Windel gewechselt hatte.

Während Lipscomb das frisch gewickelte Baby hochnahm, sagte Grace: »Besser hätte eine Pfarrersfrau nicht mit einem starrsinnigen Gemeindemitglied fertig werden können ... ach, könnten wir doch manchmal auch so deutlich werden.«

»Sie haben ohne Zweifel einen schwereren Stand als ich«, entgegnete Lipscomb, der Angel in den Armen wiegte, während er sprach.

Celestina, immer noch ganz benommen von Neddys Tira-den, war erstaunt über das Auftauchen des Arztes. »Dr. Lipscomb, ich wusste nicht, dass Sie vorhatten, uns zu besuchen.«

»Ich wusste es auch erst, als ich gemerkt habe, dass ich ganz in der Nähe war. Ich bin davon ausgegangen, dass Ihre Mutter und Angel hier sind, und hatte gehofft, Sie selbst vielleicht auch zu Hause anzutreffen. Wenn ich störe ...«

»Nein, nein, ich habe Sie nur nicht ...«

»Ich wollte Ihnen sagen, dass ich mit der Medizin fertig bin.«

»Für das Baby?«, fragte Grace verdutzt.

»O nein, Mrs. White«, sagte Lipscomb und lächelte auf das Baby hinunter, das fast vollständig in seinen großen Händen Platz fand.

»Sie sieht mir wie eine kerngesunde junge Dame aus. Sie braucht keine Medizin.«

Als läge sie in Gottes Händen selbst, sah Angel mit großen, staunenden Augen zu ihm auf.

»Ich will damit sagen, dass ich meine Praxis verkaufe und den Arztberuf an den Nagel hänge, und ich wollte nur, dass Sie das wissen.«

»Sie wollen Ihren Beruf aufgeben?«, sagte Celestina. »Aber Sie sind doch noch jung.«

»Möchten Sie eine Tasse Tee und ein Stück Streuselkuchen?«, fragte Grace so selbstverständlich, als wären das genau die Worte, die man dem *Großen Knigge für Pfarrersgattinnen* zufolge auf die Ankündigung einer einschneidenden beruflichen Veränderung sagen musste.

»Eigentlich wäre das der richtige Anlass, mit Champagner anzustoßen, vorausgesetzt, Sie haben gegen Alkohol nichts einzuwenden.«

»Es gibt wohl Baptisten, die Alkohol strikt ablehnen, Dr. Lipscomb, aber wir gehören eher zur liederlichen Sorte. Allerdings haben wir

momentan nur eine warme Flasche Chardonnay im Haus.«

»Zwei Straßenkreuzungen weiter ist das beste armenische Restaurant hier in der Stadt«, sagte Lipscomb. »Ich laufe schnell hinüber und hole eine Flasche eisgekühltes Prickelwasser und ein vorgezogenes Abendessen, wenn Ihnen das recht ist.«

»Wir könnten ohnehin nur mit den Resten eines Hackbratens aufwarten.«

»Natürlich nur«, sagte Lipscomb, an Celestina gewandt, »wenn Sie nicht zu viel zu tun haben.«

»Heute ist ihr freier Abend«, antwortete Grace an Stelle ihrer Tochter.

»Sie wollen ihren Beruf aufgeben?«, wiederholte Celestina, immer noch verblüfft über seine Ankündigung und seine frisch-fröhliche Art.

»Wir sollten wirklich feiern ... das Ende meiner ärztlichen Laufbahn *und* Ihren Umzug.«

Celestina, der plötzlich die an Neddy gerichtete Bemerkung des Arztes wieder einfiel, der zufolge sie angeblich schon Ende dieser Woche ausgezogen sein solle, sagte: »Aber wir haben überhaupt noch keine neue Wohnung.«

»Ich habe mein Geld in ein paar Häusern angelegt. In einem davon ist eine Dreizimmerwohnung frei geworden«, sagte Lipscomb, während er Grace das Baby in die Arme drückte.

Mit einem Kopf schütteln erklärte Celestina: »Ich kann mir nur ein kleines Apartment leisten.«

»Ich weiß nicht, was Sie hier bezahlen, aber für denselben Betrag vermiete ich Ihnen die andere Wohnung«, sagte Lipscomb.

Celestina wechselte einen viel sagenden Blick mit ihrer Mutter.

Der Arzt, dem dieser Blick nicht entgangen sein konnte, schien zu begreifen. Sein langes, blasses Gesicht überzog sich mit verlegener Röte. »Celestina, Sie sind sehr schön, und Sie haben vermutlich gelernt, Männern mit Vorsicht zu begegnen, aber ich schwöre Ihnen, dass meine Absichten absolut ehrenhaft sind.«

»Oh, ich habe nicht angenommen ...«

»Doch, das haben Sie, und ich zweifle nicht daran, dass aus Ihnen die Erfahrung spricht. Aber ich bin siebenundvier-zig, und Sie sind zwanzig ...«

»Fast einundzwanzig.«

»... und wir kommen aus verschiedenen Welten, was ich

respektiere. Ich achte Sie und Ihre wunderbare Familie ... Ihre innere Ruhe und Sicherheit. Ich tue das nur, weil ich es Ihnen schuldig bin.«

»Warum sollten Sie mir etwas schuldig sein?«

»Nun ja, im Grunde schulde ich es Phimie. Sie hat mein Leben mit dem, was sie zwischen ihrem zweimaligen Sterben auf dem Operationstisch zu mir gesagt hat, von Grund auf verändert.«
Rowena liebt Sie, hatte Phimie ihm in dem kurzen Augenblick verkündet, wo die Wirkung des Schlaganfalls wie weggewischt und ihre Sprache klar artikuliert war. *Beezil und Feezil sind bei ihr, es geht ihnen gut*. Botschaften von seiner verstorbenen Frau und den Kindern aus einem jenseitigen Leben, in dem sie auf ihn warteten. Flehend und ohne jede zweideutige Absicht, ergriff er Celestinas Hände. »In all den Jahren habe ich als Geburtshelfer Leben auf die Welt gebracht, aber ich hatte keine Ahnung, was Leben wirklich bedeutet, ich habe seinen Sinn nicht verstanden, nicht einmal begriffen, dass es überhaupt einen Sinn hat. Schon bevor Rowena, Harry und Danny mit dem Flugzeug abgestürzt sind, war ich ... innerlich leer. Nachdem ich sie verloren hatte, war in mir dann mehr als nur Leere. Celestina, ich war innerlich *tot*. Phimie hat in mir eine neue Zuversicht geweckt. Ich kann es ihr nicht mehr vergelten, aber ich kann etwas für ihre Tochter und für Sie tun, wenn Sie es mir gestatten.«

Ihre Hände zitterten nicht weniger als die, in denen sie ruhten. Als Celestina immer noch zögerte, auf sein großzügiges Angebot einzugehen, fuhr Lipscomb fort: »Ich habe immer nur gedankenlos in den Tag hinein gelebt. Zuerst ging es ums pure Überleben. Dann darum, etwas zu erreichen, Besitztümer anzuhäufen. Häuser, Aktien, Antiquitäten ... Das ist an sich nichts Schlimmes, aber es hat die Leere nicht ausgefüllt. Vielleicht gehe ich eines Tages wieder in meinen Beruf zurück. Aber das ist ein hektisches Leben, und im Augenblick sehne ich mich nach Ruhe, Frieden, Zeit zum Nachdenken. Was immer mir die Zukunft bringen wird ... ich möchte, dass mein Leben einen tieferen Sinn bekommt, als das bisher der Fall war. Können Sie das verstehen?«

»Natürlich, ich bin in diesem Sinn erzogen worden«, antwortete Celestina, und als ihr Blick Grace streifte, sah sie, dass ihre Mutter über diese Worte gerührt war.

»Wir können den Umzug gleich morgen in Angriff nehmen«,

schlug Lipscomb vor.

»Morgen und am Mittwoch muss ich zur Uni, aber am Donnerstag finden keine Seminare statt.«

»Dann also Donnerstag«, sagte Lipscomb, der offensichtlich über die Aussicht, ein Drittel der marktüblichen Miete für seine Wohnung einzunehmen, hoch erfreut war.

»Vielen Dank, Dr. Lipscomb. Ich werde mir aufschreiben, wie hoch die Summe ist, die Sie monatlich einbüßen, und Ihnen das Geld eines Tages zurückzahlen.«

»Darüber reden wir, wenn es so weit ist. Und ... sagen Sie doch Wally zu mir.«

Sein langes, schmales Gesicht, das wie geschaffen schien, um namenlose Trauer auszudrücken, hätte eher zu einem Bestattungsunternehmer gepasst als zu einem Wally. Unter einem Wally stellte man sich einen sommersprossigen, fröhlichen Menschen mit runden, rosigen Wangen vor.

»Wally«, sagte Celestina, ohne zu zögern, da sie im gleichen Moment in seinen grünen Augen, die plötzlich viel lebhafter funkelten als zuvor, etwas von einem Wally entdeckt hatte. Und dann: Champagner und zwei Einkaufstüten voller armenischer Spezialitäten. Lamasch, Sou-Beurek, Tabbouleh, Hühnchen-Biryani, gefüllte Weinblätter, Artischocken mit Lammfleisch und Reis, Orouk, Manti und andere Köstlichkeiten. Nach einem baptistischen Tischgebet (von Grace gesprochen) saßen Wally und die beiden Frauen der Whites, eine dritte noch in eine andere Welt entrückt und eine vierte im Geist anwesend, um den Resopaltisch herum, ließen es sich schmecken und lachten und redeten über Kunst, Medizin und Kinderpflege, über Vergangenheit und Zukunft, während oben auf dem Nob Hill Neddy Gnathic in seinem Smoking vor einem schwarz lackierten Flügel saß und den eleganten Barraum mit einem Geplätscher kristallklarer Klimpertöne erfüllte.

47

Paul Damascus trug noch seinen Apothekerkittel über dem weißen Hemd und der schwarzen Hose, als er für diesen Tag Schluss machte und unter einem Himmel, dessen bedrohlich graues Zwielflicht der Titelillustration eines Gruselromans als Hintergrund hätte dienen können, energischen Schritts und begleitet vom dunklen Rauschen der windzerzausten Palmwedel über ihm den

Heimweg antrat.

Dieser Fußweg gehörte zu seinem täglichen Fitnessprogramm, das er sehr ernst nahm. Zwar würde er nie berufen sein, die Welt zu retten, wie die Helden in den Groschenromanen, die er so gern las, aber auf seinen Schultern ruhte eine Verantwortung, die er in feierlichem Ernst auf sich genommen hatte, und um sie zu erfüllen, musste er dafür sorgen, dass er gesund und bei Kräften blieb.

In der Tasche seines Kittels steckte der Brief an Reverend Harrison White. Er hatte den Umschlag noch nicht zugeklebt, weil er seiner Frau Perri vorlesen wollte, was er geschrieben hatte, um gegebenenfalls ihre Änderungsvorschläge aufnehmen zu können. In dieser Hinsicht verließ er sich, wie in allen anderen Dingen auch, auf ihr Urteilsvermögen.

Zu Perri nach Hause zu kommen, war der Höhepunkt eines jeden Tages. Sie hatten sich mit dreizehn kennen gelernt und mit zweiundzwanzig geheiratet. Im Mai würden sie ihren drei-undzwanzigsten Hochzeitstag feiern.

Die Ehe war kinderlos. Es hatte nicht anders sein sollen. Aber Paul bedauerte keine Sekunde, dass ihm die Freuden der Vaterschaft nicht vergönnt waren. "Weil ihre kleine Familie nur aus ihnen beiden bestand, fühlten sie sich enger verbunden, als es vielleicht der Fall gewesen wäre, wenn ihnen das Schicksal nicht die Möglichkeit verwehrt hätte, Kinder zu bekommen, und ihre Beziehung war für ihn ein kostbares Geschenk.

Die Abende waren ein Hafen häuslichen Glücks, auch wenn sie nur gemeinsam fernsahen oder er ihr aus einem Buch vorlas. Ihr gefiel es, wenn er ihr vorlas: vor allem historische Romane und hin und wieder eine Kriminalgeschichte.

Oft schlief Perri schon um halb zehn tief und fest, selten aber später als zehn, während Paul nie vor Mitternacht, manchmal sogar erst gegen ein Uhr morgens zu Bett ging. In diesen späten Stunden tauchte er, begleitet von den leise wispernden Atemzügen seiner Frau, wieder in die Abenteuer seiner Groschenromane ein.

Heute gab es ein viel versprechendes Programm im Fernsehen. Sag *die Wahrheit* um halb acht, gefolgt von *Ich habe ein Geheimnis*, der *Lucy Show* und der *Andy Griffith Show*. Die *Lucy Show* war in letzter Zeit nicht mehr so spannend. Mit Desi Arnaz und William Frawley hatte sie Paul und Perri besser gefallen.

Als er in den Jasminweg einbog, tat sein Herz einen erwar-

tungsvollen Hüpfen. Gleich würde sein Heim vor ihm auftauchen. Es war kein großartiges Anwesen - ein Haus, wie es für die Hauptstraße einer nordamerikanischen Kleinstadt typisch war -, aber für Paul war es spektakulärer als eines in Paris, London und Rom zusammen, Städte, die er niemals sehen würde, worauf er aber ohne jedes Bedauern verzichten konnte.

Beim Anblick des Krankenwagens am Straßenrand wurde seine freudige Erwartung von böser Vorahnung verdrängt. Zudem stand in der Auffahrt der Buick, der Joshua Nunn, ihrem Hausarzt, gehörte.

Die Haustür stand sperrangelweit offen. Paul rannte darauf zu. In der Diele saßen Hanna Rey und Nellie Oatis nebeneinander auf der Treppe, die in den ersten Stock führte. Hanna, die Haushälterin, war eine grauhaarige, rundliche **Frau**. Nellie, die Perri tagsüber Gesellschaft leistete, hätte Hannas Schwester sein können.

Hanna konnte vor lauter Aufregung nicht aufstehen.

Nellie fand zwar die Kraft aufzustehen, als sie aber erst einmal stand, brachte sie kein Wort heraus. Ihre Lippen versuchten Worte zu formen, aber die Stimme versagte ihr den Dienst.

Paul, der wie angewurzelt stehen geblieben war, als er den unmissverständlichen Ausdruck in den Gesichtern der beiden Frauen gesehen hatte, war dankbar für Nellies momentane Sprachlosigkeit. Er glaubte nicht, dass er die Kraft hatte, sich die Neuigkeit anzuhören, die sie ihm mitzuteilen versuchte.

Die Gnade ihres Schweigens währte allerdings nur so lange, bis Hanna, die zwar nicht genug Kraft besaß, um aufzustehen, aber leider genug, um zu reden, erklärte: »Wir haben versucht, Sie zu erreichen, Mr. Damascus, aber Sie waren nicht mehr in der Apotheke.«

Die beiden Flügel der bogenförmigen Schiebetür zum Wohnzimmer waren halb geöffnet. Dahinter waren Stimmen zu hören, die Paul gegen seinen Willen magnetisch anzogen.

Das geräumige Wohnzimmer war so möbliert, dass es einem doppelten Zweck diente: als Salon, wenn Freunde zu Besuch kamen, und - mit zwei Betten ausgestattet - als Schlafzimmer für Paul und Perri.

Jeff Dooley, ein Sanitäter, stand dicht hinter der Tür. Er packte Paul aufgeregt bei der Schulter und schob ihn ins Zimmer.

Zu Perris Bett hin, ein paar Schritte nur, aber doch ein weiterer Weg als bis in das nie gesehene Paris, weiter als bis ins nie ersehnte Rom. Der Teppich schien an seinen Füßen zu kleben, sich wie Schlamm an seinen Sohlen festzusaugen. Die Luft selbst, zäh wie eine Flüssigkeit in seiner Lunge, schien sich gegen ihn zu stemmen. Als Paul das Bett erreichte, stand Joshua Nunn, Freund und Arzt der Familie, so mühsam auf, als trüge er ein eisernes Joch auf den Schultern.

365

Das Kopfteil des Krankenbetts war schräg aufgestellt, Per-ri lag auf dem Rücken. Die Augen hatte sie geschlossen.

Während der ärztlichen Bemühungen um sie war das Gestell mit ihrer Sauerstoffflasche ans Bett geschoben worden. Die Gesichtsmaske lag auf dem Kissen neben ihr.

Sie brauchte den Sauerstoff nur selten. Heute, als sie ihn gebraucht hatte, hatte er offenbar nichts genützt.

Das Beatmungsgerät, das Joshua offensichtlich eingesetzt hatte, lag vergessen irgendwo auf den Laken. Sie musste ihre Atmung üblicherweise nur selten mit diesem Gerät unterstützen, und dann auch nur nachts.

Im ersten Jahr nach ihrer Erkrankung hatte man sie langsam und geduldig an ein Leben außerhalb der eisernen Lunge gewöhnt. Bis zum Alter von siebzehn hatte sie das Beatmungsgerät noch ständig gebraucht, dann hatte sie allmählich wieder genug Kraft entwickelt, um über immer längere Phasen ohne mechanische Hilfe zu atmen.

»Es war das Herz«, sagte Joshua.

Perri war schon immer großzügig gewesen. Nachdem die Krankheit ihren Körper ausgezehrt und hinfällig gemacht hatte, war ihr Herz, dem die körperlichen Schmerzen keinen Schaden zufügen konnten, nur noch größer geworden, schien über seine physische Hülle hinausgewachsen zu sein.

Polio, eine Krankheit, die im Allgemeinen kleinere Kinder trifft, hatte sie zwei Wochen vor ihrem fünfzehnten Geburtstag niedergeworfen. Vor dreißig Jahren.

Während seiner Bemühung um Perri hatte Joshua die Decke zurückgeschlagen. Selbst durch den hellgelben Stoff der Schlafanzughose konnte man erkennen, wie grausam verkümmert ihre Beine waren: zwei dürre Stöckchen.

Die Kinderlähmung war in ihrem Fall so schwer verlaufen, dass an

Beinschienen und Krücken gar nicht zu denken war. Übungen zur Kräftigung der Muskulatur waren wirkungslos geblieben. Die Ärmel der Schlafanzugjacke waren hochgeschoben, sodass das Zerstörungswerk der furchtbaren Krankheit noch deutlicher sichtbar wurde. Die Muskeln ihres unbeweglichen

i

linken Arms hatten sich zurückgebildet, die Hand war verkrümmt, als würde sie einen unsichtbaren Gegenstand umschließen - die Hoffnung vielleicht, die sie nie aufgegeben hatte.

Der rechte Arm, dessen Bewegungsfähigkeit in beschränktem Umfang erhalten geblieben war, sah weniger verkümmert aus, wenn auch nicht so kräftig wie bei einem gesunden Menschen. Paul zog den Schlafanzugärmel auf dieser Seite herunter.

Er deckte den hinfalligen Körper seiner Frau vorsichtig bis zu den mageren Schultern zu, ließ ihren rechten Arm aber auf der Decke liegen. Dann zog er den Umschlag der Zudecke zurecht und strich glättend darüber.

Die Krankheit hatte weder in ihrem Herzen noch in ihrem Gesicht Spuren hinterlassen. Sie war so schön, wie sie es immer gewesen war.

Paul setzte sich auf die Bettkante und nahm ihre rechte Hand. Der Tod war augenscheinlich vor so kurzer Zeit eingetreten, dass sich ihre Haut noch warm anfühlte.

Wortlos zogen sich Joshua Nunn und der Sanitäter in die Diele zurück und schlossen hinter sich die Flügel der Schiebetür.

So viele gemeinsame Jahre und doch nur so kurze Zeit ...

Paul konnte sich nicht erinnern, wann er sich in sie verliebt hatte.

Es war jedenfalls nicht auf den ersten Blick gewesen. Aber bevor sie an Kinderlähmung erkrankt war. Die Liebe war allmählich gewachsen, und als sie sich zur vollen Blüte entfaltete, hatte sie längst tiefe Wurzeln geschlagen.

Woran er sich genau erinnerte, war der Tag, an dem ihm klar geworden war, dass er sie heiraten würde: Als er im ersten Studienjahr in den Weihnachtsferien nach Hause gekommen war. Er hatte sie in der neuen Umgebung der Universitätsstadt an jedem einzelnen Tag vermisst, aber als er sie wiedersah, fiel eine unerträgliche Spannung von ihm ab, und er empfand zum ersten Mal seit Monaten eine wohltuende innere Ruhe.

Sie wohnte damals bei ihren Eltern, die aus dem Wohnzimmer ein

Krankenzimmer für sie gemacht hatten.

Als Paul mit seinem Weihnachtsgeschenk kam, lag Perri in einem roten Seidenpyjama im Bett und las Jane Austen. Mit Hilfe einer klug durchdachten Vorrichtung aus Lederriemen, Rollenzügen und Gewichten konnte sie den rechten Arm besser bewegen, als es sonst der Fall gewesen wäre. Das Buch wurde zwar von einem Gestell gehalten, aber sie war in der Lage, selbst umzublättern.

Er leistete ihr den Nachmittag über Gesellschaft und blieb schließlich auch zum Abendessen. An ihrem Bett sitzend, fütterte er sie, während er selbst aß, und er teilte sich dabei sein Essen so ein, dass sie zur gleichen Zeit fertig waren. Obwohl es das erste Mal war, dass er sie fütterte, kam weder bei ihm noch bei ihr auch nur ein Hauch von Verlegenheit auf, und wenn er später an dieses Abendessen zurückdachte, fielen ihm die Gespräche ein, aber nicht das technische und organisatorische Drumherum.

Als er ihr im darauf folgenden April einen Heiratsantrag machte, lehnte sie zunächst ab. »Das ist lieb von dir, Paul, aber ich kann nicht zulassen, dass du meinetwegen dein Leben wegwirfst. Du bist ein ... ein schönes Schiff, das in die wunderbare weite Welt hinaussegeln wird, und ich wäre nichts als ein Anker für dich.«

»Ein Schiff ohne Anker kann nie zur Ruhe kommen«, warf Paul ein. »Es ist dem Meer auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.«

Sie wies ihn darauf hin, dass ihr verkümmerter Körper einem Mann weder Trost zu bieten noch die Kraft habe, eheliche Pflichten zu erfüllen.

»Dein Verstand ist so scharf und deine Seele so schön wie eh und je«, sagte er. »Ehrlich, Per, schon als wir dreizehn waren, habe ich mich nicht in erster Linie für deinen Körper interessiert. Du schmeichelst dir selbst schamlos, wenn du dir einredest, er wäre so fantastisch gewesen, bevor du Kinderlähmung hattest.«

Es gefiel ihr, dass er so offen und schonungslos mit ihr sprach, die meisten Menschen behandelten sie nämlich,

, als wäre ihre Psyche genauso zerbrechlich wie ihre Gliedmaßen. Sie lachte fröhlich ... blieb aber bei ihrer Weigerung.

Zehn Monate später hatte er sie endlich überredet. Sie nahm seinen Antrag an, und gemeinsam setzten sie einen Termin für die Hochzeit an.

An jenem Abend fragte sie ihn unter Tränen, ob er nicht Angst habe vor der Verpflichtung, die er mit dieser Heirat eingehe.

Und sie hatte Recht, er hatte entsetzliche Angst. Obwohl das Bedürfnis, mit ihr zusammen zu sein, so stark war, dass es seinem tiefsten Innern zu erwachsen schien, wunderte er sich in einem bebenden Winkel seines Herzens über die wilde Entschlossenheit, mit der er sie umwarb.

Aber an jenem Abend, nachdem sie seinen Antrag angenommen hatte, antwortete er auf ihre Frage, ob er Angst habe: »Nicht mehr.« Die Angst, die er vor ihr verbarg, war verflogen, kaum dass sie das Ehegelübde abgelegt hatten. Vom ersten kuss an, den sie als Mann und Frau tauschten, wusste er, dass dies sein vom Schicksal bestimmter Weg war. Was für ein aufregendes Abenteuer hatten sie in den zurückliegenden dreiundzwanzig Jahren doch miteinander erlebt, ein Abenteuer, um das sie vermutlich selbst Doc Savage beneidet hätte.

Er hatte in jeder erdenklichen Hinsicht für sie gesorgt, und er war dadurch zu einem glücklicheren - und besseren - Menschen geworden, als er es sonst je hätte sein können.

Und nun brauchte sie ihn nicht mehr. Er betrachtete ihr Gesicht, hielt ihre kälter werdende Hand; sein Anker entglitt ihm, und er trieb ohne Halt dahin.

Kapitel 48

Als Junior nach einer weiteren Nacht in der Herberge der süßen Traume im Morgengrauen aufwachte, fühlte er sich ausgeruht und erfrischt... und hatte seinen Schließmuskel wieder unter Kontrolle. Er wusste nicht recht, was er von der jüngsten Heimsuchung halten sollte.

Symptome einer Lebensmittelvergiftung zeigten sich üblicherweise innerhalb von zwei Stunden nach dem Verzehr der verdorbenen Speisen. Die entsetzlichen Bauchkrämpfe hatten aber eingesetzt, als er schon mindestens sechs Stunden lang nichts mehr gegessen hatte. Abgesehen davon, hatte er sich, wäre eine Lebensmittelvergiftung die Ursache gewesen, übergeben müssen, aber er hatte nicht den geringsten Brechreiz verspürt.

Der Verdacht lag nah, dass seine außergewöhnlich empfindsame Reaktion auf Gewalt, Tod und Verlust für alles verantwortlich war. Beim ersten Mal hatte sie sich in der explosionsartigen Entleerung des Magens geäußert, diesmal in der Reinigung tiefer liegender Gefühle.

Am Dienstagmorgen schwor sich Junior - während er sich die Dusche mit einer Kakerlake teilte, die sich in der lauwarmen Brühe des Motels so ausgelassen gebardete wie ein Golden Retriever, der am Strand herumtollte -, dass er nie wieder einen Menschen toten würde. Es sei denn aus Notwehr.

Er tat diesen Schwur zwar nicht zum ersten Mal, und man konnte ihm mit Recht vorhalten, dass er ihn gebrochen hatte, aber hatte er Vanadium nicht getötet, so hatte ihm der fanatische Bulle zweifellos das Hirn weggeblasen. Das war also ein klarer Fall von Notwehr.

Nur ein Lugner oder ein Mensch, der sich selbst etwas vormachte, konnte jedoch Victorias Ermordung als Notwehr rechtfertigen. Er hatte sich bis zu einem gewissen Grad von seiner Wut und Eifersucht hinreißen lassen, und Junior war ehrlich genug, sich das einzugestehen.

Zedds Lehren zufolge musste man in einer Welt, in der die Lüge die Währung war, mit der man sich gesellschaftliche Anerkennung und wirtschaftlichen Erfolg erkaufte, mit den Wölfen heulen, um es im Leben zu etwas zu bringen, aber man durfte sich *niemals* selbst

belugen, andernfalls hatte man sonst nämlich keinen einzigen Menschen mehr, dem man trauen konnte.

Diesmal schwor er sich, nie wieder einen Menschen zu toten, es sei denn aus Notwehr, *auch wenn er noch so sehr provoziert wurde*.

Dass er damit seinem Handeln noch strengere Grenzen setzte, gefiel ihm. Man konnte schließlich keine nennenswerte persönliche Entwicklung erreichen, wenn man die Erwartungen an sich selbst niedrig hielt.

Als er den Duschvorhang beiseite schob und aus der Wanne stieg, blieb die Kakerlake quicklebendig und frohgemut in ihrem Plansch Becken zurück.

Bevor er das Motel verließ, überflog Junior auf der Suche nach einem Bartholomew schnell noch viertausend Namen im Telefonbuch. Am Vortag hatte er, an sein Zimmer gefesselt, zwolftausend Einträge nach seinem Feind abgesucht. Insgesamt waren es jetzt vierzigtausend Namen, die er überprüft hatte.

Wieder am Steuer seines Wagens und, abgesehen von einer Kiste mit den Werken von Caesar Zedd, ohne jedes Gepäck, fuhr Junior südwärts in Richtung San Francisco. Die Aussicht auf das Großstadtleben versetzte ihn in Hochstimmung.

In all den Jahren im verschlafenen Städtchen Spruce Hills hatte er romantische Liebe, eine glückliche Ehe und beruflichen Erfolg erlebt. Aber es hatte ihm in der Kleinstadt an geistiger Nahrung gefehlt. Um sich wirklich lebendig zu fühlen, waren nicht nur sinnliche Freuden im Überfluss und ein reiches Gefühlsleben vonnöten, sondern auch geistige Herausforderungen.

Er nahm den Weg durch Mann County und über die Golden-Gate-Brücke. Vor ihm, auf den Hügeln über der funkelnden Bucht, entfaltete sich die pulsierende Großstadt, die er bislang noch nie besucht hatte, in ihrer ganzen Pracht.

Eine Stunde lang fuhr er in seligem Staunen ziellos kreuz und quer durch die Stadt, konnte sich an der Architektur, den eindrucksvollen Bildern und den Straßen, die in steilem Gefälle bergab stürzten, nicht satt sehen. Bald war Junior so berauscht von San Francisco, wie er es von Wem noch nie gewesen war.

Hier boten sich ihm unendlich viele Möglichkeiten, seinen Verstand zu fordern und seine Persönlichkeit zu entwickeln. Bedeutende

Museen, Kunstgalerien, Universitäten, Konzerthallen, Buchladen, Bibliotheken, das Mount-Hamilton-Observatorium ...

Vor knapp einem Jahr hatte ein experimentierfreudiges Theater dieser Stadt erstmals in der Geschichte der Vereinigten Staaten Oben-ohne-Tanzermnen auf die Bühne gebracht. Dem kühnen Vorbild waren viele andere Großstädte gefolgt und hatten sich dieser faszinierenden avantgardistischen Kunst geöffnet, und Junior war begierig, seinen Horizont zu erweitern, indem er sich hier, wo die tänzerische Revolution des Jahrhunderts ihre Geburtsstunde erlebt hatte, eine Vorstellung ansah.

Gegen drei Uhr nahm er in einem Luxushotel auf dem Nob Hill ein Zimmer, von dem aus er einen herrlichen Blick auf die Stadt hatte. Bei einem eleganten Herrenausstatter neben der Empfangshalle erstand er als Ersatz für die gestohlenen Kleider eine ansehnliche Garderobe. Um sechs Uhr waren sämtliche Änderungsarbeiten erledigt und die Sachen in seinem Zimmer abgeliefert worden. Um sieben Uhr saß er in der stilvollen Hotelbar genusslich vor einem Cocktail. Ein Pianist in schwarzem Smoking spielte vollendet romantische Weisen.

Etliche Schönheiten flirteten heimlich mit Junior, obwohl sie in männlicher Begleitung waren. Er war es gewohnt, ein Objekt der Begierde zu sein. An diesem Abend stand ihm der Sinn jedoch nur nach einer Geliebten, und die hieß San Francisco. Mit ihr wollte er in dieser Nacht allem sein.

Man konnte das Abendessen in der Bar einnehmen. Junior gönnte sich ein vorzügliches Filet mignon und eine halbe Flasche guten Cabernet Sauvignon.

Der einzige Missklang des Abends war der Moment, in dem der Pianist »Someone to Watch over Me« anstimmte.

Im Geist sah Junior eine Münze vor sich, die von Knöchel zu Knöchel über einen Handrücken rollte, und er horte die monotone Stimme des durchgeknallten Detectives: *Es gibt ein sehr schönes Lied von George und Ira Gershwin. Es heißt »Someone to Watch over Me«. Haben Sie es schon einmal gehört? Ich bin für Sie dieser jemand, der über Sie wacht, wenn auch natürlich nicht in diesem romantischen Sinn des Wortes.*

Junior wäre um ein Haar die Gabel aus der Hand gefallen, als er die

Melodie erkannte. Sein Herz hämmerte. Seine Hände fühlten sich plötzlich klamm an.

Von Zeit zu Zeit war ein Bargast zum Flügel hüberge-gangen und hatte einen Geldschein in das bauchige Glas geworfen, das auf dem Instrument stand, Trinkgeld für den Pianisten. Der eine oder andere hatte einen Musikwunsch vorgebracht.

Junior hatte nicht auf jeden einzelnen Gast geachtet, der sich dem Pianisten genähert hatte ... aber ein gewisses Trampeltier in einem billigen Anzug wäre ihm garantiert aufgefallen.

Der durchgeknallte Gesetzeshüter saß an keinem der Tische. Das wusste Junior genau, hatte er doch, seiner Schwäche für schöne Frauen frönend, wiederholt den Blick durch den Raum schweifen lassen.

Die Gäste, die hinter ihm an der Bar saßen, hatte er sich noch nicht genau angesehen. Jetzt drehte er sich auf seinem Stuhl um und betrachtete sie eingehend.

Ein Mannweib. Mehrere weibische Männer. Aber keine einzige vierschrötige Gestalt, bei der es sich um den Amok laufenden Bullen handeln konnte, selbst wenn dieser sich mit einer Verkleidung getarnt hatte.

Langsam und tief durchatmen. Langsam. Tief. Ein Schluck Wem. Vanadium war tot. Mit einem Zinnleuchter erschlagen und in einem überfluteten Steinbruch versenkt. Für immer vom Erdboden verschwunden.

Der Detective war bestimmt nicht der einzige Mensch weit und breit, der gern »Someone to Watch over Me« horte. Jeder der Anwesenden hatte es sich wünschen können. Vielleicht gehörte das Stück auch zum üblichen Repertoire des Pianisten.

Als die letzten Töne des Liedes verklungen waren, fühlte sich Junior besser. Sein Herzschlag normalisierte sich. Die feuchten Handflächen trockneten rasch.

Als er eine Creme brûlée zum Nachtschiff bestellte, konnte er schon wieder über sich selbst lachen. Was hatte er zu sehen erwartet? Ein Gespenst, das an der Bar einen Cocktail schlurft und dazu Nüsse knabberte?

Kapitel 49

Am Mittwoch, volle zwei Tage, nachdem er die rosinenbestreuten Birnenkuchen mit Agnes ausgefahren hatte, fand Edom endlich den Mut, Jacob einen Besuch abzustatten.

Die beiden Wohnungen über der Garage grenzten zwar mit der Rückseite aneinander, waren aber nur über zwei getrennte Außentreppen zu erreichen. So selten, wie sich die Brüder im Reich des jeweils anderen sehen ließen, hatten sie ebenso gut auch Hunderte von Meilen voneinander entfernt leben können.

In Agnes' Gegenwart waren Edom und Jacob Brüder, die gut miteinander auskamen. Waren sie aber unter sich, nur sie beide, keine Agnes im Sicht, gingen sie befangener miteinander um als Fremde. Fremde hatten nicht die Last einer gemeinsamen Geschichte zu tragen.

Edom klopfte an, Jacob öffnete die Tür.

Jacob wich ein paar Schritte zurück, Edom trat über die Schwelle. So standen sie da, ohne sich richtig in die Augen zu sehen. Die Haustür blieb offen.

Edom fühlte sich unbehaglich in diesem Königreich eines fremden Gottes. Der Gott, den sein Bruder fürchtete, war der Mensch selbst, dessen dunkle Zwänge, dessen Überheblichkeit. Edom dagegen erbebt vor der Macht der Natur, deren Zorn so gewaltig war, dass sie eines schönen Tages alles mit einem Schlag vernichten und das Universum zu einem Mate-

rieklumpchen von der Größe einer Erbse verdichten wurde.

Für Edom stand fest, dass der Mensch nicht die stärkere der beiden zerstörerischen Kräfte war. Die Menschen standen nicht über der Natur, sie waren ein Teil von ihr, und darum war das Böse, das sie repräsentierten, nichts anderes als ein Zeichen mehr für das teuflische Wesen der Natur. Die Brüder hatten es jedoch schon vor Jahren aufgegeben, über das Thema zu diskutieren, da keiner der beiden dem Credo des anderen auch nur ein Jota Glaubwürdigkeit zubilligte.

In knappen Worten erzählte Edom seinem Bruder von seinem Besuch bei Obadiah, dem Zauberkünstler mit den verkrüppelten Händen, und sagte abschließend: »Beim Abschied ist Agnes

vorausgegangen, und Obadiah hat mich zurückgehalten und gesagt:

»Dem Geheimnis ist bei mir gut aufgehoben«

»Welches Geheimnis?«, sagte Jacob und starrte mit gerunzelter Stirn auf Edoms Schuhspitzen.

»Ich hatte gehofft, das könntest du mir vielleicht sagen«, antwortete Edom und musterte dabei interessiert den Kragen von Jacobs grünem Flanellhemd.

»Woher soll ich das denn wissen?«

»Mir ist der Gedanke gekommen, dass er mich vielleicht mit dir verwechselt hat.«

»Warum sollte er?« Jacob blickte fragend auf Edoms Hemdtasche.

»Wir sehen uns immerhin irgendwie ähnlich«, sagte Edom und verlagerte seine Aufmerksamkeit auf Jacobs linkes Ohr.

»Wir sind zwar einenge Zwillinge, aber deshalb bin ich noch längst nicht du.«

»Uns beiden ist das bewusst, aber anderen vielleicht nicht immer. Es muss offensichtlich ein paar Jahre her sein.«

»Was muss ein paar Jahre her sein?«

»Dass du Obadiah kennen gelernt hast.«

»Hat er gesagt, dass er mich kennt?«, sagte Jacob und blinzelte in das helle Sonnenlicht, das hinter Edom durch die geöffnete Tür hereinfiel.

»Er hat mich, wie gesagt, vielleicht mit dir verwechselt.« Edom musterte aufmerksam die ordentlich aufgereihten Bücher in einem der Wandregale.

»Hat er nicht mehr alle Tassen im Schrank, oder was?«

»Doch, er ist völlig normal.«

»Angenommen, er ist senil; konnte er dich dann nicht für seinen seit Jahren verschollenen Bruder halten?«

»Er ist nicht senil.«

»Wie kann er dich mit mir verwechselt haben, wenn du ihn mit deinen Tiraden über Erdbeben, Wirbelstürme, Vulkanausbrüche und diesen ganzen Mist traktiert hast?«

»Ich halte keine Tiraden. Abgesehen davon, hat Agnes die ganze Unterhaltung bestritten.«

»Tja ... was willst du nun von mir hören?«, sagte Jacob, der jetzt angestrengt auf die eigenen Schuhspitzen starrte.

»Kennst du ihn?«, fragte Edom zurück und warf einen sehnsuchtigen Blick auf die offen stehende Haustür, von der Jacob sich mittlerweile abgewandt hatte. »Obadiah Sepha-rad, meine ich.«
»Ich habe die letzten *zwanzig* Jahre diese Wohnung kaum verlassen und bin nicht derjenige, der ein Auto besitzt; wie sollte ich also einen farbigen Zauberkunstler kennen gelernt haben?«

»Na schon.«

Als Edom die Wohnung verließ, folgte Jacob ihm zum Eingangspodest hinaus, von dem aus die Treppe nach unten führte, und rührte die Werbetrommel für sein Glaubensbekenntnis:

»Heiligabend 1940, Anselmo-Waisenhaus, San Francisco. Josef Krepp bringt elf Jungen im Alter zwischen sechs und elf Jahren um, tötet sie im Schlaf und schneidet sich von jedem eine Trophäe ab ... ein Auge hier, eine Zunge da.«

»Elf?«, sagte Edom unbeeindruckt.

»Zwischen 1604 und 1610 tötete und folterte Elisabeth Bathory, eine Nichte des späteren polnischen Königs, mit Hilfe ihrer Dienerinnen sechshundert Mädchen. Sie biss Fleischstücke aus ihren Leibern, trank ihr Blut, zog ihnen die Gesichtshaut mit Zangen ab, verstummelte ihre Geschlechtsteile und spottete über ihre Schreie.«

Schon auf der Treppe, setzte Edom an: »Am 18. September 1906 wurde Hongkong von einem Taifun heimgesucht. Es gab mehr als zehntausend Tote. Die Windgeschwindigkeit war so unglaublich hoch, dass Hunderte von Menschen starben, weil sie von herumfliegenden Gegenständen - gesplittertem Holz, den abgebrochenen Spitzen von Zaunpfählen, Nägeln, Glasscherben - wie von Geschossen durchbohrt wurden. Ein Mann wurde im Gesicht vom Bruchstück eines Urnenbehälters aus der Han-Dynastie getroffen, der ihm den Schädel spaltete und in seinem Gehirn stecken blieb.«

Als Edom am Fuß der Treppe anlangte, hörte er, wie über ihm die Tür zugemacht wurde.

Jacob hatte etwas zu verbergen. Bis zu dem Moment, in dem er angefangen hatte, über Josef Krepp zu reden, hatte er seine

Antworten als Fragen formuliert, was er mit Vorliebe tat, wenn er einem Thema ausweichen wollte, das ihm unangenehm war.

Der Rückweg zu Edoms Wohnung führte unter der ausladenden Krone der mächtigen alten Eiche durch, die im Garten zwischen Wohnhaus und Garage das Bild beherrschte.

Den Kopf gesenkt, als würde ihn der Besuch bei seinem Bruder wie eine schwere Last niederdrücken, starrte er vor sich auf die Erde.

Andernfalls wäre das komplizierte und faszinierende Muster aus Licht und Schatten zu seinen Füßen, das ihn beim Ausschreiten stocken ließ, seiner Aufmerksamkeit wahrscheinlich entgangen.

Es handelte sich um eine kalifornische immergrüne Eiche, die auch im Winter Laub trug, wenn auch nicht ganz so dicht wie in den wärmeren Jahreszeiten. Die Schatten des verzweigten Astgeflechts bildeten ein vollendetes, ausgewogenes Labyrinth über einem Mosaik aus Sonnensprenkeln auf grünem Rasen, und etwas an diesem Muster rührte ihn an, bewegte ihn, setzte seine Fantasie in Gang. Er hatte das Gefühl, an der Schwelle einer überwältigenden Erkenntnis zu stehen.

Dann blickte er zur mächtigen Baumkrone auf, und seine Stimmung schlug abrupt um: Die Ahnung einer unmittelbar bevorstehenden Erkenntnis wich der Angst, einer der dicken Äste könnte genau in diesem Moment an einer bisher unbemerkt gebliebenen Schwachstelle vollends durchbrechen und ihn unter einer tonnenschweren Holzlast begraben oder das Jahrhundertbeben könnte gerade jetzt zuschlagen und die ganze Eiche entwurzeln.

Eilig floh Edom in seine Wohnung zurück.

Kapitel 50

Nachdem er sich am Mittwoch die Stadt noch als Tourist angesehen hatte, beschloss Junior am Donnerstag, mit der Suche nach einer passenden Wohnung zu beginnen. Ungeachtet seiner neu gewonnenen Reichtümer, dachte er gar nicht *daran*, länger als nötig Geld für ein teures Hotelzimmer zu verschwenden.

Die Lage auf dem Wohnungsmarkt war ausgesprochen angespannt. Der erste Tag seiner Suche endete mit der Erkenntnis, dass er selbst für eine bescheidenen Behausung mehr wurde bezahlen müssen, als er erwartet hatte.

Am Donnerstagabend, der dritten Nacht, die er im Hotel verbrachte, ging er wieder in die Hotelbar, um sich ein paar Cocktails und ein Steak zu genehmigen. Auch heute sorgte der Mann im Smoking für die Unterhaltung der Gäste.

Junior hielt die Augen offen. Er achtete auf jeden, der sich dem Flügel näherte, gleichgültig, ob er Geld in das Glas warf oder nicht. Als der Pianist schließlich wieder »Someone to Watch over Me« anstimmte, erfüllte er damit offensichtlich keinen besonderen Musikwunsch, immerhin hatte er schon einige andere Stücke gespielt, seitdem das letzte Trinkgeld in das Glas gewandert war. Also gehörte das Lied doch zu seinem normalen Abendprogramm. Junior merkte, wie eine latente Anspannung von ihm abfiel. Er verstand nicht recht, warum ihm das Lied überhaupt so lange Kopfzerbrechen bereitet hatte.

Für den Rest der Mahlzeit konzentrierte er sich ganz auf die Zukunft und verschwendete keinen Gedanken mehr auf die Vergangenheit. Bis ...

Während Junior vor einem Verdauungsbrandy saß, legte der Pianist eine Pause ein, und die Unterhaltung der Gäste ebte ab, sodass er das Klingeln des Bartelefons, so gedampft es auch war, bis an seinen Tisch hören konnte.

Das dezente elektronische Summen klang genauso wie das Telefon, das er am Sonntagabend in Vanadiums kleinem Arbeitszimmer gehört hatte. Augenblicklich fühlte sich Junior an jenen Ort, in jenen Moment zurückversetzt.

Der Anrufbeantworter.

Geradezu unheimlich deutlich tauchte das Gerat vor seinem inneren Auge auf. Dieses neumodische Spielzeug. Auf dem ramponierten Schreibtisch aus Kiefernholz.

Eigentlich war es ein harmloser Apparat gewesen, ein einfacher Kasten. Aber in der Erinnerung wurde daraus ein geheimnisvolles Ding, so Unheil verkündend wie der Vorbote einer Atombombe. Er hatte die eine Nachricht abgehört und sie für unverständlich und belanglos gehalten. Plötzlich dämmerte ihm die späte Erkenntnis, dass sie nicht *wichtiger* hatte sein können, wenn Naomi selbst aus dem Grab angerufen hatte, um dem Detective die gewünschten Beweise zu liefern.

In jener hektischen Nacht, in der Vanadiums Leiche im Studebaker gelegen und Victoria zu Hause auf ihre Entsorgung in den Flammen gewartet hatte, war Junior zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt gewesen, um die Tragweite der Nachricht zu erfassen. Jetzt quälte sie ihn aus einem dunklen Winkel seines Unterbewusstsems heraus. Caesar Zedd lehrt uns, dass sich jede Erfahrung im Leben, bis hin zum letzten unbedeutenden Ereignis, bis zur alltäglichsten Handlung, bis zur geistlosesten Unterhaltung mit dem größten Trottel, der uns je begegnet ist, in unserem Gedächtnis einnistet. Aus diesem Grund hat er ein Buch verfasst, in dem er erklärt, warum wir keine Langweiler und Idioten um uns dulden sollen und wie wir uns ihrer entledigen können, notfalls mit Hilfe eines Mordes, den er, natürlich mit einem ironischen Augenzwinkern, als die von ihm bevorzugte Problemlösung propagiert.

Zedd rat uns zwar, in der Zukunft zu leben, aber er weist auch darauf hin, dass wir in der Lage sein müssen, uns die Vergangenheit vollständig in Erinnerung zu rufen, wenn es unbedingt erforderlich ist. Eine seiner Lieblingsmethoden, Erinnerungen aus der Versenkung zu holen, wenn sich das Unterbewusstsein beharrlich weigert, sie preiszugeben, besteht dann, eine eiskalte Dusche zu nehmen und dabei Eis gegen die Genitalien zu drücken, bis entweder die gewünschten Erinnerungen auftauchen oder die Unterkühlung zum Kollaps führt.

In der eleganten Cocktailbar dieses vornehmen Hotels musste Junior notgedrungen auf andere Methoden - und noch mehr Brandy -

zurückgreifen, um seinem Unterbewusstsein den Namen des Mannes, der die Nachricht auf den Anrufbeantworter gesprochen hatte, zu entlocken. Max. Der Anrufer hatte gesagt: *Hier ist Max*. Jetzt zu der Nachricht... Etwas von einem Krankenhaus. Von jemandem, der gestorben war. Eine Gehirnblutung.

Während Junior noch krampfhaft in seinem Gedächtnis kramte, setzte sich der Pianist wieder an den Flügel. Als erstes Stück nach der Pause spielte er »I Want to Hold Your Hand« von den Beatles in einer so langsamen Version, dass es als Stimulationsmusik für Narkoleptiker durchgegangen wäre. Junior nahm diesen Einbruch britischer Popmusik als ein Zeichen, dass es Zeit für ihn war, von hier zu verschwinden.

Wieder in seinem Hotelzimmer, nahm er sich Vanadiums Adressbuch vor, das er aufbewahrt hatte. Er fand einen Max. Max Bellmi. Es war eine Anschrift in San Francisco.

Das war gar nicht gut. Er hatte angenommen, dass Vanadium und alles, was mit ihm in Zusammenhang stand, der Vergangenheit angehörte. Und nun gab es hier diese unerwartete Verbindung zu der Stadt, in der Junior sich eine Zukunft aufzubauen gedachte.

Unter Bellmis Adresse waren zwei Telefonnummern verzeichnet. Hinter der ersten stand *Büro*, hinter der zweiten *privat*.

Junior warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Neun Uhr.

Gleichgültig, in welcher Branche Bellmi beschäftigt war, um diese Zeit wurde er vermutlich nicht mehr arbeiten.

Trotzdem entschloss sich Junior, es zunächst einmal mit der Buronummer zu versuchen, in der Hoffnung, eine automatische Ansage der Arbeitszeiten zu hören. Wenn er den Namen der Firma erfuhr, bei der Bellmi angestellt war, konnte er daraus vielleicht auf dessen Beruf schließen. Je mehr er über Bellmi wusste, wenn er ihn schließlich zu Hause anrufen sollte, umso besser.

Beim dritten Klingelton wurde der Hörer abgenommen, und eine mürrische Männerstimme sagte: »Mordkommission.«

Im ersten Moment klang das Wort in Juniors Ohren wie eine Drohung.

»Hallo?«, ließ sich der Mann am anderen Ende der Leitung vernehmen.

»Wer ... wer ist da?«, stammelte Junior.

»Polizeipräsidium San Francisco, Mordkommission.«

»Verzeihung, ich habe mich verwählt.«

Er legte auf, und seine Hand zuckte vom Hörer zurück, als hatte er sich daran verbrannt.

Polizeipräsidium San Francisco.

Höchstwahrscheinlich war Bellmi Beamter der Mordkommission, genau wie Vanadium. Bei ihm zu Hause anzurufen, war jetzt bestimmt keine gute Idee.

Aber Junior wusste nun, dass es lebenswichtig war, sich jedes einzelne Wort in Erinnerung zu rufen, das Bellmi seinem Kollegen im fernen Oregon auf Band gesprochen hatte. Nur wollte ihm der Rest der Nachricht partout nicht einfallen.

Da traf sich es sich gut, dass das Zimmermädchen abends, wenn sie das Bett aufschlug und ein Tafelchen Minzschokolade auf das Kopfkissen legte, auch den Eiskübel füllte. Junior trug den Kübel also ins Badezimmer und verzog das Gesicht beim Gedanken an die Tortur, die ihm nun bevorstand.

Er zog sich aus, drehte das kalte Wasser auf und trat unter die Dusche. Er blieb eine Weile so stehen, in der Hoffnung, dass der Schock ausreichen würde, seinem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen. Keine Chance.

Zögerlich, aber voll des besonderen Vertrauens, das ein treuer Adept in seinen Glauben setzen musste, fischte Junior eine Hand voll Eiskwürfel aus dem Kübel und drückte sie gegen die beiden wärmsten Stellen seines Körpers.

Lange, qualvolle Minuten später erinnerte er sich dann, zahneklappernd und unter Tränen des Selbstmitleids, aber immer noch weit entfernt von einem hypothermischen Kollaps, an die wesentlichen Punkte der Nachricht auf dem Anrufbeantworter.

Das arme Mädchen ... Gehirnblutung ... das Baby lebt...

Er stellte das Wasser ab, stieg aus der Dusche, rubbelte sich kraftig mit einem Handtuch ab, zog zwei frische Unterhosen übereinander, legte sich ins Bett und zog die Decke bis zum Kinn hoch. Und grübelte.

Vanadium auf dem Friedhof, eine weiße Rose in der Hand. Wie er

zwischen den Grabsteinen aufgetaucht und neben Junior an Naomis Grab stehen geblieben war.

Junior hatte Vanadium gefragt, wessen Beerdigung es gewesen sei, der dieser gerade beigewohnt habe.

Die der Tochter eines Freundes. Es heißt, sie sei bei einem Autounfall in San Francisco ums Leben gekommen. Sie war sogar noch jünger als Naomi.

Es hatte sich herausgestellt, dass es sich bei diesem Freund um niemand anderes als Reverend White gehandelt hatte. Der Vater von ... Seraphim.

Offensichtlich hatte Vanadium, weil er den Verdacht hegte, dass die Todesursache kein Verkehrsunfall war, Belhm gebeten, der Sache nachzugehen.

Seraphim war gestorben ... aber das *Baby* lebte.

Junior brauchte nur zwei und zwei zusammenzuzählen, um zu wissen, dass die Schwangerschaft auf den Abend zurückging, an dem sie sich, begleitet von dem auf Band aufgenommenen Predigtentwurf ihres Vaters, leidenschaftlich im Pfarrhaus miteinander vergnügt hatten.

Die gute Naomi hatte sein Kind unter dem Herzen getragen, als sie gestorben war, und Seraphim hatte ihr Leben bei der Geburt seines Kindes verloren.

Eine Welle des Stolzes durchflutete Junior und wärmte seine eisgekühlten Kloten. Er war ein ganzer Kerl, auf die Fruchtbarkeit seines Samens war Verlass. Nicht, dass ihn das überrascht hatte, aber eine so überzeugende Bestätigung war doch sehr erfreulich. Seine Begeisterung erhielt allerdings einen empfindlichen Dampfer, als ihm bewusst wurde, dass Blut ja eine *ganze* Bandbreite von Beweisen liefern konnte, die vor Gericht Bestand hatten. Die Gerichtsmediziner hatten immerhin auch festgestellt, dass er als der Vater des Kindes, das Naomi mit ihm den Tod genommen hatte, in Frage kam. Wenn die Polizei misstrauisch wurde und Nachforschungen anstellte, wurde sie ihm im Fall von Seraphims Baby vielleicht auch die Vaterschaft nachweisen können.

Offensichtlich hatte ihn die Pfarrerstochter vor ihrem Tod weder der Vergewaltigung beschuldigt noch auch nur seinen Namen verraten. Sonst wurde er jetzt längst hinter Gittern sitzen. Und nachdem sie

nun tot war, konnte nicht einmal dann eine stichhaltige Anklage gegen Junior erhoben werden, wenn sich durch Bluttests erwies, dass er der Vater ihres Kindes war.

Die schreckliche Gefahr, die er witterte, lauerte anderswo.

Weitere Grübeleien brachten ihm endlich die ersehnte Erkenntnis.

Vor Schreck setzte er sich mit einem Ruck im Bett auf.

Vor zwei Wochen hatte es Junior im Krankenhaus wie durch eine geheimnisvolle Anziehungskraft zum Sichtfenster der Neugeborenenstation getrieben. Beim Anblick der Babys war er in einen Strudel der Angst geraten, der ihn fast um den Verstand gebracht hatte. Ein sechster Sinn hatte ihm gesagt, dass der geheimnisvolle Bartholomew *etwas mit Babys zu tun hatte*.

Junior schleuderte die Decke beiseite und sprang aus dem Bett. In seiner Doppelschicht Unterhosen schritt er rastlos im Zimmer auf und ab.

Vielleicht hätte er diese Kette von Schlussfolgerungen nicht weiter verfolgt, wäre er nicht ein Bewunderer von Caesar Zedd gewesen, der uns lehrt, dass wir uns von der Gesellschaft oft verleiten lassen, bestimmte Erkenntnisse als unlogisch oder gar paranoid zu verwerfen, obwohl sie doch unserem Urinstinkt entspringen und der reinen, unverfälschten Wahrheit so nah kommen wie sonst kaum etwas.

Bartholomew hatte nicht nur etwas mit Babys zu tun. Bartholomew *war* ein Baby.

Seraphim White war zur Entbindung nach Kalifornien gekommen, um ihren Eltern - und der Kirchengemeinde -den Skandal zu ersparen.

Junior hatte Spruce Hills verlassen, weil er glaubte, damit Abstand zu seinem geheimnisvollen Feind zu schaffen und Zeit zu gewinnen, um das Telefonverzeichnis des Bezirks durchzuarbeiten und sein weiteres Vorgehen zu planen, sofern er auf diesem Weg mit seinen Nachforschungen nicht weiterkam. Stattdessen hatte er sich direkt in die Höhle des Löwen begeben.

Kinder lediger Mütter - besonders lediger Mütter, die bei der Geburt gestorben waren und ganz besonders lediger Mütter, die bei der Geburt gestorben waren und einen Pfarrer zum Vater hatten, der den öffentlichen Skandal scheute - wurden normalerweise zur

Adoption freigegeben. Da Seraphim hier in der Stadt entbunden hatte, würde das Baby von einer Familie aus der Gegend adoptiert werden ... oder höchstwahrscheinlich schon adoptiert worden sein. Während Junior nervös im Zimmer auf und ab ging, wurde seine Angst allmählich von Wut verdrängt. Er wollte nichts als seine Ruhe, die Möglichkeit, innerlich zu wachsen und sich weiterzuentwickeln. Und jetzt *das*. Es war so unfair, so ungerecht, dass ihm die Galle hochkam. Die Vorstellung, dass er so niederträchtig verfolgt wurde, brachte sein Blut in Wallung. Der konventionellen Logik zufolge konnte ein Säugling, der nicht älter als zwei Wochen war, keine ernsthafte Gefahr für einen erwachsenen Menschen darstellen.

Junior verschloss sich nicht gegen die Argumente der konventionellen Logik, aber in diesem Fall hielt er es mit der höheren Weisheit, die in Zedds Lebensanschauung lag. Seine Furcht vor Bartholomew und seine intuitive Abneigung gegen ein Kind, das er noch nie gesehen hatte, widersprachen jeder Vernunft und gingen über einen schlichten Verfolgungswahn hinaus: Diese Gefühle mussten also einem reinen, unfehlbaren Urinstinkt entspringen. Das Kind Bartholomew war hier in San Francisco. Es musste gefunden werden. Es musste vernichtet werden.

Als Junior sich schließlich daran machte, einen Plan zu entwerfen, wie er das Kind ausfindig machen konnte, kochte er so sehr vor Wut, dass ihm der Schweiß ausbrach und er eine der beiden Unterhosen ausziehen musste

Kapitel 51

Perns poliogezeichneter, verkümmerter Körper stellte die Kräfte der Sargträger auf keine harte Probe. Der Pfarrer betete für ihre Seele, ihre Freunde trauerten um sie, dann nahm die Erde sie auf. Paul Damascus hatte etliche Einladungen zum Abendessen erhalten, weil ihn an diesem traurigen Tag niemand allem lassen wollte.

Aber er zog die Einsamkeit vor. Das Mitleid der Freunde war ihm unerträglich, erinnerte es ihn doch ständig daran, dass Fern nicht mehr war.

Auf dem Weg von der Kirche zum Friedhof hatte ihn Hanna, die Haushälterin, in ihrem Wagen mitgenommen, den Heimweg wollte er lieber zu Fuß zurücklegen. Die Entfernung zwischen Perns neuer Ruhestätte und ihrem alten Heim betrug nur fünf Kilometer, und es war ein milder Nachmittag.

Er hatte keine Veranlassung mehr, sich an ein Fitnessprogramm zu halten. Zweiundzwanzig Jahre lang hatte er auf seine Gesundheit achten müssen, um der Verantwortung, die er übernommen hatte, gewachsen zu sein, aber nun war er von allen Verpflichtungen, die ihm etwas bedeuteten, entbunden.

Wenn er jetzt zu Fuß ging, anstatt das Auto zu nehmen, folgte er lediglich der Macht der Gewohnheit. Abgesehen davon, konnte er auf diese Weise die Rückkehr in ein Haus hinauszögern, das ihm fremd geworden war, ein Haus, in dem seit Montag jedes Geräusch, das er verursachte, wie in einem riesigen Gewölbe von den Wänden widerhallte.

Irgendwann wurde ihm bewusst, dass die Abenddämmerung hereingebrochen und bereits in Dunkelheit übergegangen war und dass er Bnght Beach hinter sich gelassen hatte und in Richtung Süden über den Pacific Coast Highway bis in die nächste Ortschaft gelaufen war. Siebzehn Kilometer vielleicht.

Er konnte sich nur sehr vage erinnern, einen so weiten Weg zurückgelegt zu haben.

Das alles kam ihm aber nicht merkwürdig vor. Die Vorstellung von Raum und Zeit hatte, wie so vieles, keine Bedeutung mehr für ihn. Er kehrte um und machte sich auf den Heimweg nach Bnght Beach.

Das Haus lag einsam und still da. Hanna arbeitete nur tagsüber. Nelhe Oatis, Perns Gesellschafterin, wurde hier nicht mehr gebraucht.

Das Wohnzimmer diente nicht mehr gleichzeitig als Schlafraum. Perns Krankenbett war hinausgeschafft worden. Sem eigenes Bett hatte Paul in ein Zimmer im Obergeschoss bringen lassen, wo er seit drei Nächten vergeblich versuchte, Schlaf zu finden. Er ging nach oben, um den dunkelblauen Anzug und die verschrammten schwarzen Schuhe gegen bequemere Kleidung zu tauschen.

Auf dem Nachttisch entdeckte er einen Umschlag. Hanna hatte ihn offensichtlich in dem Apothekerkittel, den er ihr für die Reinigung gegeben hatte, gefunden und dorthin gelegt. In dem Umschlag steckte der Brief, den er wegen Agnes Lampion an Reverend White in Oregon geschrieben hatte.

Paul hatte keine Gelegenheit mehr gehabt, Fern den Brief vorzulesen, um ihren Rat dazu einzuholen. Als er jetzt die in Schönschrift gemalten Zeilen überflog, empfand er die eigenen Worte als albern, unpassend, konfus.

Schon während er erwog, den Brief zu zerreißen und wegzuworfen, war ihm klar, dass sein Urteil von Kummer getrübt war und dass ihm das Geschriebene vielleicht ganz vernünftig erscheinen würde, wenn er es in weniger düsterer Gemütsverfassung las. Er steckte den Brief in den Umschlag zurück und legte ihn in die Nachttischschublade.

In der Schublade lag auch eine Pistole, die er zum Schutz gegen Einbrecher im Haus aufbewahrte. Er starrte sie an und überlegte, ob er nach unten gehen, um sich ein Sandwich zu machen, oder sich lieber umbringen sollte.

Paul nahm die Pistole aus der Schublade. Die Waffe lag ihm nicht so angenehm in der Hand wie den Superhelden in seinen Groschenromanen.

Er hatte Angst, mit dem Selbstmord eine Fahrkarte zur Holle zu lösen, und er wusste, dass Fern, die frei von allen Sunden war, nicht in diesen Niederungen auf ihn warten würde.

In der verzweifelten Hoffnung auf ein Wiedersehen in der Ewigkeit legte er die Waffe an ihren Platz zurück, ging in die Küche hinunter

und machte sich ein überbackenes Kase-sandwich: Cheddar, mit
Dillgurken garniert.

Kapitel 52

Nolly Wulfstan, seines Zeichens Privatdetektiv, hatte zwar das Gebiss eines jungen Gottes, aber ein Gesicht, das so abstoßend war, dass man an der Existenz eines gutigen Vaters im Himmel berechnete Zweifel haben konnte.

Weiß wie der nordische Winter waren diese prachtvollen Beißer und so kerzengerade wie die Kornreihen der Ähren auf Odins Altar. Makellose Kauflächen. Vollendet geformte Schneidezähne. Lehrbuchmäßig in perfekter Reihe zwischen Eckzähnen und Mahlzähnen eingebettete Pramolaren.

Bevor sich Junior entschlossen hatte, Physiotherapeut zu werden, hatte er ein Studium der Zahnmedizin in Erwägung gezogen. Seine niedrige Toleranzschwelle gegen parodontosebedingten Mundgeruch hatte den Ausschlag gegen die Zahnmedizin gegeben, aber nach wie vor wusste er ein so untadeliges Gebiss wie dieses zu schätzen.

Auch Wulfstans Zahnfleisch war in ausgezeichneter Verfassung: fest, rosa, keine Anzeichen von Ruckbildung, ausnahmslos straff bis zu den Zahnhalsen.

Das prachtvolle Kauwerkzeug war nicht allein das Werk der Natur. Mit dem Geld, das es Wulfstan gekostet hatte, sich dieses Lächeln zu erkaufen, hatte irgendein beneidenswerter Zahnarzt eine Geliebte in der Blüte ihrer Jahre von Kopf bis Fuß mit Juwelen behängen können.

Leider unterstrich der krasse Gegensatz seines strahlenden Lächelns nur die furchtbare Unansehnlichkeit des Gesichts, von dem es ausging. Es war so teigig, pockennarbig, verpießte und von Bartstoppeln, die einen dauerhaften bläulichen Schatten auf Kinn und Wangen bildeten, überzogen, dass selbst der beste Schönheitschirurg der Welt dieses Gesicht nicht mehr hatte retten können, was vermutlich auch der Grund war, warum Wulfstan seine Mittel ausschließlich der Gebissgestaltung vorbehielt.

Da Junior sich sagte, dass ein skrupelloser Anwalt in der Lage sein musste, auch über die Staatsgrenzen hinweg einen ebenso skrupellosen Privatdetektiv aufzutreiben, hatte er fünf Tage zuvor Simon Magusson in Spruce Hills angerufen und ihn um eine

vertrauliche Empfehlung gebeten. Offensichtlich gab es auch eine Gewerkschaft der unheilbar Hasslichen, deren Mitglieder sich gegenseitig Aufträge zuschanzten. Magusson - der Mann mit dem zu großen Kopf, den zu kleinen Ohren und den vorquellenden Augen - hatte Junior an Nolly Wulfstan verwiesen.

Wulfstan beugte sich mit hochgezogenen Schultern und mit Schwemsauglem, die wie die Augen eines Menschen fressenden Ungeheuers glitzerten, das davon schwärmte, wie man kleine Kinder am schmackhaftesten briet, verschworensch über den Schreibtisch und sagte: »Es ist mir gelungen, Ihre Vermutung zu bestätigen.«

Vier Tage zuvor hatte Junior den Schnüffler mit einem Anliegen aufgesucht, das bei einem seriösen Vertreter dessen Zunft möglicherweise Misstrauen geweckt hatte. Er sollte herausfinden, ob Seraphim White Anfang des Monats in einem San Franciscoer Krankenhaus von einem Kind entbunden worden war und wo sich dieses Kind jetzt gegebenenfalls aufhielt. Da Junior weder eine Verwandtschaft mit dem Mädchen geltend machen konnte noch gewillt war, irgendeine Geschichte zu erfinden, die ein gewiefter Privatdetektiv ohnehin sofort durchschaut hatte, musste sein Interesse an dem Kind unweigerlich zwielichtig wirken.

»Miss White wurde am 5. Januar in das St. Mary's eingeliefert«, sagte Nolly Wulfstan, »weil ihr Blutdruck infolge der Schwangerschaft gefährlich erhöht war.«

Als Junior das Gebäude gesehen hatte, in dem Wulfstans Büro lag - ein betagtes dreistöckiges Backsteinhaus im North-Beach-Viertel, in dessen Erdgeschoss ein zweifelhaftes Striplokal sein Domizil hatte -, war ihm augenblicklich klar geworden, dass er genau die Art von Schnüffler gefunden hatte, die er brauchte. Das Detektivbüro befand sich im obersten Stockwerk, in das man - einen Aufzug gab es nicht - über ein enges Treppenhaus mit sechs schmalen Treppenfluchten gelangte, am Ende eines düsteren Flurs mit ausgetretenem Linoleumfußboden und Flecken an den Wänden, über deren Herkunft man sich lieber keine Gedanken machte. Es roch nach billigen Putzmitteln, kaltem Zigarettenrauch, abgestandenem Bier und verblichenen Traumen.

»In den frühen Morgenstunden des 7. Januars«, fuhr Nolly Wulfstan fort, »ist MISS White, wie Sie vermutet haben, während

der Geburt gestorben.«

Junior, der Wulfstan auf der anderen Seite des mit Brandflecken übersäten Schreibtischs im Besuchersessel gegenüber saß, horte oder glaubte zu hören, wie hinter ihm winzige Füße über den Fußboden huschten und etwas in den rostgefleckten Aktenschranken Papier zernagte. Mehr als einmal wischte er sich über den Nacken oder bückte sich, um sich an den Fußknöcheln zu kratzen, weil er das Gefühl hatte, dass Ungeziefer auf ihm herumkrabbelte.

»Das Baby des Mädchens«, sagte Wulfstan, »wurde dem katholischen Familiendienst übergeben, der Kinder an Adoptiveltern vermittelt.«

»Sie war Baptistin.«

»Ja, aber das St. Mary's ist ein katholisches Krankenhaus, und der Familiendienst bietet diese Möglichkeit allen ledigen Müttern an ... gleichgültig, welcher Konfession sie angehören.«

»Und wo ist das Kind also jetzt?«

Als Nolly Wulfstan darauf seufzend die Stirn runzelte, sah es so aus, als drohte sein schwammiges Gesicht vom Schadelknochen abzurutschen wie Haferschleim, der vom Löffel glitscht. »Mr. Cam, ich fürchte, ich muss Ihnen die Hälfte des Vorschusses zurückzahlen, so sehr ich es auch bedaure.«

»Wie? Warum denn das?«

»Weil Adoptionsdokumente auf Grund der Gesetzeslage so streng geheim gehalten werden, dass es leichter wäre, Einsicht in den weltweiten Einsatzplan sämtlicher CIA-Agenten zu erhalten, als dieses eine Baby ausfindig zu machen.«

»Aber Ihnen ist es doch offensichtlich gelungen, an die Krankenhausakten heranzukommen ...«

»Nein. Die Informationen, die ich Ihnen weitergegeben habe, stammen aus dem Büro des Gerichtsmediziners, der den Totenschein ausgestellt hat. Aber selbst wenn ich an die Akten des St. Mary's herankäme, würde ich dann keinen Hinweis darauf finden, an wen der katholische Familiendienst das Kind vermittelt hat.«

Junior, der darauf vorbereitet war, mit Problemen dieser oder jener Art konfrontiert zu werden, zog ein knisterndes Bündel nagelneuer Hundertdollarschemen aus der Innentasche seines Jacketts. Es war

noch mit der Banderole der Notenbank umwickelt, deren Aufdruck auf zehntausend Dollar lautete.

Er legte das Geld auf den Tisch. »Dann verschaffen Sie sich Zugang zu den Akten des Familiendienstes.«

Der Detektiv starrte das Notenbündel so begehrt an wie ein Vielfraß ein Sahnetörtchen, so lustern wie ein Satyr eine nackte Blondine. »Ausgeschlossen. Die sind viel zu seriös, das System ist absolut dicht. Genauso gut konnten Sie von mir verlangen, dass ich in den Buckingham-Palast spaziere und der Queen eine Unterhose klaue.«

Junior beugte sich über den Tisch und schob das Bündel Banknoten zu dem Detektiv hin. »Da, wo das herkommt, gibt es noch mehr.« Wulfstan schüttelte so energisch den Kopf, dass die Narben und Pickel auf seinen Hangebacken Polka tanzten. »Fragen Sie mal jemanden, der als Kind adoptiert wurde und später als Erwachsener versucht hat, seine leiblichen Eltern ausfindig zu machen. Da ist es leichter, einen Guterzug mit den Zähnen einen Berg hinaufzuziehen.«

Mit deinen Zähnen wäre das kein Problem, hatte Junior am liebsten laut gesagt, konnte sich aber gerade noch beherrschen.

»Es muss doch einen Weg geben.«

»Den gibt es nicht.« Wulfstan zog einen Umschlag aus einer Schreibtischschublade und legte ihn auf das verführerische Notenbündel. »Ich gebe Ihnen fünfhundert von den tausend zurück, die Sie mir als Vorschuss gegeben haben.« Damit schob er das Ganze zu Junior zurück.

»Warum haben Sie mir nicht von vornherein gesagt, dass es unmöglich ist?«

Der Detektiv zuckte die Achseln. »Das Mädchen hatte ja auch in einem dnttklassigen Krankenhaus entbunden haben können, in dem der Umgang mit den Patientenunterlagen weniger strikt und das Personal nicht so gut ausgebildet ist. Oder das Kind hatte über eine Adoptionsagentur vermittelt worden sein können, der es nur ums Geld geht. Dann wäre es durchaus möglich gewesen, mehr in Erfahrung zu bringen. Aber als ich erfahren habe, dass es das St. Mary's war, wuss-te ich gleich, dass wir keine Chance haben.«

»Wenn es Unterlagen gibt, kann man sie auch irgendwie

beschaffen.«

»Ich bin kein Einbrecher, Mr. Cain. Der Klient, der so viel Geld hat, dass ich dafür in den Knast gehen wurde, muss noch geboren werden. Im Übrigen wurden Sie, selbst wenn es ihnen gelange, die Akten zu entwenden, vermutlich feststellen, dass die Angaben zu dem Kind verschlüsselt sind und Ihnen deshalb überhaupt nichts nutzen.«

»Das ist höchst inkonvenabel«, bemerkte Junior, dem dieses Wort aus dem Ratgeber zur Erweiterung des Wortschatzes einfiel, ohne dass er seine Genitalien einem Kalteschock aussetzen musste.

»Das ist was?«, sagte der Detektiv, der, wenn man einmal von seinen Zähnen absah, eindeutig kein an seiner persönlichen Entwicklung interessierter Mensch zu sein schien.

»Ungelegen«, erklärte Junior.

»Natürlich, ich weiß, was Sie meinen. Mr. Cain, ich wurde *niemals* so viel Geld zurückweisen, wenn ich auch nur die geringste beschissene Chance sehen wurde, es mir zu verdienen.«

Ein trauriger Ausdruck trübte das strahlende Lächeln des Detektivs, ein Zeichen dafür, dass es ihm mit der Behauptung, Seraphims Baby sei unerreichbar für sie, ernst war.

Junior ging durch den Flur mit dem rissigen Linoleumfußboden zurück und stieg die sechs Treppenfluchten hinunter. Als er aus dem Haus trat, stellte er fest, dass ein feiner Nieselregen eingesetzt hatte. Noch während er den Kopf hob und zum Himmel blickte, schien der Nachmittag von Sekunde zu Sekunde dunkler zu werden, und die kalte, regentriefende Stadt, die Bartholomew irgendwo in ihre steinernen Decken hüllte, war in seinen Augen plötzlich nicht mehr das Leitbild der Kultiviertheit und Eleganz, das er in ihr gesehen hatte, sondern ein gefährliches und düsteres Reich. Verglichen damit, wirkte das Striplokal mit seiner grellen Neonbeleuchtung und den blinkenden bunten Lichtern warm und gemütlich. Einladend.

Das Schild pries barbusige Tänzerinnen an. Obwohl Junior sich jetzt schon länger als eine Woche in San Francisco aufhielt, war er noch nicht in den Genuss dieser avantgardistischen Kunst gekommen.

Er war versucht hineinzugehen.

Es gab da nur ein Problem: Nolly Wulfstan, dieser Quasi-modo, dem nur der Buckel fehlte, ging nach der Arbeit vermutlich in dieses so günstig gelegene Etablissement, um ein paar Bierchen zu kippen, weil dies die einzige Gelegenheit für ihn war, sich einer halbwegs attraktiven Frau auch nur auf Sichtweite zu nähern. Der Detektiv würde glauben, dass sie beide aus denselben Gründen dort waren - um halb nackte Puppen zu begaffen und seine Fantasie so mit den Bildern wippender Brüste zu sättigen, dass es für die Nacht reichte -, aber er würde nicht begreifen, dass die Faszination für Junior im Tanz selbst lag und dass er es als geistige Herausforderung empfand, eine revolutionäre kulturelle Erscheinung miterleben zu dürfen.

In vielerlei Hinsicht frustriert, kehrte Junior dem Büro des Detektivs den Rücken und eilte eine Straßenecke weiter zu dem Parkplatz, auf dem er sein neues Cabrio Marke Chevrolet Impala abgestellt hatte. So, wie es nassglänzend vom Regen vor ihm stand, erschien ihm das chinesischrot lackierte Geschoss noch schöner als in dem Moment, in dem er den nagelneuen und auf Hochglanz polierten Wagen in der Ausstellungshalle des Autohauses erspäht hatte.

Weder die Schönheit noch die Kraft noch die Bequemlichkeit des Fahrzeugs reichten jedoch aus, seine Laune zu heben, während er durch die abschüssigen Straßen der Stadt kurvte. Irgendwo im dunklen Geglitzer der Straßen, im Schutz der Häuser und Wolkenkratzer, die sich in Erwartung seismischer Erschütterungen an die Hänge schmiegen, wartete der Junge: halb Neger, halb Weißer, hundertprozentiges Verderben für Junior Cain.

Kapitel 53

Nolly kam sich ein bisschen albern vor, als er mit einem weißen Regenschirm mit roten Tupfen durch die Geschäftsstraßen von North Beach lief. Aber so blieb er wenigstens trocken, und der praktische Aspekt war ihm ohnehin wichtiger als Fragen der Erscheinung und des Stils.

Ein vergesslicher Klient hatte das Schmuckstück vor einem halben Jahr in seinem Büro hegen gelassen. Andernfalls hatte Nolly jetzt ganz ohne Schirm dagestanden.

Er war kein schlechter Detektiv, aber was die Organisation seines Alltags betraf, war er nicht ganz so effektiv, wie er es sich gewünscht hatte. Nie dachte er daran, seine zerlöchernten Socken zum Stopfen beiseite zu legen; und einmal war er fast ein Jahr lang mit einem Kugelloch im Hut herumgelaufen, bevor er dazu gekommen war, sich einen neuen zu kaufen.

Es gab nicht mehr viele Männer, die einen Hut trugen. Wulfstan gefiel sich schon seit Jugendtagen mit einem flachen Herrenhut. In San Francisco war es oft ungemütlich kalt, und Nollys Haar hatte sich schon sehr früh zu lichten begonnen.

Die Kugel war aus der Waffe eines korrupten Expohzisten abgefeuert worden, um dessen Treffsicherheit es mindestens ebenso traurig bestellt war wie um seine Moral. Er hatte auf Nollys Schritt gezielt.

Das war jetzt zehn Jahre her, und es war das erste und einzige Mal gewesen, dass man auf Nolly geschossen hatte. In Wirklichkeit hatte die Arbeit eines Privatdetektivs wenig mit dem aufregenden Leben zu tun, das den Leuten im Fernse-

hen und in Büchern vorgegaukelt wurde. Es war ein relativ ungefährlicher und von langweiliger Routine bestimmter Job, solange man seine Falle mit Umsicht wählte ... und das hieß, dass man die Finger tunlichst von Klienten wie Enoch Cam lief?.

Vier Hauserblocks von Wulfstans Bürokomplex entfernt und m einer vornehmeren Straße gelegen, stand das Tollman-Gebäude. In den Dreißigerjahren erbaut, strahlte es eine gewisse Art-deco-Atmosphäre aus. Die Fußböden m den öffentlichen Bereichen waren mit Kalktuffplatten ausgelegt, und m der

Eingangshalle prangte ein Wandgemälde aus der Vorkriegszeit, das dem Maschmenzeitalter huldigte.

In Dr. Klerkles Praxisräumen im dritten Stock stand die Tür zum Korridor einen Spaltbreit offen. Da die Sprechstundenzeit längst vorüber war, befanden sich keine Patienten mehr in dem kleinen Wartezimmer.

An das Wartezimmer grenzten drei ebenso bescheidene Räume. Zwei davon beherbergten je eine vollständige Behandlungsemheit, der dritte bot Platz für eine beengte Büroemrichtung, die sich die Ärztin mit der Empfangsdame teilte.

Ware Kathleen Klerkle ein Mann gewesen, so hatte sie sich eine geräumigere Praxis in einem moderneren Gebäude in einer besseren Gegend der Stadt leisten können. Sie ging einfühlsamer und rücksichtsvoller mit ihren Patienten um als jeder männliche Zahnarzt, den Nolly je kennen gelernt hatte, aber in diesem Gewerbe hatten Frauen gegen eine Mauer von Vorurteilen zu kämpfen.

In dem Moment, als Wulfstan Regenmantel und Hut an die Garderobe neben dem Eingang hängte, tauchte Kathleen Klerkle in der Tür zu einem der beiden Behandlungszimmer auf. »Bereit zu leiden?«

»Klar, ich bin ja als Mensch zur Welt gekommen.«

Beherzt nahm er auf dem Behandlungsstuhl Platz.

»Ich werde nur eine kleine Dosis Novocam spritzen«, sagte sie,

»dann ist der Mund beim Abendessen nicht mehr taub.«

»Wie ist es, einen historischen Moment wie diesen mitzuerleben?«

»Lmdberghs Landung in Paris war nichts dagegen.«

Sie entfernte das Provisorium vom zweiten vorderen Backenzahn im linken unteren Quadranten und ersetzte es durch eine

Keramikkrone, die das Dentallabor am Morgen geliefert hatte.

Nolly beobachtete gern ihre Hände, während sie arbeitete. Sie hatte schmale, zartghedrige Hände wie ein junges Mädchen.

Auch ihr Gesicht gefiel ihm. Sie trug kein Make-up und hatte das braune Haar am Hinterkopf zu einem Knoten gebunden. Manch einer mochte sie für eine graue Maus halten, aber das Einzige an ihr, was Nolly an eine Maus erinnerte, war ihre niedliche kleine

Stupsnase.

Als sie fertig war, gab sie ihm einen Spiegel, damit er seine neue Krone bewundern konnte. In fünf Jahren zahnärztlicher Bemühungen hatte Kathleen Schritt für Schritt, sodass seine Schmerzgrenze nie überstrapaziert wurde, alle Fehler der Natur wieder gutgemacht und ihm ein perfektes Gebiss und ein göttliches Lächeln verpasst. Mit der heutigen Krone war das Sanierungswerk abgeschlossen.

Sie löste den Knoten und burstete ihr Haar, und Wulfstan führte sie zum Abendessen in ihrem Lieblingsrestaurant aus, das wie ein nobler Saloon eingerichtet war und einen atemberaubenden Blick über die Bucht bot. Die beiden waren so oft in diesem Lokal, dass sie von den Kellnern mit Namen begrüßt wurden.

Nolly war wie immer »Nolly« für jedermann, Kathleen dagegen war hier stets »Mrs. Wulfstan«.

Sie bestellten Martinis, und als Kathleen die Speisekarte studierte und ihren Mann fragte, worauf er Appetit habe, gab er anzüglich zurück: »Austern?«

»Klar, die wirst du brauchen.« Ihr Lächeln war alles andere als mausgrau.

Als sich Kathleen, während sie genusslich den eisgekühlten Martini schlurften, nach Nollys letztem Klienten erkundigte, sagte er: »Er hat mir die Geschichte abgenommen. Ich werde ihn nicht wiedersehen.«

Die Adoptionsunterlagen von Seraphim Whites Baby wurden in Wahrheit gar nicht unter Verschluss gehalten, weil das Sorgerecht für das Kind nämlich in der Familie geblieben war.

»Was ist, wenn er die Wahrheit herausfindet?«, sagte Kathleen besorgt.

»Dann wird er denken, dass ich eben ein Versager bin. Und falls er kommt und seine fünfhundert Dollar zurückverlangt, kriegt er sie halt.«

Die Tischkerze schimmerte in einem bernsteinfarbenen getonten Glas. In dem weichen Licht erschien Nolly das Gesicht seiner Frau strahlender als die Flamme selbst.

Ihr gemeinsames Interesse für den Tanzsport hatte Wulfstan und

Kathleen zusammengeführt. Sie waren miteinander bekannt gemacht worden, als sie beide auf der Suche nach einem neuen Partner für einen Foxtrott- und Swingwettbewerb waren. Zu dem Zeitpunkt, als er Kathleen kennen lernte, hatte Nolly bereits seit fünf Jahren Tanzunterricht genommen.

»Hat der Spinner endlich gesagt, warum er auf der Suche nach diesem Baby ist?«, fragte sie.

»Nein. Aber ich bin der festen Überzeugung, dass es besser für das Kind ist, wenn es von Leuten seiner Sorte nicht ausfindig gemacht wird.«

»Wieso ist er sich eigentlich so sicher, dass es ein Junge ist?«

»Keine Ahnung. Aber ich habe ihn in dem Glauben gelassen. Je weniger er weiß, umso besser. Ich habe keine Ahnung, was den Kerl umtreibt, aber wenn man die Absicht hatte, ihn anhand seiner Fahrte aufzuspüren, musste man vermutlich nach dem Abdruck eines Bocksbeins suchen.«

»Nimm dich bloß in Acht, Sherlock.«

»Ich habe keine Angst vor ihm«, sagte Nolly.

»Vor niemandem, ich weiß. Aber ein guter Herrenhut ist nicht billig.«

»Er hat mir zehntausend Dollar angeboten, wenn ich beim katholischen Famihendienst einbreche.«

»Worauffin du ihm gesagt hast, dein übliches Honorar sei zwanzigtausend ?«

Später, nachdem Wulfstan die Wirksamkeit der Austern unter Beweis gestellt hatte, lagen sie Hand in Hand nebeneinander im Bett. Nach einer Weile einvernehmlichen Schweigens sagte er: »Es ist mir ein Rätsel.«

»Was ist dir ein Rätsel?«

»Dass du mit mir zusammen bist.«

»Liebe, Güte, Bescheidenheit, Stärke.«

»Und das reicht?«

»Alberner Kerl.«

»Cain sieht aus wie ein Filmstar.«

»Hat er schöne Zähne?«, fragte sie.

»Es geht. Sie sind nicht perfekt.«

»Dann küss mich, mein perfekter Held.«

Kapitel 54

Jede Mutter hält ihr Kind für das schönste der Welt. Sie hält unerschütterlich an dieser Überzeugung fest, auch wenn sie hundert Jahre alt wird und ihr Kind längst unter der Last der Erfahrungen und Kümernisse eines achtzigjährigen Lebens gebeugt geht.

Jede Mutter ist außerdem davon überzeugt, dass ihr Kind klüger ist als alle anderen. Bedauerlicherweise zwingen die Jahre und der Weg, den das Kind wählt, sie im Allgemeinen, ihre diesbezügliche Meinung so gründlich zu revidieren, wie sie es in der Frage seiner äußeren Erscheinung nie tun würde.

Die Entwicklung, die Barty in seinem ersten Lebensjahr durchlief, bestätigte Agnes Monat für Monat in ihrem Glauben an seine außergewöhnliche Klugheit. Gegen Ende des zweiten Lebensmonats sind die meisten Babys in der Lage, ein Lächeln zu erwidern, und mit vier Monaten kommt das Lächeln spontan. Barty lächelte schon mit zwei *Wochen* ständig. Im dritten Lebensmonat fangen viele Babys an, laut zu lachen, Barty dagegen lachte bereits in der sechsten Woche zum ersten Mal vor Vergnügen.

Nicht Ende des fünften, sondern Anfang des dritten Monats fing er an, Vokale und Konsonanten aneinander zu hängen: »Ba-ba-ba, ga-ga-ga, la-la-la, ka-ka-ka.«

Mit vier Monaten und nicht erst mit sieben sagte er: »Mama«, und wusste eindeutig, was damit gemeint war. Er sagte es immer dann, wenn er ihre Aufmerksamkeit auf sich lenken wollte.

Er spielte »Kuckuck« im fünften, nicht im achten Lebensmonat, und fing im sechsten an, sich an Gegenständen hochzuziehen.

Als er elf Monate alt war, umfasste sein Wortschatz, wie Agnes gezählt hatte, neunzehn Wörter - in einem Alter also, in dem selbst ein weit entwickeltes Kind höchstens drei bis vier Wörter beherrscht.

Auf *Mama* folgte als Nächstes das Wort *Papa*, das Agnes ihm beigebracht und ihm dabei Fotos von Joey gezeigt hatte. Sein drittes Wort: *Kuchen*.

Zu Edom sagte er *I-bumm*. Maria war für ihn *Mi-ah*.

Als Bartholomew zum ersten Mal *Ke-chup* sagte und das Ärrnchen nach seinem Onkel ausstreckte, vergoss Jacob zu Agnes'

Verwunderung Tränen der Freude.

Barty machte seine ersten wackligen Schritte mit zehn Monaten, mit elf Monaten konnte er sicher laufen.

Mit zwölf Monaten war er aus den Windeln heraus, und jedes Mal, wenn er sein buntes kleines Töpfchen im Badezimmer benutzte, verkündete er jedem, der es wissen wollte, voller Stolz und

Begeisterung: »Barty Aa.«

Am 1. Januar 1966, fünf Tage vor Bartys erstem Geburtstag, überraschte Agnes ihren Sohn, wie er in seinem Laufstallchen in ein Spiel mit seinen Zehen vertieft war, das sie noch nie bei ihm gesehen hatte. Er kitzelte nicht einfach seine kleinen Zehen oder zupfte beliebig daran herum, sondern kniff gezielt mit Daumen und Zeigefinger erst den linken kleinen Zeh und dann der Reihe nach alle anderen, bis er am großen Onkel angelangt war. Dann wandte er sich dem rechten Fuß zu und wiederholte das Ganze, diesmal beim großen Zeh angefangen, bis er sich systematisch zum kleinsten vorgearbeitet hatte.

Während der gesamten Prozedur wirkte Barty ernst und konzentriert. Als er nacheinander alle zehn Zehen einmal gekniffen hatte, betrachtete er mit gerunzelter Stirn seine Füße.

Er hielt eine Hand hoch und musterte eingehend seine Finger. Die andere Hand.

Er kniff seine Zehen in der gleichen Reihenfolge wie zuvor.

Und dann kniff er sie noch einmal auf exakt dieselbe Weise.

Agnes kam es absurderweise so vor, als würde er sie zählen, obwohl er sich in seinem Alter natürlich überhaupt noch keinen Begriff von Zahlen machen konnte.

»Schatz«, sagte sie, während sie in die Hocke ging und ihren Sohn durch die Gitterstäbe des Laufstalls musterte, »was machst du da?«

Lachend streckte er ihr einen Fuß entgegen.

»Das sind deine Zehen«, sagte sie.

»Zehen«, wiederholte er, ohne zu zögern, mit seinem süßen piepsigen Stimmchen. Es war ein neues Wort für ihn.

Agnes griff zwischen den Gitterstäben hindurch nach seinem linken Fuß und kitzelte die rosigen kleinen Zehen. »Zehen.«

Barty kicherte. »Zehen.«

»Du bist ein schlaues Kerlchen, Barty.«

»Zehen, Zehen, Zehen, Zehen, Zehen, Zehen, Zehen, Zehen, Zehen, Zehen«, sagte er und zeigte auf seine Füße.

»Ein schlaues Kerlchen, aber noch kein Meister der Konversation.«
Er hob eine Hand, wackelte mit den Fingern und sagte: »Zehen, Zehen, Zehen, Zehen, Zehen.«

»Finger«, berichtigte sie ihn.

»Zehen, Zehen, Zehen, Zehen, Zehen.«

»Na schön, vielleicht habe ich mich geirrt.«

Fünf Tage später, am Morgen seines ersten Geburtstags, saß Barty, während Agnes und Edom in der Küche Vorbereitungen für die Besuche trafen, die ihr den liebevollen Spitznamen »Kuchenfee« eingebracht hatten, in seinem Hochstuhl und aß eine in Milch getauchte Vanillewaffel. Jedes Mal, wenn ihm ein Krümel herunterfiel, pickte er ihn von der Tisch-nache seines Hochstuhls auf und beförderte ihn fein säuberlich in den Mund. Auf dem Küchentisch standen mehrere Trauben-Apfel-Kuchen aufgereiht. Die gewölbten, am Rand tief eingekerbten Krusten glänzten rötlich golden wie kostbare Münzen.

Barty deutete auf den Tisch. »Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen.«

»Die sind nicht für dich«, sagte Agnes. »Unser Kuchen steht im Kühlschrank.«

»Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen«, wiederholte Barty in dem gleichen Tonfall stolzer Zufriedenheit, den er anschlug, wenn er »Barty Aa« verkündete.

»Man isst nicht schon zum Frühstück Kuchen«, sagte Agnes. »Du bekommst nach dem Abendessen ein Stück.«

Unbeirrt plapperte Barty weiter und zeigte bei jeder Wiederholung des Wortes mit dem Finger nachdrücklich auf den Tisch. »Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen.«

Edom, der im Begriff war, Lebensmittel in Kartons zu verpacken, drehte sich um und betrachtete mit nachdenklich gerunzelter Stirn die Kuchen. »Du glaubst doch nicht ...«

Agnes warf ihrem Bruder einen raschen Blick zu. »Was glaube ich nicht?«

»Nein, das kann nicht sein«, sagte Edom.

»Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen.« Edom nahm zwei Kuchen vom Tisch und stellte sie auf die Arbeitspläne neben dem Herd.

Nachdem Barty dem Tun seines Onkels mit den Blicken gefolgt war, wandte er sich wieder dem Tisch zu. »Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen.«

Edom beförderte zwei weitere Kuchen vom Tisch auf die Arbeitsplatte.

»Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen«, piepste Barty fröhlich und stieß vier Mal mit dem Zeigefinger Richtung Kuchentisch.

Mit zittrigen Händen und weichen Knien, die ihr den Dienst zu versagen drohten, nahm Agnes zwei Kuchen vom Tisch.

I
Barty zeigte nacheinander auf die beiden verbliebenen Backwerke und sagte: »Kuchen, Kuchen.«

Nun stellte Agnes die beiden Kuchen, die sie weggenommen hatte, auf den Tisch zurück.

»Kuchen, Kuchen, Kuchen, Kuchen«, verkündete Barty und lachte sie fröhlich an.

Mit offenem Mund starrte Agnes ihren kleinen Sohn an. Der Kloß, der sich in ihrem Hals gebildet hatte und sie am Sprechen hinderte, setzte sich aus Stolz und ehrfürchtiger Bewunderung, aber auch aus Angst zusammen, obwohl ihr nicht sofort klar war, warum ihr dieser Beweis der außergewöhnlichen Klugheit ihres Kindes Unbehagen einflößte.

Eins, zwei, drei, vier ... Edom stellte sämtliche Kuchen beiseite, dann deutete er nacheinander auf Barty und auf den leeren Tisch. Mit einem Seufzer, der fast nach Enttäuschung klang, sagte Barty:

»Kein Kuchen.«

»Großer Gott«, stieß Agnes hervor.

»Noch ein Jahr«, sagte Edom, »dann brauchst du mich nicht mehr als Chauffeur, dann kann Barty dich fahren.«

Mit einem Mal wurde Agnes der Grund ihres Angstgefühls bewusst:

Es war die oft geäußerte Überzeugung ihres Vaters, dass jeder Versuch, sich auf irgendeinem Gebiet hervorzutun, eine Sünde sei, die eines Tages aufs Schwerste bestraft werde. In seinen Augen war jede Freude eine Sünde, und wer auch nur dem harmlosesten Vergnügen frönte, war eine verlorenen Seele; die schlimmsten Sünder aber seien diejenigen, die andere zu erfreuen suchten, vor Stolz schier aus den Nähten platzten, sich in ihrem eigenen Glanz sonnten und bewundert und gepriesen werden wollten, wie es nur Gott zustand. Schauspieler, Musiker, Sanger, Schriftsteller - sie alle waren zur ewigen Hölle verdammt, weil sie in ihrem krankhaften Egoismus ihr eigenes künstlerisches Schaffen auf eine Stufe mit dem Werk ihres Schöpfers stellten. Jedes Streben nach einer herausragenden Leistung, gleichgültig, ob man sich als Zimmermann, Mechaniker oder Rosenzüchter hervortun wollte, war ein Zeichen für eine verderbte Seele. Eine besondere Begabung war, wenn man den Argumenten ihres Vaters folgte, keine Gabe Gottes, sondern ein Geschenk des Teufels, das allein dem Zweck diene, uns von unseren Gebeten, der Reue und der Pflichterfüllung abzulenken.

Ohne herausragende Leistungen konnte es allerdings keine kulturellen Errungenschaften, keinen Fortschritt und keine Freude geben; Agnes war deshalb überrascht, wie tief sich der spitze Stachel der väterlichen Weltsicht in ihr Unterbewusstsein gebohrt hatte und sie auch nach all den Jahren noch unnötigerweise quälte und ängstigte. Sie hatte geglaubt, seinen Einfluss längst vollständig abgeschüttelt zu haben.

Wenn ihr wunderbarer Sohn außergewöhnliche Begabungen irgendeiner Art besaß, so wollte sie Gott dafür danken und ihr Möglichstes tun, damit er seiner Bestimmung folgen konnte. Entschlossen trat sie an den Küchentisch und fegte mit der Hand darüber, um deutlich zu machen, dass er leer war.

Barty folgte ihrer Handbewegung mit den Augen, dann hob er den Kopf, sah sie an und sagte zögernd und in fragendem Ton: »Kein Kuchen?«

»Genau«, sagte Agnes und strahlte ihren Sohn an.

Darauf rief Barty, der sich sichtlich in ihrem Lächeln sonnte: »Kein Kuchen!«

»Kein Kuchen!«, pflichtete Agnes ihm bei. Dann nahm sie seinen Kopf zwischen beide Hände und bedeckte sein süßes Kindergesicht mit Küssen.

Kapitel 55

Für Amerikaner chinesischer Abstammung - und San Francisco konnte mit einer großen chinesischen Gemeinde aufwarten - war 1965 das Jahr der Schlange. Für Junior Cain war es das der Pistole, auch wenn sich das erst im Lauf des Jahres herausstellen sollte. Sein erstes Jahr in San Francisco war auch eine ereignisreiche Zeit für das Land und die ganze Welt. Winston Churchill, für viele der bislang größte Staatsmann dieses Jahrhunderts, starb. Die Vereinigten Staaten flogen die ersten Luftangriffe gegen Nordvietnam, und Lyndon B. Johnson verstärkte wegen des Krieges die Truppen auf 150000 Mann. Ein sowjetischer Kosmonaut verließ als erster Mensch in einer Erdumlaufbahn sein Raumschiff und machte einen Spaziergang im All. In Los Angeles, im Stadtteil Watts, tobten fünf Tage lang blutige Rassenunruhen. Das Wahlrechtsgesetz wurde verabschiedet. Sandy Koufax, Pitcher bei den Los Angeles Dodgers, legte ein perfektes Spiel hin, bei dem kein einziger Hitter das erste Mal erreichte. T. S. Eliot war gestorben, und Junior erstand eine Buchclub-Ausgabe eines seiner Werke. Auch ein paar andere berühmte Persönlichkeiten segneten das Zeitliche: Stan Laurel, Nat King Cole, Le Corbusier, Albert Schweitzer, Somerset Maugham ... Indira Gandhi trat Anfang 1966 als erste Frau das Premierministeramt in Indien an, und der unerklärliche und ärgerliche Siegeszug der Beatles schien kein Ende nehmen zu wollen.

Abgesehen vom Kauf des Buches von T. S. Eliot, das zu lesen er nicht die Zeit fand, befasste sich Junior nur am Rande mit dem aktuellen Zeitgeschehen, da es als solches ja schließlich zur Gegenwart gehörte, während er stets bemüht war, sich auf die Zukunft zu konzentrieren. Die Ereignisse des Tages waren für ihn nicht mehr als eine leise Hintergrundmusik, wie Radiogedudel aus einer Nachbarwohnung.

Er wohnte hoch oben im Russian-Hill-Viertel in einem Haus, dessen kalksteinverkleidete Fassade mit viktorianischer Ornamentik verziert war. Seine Wohnung bestand aus einem Schlafzimmer, einer großen Küche mit Frühstückstische und einem geräumigen Wohnzimmer, von dessen Fenstern man auf die gewundene Lombard Street hinunterblickte.

Als er daranging, sein neues Domizil einzurichten, schwebte ihm das Bild des spartanischen Ambientes in Thomas Vanadiums Haus vor, das sich in seinem Gedächtnis eingenistet hatte. Er stellte nur die notwendigsten Möbelstücke auf, diese allerdings neu und von besserer Qualität als der Sperrmüll in Vanadiums Behausung: funktional, von modernem dänischem Design, Nussbaum und weiche, graubeige Lederpolster.

Die Wände blieben schmucklos. Eine Skulptur war das einzige Kunstobjekt in der ganzen Wohnung. Junior besuchte kunstpädagogische Kurse an der Volkshochschule und unternahm fast täglich Streifzüge durch die zahllosen Galerien der Stadt, um sein Wissen zu vertiefen und seinen Kunstverstand zu schärfen. Er war fest entschlossen, erst dann eine Sammlung anzulegen, wenn er so viel Sachkenntnis besaß wie nur irgendein Museumsdirektor in der Stadt.

Die eine Skulptur, die er angeschafft hatte, stammte von Bavor Ponferan, einem Künstler aus der Gegend, dem von sämtlichen Kritikern des Landes einhellig eine lange und herausragende künstlerische Laufbahn vorausgesagt wurde. Das Werk hatte über neuntausend Dollar gekostet, ein erkleckliches Summchen für einen Mann, der die Absicht hatte, von den Zinsen seines mühsam gewonnenen und klug angelegten Vermögens zu leben. Aber dass es in seinem Wohn-

zimmer stand, wies ihn für Kunstkenner als einen Menschen mit Geschmack und Sinn für das Schöne aus.

Die zwei Meter hohe, aus teilweise verrostetem oder auf andere Art korrodiertem Almetall zusammengebaute Statue stellte eine nackte Frau dar. Die Füße bestanden aus verschiedenen großen Getrieberadern und den gebogenen Klingen von Fleischerbeilen. Kolben, Rohre und Stacheldraht bildeten die Beine. Und sie war üppig ausgestattet: zerbeulte Suppentöpfe als Brüste, Korkenzieher als Nippel. Aus Harkeformen geformte Hände waren abwehrend über dem missgestalteten Busen verschränkt. Aus dem Gesicht, das aus verbogenen Gabeln und Ventilatorblättern bestand, starrten dem Betrachter leere schwarze Augenhöhlen in grasslichem Leid entgegen, und ein kreischender, weit aufgerissener Mund schrie in stummem, aber tiefem Entsetzen seine Anklage in die Welt hinaus. Manchmal, wenn Junior nach einem ausgiebigen Gehenbummel

oder einem abendlichen Restaurantbesuch nach Hause kam, wurde er von der *Industnefrau* - wie sie der Künstler betitelt hatte - jäh aus seiner besinnlichen Stimmung gerissen. Mehr als einmal entwich ihm ein Schreckensschrei, bevor ihm bewusst wurde, dass es sich nur um seine kostbare Ponferan-Statue handelte.

Hin und wieder, wenn er aus einem Angsttraum erwachte, glaubte er das Knirschen von Getreberaderfüßen zu hören. Das Scharren und Quietschen von verrosteten Eisengelenken. Das Geräusch von Forkenfingern, die klirrend aneinander stießen.

Gewöhnlich blieb er dann mit angehaltenem Atem angespannt liegen und lauschte in die Stille, bis er davon überzeugt war, dass die Geräusche, die er gehört hatte, nur in seinem Traum und nicht etwa in der wirklichen Welt existierten. Wenn die Stille nicht ausreichte, seine Nerven zu beruhigen, ging er ins Wohnzimmer hinüber, nur um festzustellen, dass sie, das Gabel- und Ventilatorblätter-Gesicht in stummem Schrei verzerrt, unverändert an ihrem Platz stand.

Genau das ist natürlich der Sinn und Zweck von Kunst: die Menschen zu verstören, sodass sie sich unbehaglich in ihrer Haut fühlen und misstrauisch gegen die Welt, ihrem Gefühl für die "Wirklichkeit den Boden zu entziehen, sodass sie alles, was sie zu wissen glauben, neu überdenken. Große Kunst sollte uns emotional verunsichern, unseren Verstand aus den Angeln heben, uns körperliche Übelkeit verursachen und uns Ekel gegen jene kulturellen Konventionen einflößen, die uns an der Entfaltung hindern, uns niederdrücken und in einem Meer der Angepasstheit ertrinken lassen. So viel hatte Junior in seinem kunstpädagogischen Kurs zumindest schon gelernt.

Anfang Mai beschloss er, sich weiterzubilden, indem er Französischunterricht nahm. Die Sprache der Liebe.

Im Juni kaufte er sich eine Pistole.

Er hatte allerdings nicht die Absicht, damit einen Menschen zu toten.

Und tatsächlich sollte er das Jahr 1965 zu Ende bringen, ohne einen weiteren Mord zu begehen. Die nicht tödliche Kugel, die er im September abschießen sollte, war bedauerlich und schmerzhaft und verursachte eine ziemliche Schweinerei - aber sie war ein

notwendiges Übel und so berechnet, dass sie den geringstmöglichen Schaden anrichtete.

Zuvor aber, Anfang Juli nämlich, gab er die Französisch-stunden wieder auf. Es war eine unmögliche Sprache. Schwer auszusprechen. Absurde Satzkonstruktionen. Abgesehen davon, sprachen die gut aussehenden Frauen, deren Bekanntschaft er machte, alle kein Französisch und scherten sich einen Teufel darum, ob er es beherrschte oder nicht.

Im August fing er an, sich für Meditation zu interessieren. Er begann mit Konzentrationsübungen - Meditieren mit einem Objekt -, bei denen man die Augen schloss, sich einen Gegenstand vorstellte und alles andere aus dem Kopf verbannte.

Bob Chicane, sein Meditationslehrer, der zweimal wöchentlich für eine Stunde zu ihm ins Haus kam, riet ihm, sich als Objekt der Vertiefung eine vollkommene Frucht vorzustellen. Einen Apfel, eine Traube, eine Apfelsine, was auch immer.

Damit hatte Junior aber keinen Erfolg. Jedes Mal, wenn er sich auf das Bild einer Frucht - Apfel, Pfirsich, Banane -konzentrierte, begannen seine Gedanken um Sex zu kreisen. Er wurde erregt und schaffte es nicht, den Kopf frei zu machen.

Schließlich entschied er sich für das Bild eines Bowlingkugels als Objekt der Meditation. Ein Kegel war ein glatter, elegant geformter Gegenstand, der ihn zur kontemplativen Betrachtung anregte, aber nicht an seine Libido rührte.

Am Dienstag, dem 7. September, ging Junior, nachdem er eine halbe Stunde im Lotossitz ausgeharrt und an nichts anderes gedacht hatte als an einen weißen Kegel mit zwei schwarzen Streifen am Hals und der Nummer eins auf dem Kopf, um elf zu Bett und stellte seinen Wecker auf drei Uhr morgens, den Zeitpunkt, an dem er auf sich schießen wollte.

Er schlief gut, wachte ausgeruht auf und warf schwungvoll die Zudecke zurück.

Auf dem Nachttisch hatte er auf einem Untersetzer ein Glas Wasser und eine Apothekerflasche mit starken Schmerztabletten bereitgestellt.

Das Analgetikum war eines der verschreibungspflichtigen Medikamente, die er während seiner Tätigkeit in der Rehaklinik im

Laufe der Zeit aus dem Arzneischränk hatte mitgehen lassen.

Einige der Pillen hatte er verkauft, aber eben nicht alle.

Er nahm eine Tablette und spulte sie mit einem Schluck Wasser hinunter. Dann stellte er die Arzneiflasche auf den Nachttisch zurück.

Im Bett sitzend blätterte er eine Weile in Zedds Werk *Du bist die "Welt"* und las ein paar der Passagen, die er angestrichen hatte, weil sie ihm besonders gut gefielen. In dem Buch wurde überzeugend bewiesen, dass der Egoismus der ehrenwerteste, vernunftigste, mutigste und dabei am gründlichsten missverstandene Charakterzug des Menschen war.

Das Schmerzmittel enthielt kein Morphinum und machte sich daher nicht durch Schlafigkeit oder auch nur eine leichte Benommenheit bemerkbar. Dennoch war Junior nach vierzig Minuten davon überzeugt, dass es seine Wirkung entfaltet haben musste und legte das Buch aus der Hand.

Die Pistole lag geladen in der Nachttischschublade.

Barfuß ging er in seinem nachtblauen Seidenpyjama durch die Wohnung und knipste nach einem Schema, das er sorgfältig durchdacht und geplant hatte, verschiedene Lampen an.

In der Küche nahm er ein sauberes Geschirrtuch aus einer Schublade, legte es auf die Granitplatte des Schreisschranks in der Ecke und setzte sich vor das Telefon. Normalerweise schrieb er hier seine Einkaufslisten. Jetzt hielt er statt eines Bleistifts eine Pistole, italienisches Modell, Kaliber .22, in der Hand.

Nachdem er im Geist noch einmal wiederholt hatte, was er sagen musste, und sich künstlich in Aufregung versetzt hatte, wählte er den Notruf der Polizei.

Als der Hörer abgenommen wurde, schrie er mit sich überschlagender Stimme: »Hilfe! Ich bin angeschossen! O Gott! Angeschossen! Helfen Sie mir, einen Krankenwagen, oooohhh, *Scheiße!* Beeilen Sie sich!«

Die Frau in der Telefonzentrale versuchte vergeblich, ihn zu beruhigen. Unter hysterischem Keuchen und Stöhnen stieß er mit bebender Stimme Namen, Adresse und Telefonnummer hervor. Sie bat ihn, am Telefon zu bleiben, unter allen Umständen

dranzubleiben, bat ihn, weiter mit ihr zu sprechen, aber er legte auf. Er drehte den Stuhl seitlich zum Schreischrank und beugte sich, die Pistole in beiden Händen, vor.

Es vergingen zehn, zwanzig, fast dreißig Sekunden, bevor das Telefon klingelte.

Beim dritten Klingelton schoss sich Junior den großen Zeh seines linken Fußes ab.

Wow.

Der Schuss war lauter - und im ersten Moment weniger schmerzhaft -, als er gedacht hatte. Klickedi-bum, klickedi-bum hallte der Knall durch die hohen Räume der Wohnung.

Er ließ die Pistole fallen. Beim siebten Klingelton schnappte er nach dem Hörer.

Überzeugt, dass die Frau von der Notrufzentrale am Apparat war, schrie Junior ins Telefon, als würde er Todesängste ausstehen, und fragte sich gleichzeitig, ob seine Schreie echt klangen, schließlich hatte er ja keine Gelegenheit zum Üben gehabt. Und mit einem Mal *waren* seine Schreie - trotz des Schmerzmittels - echt.

Haltlos schluchzend ließ er den Telefonhörer auf die Schreibplatte fallen, griff nach dem Geschirrtuch, wickelte es fest um den zerfetzten Stumpf und drückte dagegen, um die Blutung aufzuhalten.

Sein abgetrennter Zeh lag auf der anderen Seite der Küche auf dem weiß gefliesten Boden. Er ragte mit schimmerndem Nagel in die Höhe, sodass es aussah, als läge dort eine Leiche unter einer Schneewehe und der Zeh wäre das Einzige, was von ihr noch sichtbar war.

Er hatte das Gefühl, gleich ohnmächtig zu werden.

Mehr als dreiundzwanzig Jahre lang hatte er seinem großen Zeh kaum Beachtung geschenkt, hatte ihn für selbstverständlich genommen und sträflich vernachlässigt. Jetzt erschien ihm dieser Körperteil kostbar, ein relativ kleines fleischiges Gebilde, aber für seine Gesamterscheinung ebenso wichtig wie die Nase oder ein Auge.

Dunkelheit breitete sich am Rande seines Gesichtsfelds aus.

Benommen fiel er nach vorn, kippte vom Stuhl und sackte auf dem

Boden zusammen.

Zwar schaffte er es, das Tuch weiter gegen den Fuß zu pressen, aber es färbte sich dunkelrot und fühlte sich ekelhaft glitschig an.

Er durfte nicht ohnmächtig werden. Auf keinen Fall.

Die Folgen spielten keine Rolle. Nur die Aktion selbst zählte.

Vergiss den Bus mit zerfetzten Nonnen auf den Gleisen und bleib bei dem weiterrasenden Zug. Bleib in Bewegung und sieh nach vorn, immer nur nach vorn.

"is jetzt war er mit diesem Prinzip gut gefahren, aber es war schwer, die Folgen einer Handlung zu vergessen, wenn es sich bei den Folgen um den eigenen armen, zerfetzten, abgeschossenen Zeh handelte. Der eigene arme, zerfetzte, abgeschossene Zeh war unendlich viel schwerer zu ignorieren als ein Bus voller toter Nonnen.

Während er verzweifelt darum kämpfte, das Bewusstsein nicht zu verlieren, befahl er sich selbst, sich auf die Zukunft zu konzentrieren, sich ganz und gar in die Zukunft hineinzusetzen, die nutzlose Vergangenheit und die problematische Gegenwart abzuschütteln, aber er konnte nicht so weit in die Zukunft gelangen, dass er eine Zeit erreicht hätte, in der sein Schmerz Vergangenheit war.

Dann glaubte er, das Klicken-Knirschen-Klappern-Klirren der Industriefrau auf der Pirsch zu hören. Im Wohnzimmer. Jetzt im Flur. Näher, immer näher.

Weil er außerstande war, den Atem anzuhalten und sein jämmerliches Wimmern zu unterdrücken, konnte er die Geräusche der herumschleichenden Skulptur nicht deutlich genug hören, um zu unterscheiden, ob sie wirklich waren oder ob er sie sich nur einbildete. Sein Verstand sagte ihm, dass sie nur in seiner Fantasie existierten, aber seinem *Gefühl* nach waren sie Wirklichkeit.

Verzweifelt robbte er auf dem Fußboden herum, bis er die Küchentür im Blick hatte. Jeden Moment erwartete er, durch Tränenschleier hindurch einen frankensteinhaften Schatten im Flur auftauchen zu sehen, dann das Monster selbst mit knirschenden Harkenzinkenzähnen und rotierenden Korkenziehernippeln.

Es klingelte an der Tür.

Die Polizei. Diese Idioten. An der Tür zu klingeln, obwohl sie doch

wussten, dass er angeschossen war. An der verdammt Tür zu klingeln, obwohl er hilflos hier lag, während sich die Industriefrau an ihn heranpirschte und sein abgetrennter Zeh weit entfernt war, zu klingeln, obwohl er so viel Blut verlor, dass es gereicht hätte, eine ganze Krankenstation verletzter Bluter mit Transfusionen zu versorgen. Wahrscheinlich erwarteten die hirnlosen Idioten, dass er ihnen mit Tee und einer Platte Butterkeksen aufwarten wür-

de formvollendet serviert mit kleinen Papieruntersetzern zwischen Tasse und Unterteller.

»Brecht die Tür auf!«, schrie er.

Junior hatte die Wohnungstür nicht aufgeschlossen, weil es sonst so ausgesehen hätte, als wollte er es den Polizisten leichter machen hereinzukommen, was das ganze Szenario unglaublich gemacht und ihr Misstrauen geweckt hätte.

»Brecht die verdammt Tür auf!«

Nachdem die hirnlosen Idioten die Zeitung gelesen oder ein paar Zigaretten geraucht hatten, brachen sie schließlich die Tür auf. Mit der angemessenen Dramatik: splitterndes Holz, lautes Krachen. Und da waren sie endlich, Pistolen im Anschlag, auf alles gefasst. Obwohl sie eine andere Uniform trugen, erinnerten sie ihn an die Polizisten in Oregon, die sich im Schatten des Wachturms versammelt hatten. Die gleichen Gesichter: finsterner Blick, misstrauisch.

Wäre Vanadium jetzt vor ihm aufgetaucht, so hätte Junior nicht nur seinen Mageninhalt von sich gegeben, sondern sämtliche inneren Organe und selbst die Knochen aus sich herausgewürgt, bis er nur noch eine leere Hülle aus schlaffer Haut gewesen wäre.

»Ich dachte, es wäre ein Einbrecher in der Wohnung«, ächzte Junior, sprudelte aber mit Bedacht nicht gleich die ganze Geschichte heraus, damit es sich nicht anhörte, als hätte er einen Drehbuchtext auswendig gelernt.

Kurze Zeit nach den Polizisten, die in die verschiedenen Zimmer der Wohnung auszuschwärmen begannen, trafen Sanitäter ein, und Junior ließ sich das Geschirrtuch, das er bis dahin fest umklammert

hatte, aus der Hand nehmen.

Nach wenigen Minuten kam einer der Polizisten zurück und ging neben den Sanitätern, die sich um Junior bemühten, in die Hocke.

»Es ist kein Einbrecher hier.« »Ich *dachte*, es wäre einer in der Wohnung.« »Keine Spur eines gewaltsamen Eindringens.«

Mit schmerzverzerrtem Gesicht presste Junior ein Wort zwischen den Zähnen hervor: »Unfall.«

Der Polizeibeamte hatte die .22er Pistole aufgehoben, indem er einen Bleistift durch den Abzugsring geschoben hatte, um keine Fingerabdrücke zu vernichten.

»Meine«, sagte Junior und deutete mit einem Kopfnicken auf die Waffe.

»Sie haben sich selbst angeschossen?« Die Frage wurde von viel sagend hochgezogenen Augenbrauen unterstrichen.

Junior bemühte sich, eine angemessen betretene Miene aufzusetzen.

»Ich dachte, ich hätte etwas gehört. Habe die Wohnung abgesucht.«

»Sie haben sich selbst in den Fuß geschossen?«

»Ja«, sagte Junior und verkniff es sich gerade noch, *du Schwachkopf* hinzuzufügen.

»Wie ist das passiert?«

»Nervosität«, presste Junior hervor und heulte gleich darauf auf, weil sich einer der Sanitäter als verkappter Sadist im weißen Gewand der Barmherzigkeit erwies.

Zwei weitere Polizeibeamte waren von ihrem Streifzug durch die Wohnung in die Küche zurückgekehrt. Sie waren sichtlich belustigt.

Junior, der am liebsten alle erschossen hätte, sagte: »Nehmen Sie sie. Behalten Sie sie. Schaffen Sie sie hier raus, zum Teufel.«

»Ihre Pistole?«, fragte der vor ihm hockende Polizist.

»Ich will sie nie wieder sehen. Ich hasse Schusswaffen sowieso. O Gott, das tut so weh.«

Dann mit dem Krankenwagen in die Klinik, in Windeseile in den Operationssaal gerollt und für eine Weile selige Bewusstlosigkeit. Die Sanitäter hatten seinen zerfetzten großen Zeh in einem Plastikbehälter aus seinem Küchenschrank mitgenommen. Junior würde die Schüssel nie wieder benutzen, um Suppenreste darin aufzubewahren.

Die Ärzte konnten, wiewohl ein erstklassiges Operationsteam, seinen schwer verstümmelten Zeh nicht wieder annähen. Das Gewebe war so stark beschädigt, dass die komplizierte Verbindung von Knochen, Nerven und Blutgefäßen nicht wieder herzustellen war.

Der Stumpf wurde bis zum Ballen gekappt, sodass Junior vom Mittelfußknochen bis zur Zehenspitze alles verlor. Er war hochofreut über dieses Ergebnis, wäre es doch einer Katastrophe gleichgekommen, hätte man ihm den verlorenen Zeh wieder annähen können.

Am Freitag, dem 10. September, wenig mehr als achtund-vierzig Stunden nach dem Schuss, wachte er morgens auf und fühlte sich ausgezeichnet und bester Dinge.

Frohgemut unterzeichnete er ein Formular und bestätigte mit seiner Unterschrift, dass er die Besitzrechte an der Pistole, die er Ende Juni gekauft habe, an die Polizei abtrete. Es gab ein städtisches Projekt, in dessen Rahmen konfiszierte und freiwillig abgegebene Waffen eingeschmolzen und zu Pflugscharen, Xylophonen oder den metallenen Mundstücken von Wasserpfeifen verarbeitet wurden.

Am Donnerstag, dem 23. September, erhielt Junior die Bestätigung, dass die Musterungskommission, von der er wieder als uneingeschränkt tauglich eingestuft worden war, nachdem er seine Arbeit in der Rehaklinik aufgegeben und die damit verbundene Freistellung vom Wehrdienst eingebüßt hatte, auf Grund seines Unfalls und des operativen Eingriffs eine neue

Tauglichkeitsprüfung für den Dezember angesetzt hatte.

Angesichts des Schutzes, den er in einer Zeit weltweiter Kriegstreiberei durch den Verlust seines Zehs genoss, empfand Junior diesen als zwar tragische, aber doch notwendige Behinderung. In Gegenwart der Ärzte und Schwestern witzelte Junior über seine Verstümmelung und setzte ansonsten eine tapfere Miene auf, die ihm, wie er wusste, große Bewunderung einbrachte. Aber so traumatisch die Erfahrung auch gewesen sein mochte, war die Schussverletzung doch nicht das Schlimmste, was ihm in diesem Jahr passierte.

Während der Rekonvaleszenz hatte Junior viel Zeit zum Meditieren. Es gelang ihm mittlerweile so gut, sich auf den imaginären Kegel

zu konzentrieren, das er alles um sich herum vergaß. Selbst das hartnäckigste Klingeln des Telefons konnte seine Trance nicht durchdringen, und nicht einmal sein Lehrer Bob Chicane konnte sich Gehör bei ihm verschaffen, wenn Junior mit dem Kegel eins war.

Auch für die Suche nach Bartholomew blieb ihm jede Menge Zeit. Als Nolly Wulfstan im Januar seinen enttäuschenden Bericht abgeliefert hatte, war Junior bei weitem nicht davon überzeugt gewesen, dass der Privatdetektiv seine Nachforschungen mit dem notwendigen Eifer betrieben hatte. Insgeheim hegte er den Verdacht, dass bei Wulfstan Hässlichkeit mit Faulheit gepaart war. Unter falschem Namen und unter dem Vorwand, als Kind adoptiert worden zu sein, zog er Erkundigungen bei verschiedenen Adoptionsstellen und anderen Landes- und Bundesbehörden ein. Dabei stellte er fest, dass Wulfstan die Wahrheit gesagt hatte: Das Gesetz schrieb vor, dass Adoptionsunterlagen zum Schutz der leiblichen Eltern unter Ver-schluss gehalten wurden, und es war so gut wie unmöglich, an sie heranzukommen.

Während er darauf wartete, dass ihm eine bessere Taktik einfiel, nahm er seine Telefonbuchsuche nach dem richtigen Bartholomew wieder auf. Allerdings nicht im Telefonbuch von Spruce Hills und Umgebung, sondern in dem von San Francisco.

Obwohl die Stadt nur einen Durchmesser von knapp zwölf Kilometern und eine Fläche von hundertzwanzig Quadratkilometern aufwies, stellte die Suche Junior vor eine schier unüberwindliche Aufgabe. Innerhalb der Stadtgrenzen wohnten mehrere Hunderttausend Menschen.

Und wenn es ein ungünstiger Zufall wollte, dass die Leute, die Seraphims Baby adoptiert hatten, irgendwo aus dem Umland mit seinen neun Verwaltungsbezirken stammten, hatte er *Millionen* von Einträgen zu überprüfen.

Er rief sich in Erinnerung, dass Beharrlichkeit vom Schicksal belohnt wurde und man bei allem die gute Seite betrachten sollte, und begann mit denjenigen Einwohnern des unmittelbaren Stadtgebiets, die mit *Nachnamen* Bartholomew hießen. Auf diese Weise hatte er es mit einer überschaubaren Zahl zu tun.

Bei seinen Anrufen gab er sich als Mitarbeiter des katholischen

Familiendienstes aus und stellte den im Telefonbuch ausfindig gemachten Bartholomews eine Frage, die sich auf die angeblich vor kurzem stattgefundene Adoption bezog. Wenn die Betreffenden verständnislos reagierten oder erklärten, kein Kind adoptiert zu haben, strich er sie im Allgemeinen von seiner Liste.

Nur in einigen wenigen Fällen, in denen er ungeachtet der anders lautenden Auskunft hellhörig wurde, fuhr er zu der angegebenen Adresse, sah sich die Leute persönlich an und holte zusätzlich - und sehr dezent - Erkundigungen bei den Nachbarn ein, bis er sich sicher sein konnte, dass seine Beute doch anderswo zu suchen war. Mitte März hatte er sämtliche Personen, deren Nachname Bartholomew lautete, durch. Als er sich im September den Zeh abschoss, hatte er auf der Suche nach Personen, die mit Vornamen Bartholomew hießen, bereits eine Viertelmillion Einträge im Telefonbuch überprüft.

Natürlich konnte Seraphims Kind kein eigenes Telefon haben. Es war schließlich noch ein Baby; auf irgendeine unerfindliche Weise eine Gefahr für Junior, aber eben doch ein Baby.

Bartholomew war jedoch ein seltener Name, und man konnte logischerweise annehmen, dass das Baby, wenn es jetzt so hieß, nach seinem Adoptivvater benannt worden war. Aus diesem Grund bestand immerhin die berechtigte Hoffnung, dass er mit seiner Überprüfung der Einträge Erfolg haben würde.

Auch wenn Junior sich nach wie vor bedroht fühlte und sich in dieser Hinsicht nach wie vor ganz auf sein Gefühl verließ, widmete er der Suche nicht seine gesamte Zeit. Schließlich wollte er das Leben auch genießen. Sich weiterentwickeln,

Galerien besuchen, schönen Frauen den Hof machen.

Höchstwahrscheinlich würde er Bartholomew begegnen, wenn er es am wenigsten erwartete, nicht im Zuge seiner unermüdlichen Suche, sondern bei irgendeiner ganz alltäglichen Gelegenheit.

Wenn es dazu kam, musste er bereit sein, die Gefahr augenblicklich und mit jedem ihm zur Verfügung stehenden Mittel aus der Welt zu schaffen.

Und so ging nach der schlimmen Schussverletzung nicht nur die Jagd nach Bartholomew, sondern auch das gute Leben weiter.

Nach einer einmonatigen Genesungsphase und postoperativer

ärztlicher Versorgung fühlte sich Junior wieder in der Lage, zweimal wöchentlich seinen kunstpädagogischen Kurs zu besuchen. Auch seine fast täglichen Streifzüge durch die besseren Galerien und Kunstmuseen der Stadt nahm er wieder auf.

Ein für seinen verstümmelten Fuß maßgefertigter Einsatz aus festem, aber biegsamem Gummi füllte den Hohlraum im Schuh an der Stelle aus, wo der Zeh fehlte. Dieses einfache Hilfsmittel sorgte dafür, dass praktisch jede Art von Schuhwerk bequem saß, und schon im November konnte Junior wieder normal und ohne erkennbares Hinken laufen.

Als er sich am Mittwoch, dem 15. Dezember, zur ärztlichen Untersuchung und Neueinstufung seines Tauglichkeitsgrades meldete, nahm er den Einsatz nicht aus dem Schuh; trotzdem humpelte er wie weiland Walter Brennan, das legendäre Hin-kebein des Wilden Westens, in seinen besten Fernsehtagen.

Der Arzt, der das Musterungsverfahren leitete, erklärte Junior auf Grund dessen Behinderung ohne viel Federlesens für nicht tauglich. Ruhig, aber mit leidenschaftlichen Worten bat Junior, man möge ihm doch die Chance geben, zu beweisen, dass er der Armee dennoch wertvolle Dienste leisten konnte, aber der Arzt, dem nur daran gelegen war, die Warteschlange der potenziellen Rekruten zügig an sich vorbeiziehen zu lassen, blieb unbeeindruckt von seiner patriotischen Gesinnung.

Zur Feier des Tages ging Junior in eine Galerie und erstand ein zweites Kunstwerk für seine Sammlung. Diesmal keine Skulptur: ein Gemälde.

Wenn auch nicht mehr ganz so jung wie Baval Poriferan, wurde der Schöpfer des Werks von den Kritikern doch ebenso in den Himmel gelobt und galt allgemein als begnadeter Künstler. Er firmierte unter einem einzigen, geheimnisvollen Namen, Sklent, und auf dem Foto, das die Galerie zu Werbezwecken von ihm aufgehängt hatte, wirkte er finster und bedrohlich.

Das Meisterwerk, das Junior erwarb, war zwar klein, nur vierzig Zentimeter im Quadrat, kostete aber zweitausendsiebenhundert Dollar. Das Bild - *Der Krebs lauert im Dunkeln, Version I* - bestand aus einer monochromen schwarzen Fläche, bis auf einen kleinen, klumpig aufgeworfenen Klecks im rechten oberen Viertel, der grünlich gelb wie Galle und Eiter war. Sein Geld wert bis auf den

letzten Penny.

Junior war glücklich und zufrieden, er entwickelte sich Tag für Tag und in jeder Hinsicht weiter, das Leben wurde immer besser ... doch dann geschah etwas, was schlimmer war als die Schussverletzung.

Es verleidete ihm den Tag, die Woche, den Rest des Jahres.

Nachdem er seine Adresse in der Galerie hinterlassen hatte, damit man ihm seine Neuerwerbung liefern konnte, begab er sich zum Mittagessen in ein nahe gelegenes Lokal, das für seine ausgezeichnete Hausmannskost bekannt war: Hackbraten, Grillhähnchen und Nudelaufäufe.

Er nahm auf einem Hocker an der Theke Platz und bestellte einen Cheeseburger mit Krautsalat und Fritten, dazu eine Cherry Coke. Eines der Bildungsprojekte, die Junior in Angriff genommen hatte, seitdem er nach Kalifornien umgezogen war, war seine Entwicklung zum sachkundigen Gourmet und Weinkenner. Für dieses Ziel war San Francisco genau die richtige Schule, da es hier eine Unmenge erstklassiger Restaurants gab, ^m denen die Kochkünste aus allen Regionen der Welt vertreten waren.

Von Zeit zu Zeit besann er sich jedoch gern auf seine Wurzeln und gönnte sich das Essen, mit dem er von Kindesbeinen an vertraut war. Daher also der Cheeseburger und dessen dekadente Beilagen. Er bekam, was er bestellt hatte ... eine reelle Portion und noch ein bisschen mehr. Als er die obere Hälfte des Brötchens abhob, um aus einer Tube Senf auf den Hamburger zu drücken, entdeckte er, halb in dem geschmolzenen Käse versunken, einen glänzenden Vierteldollar.

Die Brötchenhälfte in der einen, die Senftube in der anderen Hand, schwang er mit seinem Barhocker herum, sprang auf die Füße und ließ den Blick über den langen schmalen Raum schweifen. Suchte nach dem durchgeknallten Bullen. Dem *toten* durchgeknallten Bullen. Es hätte ihn nicht gewundert, wenn Thomas Vanadium jetzt in diesem Moment vor ihm aufgetaucht wäre: der Schädel blutverkrustet, das Gesicht zu Brei geschlagen, von oben bis unten verschmiert mit dem Schlamm aus dem Steinbruch, triefend nass, als wäre er gerade erst aus seinem Studebaker-Sarg hervorgekrochen.

An der Bar war nur die Hälfte der Hocker besetzt, und die Plätze

neben Junior waren frei, aber fast an jedem anderen Tisch im Raum saßen Gäste. Einige saßen mit dem Rücken zu ihm, und drei der Männer waren ungefähr so groß wie Vanadium.

Er rannte durch den Gang, ohne auf die Kellnerinnen zu achten, die ihm im Weg waren, und sah sich die drei in Frage kommenden Männer an, aber natürlich war keiner von ihnen der tote Detective ... ausnahmslos fremde Gesichter, die er noch nie gesehen hatte.

Was er suchte, war - was? - ein Gespenst - aber Rachegespenster unterbrachen ihren Spuk jedoch nicht eben einmal, um in aller Ruhe einen Hackbraten zu verspeisen.

Abgesehen davon, glaubte Junior nicht an Gespenster. Er glaubte an Fleisch und Blut, Stein und Mörtel, Geld und Macht, an sich selbst und an die Zukunft.

Hier ging es nicht um ein Gespenst. Hier ging es nicht um einen von den Toten auferstandenen Geist. Das hier war etwas anderes, aber solange er nicht wusste, was dieses Etwas war, gab es nur einen einzigen möglichen Anhaltspunkt für ihn, und das war Vanadium.

Jeder der Tische im Raum stand vor einem großen Fenster, und sämtliche Fenster gingen auf die Straße hinaus. Vanadium war auch nicht dort draußen und spähte vom Gehsteig aus herein: keine Spur von seinem Pfannkuchengesicht im hellen Schein der

Dezembersonne.

Inzwischen waren sämtliche Gäste im Raum auf ihn aufmerksam geworden; die Augen aller Anwesenden waren auf ihn gerichtet und verfolgten ihn mit misstrauischem Blick, wie er die Brötchenhälfte und die Senfdose fallen ließ und durch die niedrige Schwingtür am Ende der Bar in den schmalen Arbeitsbereich hinter der Theke stürmte.

Er drängte sich an zwei Kellnerinnen vorbei, vorbei an dem Büfettkoch, der Eier, Hamburger und Speck auf der offenen Grillplatte briet. Was immer die Angestellten in seinem zur Grimasse verzerrten Gesicht sehen mochten, es musste Furcht erregend sein, denn sie wichen erschrocken und ohne Protest zurück, um ihn vorbeizulassen.

Von dem Moment an, als er mit einem Satz vom Barhocker gesprungen war, hatte ihn auch jede Selbstbeherrschung verlassen.

Ein rasender Sturm aus Angst und Wut entfachte in ihm einen Strudel, der sich von Sekunde zu Sekunde schneller drehte. Er wusste, dass er die Beherrschung wiedergewinnen musste. Aber er schaffte es nicht, langsam und tief durchzuatmen, schaffte es nicht, sich all die anderen todsicheren Techniken der Selbstbeherrschung von Caesar Zedd ins Gedächtnis zu rufen, sich auch nur an eine einzige hilfreiche Konzentrationsübung zu erinnern.

Als ihm sein immer noch auf der Theke stehender Teller mit dem glänzenden Vierteldollar im Käse in den Blick kam, stieß er einen Fluch aus. Stürzte gleich darauf durch eine Tür mit Bullaugenfenster in der Mitte in die Küche. Hinein in lautes Zischen und Klappern, hinein in die Dunstwolken aus gebratenen Zwiebeln, appetitlichen Düften von Hühnchenfett und Kartoffelstiften, die sich in tiefen Fritteusen in siedendem Öl golden färbten.

Küchenpersonal. Ausschließlich Männer. Einige hoben verwundert den Kopf, andere nahmen gar keine Notiz von ihm. Mit Augen, die von den Kochdünsten und der Hitze tränten, schritt er die Gänge zwischen den Herden und Arbeitsflächen ab, auf der Suche nach Vanadium, nach einer Erklärung.

Junior hatte noch keine Erklärung gefunden, als ihm der Besitzer des Restaurants den Weg versperrte und ihn daran hinderte, von der Küche aus in den Lagerraum und hinaus auf die dahinter liegenden Lieferantenzufahrt zu stürmen. Schweißgebadet und zähneklappernd zugleich, schleuderte Junior dem Mann eine Verwünschung entgegen, worauf dieser ungemütlich wurde.

Der Tonfall des Wirts wurde etwas friedlicher, als Junior den Vierteldollar erwähnte, und er wurde noch versöhnlicher, als sie sich gemeinsam zur Theke hinaus begaben, wo der Beweis unübersehbar im Käse lag. Seine Haltung schlug von gerechtem Zorn in kleinlaute Unterwürfigkeit um.

Junior wollte keine Entschuldigungen. Das Angebot, ein Mittagessen auf Kosten des Hauses einzunehmen - eine ganze Woche lang gratis hier zu essen -, entlockte ihm nicht einmal ein müdes Lächeln. Er war auch nicht daran interessiert, einen Apfelstrudel als Entschädigung mit nach Hause zu nehmen.

Er wollte eine Erklärung, aber die Erklärung, die er so dringend brauchte, konnte ihm niemand geben, weil keiner außer ihm die Bedeutung und den Symbolcharakter des Vierteldollars kannte. Ohne Mittagessen und ohne Erklärung verließ Junior das Restaurant.

Als er sich entfernte, registrierte er die vielen Gesichter an den Fenstern, eines wie das andere so verblödet wie der Gesichtsausdruck einer wiederkäuenden Kuh. Er hatte dafür gesorgt, dass die Leute Gesprächsstoff hatten, wenn sie vom Mittagessen in ihre Geschäfte und Büros zurückkamen. Er hatte sich vor fremden Menschen zum Gespött gemacht, sich für kurze Zeit auf eine Stufe gestellt mit den zahllosen Käuzen und Sonderlingen der Stadt.

Sein Benehmen war einfach abstoßend.

Auf dem Heimweg: langsam und tief atmen, langsam und tief durchatmen, keine schnelle, scharfe Gangart, sondern lockeres Schlendern, dabei versuchen, die Spannung abfallen zu lassen, sich auf die positiven Dinge zu konzentrieren wie beispielsweise seine endgültige Befreiung vom Wehrdienst und den Kauf des Bildes von Skent.

San Francisco hatte sein vorweihnachtliches Strahlen verloren. Der festliche Glanz und Glitzer war einer Atmosphäre gewichen, die nicht weniger düster und bedrohlich war als *Der Krebs lauert im Dunkeln, Version I*.

Weil Junior, als er nach Hause kam, nicht wusste, was er sonst hätte tun sollen, rief er Simon Magusson, seinen Anwalt in Spruce Hills, an.

Er benutzte den Apparat, der auf dem Schreischrank in der Küche stand. Das Blut war natürlich längst weggewischt und der unbedeutende Schaden, den der Querschläger angerichtet hatte, war beseitigt worden.

Merkwürdigerweise juckte ihn sein nicht vorhandener Zeh, was gelegentlich vorkam, wenn er sich in diesem Raum aufhielt. Es nutzte nichts, Schuh und Socken auszuziehen und am Stumpf zu kratzen, weil ihm das keine Erleichterung verschaffte. So unerklärlich es ihm schien, es war der fehlende Zeh selbst, der juckte, und dort konnte er sich nun einmal nicht kratzen.

Als der Anwalt endlich den Hörer abnahm, klang er so gereizt, als wäre Junior so etwas wie ein lästiger Zeh, den man am besten abschoss.

Der wasserköpfige, glupschäugige, schmallippige Zwerg hatte an Naomis Tod immerhin 850 000 Dollar verdient, also konnte er doch wenigstens ein paar Informationen ausspucken. Wahrscheinlich würde er für das Telefonat ohnehin eine Rechnung präsentieren.

Nach dem, was Junior vor elf Monaten, an seinem letzten Abend in Spruce Hills, getan hatte, musste er jetzt auf der Hut sein. Wenn er sich ahnungslos gab, konnte er vielleicht, ohne sich selbst zu belasten, in Erfahrung bringen, ob sein sorgfältig geplantes Szenario rund um Victorias Tod und Vanadiums plötzliches Verschwinden die Polizei überzeugt hatte ... oder ob etwas Unvorhergesehenes passiert war, was die Sache mit dem Vierteldollar im Restaurant möglicherweise erklärte.

»Mr. Magusson, Sie haben mir einmal versprochen, Sie würden dafür sorgen, dass Detective Vanadium an eine kürzere Leine gelegt wird, wenn er mich noch einmal belästigt. Also, ich glaube, Sie müssen in dieser Angelegenheit einmal mit jemandem reden.«
Magusson klang höchst erstaunt. »Wollen Sie damit sagen, dass er sich bei Ihnen gemeldet hat?«

»Nun ja, irgendjemand spielt mir hier merkwürdige Streiche ...«

»Vanadium?«

»Ich vermute, dass er ...«

»Haben Sie ihn gesehen?«, unterbrach ihn Magusson in nachdrücklichem Ton.

»Nein, aber ich ...«

»Mit ihm gesprochen?«

»Nein, nein. Aber in letzter Zeit ...«

»Sie wissen doch wohl, was hier bei uns im Zusammenhang mit Vanadium passiert ist?«

»Wie bitte? Ich glaube nicht«, log Junior.

»Kurz bevor Sie mich Anfang des Jahres angerufen haben, damit ich Ihnen einen Privatdetektiv in San Francisco empfehlen, war diese Frau tot aufgefunden worden und Vanadium war spurlos verschwunden, nur hat niemand die beiden Ereignisse miteinander

in Verbindung gebracht.«

»Frau, welche Frau?«

»Zumindest war die Polizei damals, selbst wenn sie die Wahrheit schon kannte, noch nicht damit an die Öffentlichkeit gegangen.

Darum habe ich zu dem Zeitpunkt auch keine Veranlassung gesehen, Ihnen etwas davon zu erzählen. Ich wusste nicht einmal, dass Vanadium verschwunden war.«

»Wovon reden Sie?«

»Die Indizien sprechen dafür, dass Vanadium hier eine Frau umgebracht hat, eine Krankenschwester. Ein Eifersuchtsdrama wahrscheinlich. Er hat das Haus angezündet, in dem ihre Leiche lag, um seine Spuren zu verwischen, aber dann ist ihm wohl klar geworden, dass man ihn trotzdem festnageln würde, woraufhin er sich abgesetzt hat.«

»Und wohin hat er sich abgesetzt?«

»Das weiß niemand. Er ist nie wieder gesehen worden. Bis er jetzt bei Ihnen aufgetaucht ist.«

»Oh nein, ich habe ihn auch nicht gesehen«, sagte Junior dem Anwalt noch einmal. »Als die Belästigungen hier anfangen, habe ich lediglich angenommen ...«

»Sie sollten die Polizei in San Francisco anrufen, sie bitten, Ihr Haus zu überwachen und ihn festzunehmen, sobald er aufkreuzt.« Da die Bullen glaubten, dass Junior sich auf der Jagd nach einem nicht vorhandenen Einbrecher aus Versehen in den Fuß geschossen hatte, war er ohnehin schon als Idiot in die Anna-len der Polizei eingegangen. Wenn er nun auch noch versuchte, ihnen auseinander zu setzen, wie Vanadium ihn mit einem Vierteldollar gequält hatte und wie dann ausgerechnet in seinem Cheeseburger eine solche Münze aufgetaucht war, würden sie ihn bloß endgültig als hoffnungslosen Irren abschreiben.

Im Übrigen sollte die Polizei in San Francisco, wenn es nach ihm ging, auf keinen Fall erfahren, dass er zumindest von einem ihrer Kollegen in Oregon verdächtigt worden war, seine Frau umgebracht zu haben. Was war, wenn einer der hiesigen Beamten neugierig genug war, um eine Kopie der Ermittlungsakten zu Naomis Tod anzufordern, und was war, wenn Vanadium in diesen Akten

vermerkt hatte, dass Junior einmal aus einem Albtraum aufgewacht war und ständig den Namen *Bartholomew* gerufen hatte? Und wenn Junior nun den richtigen Bartholomew ausfindig machte und dem klei-

nen Mistkerl das Licht ausblies, und wenn dann der Beamte, der die Ermittlungsakten gelesen hatte, den einen Bartholomew mit dem anderen in Verbindung brachte und anfang, Fragen zu stellen ... was dann? Zugegeben, das alles war weit hergeholt. Dennoch war er vor allem daran interessiert, so schnell wie möglich aus dem Gedächtnis der Polizei von San Francisco zu verschwinden und sich in Zukunft außerhalb ihres Blickfeldes zu bewegen.

»Soll ich gleich anrufen und bestätigen, dass Vanadium Sie hier in Oregon belästigt hat?«, sagte Magusson.

»Wen wollen Sie denn anrufen?«

»Den zuständigen Beamten im Polizeipräsidium von San Francisco. Um Ihre Geschichte zu bestätigen.«

»Nein, das ist nicht nötig«, sagte Junior und bemühte sich, seiner Stimme einen beiläufigen Klang zu geben. »Nach allem, was Sie mir gerade erzählt haben, bin ich mir jetzt ziemlich sicher, dass es nicht Vanadium sein kann, der mir hier auf die Nerven geht. Also, mir nachzuschleichen, nur um mich ein bisschen aus der Fassung zu bringen, wäre doch das Letzte, was er tun würde, angesichts der Tatsache, dass er auf der Flucht ist und jede Menge eigene Probleme am Hals hat.«

»Das kann man bei einem Fanatiker wie ihm nie wissen«, sagte Magusson bedächtig.

»Nein, je länger ich darüber nachdenke, umso mehr komme ich zu der Überzeugung, dass es nur Kinder sind. Kinder, die lauter Unsinn im Kopf haben, nichts weiter. Die Sache mit Vanadium ist mir wohl tiefer unter die Haut gegangen, als ich dachte, und das hat mich auf komische Gedanken gebracht, als das hier losging.«

»Na ja, wenn Sie es sich anders überlegen, rufen Sie mich einfach an.«

»Vielen Dank. Aber ich bin mir jetzt wirklich sicher, dass es nur Kinder waren.«

»Sie haben nicht besonders überrascht geklungen«, sagte Magusson auf einmal.

»Wie bitte? Überrascht worüber?«

»Darüber, dass Vanadium diese Krankenschwester ermordet und sich aus dem Staub gemacht hat. Hier waren alle wie vor den Kopf geschlagen.«

»Ich war, um ehrlich zu sein, schon immer der Meinung, dass er nicht ganz richtig im Kopf ist. Das habe ich Ihnen doch auch gesagt, als ich bei Ihnen im Büro war.«

»Da haben Sie Recht«, sagte Magusson. »Und ich habe ihn als aufrechten Kreuzritter, als komischen Heiligen abgetan. Sieht aus, als hätten Sie ihn besser durchschaut als ich, Mr.

Cain.«

Dieses Eingeständnis überraschte Junior. Deutlicher würde der Anwalt vermutlich niemals zum Ausdruck bringen, dass er es für möglich hielt, Junior könnte seine Frau doch nicht umgebracht haben. Da Magusson von Natur aus ein widerlicher Kerl war, war selbst eine indirekte Entschuldigung mehr, als Junior je von ihm erwarten konnte.

»Wie ist das Leben so in San Francisco?«, erkundigte sich der Anwalt dann.

Junior beging nicht den Fehler zu glauben, dass sie nun Freunde waren, dass sie Vertraulichkeiten und Wahrheiten austauschen konnten, nur weil Magusson plötzlich einen versöhnlichen Ton anschlug. Die geldgierige Kröte kannte nur einen einzigen echten Freund, und das war der Mann, den er sah, wenn er in den Spiegel blickte. Wenn Magusson erfuhr, dass sich Junior auch ohne Naomi bestens amüsierte, würde er dieses Wissen in seinem Gedächtnis speichern, bis sich ihm eine Gelegenheit bot, es zum eigenen Nutzen zu verwenden.

»Einsam«, sagte Junior. »Mir fehlt ... so viel.«

»Es heißt, das erste Jahr sei am schwersten. Danach werden Sie besser zurechtkommen.«

»Nun, es ist jetzt fast ein Jahr her, aber mir geht es nicht besser, sondern eher noch schlechter.«

Nachdem er aufgelegt hatte, starrte Junior, von tiefem Unbehagen erfüllt, noch lange auf das Telefon.

Er hatte in dem Gespräch nicht viel erfahren, lediglich dass man

Vanadium in dessen Studebaker noch nicht auf dem Grund des Baggersees gefunden hatte.

Seitdem er den Vierteldollar in dem Cheeseburger entdeckt hatte, war Junior fast davon überzeugt, dass der durchgeknallte Bulle die Schläge mit dem Kerzenständer überlebt hatte. Vielleicht hatte es Vanadium trotz der Schwere seiner Verletzung geschafft, aus dreißig Meter tiefen Schlammfluten aufzutauchen und dem Tod von der Schippe zu springen.

Nach seinem Gespräch mit Magusson dämmerte Junior jedoch allmählich die Erkenntnis, dass seine Ängste irrational waren. Selbst wenn es dem Detective wie durch ein Wunder gelungen wäre, sich aus dem eisigen Wasser des Sees zu befreien, hätte er dringend ärztliche Hilfe benötigt. Er wäre auf der Suche nach Menschen, die ihm helfen konnten, zur Straße gewankt oder gekrochen, ohne zu ahnen, dass Junior ihm den Mord an Victoria in die Schuhe geschoben hatte, so schwer verletzt, dass ihm alles andere gleichgültig gewesen wäre, wenn er nur ärztlichen Beistand bekam. Wenn es noch keine Spur von Vanadium gab, dann lag er immer noch tot in seinem Achtzylinder-Sarg.

Womit immer noch der Vierteldollar blieb.

In seinem Cheeseburger.

Jemand hatte ihn dort hineingelegt.

Aber wenn nicht Vanadium, wer dann?

Kapitel 56

Barty machte die ersten wackligen Schritte, Barty lief, und schließlich trug Barty auf einer der Auslieferungstouren vorsichtig, um das Gleichgewicht zu wahren, und feierlich im Bewusstsein der verantwortungsvollen Aufgabe für seine Mutter einen Kuchen. Monate früher als üblicherweise bei einem Kleinkind zog *er vom* Körbchen in ein Kinderbett um, das mit Gittern gesichert war. Schon nach einer Woche wollte er, dass die Gitter heruntergeklappt wurden.

Acht Nächte lang polsterte Agnes daraufhin den Fußboden auf beiden Seiten seines Bettchens mit zusammengefalteten Decken, damit er weich landete, falls er im Schlaf herausfiel. Am Morgen der achten Nacht entdeckte sie, dass Barty die Decken in den Schrank zurückgelegt hatte, in dem sie normalerweise aufbewahrt wurden. Sie waren nicht wahllos hineingestopft worden, was die Kinderhand verraten hätte, sondern so ordentlich zusammengefoldet auf den Borden aufgeschichtet, als wäre Agnes selbst am Werk gewesen.

Der Junge erwähnte das, was er getan hatte, mit keinem Wort, und seine Mutter hörte auf, sich Sorgen zu machen, er könnte aus dem Bett fallen.

In den zwei Jahren zwischen seinem ersten und seinem dritten Geburtstag führte Barty sämtliche Bücher über Kindererziehung und altersgerechte Entwicklung ad absurdum, die Mütter beim ersten Kind zu Rate ziehen, wenn sie wissen wollen, was sie wann von ihrem Sprössling erwarten können.

Barty wuchs, entwickelte sich und lernte nach seiner eigenen inneren Uhr.

Dass der Junge anders war als andere Kinder, zeigte sich nicht nur in dem, was er tat, sondern im gleichen Maße auch in dem, was er nicht tat. Beispielsweise ließ er das Trotzalter, diese lastige Phase, in der ein Kind mit seiner Aufsässigkeit auch die langmutigsten Eltern auf die Palme bringen kann, völlig aus. Keine Wutanfälle beim Sohn der Kuchenfee, kein herrisches Geschrei und keine Bockigkeit.

Von ungewöhnlich stabiler Konstitution, litt er weder an Krupphusten, noch zog er sich gar je eine Erkältung, einen

Schnupfen oder sonst eine der Krankheiten zu, für die Kinder im Allgemeinen anfällig sind.

Immer wieder wurde Agnes geraten, einen Agenten für Barty zu suchen, weil er so herrlich fotogen sei; er sei, so versicherte man ihr, wie geschaffen für eine Karriere als Kinderstar. Nun war Barty zwar sicher ein hübsches Kerlchen, aber Agnes wusste auch, dass er nicht die außergewöhnliche Schönheit besaß, die viele in ihm sahen. Es waren andere Qualitäten als seine äußere Erscheinung, die dafür sorgten, dass er auf die Menschen so anziehend und so außerordentlich gut aussehend *wirkte*- eine Anmut, wie man sie bei einem Kind nur selten findet, eine solche Ungezwungenheit in jeder seiner Bewegungen und in seiner Haltung, dass es aussah, als wären ihm durch irgendeine geheimnisvolle persönliche Beziehung zwanzig Jahre gewährt worden, um sich zum Dreijährigen zu entwickeln; ein stets freundliches Wesen und ein spontanes Lachen, bei dem sein ganzes Gesicht und seine faszinierenden grünblauen Augen strahlten. Und - was vielleicht noch einnehmender als alles andere war - seine bemerkenswert gute Konstitution machte sich im schimmernden Glanz seines dichten Haarschopfs, im rosigen goldenen Teint seines sonnenerwärmten Gesichts und in seiner ganzen körperlichen Erscheinung bemerkbar, sodass es manchmal aussah, als ginge ein inneres Leuchten von ihm aus.

Im Juli 1967 zog er sich, zweieinhalb)ahng, dann schließlich doch seine erste Grippe zu, ein für die Jahreszeit ungewöhnliches und aggressives Virus. Sein Hals war entzündet, aber er machte nicht das mindeste Theater und beklagte sich nicht einmal. Er schluckte seine Medizin ohne Widerspruch und legte sich ab und zu hin, spielte aber sonst so fröhlich mit seinen Sachen oder sah sich Bilderbücher an wie immer.

Als Agnes am zweiten Tag seiner Erkrankung morgens in die Küche hinunterkam, saß Barty im Schlafanzug am Tisch und malte ein Bild in einem Malbuch mit fantasievollen Farben aus. Sie lobte ihn, weil er so tapfer war und das Kranksein ohne Klagen ertrug, worauf er die Achseln zuckte und, ohne von seinem Malbuch aufzublicken, sagte: »Das ist nur hier.«

»Was meinst du damit?«

»Meine Erkältung.«

»Deine Erkältung ist nur hier?«

»Sie ist nicht überall.«

Agnes genoss die Gespräche mit ihm. Obwohl Barty seinen Altersgenossen in der Sprachentwicklung weit voraus war, war er doch noch ein Kind, und seinen Bemerkungen haftete etwas rührend Naives an. »Du meinst, deine Grippe ist irgendwie in deiner Nase, aber nicht in deinen Füßen?«

»Nein, Mami. Man hat keine Grippe in den Füßen.«

»Füßen.«

»Ja«, bestätigte er, während er ein lachendes Haschen, das mit einem Eichhornchen tanzte, mit blauer Wachskreide ausmalte.

»Du meinst, du hast die Grippe irgendwie, wenn du in der Küche bist, aber wenn du ins Wohnzimmer gehst, ist sie weg? Deine Grippe hat ihren eigenen Kopf?«

»Also, das ist wirklich albern.«

»Du warst es doch, der gesagt hat, deine Grippe ist nur hier. Vielleicht bleibt sie in der Küche und hofft, dass sie ein Stück Kuchen bekommt.«

»Meine Grippe ist nur hier, aber nicht überall, wo ich bin«, klarte er sie auf.

»Dann ... bist du nicht nur hier in der Küche mit deiner Grippe?«

»Nein.«

»Wo bist du denn sonst noch, Mister Lampion? Spielst du draußen im Garten?«

»Irgendwo, ja.«

»Bist du im Wohnzimmer und siehst dir ein Buch an?«

»Irgendwo, ja.«

»Alles zur gleichen Zeit, wie?«

Barty gab sich solche Mühe, mit dem blauen Stift nicht über die vorgegebenen Linien des Hasen hinauszumalen, dass seine Zungenspitze vor Anstrengung zwischen den zusammengepressten Lippen hervorlugte. »Genau«, sagte er und nickte.

Das Telefon klingelte und setzte ihrem Gespräch ein Ende, aber sein Inhalt sollte Agnes in diesem Jahr noch einmal in den Sinn kommen. An Heiligabend, dem Tag, an dem Barty im Regen

spazieren gehen und ihre Sicht der Welt und ihres eigenen Daseins für immer verändern würde.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Kindern empfand Barty Veränderungen nicht als unangenehm. Von der Flasche zum Trinkbecher, vom Körbchen zum großen Bett, vom Lieblingsbrei zu ungewohnten und ausgefalleneren Speisen - er genoss das Neue ohne Ausnahme. Obwohl Agnes fast immer in seiner Nähe war, hatte er auch nicht das Geringste dagegen, wenn sie ihn für kurze Zeit in der Obhut von Maria Gonzalez oder Edom ließ, und er lächelte auch seinen pessimistischen Onkel Jacob ebenso strahlend an wie jeden anderen.

Nie machte er eine Phase durch, in der er sich dagegen wehrte, in den Arm genommen und geküsst zu werden. Er war ein verschmuster Junge, der gern an der Hand ging und seine Liebesbeweise großzügig und bereitwillig verteilte.

Die Wellen irrationaler Angst, die in nahezu jedem Kinderleben gelegentlich heftige Turbulenzen erzeugen, trübten die ruhig dahinfließenden Gewässer seiner ersten drei Lebensjahre niemals. Besuche beim Kinderarzt, dem Zahnarzt oder dem Friseur ängstigten ihn nicht. Nie fürchtete er sich vor dem Einschlafen, und wenn er schlief, schien er nur angenehme Träume zu haben.

Die Dunkelheit, diese eine Quelle kindlicher Angst, die einen meist bis ins Erwachsenenalter verfolgt, barg keine Schrecken für Barty. *Zwar gab es* eine Zeit lang ein Micky-Maus-Nachtlicht in seinem Zimmer, aber die kleine Lampe war weniger dazu da, dem Jungen Trost zu spenden, als die Nerven seiner Mutter zu beruhigen, weil sie den Gedanken, er könnte allein im Dunkeln aufwachen, beängstigend fand.

Vielleicht ging gerade dieses Unbehagen über das normale Gefühl einer besorgten Mutter hinaus. Wenn jedem Menschen so etwas wie ein sechster Sinn gegeben ist, ahnte Agnes im Unterbewusstsein vielleicht etwas von der Tragödie, die ihnen bevorstand: von dem Tumor, der Operation, der Blindheit.

Agnes' erste Vermutung, dass in Barty etwas ganz Besonderes steckte, war am Morgen seines ersten Geburtstages, als er in seinem Hochstuhl gesessen und die Kuchen gezählt hatte, vom Samenkorn

zu einer kräftigen Pflanze gereift. Angesichts der vielfältigen Beweise seiner Klugheit und erstaunlichen Begabungen, die die darauf folgenden zwei Jahre brachten, wurde die Vermutung zur Überzeugung.

Auf welchem Gebiet seine besonderen Talente lagen, war anfangs nur schwer zu entscheiden. Der Junge zeigte sich nicht nur auf einem, sondern auf vielen Gebieten hoch begabt.

Als er eine kleine Mundharmonika geschenkt bekam, spielte er aus dem Stegreif Lieder nach, die er im Radio hörte. »All You Need Is Love« von den Beatles. »The Letter« von den Box Tops. Stevie Wonders »I Was Made to Love Her«. Wenn er eine Melodie einmal gehört hatte, konnte er sie in einer erkennbaren Version wiedergeben.

Obwohl die kleine Harmonika aus Metall und Plastik eher ein Spielzeug als ein richtiges Musikinstrument war, schaffte es der Junge, ihr erstaunlich komplizierte Melodien zu entlocken. Soweit Agnes es beurteilen konnte, blies er nie einen schiefen Ton.

Weihnachten 1967 bekam er ein Geschenk, über das er sich besonders freute: eine chromatische Mundharmonika mit zwölf Blaslöchern und achtundvierzig Stimmzungen mit einem Tonumfang über drei Oktaven. Trotz seiner winzigen Hände und der Grenzen, die ihm sein kleiner Mund setzte, war er mit diesem anspruchsvolleren Instrument in der Lage, jedes beliebige Lied, das es ihm angetan hatte, in klangvollen Variationen zu spielen.

Auch seine sprachlichen Fähigkeiten waren bemerkenswert.

Schon als ganz kleiner Junge konnte er seiner Mutter, wenn sie ihm vorlas, zufrieden zuhören, ohne je ein Anzeichen der kurzen Konzentrationsspanne zu zeigen, die bei Kindern sonst üblich ist.

Am liebsten saß er neben ihr und bat sie dann, mit der Fingerspitze unter der Zeile entlangzufahren, sodass er immer genau sah, welches Wort sie gerade las. Auf diese Weise brachte er sich zu Beginn seines dritten Lebensjahres selbst das Lesen bei.

Bald legte er die Bilderbücher beiseite und wandte sich kurzen Geschichten für ein fortgeschrittenes Lesealter zu, und wenig später ging er zu Büchern über, die für junge Erwachsene geschrieben waren. Tom Swifts Abenteuer und Nancy Drews Kriminalfälle hielten ihn den Sommer über bis zum Frühherbst

gefangen.

Mit dem Lesen lernte er auch schreiben, und er fing an, Kommentare zu interessanten Passagen in den Geschichten, die ihm gefielen, in ein Notizbuch zu schreiben. Agnes war begeistert von seinem *Tagebuch eines Bücherwurms*, wie er es nannte und das sie mit seiner Erlaubnis lesen durfte; seine Beobachtungen waren rührend in ihrer Begeisterung und Ernsthaftigkeit ... aber Agnes stellte auch fest, dass sie buchstäblich mit jedem Monat an Naivität verloren, facettenreicher und nachdenklicher wurden.

Nachdem sie im Laufe der Jahre zwanzig erwachsenen Schülern in ehrenamtlicher Arbeit die englische Sprache beigebracht und Maria Elena Gonzalez so erfolgreich unterrichtet hatte, dass diese inzwischen fehlerfrei und ohne nen-

nenswerten Akzent Englisch sprach, waren ihre Qualitäten als Lehrerin bei ihrem eigenen Sohn kaum gefragt. Häufiger noch als bei anderen Kindern begannen seine Fragen mit dem immer wieder nervtötenden: *Warum* - warum dies und warum jenes, aber er stellte nie ein zweites Mal dieselbe Frage Und nur allzu oft wusste er bereits die Antwort, die er von ihr forderte, und wollte lediglich von ihr hören, ob seine Annahme richtig war. Er war ein so erfolgreicher Autodidakt, dass er sich im Selbstunterricht mehr Wissen aneignete als eine Heerschar ausgezeichneten Lehrer ihm hatten vermitteln können.

Diese Entwicklung der Dinge fand Agnes verblüffend, amüsant, eine Ironie des Schicksals ... aber sie war auch ein bisschen traurig darüber. Liebend gern hatte sie dem Jungen Lesen und Schreiben beigebracht und gesehen, wie sein Wissen und Können unter ihrer Anleitung wuchs und gedieh. Obwohl es ihre vorbehaltlose Unterstützung fand, dass Barty seine Begabungen nutzte, und obwohl sie stolz auf seine erstaunlichen Leistungen war, hatte sie das Gefühl, als verpasste sie durch seine rasante Entwicklung einen Teil der schönen gemeinsamen Jahre seiner Kindheit, auch wenn er in so vieler Hinsicht der kleine Junge blieb, der er war.

Seiner Freude am Lernen nach zu urteilen, hatte Barty dagegen keineswegs das Gefühl, etwas zu verpassen. Für ihn war die Welt eine Orange mit unendlich vielen Scheiben, die er schälte und sich Stück für Stück mit wachsendem Genuss einverleibte.

Im November entdeckte Barty seine Liebe zu Father Brown, den

klassischen englischen Detektivgeschichten, die von G. K. Chesterton eigentlich für knmibegeisterte Erwachsene geschrieben worden waren. Die Sammelbände sollten für immer einen besonderen Platz in seinem Herzen einnehmen ... genau wie *Die Sternenbestie* von Robert Heinlein, das Buch, das er in diesem Jahr zu Weihnachten auf seinem Gabentisch fand.

"Ei all seiner Begeisterung für Bücher und für die Musik drängte sich im Laufe der Zeit die Vermutung auf, dass seine größte Begabung auf dem Gebiet der Mathematik lag. Noch bevor er sich das Lesen beibrachte, lernte er die Zahlen, und danach dauerte es nicht lange, bis er die Uhr lesen konnte. Der Zeitbegriff hatte für Barty eine Bedeutung, die Agnes nicht recht nachvollziehen konnte, vielleicht weil er -im Gegensatz zu den meisten anderen Menschen, die erst erwachsen werden müssen, bevor sie ein Bewusstsein für die Unendlichkeit des Universums und die Endlichkeit des menschlichen Lebens entwickeln und dieses Wissen in seiner ganzen Tragweite erfassen - innerhalb weniger Wochen erkannt, durchdacht und in sich aufgenommen hatte, wie gewaltig das Universum im Vergleich zur relativ bescheidenen Natur des menschlichen Daseins war.

Eine Zeit lang machte ihm die knifflige Aufgabe Spaß, zu berechnen, wie viele Sekunden von einem bestimmten geschichtlichen Ereignis bis zur Gegenwart vergangen waren. Anhand des angegebenen Datums rechnete er das Ergebnis im Kopf aus und benötigte für die richtige Antwort vielleicht zwanzig Sekunden, selten jedoch länger als eine Minute.

Nur zwei Mal prüfte Agnes seine Rechnung nach.

Beim ersten Mal nahm sie Bleistift und Papier zu Hilfe und brauchte neun Minuten, um auszurechnen, wie viele Sekunden seit einem Ereignis vergangen waren, das hundertfünf-undzwanzig Jahre, sechs Monate und acht Tage zurücklag. Sie kam zu einem anderen Ergebnis als er; als sie jedoch noch einmal nachrechnete, stellte sie fest, dass sie vergessen hatte, die Schaltjahre zu berücksichtigen.

Beim zweiten Mal brauchte sie, gewappnet mit dem zuvor errechneten Wissen, dass ein normales Jahr 31 536 000 Sekunden hatte, zu denen in einem Schaltjahr 86400 hinzukamen, nur vier

Minuten, um sein Ergebnis zu überprüfen. Von da an glaubte sie ihm die Zahlen, die er nannte, unbesehen.

Ohne erkennbare Anstrengung hatte Barty stets die aktuelle Zahl der Sekunden parat, die seit seiner Geburt vergangen waren, und genauso mühelos merkte er sich, wie viele Wörter ein Buch umfasste, das er las. Agnes überprüfte zwar nie die Gesamtsumme der in einem Buch enthaltenen Wörter, aber wenn sie ihm eine bestimmte Seite eines Werks nannte, das er gerade gelesen hatte, konnte er genau sagen, aus wie vielen Wörtern sie bestand.

Höchstwahrscheinlich verdankte er auch die musikalische Begabung seinen außergewöhnlichen mathematischen Fähigkeiten. Seiner Aussage nach war Musik dasselbe wie Zahlen, und er wollte damit offensichtlich ausdrücken, dass er die Noten jeder beliebigen Melodie in eine Ziffernfolge übersetzen und das Lied wiedergeben konnte, indem er diese aus dem Gedächtnis abrief. Wenn er Noten vom Blatt ablas, sah er eine Zahlenanordnung vor sich.

Aus der Literatur über hoch begabte Kinder erfuhr Agnes, dass die meisten Mathegenies auch überdurchschnittlich musikalisch waren. Unter den musikalischen Wunderkindern waren jene, die außerdem über herausragende mathematische Fähigkeiten verfügten, zwar nicht ganz so zahlreich, aber es waren immer noch beeindruckend viele.

Auch seine rasche Auffassungsgabe für das Lesen und Schreiben schien mit seinem Zahlenverständnis zusammenzuhängen. Die Sprache war für ihn zuallererst eine Tonfolge, so etwas wie eine Melodie, die symbolhaft für konkrete Objekte und abstrakte Ideen stand und die mit Hilfe des Alphabets - das er als Zahlensystem mit sechszwanzig, statt mit zehn Ziffern betrachtete - in geschriebene Silben übersetzt wurde.

Bei den Nachforschungen, die Agnes betrieb, wurde ihr klar, dass ihr Sohn verglichen mit anderen so genannten Wunderkindern keine Ausnahmeerscheinung war. Es gab Mathegenies, die sich schon eingehend mit Problemen der Algebra und sogar der Geometrie beschäftigten, bevor sie noch ihren dritten Geburtstag feierten. Jascha Heifetz hatte die Geige schon als Dreijähriger beherrscht, und mit sechs hatte er die Violinkonzerte von Mendelssohn und Tschaikowsky gespielt; Ida Haendel hatte das

gleiche Programm bereits mit fünf absolviert.

Schließlich begann Agnes zu vermuten, dass die eigentliche Begabung und die wahre Leidenschaft ihres Sohnes trotz seiner Freude am Rechnen und seinem außergewöhnlichen Zahlenverstand doch auf einem ganz anderen Gebiet lag. Dass er einer Bestimmung entgegenging, die bemerkenswerter und unfassbarer war als das Leben der vielen Wunderkinder, von denen sie las.

Ware Bartholomew nicht ebenso sehr ein normales Kind wie ein kindliches Genie gewesen, so hatte man seine überragende Intelligenz vielleicht als beängstigend oder gar deprimierend empfunden. Und er wäre seinen Mitmenschen sicherlich auf die Nerven gegangen, hatten ihn die eigenen Fähigkeiten in irgendeiner Weise beeindruckt.

So aber war er bei all seinen Begabungen ein kleiner Junge, der gern spielte, kletterte und herumtollte. Der an der Eiche im Garten auf einem dort aufgehängten Autoreifen schaukelte. Der sich unbändig freute, als er ein Dreirad bekam. Der vor Begeisterung lachte, wenn sein Onkel Jacob zu seiner Unterhaltung einen glänzenden Vierteldollar über den Handrücken tanzen ließ oder andere einfache Kunststücke mit Münzen vorführte.

Barty war zwar nicht gerade schüchtern, aber er war auch kein Angeber. Er war nicht darauf aus, Lob für seine Leistungen einzuheimsen, von denen über den unmittelbaren Kreis der Familie hinaus ohnehin kaum jemand etwas erfuhr. Was ihn interessierte, war das Lernen, Erforschen und Wachsen selbst.

Auch als er größer wurde, schien ihm die eigene Gesellschaft und die seiner Mutter und seiner beiden Onkel zu genau gen. Agnes bereitete es jedoch einigen Kummer, dass keine gleichaltrigen Kinder in der Nahe wohnten. Sie glaubte, dass er glücklicher gewesen wäre, wenn er ein paar Spielkameraden gehabt hatte.

»Irgendwo habe ich welche«, versicherte er ihr, als sie ihn eines Abends zu Bett brachte und zudeckte.

»Ach? Und wo hältst du sie versteckt ... hinten in deinem Schrank?«

»Nein, da drin versteckt sich das Monster«, witzelte Barty, der nie von nachtschlieflichen Ängsten dieser - oder einer anderen - Art verfolgt wurde.

»Hort, hört«, sagte Agnes und zauste ihm liebevoll das Haar. »Ich habe meinen eigenen kleinen Red Skelton.«

Barty saß nicht oft vor dem Fernseher. Nur wenige Male war er lange genug aufgeblieben, um sich einen Film mit Red Skelton ansehen zu können, aber bei diesen wenigen Gelegenheiten hatte er jedes Mal Tränen über den berühmten Komiker gelacht.

»Irgendwo«, sagte er, »gibt es Kinder in der Nachbarschaft. «

»Als ich das letzte Mal nachgesehen habe, hat auf der Südseite MISS Galloway im Nachbarhaus gewohnt. Sie war nie verheiratet.

Keine Kinder.«

»Ja, aber irgendwo ist sie eine verheiratete Frau mit Enkelkindern.

«

»Dann hat sie also zwei Leben?«

»Viel mehr als zwei.«

»Hunderte!«

»Viel mehr.«

»Selma Galloway, die geheimnisvolle alte Dame.«

»Schon möglich, manchmal.«

»Pensionierte Lehrerin bei Tag, russische Spionin bei Nacht.«

»Ich glaube nicht, dass sie irgendwo eine Spionin ist.«

Schon an diesem Abend, am Bett ihres kleinen Sohnes, dämmerte Agnes der Verdacht, dass einige der amüsanten Dinge, die er sagte, gar nicht so weit hergeholt und fantastisch waren, wie es den Anschein hatte, dass manches, was sie für reine Spinnerei gehalten hatte, auf seine kindliche Art ausgedruckte Wahrheiten waren.

»Und auf der Nordseite«, zog Agnes ihn weiter auf, »wohnen die Carters. Sie haben nur eine Tochter, Janey, und die 'st letztes Jahr weggezogen, um zu studieren.«

»Die Carters wohnen nicht immer da«, erklärte Barty.

»So? Vermieten sie ihr Haus an Piraten mit kleinen Piratenkindern oder an Clowns mit kleinen Clownskindern?«

Barty kicherte. »In Wirklichkeit bist *du* Red Skelton.«

»Und du hast eine blühende Fantasie.«

»Eigentlich nicht. Ich hab dich heb, Mami.« Er gähnte und war im nächsten Moment eingeschlafen, eine Fähigkeit, die sie schon oft m

Erstaunen versetzt hatte.

Und dann wurde m einem einzigen unbegreiflichen Augenblick alles anders. Alles veränderte sich grundlegend und für alle Zeiten. An Heiligabend, an der kalifornischen Küste. Während strahlender Sonnenschein noch den Morgen vergoldete, zogen sich am Nachmittag Wolken zusammen, die aber keinen Schnee bringen und den Dachern keine weißen Hauben aufsetzen wurden.

Nusskuchen, puddinggefüllte Zimtkuchen in speziellen Kühlbehältern, mit buntem Papier und Ghtzerband verpackte Geschenke: Agnes Lampion machte eine Auslieferungstour bei denen, die auf ihrer Liste der Notleidenden standen, aber auch bei Freunden, denen es an nichts mangelte. Der Anblick dieser heben Menschen, jede Umarmung, jeder KUSS, jedes Lächeln, jedes von Herzen kommende »Frohe Weihnachten«, das ihr aus einem Haus entgeschallte, gab ihrem Herzen Kraft für die traurige Aufgabe, die sie erwartete, wenn alle Gaben verteilt waren.

Barty fuhr im grünen Chevrolet-Kombi seiner Mutter mit. Da die vielen Kuchen und Geschenke nicht m einen Wagen passten, folgte Edom ihnen m seinem auffälligeren gelbweißen 55er Ford Country Squire.

Agnes bezeichnete ihren Zweier-Konvoi als Weihnachtskarawane, was Barty, der einen Sinn für Magie und Abenteuer hatte, gut gefiel. Von Zeit zu Zeit drehte er sich in seinem Sitz um, richtete sich auf die Knie auf und winkte seinem Onkel Edom, der hinter ihnen fuhr, lebhaft zu.

So viele Besuche und so wenig Zeit für jeden einzelnen, ein Meer von Chnstbaumen, jeder dem Geschmack seiner Besitzer entsprechend in einem anderen Stil geschmückt, Butterkekse, mit heißem Kakao, oder Zitronenplatzchen, mit Eierlikör serviert, ein morgendlicher Plausch m sonnendurchfluteten Kuchen, umwogt von köstlichen Essensduften, am Nachmittag dann - als die Temperaturen anzogen - frohe Weihnachtswünsche vor dem Kamin, allseitiger Austausch von Geschenken, Platzchen als Gegengabe für Nusskuchen, fröhliche Weihnachtslieder und feierliche Chorale im Radio: Und so hatten sie schließlich um drei Uhr nachmittags sämtliche Geschenke verteilt, bevor das Christkind an diesem Heiligabend seine Gaben bringen wurde.

Den Country Squire mit Platzchen, Fruchtekuchen, selbst gemachten Mandel-Karamel-Riegeln und anderen Geschenken beladen, fuhr Edom von Obadiah Sepharad, den sie als Letzten besucht hatten, auf direktem Weg nach Hause. Er brauste mit aufheulemdem Motor davon, als gälte es, drohenden Tornados und tödlichen Flutwellen zu entkommen.

Agnes und Barty stand noch ein Besuch an einem Ort bevor, an dem ein Teil ihrer weihnachtlichen Freude für immer begraben sein wurde, und zwar mit dem Ehemann, dessen Verlust sie noch immer an jedem einzelnen Tag schmerzlich spürte, und dem Vater, den der Sohn nie kennen lernen wurde.

Die Zufahrtsstraße zum Friedhof war von Zypressen gesäumt. Hoch aufgerichtet und feierlich hielten die Baume Wache, als hatte man sie hier aufgestellt, damit sie rastlose Geister daran hinderten, das Land der Lebenden heimzusuchen.

Joey ruhte nicht unter der strengen Wacht der Zypressen, sondern unweit eines Pfefferbaums, der mit seinen majestätisch ausgebreiteten Ästen aussah, als wäre er in Meditation oder im Gebet versunken.

Es war kühl, aber noch nicht frostig. Eine leichte Brise wehte Seeluft über die Hügel herüber.

Sie brachten rote und weiße Rosen mit ans Grab. Agnes trug die roten, Barty die weißen.

Im Frühling, Sommer und Herbst schmückten sie das Grab mit den Rosen, die Edom in einem Gartenstück seitdes Hauses zog. In dieser für Rosen ungünstigen Jahreszeit stammte der Weihnachtsschmuck aus einem Blumengeschäft. Von frühester Jugend an hatte Edom sich für das Gärtnern interessiert, und es hatte ihm immer besondere Freude bereitet, eigene Rosenkreuzungen zu züchten. Im zarten Alter von sechzehn Jahren hatte er mit seinen Blüten den ersten Preis bei einem Züchterwettbewerb gewonnen. Als sein Vater davon erfuhr, hatte er die Teilnahme an dem Wettbewerb als schändlichen Ausdruck sündigen Stolzes verdammt. Die Strafe, die darauf folgte, war so grausam, dass Edom drei Tage lang das Bett nicht verlassen konnte, und als er endlich wieder auf die Füße kam, musste er feststellen, dass sein Vater sämtliche Rosen mit Stumpf und Stiel ausgerissen

hatte.

Elf Jahre später, wenige Monate nach seiner Hochzeit mit Agnes, hatte Joey seinem Schwager in geheimniskrämerischem Ton zu einer »kleinen Spritztour« eingeladen und war mit dem ahnungslosen Edom zu einer Gärtnerei gefahren. Heimgekehrt waren sie mit mehreren Zwanzig-Kilo-Säcken eines Spezialtorfs, etlichen Behältern mit Pflanzendünger und einem Sammelsurium neuer Gartengeräte. Gemeinsam hatten sie die Grasnarbe abgehoben, die Erde umgegraben und den Boden für die reiche Auswahl der Anzuchtpflanzen vorbereitet, die eine Woche später geliefert werden sollten.

Die Arbeit in dem Rosengärtchen war Edoms einzige Beschäftigung mit der Natur, die ihn nicht in Angst und Schrecken versetzte.

Agnes war davon überzeugt, dass der Eifer, mit dem Joey die Neugestaltung des Gartens gefördert hatte, zumindest teilweise der Grund war, warum Edom sich nicht so vollständig in sich zurückgezogen hatte wie Jacob und warum er der Realität außerhalb seiner vier Wände besser gewachsen war als dieser.

Die Rosen, die jetzt die an den oberen Ecken von Joeys Grabstein eingelassenen Vasen schmückten, waren zwar nicht Edoms Züchtung, aber seine Wahl. Er war persönlich zum Blumengeschäft gefahren und hatte sie, Blüte für Blüte, eigen-

h"rtig aus den Beständen im Kühlraum ausgesucht; aber den M it Agnes und Barty zum Grab zu begleiten, hatte er nicht aufgebracht, »Hat mein Daddy Weihnachten gern?«, fragte Barty, der auf *dem* rasen bewachsenen Karree vor dem Grabstein hockte.

»Dein Vater hatte Weihnachten nicht nur gern, er hat Weihnachten geradezu *geliebt*. Er hat schon im Juni damit angefangen, Pläne dafür zu schmieden. Wenn es den Weihnachtsmann nicht schon geben würde, hätte er ihn bestimmt erfunden und den Job gleich selbst übernommen.«

Während Barty mit einem sauberen Tuch, das sie mitgebracht hatten, eifrig die gravierte Fläche des Grabsteins abwischte, sagte er: »Ist er gut im Rechnen, so wie ich?«

»Na ja, er war Versicherungsvertreter, da hat man viel mit Zahlen zu tun. Und er war auch ein guter Anlageberater. Nicht so ein Rechenwunder wie du, aber einiges von deiner Begabung hast du

bestimmt von ihm.«

»Liest er gern Father-Brown-Geschichten?«

Agnes ging neben dem Jungen, der den Granit polierte, dass er nur so glänzte, in die Hocke und sagte: »Barty, Liebling, warum sagst du ...?«

Er hielt mit seiner Arbeit inne und erwiderte ihren eindringlichen Blick. »Was?«

Bei jedem anderen Dreijährigen wäre Agnes sich albern vorgekommen, eine solche Frage in diesen Worten zu formulieren, aber ihrem außergewöhnlichen Kind gegenüber schien es ihr der einzig richtige Weg zu sein. »Kleiner ... ist dir klar, dass du von deinem Vater in der Gegenwart sprichst?«

Niemand hatte Barty je die Regeln der Grammatik beigebracht, aber er hatte sie dennoch aufgesogen wie die Wurzeln von Edoms Rosen den Dünger. »Klar. Er ist und er hat.«

»Warum?«

Barty zuckte die Achseln.

^r Friedhofsrasen war vor den Festtagen gemäht worden.

Je länger Agnes in die strahlenden grünblauen Augen ihres Sohnes blickte, umso intensiver wurde der Geruch des frisch geschnittenen Grases, bis die Luft ganz von diesem süßen, köstlichen Duft erfüllt war.

»Schatz, begreifst du ... natürlich begreifst du es ... dass dem Vater von uns gegangen ist?«

»Klar. An dem Tag, an dem ich auf die Welt gekommen bin.«

»So ist es.«

Mit seiner Klugheit und seinem besonderen Wesen besaß Barty eine für sein Alter so ausgeprägte Persönlichkeit, dass Agnes ihn auch körperlich oft als größer und kraftiger wahrnahm, als er wirklich war. Jetzt, umgeben vom Duft des Grases, der immer voller und berauschender wurde, sah sie ihren Sohn so deutlich wie schon seit langem nicht mehr: klein und zart, vaterlos und doch so tapfer, mit einer Gabe bedacht, die ein Segen sein mochte, ihn aber auch daran hinderte, eine normale Kindheit zu erleben, die ihn zwang, schneller erwachsen zu werden, als es einem Kind zugemutet werden sollte. Barty war so zart, dass es ihr das Herz zerriss, so

verletzlich, dass sie bei seinem Anblick plötzlich etwas von dem Gefühl der Hilflosigkeit spürte, an dem Edom und Jacob schwer zu tragen hatten.

»Ich wollte, dem Daddy konnte dich jetzt sehen«, sagte Agnes.

»Irgendwo kann er das.«

Im ersten Moment dachte sie, er wollte damit sagen, dass sein Vater vom Himmel auf ihn herunterschaute, und eine Welle der Zärtlichkeit stieg in ihr auf und schwemmte einen Anflug von Schmerz in den Schwung ihres lächelnden Mundes.

Doch dann sagte der Junge etwas, was seinen Worten eine neue, überraschende Bedeutung gab: »Hier ist Daddy gestor-

ben, aber er ist nicht überall gestorben, wo ich bin.«

Die Bemerkung vom Juli kam ihr wie ein Echo in den Sinn: *Meine Grippe ist nur hier, aber nicht überall, wo ich bin.*

Die Zweige des Pfefferbaums hatten sich wispernd in der l

sanften Brise gewiegt, und die Rosen hatten mit ihren leuchtenden Köpfen genickt. Jetzt breitete sich eine Stille auf dem Friedhof aus, die aus den Gräbern selbst, aus der Stadt der Verlorenen aufzusteigen schien.

»Hier ist er nicht bei mir«, sagte Barty, »aber es ist nicht überall so.«

Das Echo eines abendlichen Gesprächs im September: *Irgendwo gibt es Kinder in der Nachbarschaft.*

Und irgendwo war Selma Galloway, ihre Nachbarin, keine altliche Jungfer, sondern eine verheiratete Frau mit Enkelkindern.

Von einem plötzlichen Schwächegefühl, einer unbestimmten Angst übermannt, ließ Agnes sich neben ihrem Sohn aus der Hocke auf die Knie fallen.

»Manchmal ist es hier traurig, Mami. Aber es ist nicht überall traurig, wo wir sind. An vielen Orten ist Daddy bei uns, und wir sind glücklicher und alles ist gut.«

Wieder einer dieser merkwürdigen Sätze, die sie manchmal für irrümliche Gedankengänge gehalten hatte, wie man sie selbst von einem noch so klugen Kind erwarten konnte, und manchmal für die reine Ausgeburt seiner blühenden Fantasie, bei denen sie neuerdings aber immer häufiger den Verdacht hegte, dass sie von

einer tieferen - und dunkleren -Quelle gespeist wurden. Jetzt nahmen ihre Ängste konkretere Gestalt an, und sie fragte sich, ob die Ursachen der Per-sonlichkeitsstörungen, die das Leben ihrer Bruder bestimmten, nicht nur in der Misshandlung durch ihren Vater zu suchen waren, sondern auch in einem verhängnisvollen genetischen Erbe, das sich vielleicht in ihrem Sohn wiederholte. Vielleicht war es Barty bestimmt, trotz seiner herausragenden Begabung ein beeinträchtigtes Leben im Griff einer einmaligen oder zumindest sehr seltenen psychischen Erkrankung zu rühren, die sich in diesen etwas rätselhaften Bemerkungen schon ankündigte. »Und an vielen Orten«, fuhr Barty fort, »ist alles noch schlimmer für uns als hier. An manchen Orten bist du auch an dem Tag gestorben, an dem ich zur Welt gekommen bin, und ich habe dich auch nie kennen gelernt.«

'ese Satze erschienen Agnes so merkwürdig und absurd, dass ihre Sorge um Bartys geistige Gesundheit weiter wuchs.

»Bitte, mein Herzchen ... bitte sag nicht ...«

Sie wollte ihn bitten, nicht so sonderbare Dinge zu sagen, nicht so zu sprechen, aber die Worte gingen ihr nicht über die Lippen. Wenn Barty nach dem *Warum* fragte, was er unweigerlich tun würde, hätte sie ihm ihre Befürchtung, dass etwas nicht mit ihm stimmte, mitteilen müssen, und diese Sorge durfte sie ihrem Jungen gegenüber nicht äußern, niemals. Er war der Stützpfeiler ihres Herzens, das Fundament ihrer Seele, und wenn er am Leben scheiterte, weil sie kein Vertrauen zu ihm hatte, würde das auch ihr Untergang sein.

Ein unerwartet einsetzender Regen enthob sie der Notwendigkeit, den Satz zu beenden. Die ersten dicken Tropfen veranlassten beide, gen Himmel zu blicken, und sie hatten sich noch nicht ganz erhoben, als das kleine Vorgeplänkel bereits in dichtem Geprassel unterging.

»Komm, wir müssen uns beeilen, Kleiner.«

Mit den Rosen für Joeys Grab beladen, hatten sie sich nicht die Mühe gemacht, auf dem kurzen Fußweg vom Auto einen Schirm mitzunehmen. Abgesehen davon, hatte der Wetterdienst, obwohl der Himmel verhangen war, keinen Regen vorhergesagt.

Hier regnet es, aber irgendwo wandern wir im Sonnenschein.

Der Gedanke erschreckte und beunruhigte Agnes ... aber auf unerklärliche Weise schwemmte er auch einen kleinen Schwall tröstlicher Wärme in ihr fröstelndes Herz.

Der Kombi war etwa hundert Meter weiter auf der Zufahrtsstraße geparkt. Von keinem Windstoß gepeitscht, fiel der Regen senkrecht und schwer herunter wie die Schnüre eines Perlenvorhangs, und hinter den perlenden Schleiern sah der Wagen aus wie eine dunkel flimmernde Fata Morgana.

Barty aus den Augenwinkeln beobachtend, passte Agnes ihr Tempo den kurzen Trippelschritten ihres Sohnes an, sodass sie völlig durchnässt und frierend bei ihrem Wagen ankam.

Der Junge rannte zur Beifahrertür. Agnes folgte ihm nicht, weil sie wusste, dass er es höflich, aber bestimmt abwehren würde, wenn sie Anstalten machte, ihm bei einer Sache zu helfen, die er allein bewältigen konnte.

Während Agnes die Fahrertür öffnete und sich hinters Steuer fallen ließ, kletterte Barty auf den Beifahrersitz und zog schnaufend die Tür zu, während sie den Schlüssel mit klammen Fingern ins Zündschloss steckte und den Motor anließ.

Sie war triefnass und zitterte vor Kälte. Das Wasser tropfte von ihrem nassen Haar und lief ihr über das Gesicht, und sie fuhr sich mit einer Hand über die Augen, um die Regentropfen abzuwischen, die sich in den Wimpern gesammelt hatten.

Im Wagen roch es nach nassem Wollpullover und feuchten Jeans. Agnes schaltete die Heizung ein und richtete das Gebläse in der Mitte des Armaturenbretts auf Barty.

»Schatz, dreh das andere Heizungsgebläse auch zu dir hin.«

»Mir ist nicht kalt.«

»Du wirst dir eine Lungenentzündung holen«, sagte sie mahnend, indem sie sich über ihn beugte und das Gebläse auf der Beifahrerseite so einstellte, dass ihn der warme Luftstrom traf.

»Du brauchst die Wärme, Mami. Ich nicht.«

Als Agnes ihren Sohn jetzt endlich genauer ansah, musste sie so heftig blinzeln, dass sich ein feiner Sprühregen von ihren Wimpern löste. Barty war völlig trocken. Kein einziger funkelnder Tropfen zeigte sich in seinem dunklen Haarschopf oder auf den babyzarten

Rundungen seines Kindergesichts. Hemd und Pullover waren so trocken, als hätte man sie gerade vom Bügel und aus der Kommodenschublade genommen. Sie sah ein paar dunkle, feuchte Flecken auf den Beinen seiner Khakihose, aber die rührten von dem Wasser her, das ihr von den Armen getropft war, als sie sich über ihn gebeugt hatte, um das Heizungsgebläse einzustellen.

»Ich bin da gelaufen, wo kein Regen war«, sagte Barty.

Aufgewachsen bei einem Vater, für den jede Form des Vergnügens eine Gotteslästerung war, hatte sie nie eine Zauber-Erstellung gesehen, bis Joey Lampion, der ihr zu dieser Zeit den Hof machte, sie mit neunzehn zu einer Bühnenshow mitgenommen hatte. Kaninchen, die aus dem Zylinder gezaubert wurden, Tauben, die in einer Rauchwolke aus dem Nichts erschienen, Assistentinnen, die mitten entzweigesagt wurden, um gleich darauf unversehrt davonzustolzieren; die banalsten Tricks, die schon zu Houdinis Zeiten ein alter Hut waren, hatten sie an diesem Abend in atemloses Staunen versetzt. Plötzlich fiel ihr das Zauberkunststück ein, bei dem der Magier einen Krug Milch in einen Trichter aus Zeitungspapier gegossen hatte. Als er die Zeitung wieder entfaltet hatte, war die Milch verschwunden und die Zeitungsseite völlig trocken und wie frisch bedruckt. Der Schauer, der sie an jenem Abend durchrieselt hatte, war aber nichts gegen die fassungslose Erschütterung, die ihre Welt wie ein Erdbeben aus den Angeln hob, als sie sah, dass Barty so trocken war, als hätte er den ganzen Tag gemütlich am Kamin gesessen.

In dem verzweifelten Wunsch, ihre Gedanken zu ordnen, blickte Agnes auf den regenverhangenen Friedhof hinaus, der mit seinen triefenden Bäumen und dicht beieinander stehenden Grabsteinen hinter den Wasserkaskaden verschwamm, die unaufhörlich an der Windschutzscheibe hinunterströmten. Jeder verzerrte Umriss, jeder Farbtupfer, jeder Lichtstreifen und jeder wabernde Schatten widersetzte sich ihrem Bemühen, das, was sie sah, mit der ihr bekannten Welt in Verbindung zu bringen: Es war, als blickte sie in eine schimmernde Traumlandschaft.

Agnes schaltete die Scheibenwischer ein. Jetzt tauchte in regelmäßigen Abständen in dem sauberen Halbrund, das die Wischer auf dem Glas hinterließen, jede scharf umrissene Linie des Friedhofs vor der Windschutzscheibe auf, was den Ort aber keinen

Deut vertrauter für sie machte. Die ganze Welt hatte sich verändert, nachdem Barty durch den Regen gelaufen war, ohne nass zu werden.

»Das ist doch nur ... ein alberner Scherz.« Ihre eigenen Worte drangen wie aus weiter Ferne zu ihr. »Du bist doch nicht wirklich *zwischen* den Regentropfen durchgelaufen?«

In ungetrübter Weihnachtsstimmung antwortete der Junge mit einem fröhlichen Lachen, das wie Schlittenglocken silberhell aufperlte: »Nicht dazwischen, Mami. Das kann keiner. Ich bin einfach da gelaufen, wo kein Regen war.«

Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und sah ihm wieder ins Gesicht.

Er war immer noch ihr kleiner Junge. Unverändert, ihr Junge.

Bartholomew. Barty. Ihr Liebling. Ihr Kleiner.

Aber darüber hinaus war er etwas, was sie sich in ihren kühnsten Traumata nicht vorgestellt hatte, mehr als nur ein außergewöhnlich kluges und begabtes Kind.

»Wie, Barty? Großer Gott, wie?«

»Spurst du das denn nicht?«

Kopf schief gelegt. Forschender Blick. Strahlende Augen, so schon wie sein Geist.

»Was soll ich spüren?«, fragte sie.

»Wie die Dinge sind. Spurst du nicht ... die vielen Wirklichkeiten?«

»Wirklichkeiten? Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Herrje, du spurst *überhaupt nichts* davon?«

Sie spürte den Sitz unter ihrem Hintern, die nassen Kleider, die an ihr klebten, die feuchte, schwere Luft, und sie spürte die Angst vor dem Unbekannten, dem lichtlosen weiten Nichts, an dessen Rand sie zu schweben schien; aber sie spürte nichts von dem, was er ihr mitzuteilen versuchte, denn das, was *er* spürte, zauberte ein *Lächeln* auf sein Gesicht.

Ihre Stimme, dünn, ausgedorrt und rissig, war so trocken, dass sie sich nicht gewundert hatte, wenn sie eine Staubwolke ausgespuckt hatte. »Was soll ich spüren? Erklär es mir.«

Er war so jung und so unberührt von den Kümernissen des Lebens, dass seine fragend hochgezogenen Brauen keine Linien in

seine glatte Stirn graben konnten. Er blickte in den Regen hinaus, und schließlich sagte er: »Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll.«

Obwohl er über einen viel größeren Wortschatz verfügte als ein normaler Dreijähriger und obwohl sein Lese- und Schreibvermögen dem eines Achtklasslers entsprach, verstand Agnes, warum ihm die richtigen Worte fehlten. Selbst ihr, die sie aus einem größeren Vorrat an Worten schöpfen konnte, hatte das, was er vollbracht hatte, die Sprache verschlagen.

»Liebling, hast du das früher schon einmal getan?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Ich habe nicht mal gewusst, dass ich das kann.«

»Du wusstest nicht, dass du ... da laufen kannst, wo kein Regen ist?«

»Nein. Erst als ich es gebraucht habe.«

Die heiße Luft, die aus dem Heizungsgebläse am Armaturenblech ins Wageninnere strömte, reichte nicht aus, um die Kälte aus Agnes' Knochen zu vertreiben. Als sie sich eine nasse Haarsträhne aus dem Gesicht strich, merkte sie, dass ihr die Hände zitterten.

»Was ist los?«, fragte Barty.

»Das alles ist mir ein bisschen ... ein bisschen unheimlich, Barty.« Ein Ausdruck der Verwunderung schwang in seinen hochgezogenen Augenbrauen und in seiner fragend erhobenen Stimme. »Warum?« *Weil du im Regen herumlaufen kannst, ohne nass zu werden, weil du anderswo herumlaufen kannst, und Gott weiß, wo dieses Anderswo ist und ob du dich dort nicht verlaufst, ob du dich nicht verlaufst und nie wieder zurückkommst, und wenn du das kannst, gibt es bestimmt noch andere unmögliche Dinge, zu denen du fähig bist, und auch wenn du noch so klug bist, kannst du nicht wissen, welche Gefahren das mit sich bringt — niemand kann das wissen —, und dann gibt es Leute, die sich für dich interessieren wurden, wenn sie wussten, dass du diese Fähigkeiten hast, Wissenschaftler, die dem Inneren nach außen kehren wurden, und Schlimmeres als die Wissenschaftler, gefährliche Menschen, die behaupten wurden, dass die Sicherheit des Landes über dem Recht einer Mutter an ihrem Kind steht, Menschen, die dich mir vielleicht für immer wegnehmen wurden, was mein Tod wäre, weil ich mochte, dass du*

ein normales, glückliches und erfülltes Leben führst, und weil ich dich beschützen und sehen mochte, wie du zu dem wunderbaren Menschen heranwachst, der du ganz sicher einmal sein wirst, weil ich dich mehr als alles in der Welt hebe, weil du so süß bist und keine Ahnung hast, wie leicht sich alles mit einem Schlag vom Guten zum Schlechten wenden kann. Alle diese Gedanken überschlugen sich in ihrem Kopf, aber sie schloss nur die Augen und sagte: »Es wird schon wieder. Lass mir eine Sekunde Zeit, ja?«

»Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte Barty.

Sie hörte, wie die Tür geöffnet wurde, und als sie die Augen aufschlug, war der Junge schon aus dem Wagen in den Regen hinausgeklettert. Sie bat ihn zurückzukommen, aber er ging unbeirrt weiter.

»Sieh mal, Mami!« Er drehte sich mit ausgebreiteten Armen im stromenden Regen. »Kein bisschen unheimlich!«

Mit stockendem Atem und hämmerndem Herzen beobachtete Agnes ihren Sohn durch die offen stehende Wagentür.

Sich im Kreis drehend, den Kopf in den Nacken gelegt, hielt er das Gesicht in den prasselnden Regen und lachte.

Sie sah jetzt, was sie, als sie mit ihm über den Friedhof gelaufen war, nicht hatte sehen können, weil sie ihn nicht unmittelbar angeschaut hatte. Dass sie es mit eigenen Augen sah, machte es ihr jedoch nicht leichter, es zu glauben.

Barty stand im Regen, der auf ihn herunterprasselte, auf ihn einpeitschte, ihn umschloss. Der aufgeweichte Rasenboden quatschte unter den Sohlen seiner Turnschuhe. Die Regentropfen, Millionen an der Zahl, ghtten-prallten-sprangen nicht auf wundersame Weise von seinem Körper ab, verdampften nicht zischend einen Millimeter über seiner Haut. Und doch blieb er so trocken wie Moses, als dieser in dem Bismarkkorbchen, das seine Mutter für ihn geflochten hatte, auf dem Fluss trieb.

Am Abend vor Barty's Geburt, als Joey in Wirklichkeit tot im vom Lieferwagen zermalmtten Pontiac gelegen hatte und die Sanitäter mit Agnes' Bahre zur Hintertür des Krankenhauses gerannt waren, hatte sie ihren Mann gesehen, wie er dort stand, damals so unberührt vom Regen wie ihr Sohn hier ^{n<}Jetzt. Aber der für den

Regensturm unerreichbare Joey

war ein Geist gewesen, ein Trugbild, vorgegaukelt durch ihren Schock und Blutverlust.

Im dämmrigen Licht dieses Heiligabends war Barty weder ein Geist noch ein Trugbild.

Seiner Mutter zuwinkend, begeistert über ihre Verwunderung, umrundete Barty die Kühlerhaube des Kombis und rief: »Nicht unheimlich!«

Fasziniert, furchtsam und doch in ehrfürchtigem Staunen, beugte sich Agnes vor und spähte blinzelnd zwischen den hin und her huschenden Wischblättern nach draußen.

Immer noch winkend, kam Barty jetzt um den linken Kotflügel herum zur Fahrerseite und hüpfte dabei so ausgelassen wie ein Springball auf und ab.

Der Junge war nicht durchscheinend wie der Geist seines Vaters an jenem regnerischen Januarabend vor beinahe drei Jahren. Dasselbe Licht, das an diesem grau verhangenen Nachmittag die Grabsteine und die triefenden Bäume beschien, zeigte ihr auch Barty, und er war nicht von einem gespenstischen Leuchten aus einer jenseitigen Welt durchdrungen wie der von den Toten auferstandene Joey.

Übermütig kam Barty ans Fahrerfenster gehüpft, zog feixend alle möglichen komischen Grimassen und bohrte sich übertrieben mit dem Finger in der Nase, als hoffte er, darin auf Gold zu stoßen.

»Nicht unheimlich, Mami!«

Von einem beängstigenden Gefühl der Schwerelosigkeit ergriffen, umklammerte Agnes das Lenkrad so krampfhaft mit beiden Händen, dass ihr die Finger wehtaten. Sie hielt sich mit aller Kraft fest, als wäre sie tatsächlich in Gefahr, gleich aus dem Wagen zu schweben und zur Quelle der prasselnden Regenfluten hinaufgetragen zu werden.

Barty sah durchs Fenster zu ihr herein, und nichts an ihm war so, wie sie es von einem Kind erwartet hätte, das zu wenig Teil der gegenwärtigen Welt war, um an deren Regen teilzuhaben: Er flackerte nicht wie das statisch flimmernde Bild auf einem Fernsehschirm; er flirrte nicht wie eine Fata Morgana in der Hitze der Sahara, und er verschwamm nicht wie das Bild in einem beschlagenen Spiegel.

Er war so real und präsent, wie es ein Kind nur sein konnte Er befand sich in der gegenwärtigen Welt, nicht aber im Regen. Jetzt setzte er sich zum Wagenheck hin in Bewegung.

Agnes drehte sich im Sitz um und verrenkte sich den Hals, um ihren Sohn nicht aus den Augen zu verlieren.

Dann konnte sie ihn plötzlich nicht mehr sehen. Angst hämmerte mit schwerer Faust an ihr Herz, Angst, die Erde könnte ihn verschluckt haben wie die Schiffe, die angeblich ständig im Bermudadreieck verschwanden.

Im nächsten Moment tauchte er auf der Beifahrerseite des Wagens auf.

Das beklemmende Gefühl der Schwerelosigkeit nahm eine neue, angenehmere Qualität an: Es war wie ein wohliger Schwindel, eine berauschende Leichtigkeit, die ihr in den Kopf stieg. Die Angst war immer noch da ... Angst um Barty, Angst vor dem, was die Zukunft bringen würde, und vor der unbegreiflichen Vielschichtigkeit der Schöpfung, von der sie gerade eine Ahnung erhascht hatte ... aber in diese Angst mischten sich jetzt ehrfürchtiges Staunen und auch eine vage Hoffnung.

Mit einem Grinsen trat er an die Beifahrertür. Kein hämisches Grinsen, das körperlos in der Luft hing. Ein grinsender Barty mit Haut und Haaren.

Nun kletterte er in den Wagen. Nicht mehr als ein Junge. Klein. Zerbrechlich. Trocken.

Kapitel 57

Junior Cain fand im Jahr des Pferdes (1966) und im Jahr der Ziege (1967) reichlich Gelegenheit, an sich zu wachsen und sich weiterzuentwickeln. Auch wenn er an Heiligabend 1967 nicht imstande war, trockenen Fußes im Regen spazieren zu gehen, war es doch eine überaus erfolgreiche und vergnügliche Phase in seinem Leben.

Aber es war auch eine Zeit der Unruhe.

Während zuerst das Pferd und dann die Ziege zwölf Monate lang ihre Bahnen zogen, verlor eine B-52 versehentlich eine Wasserstoffbombe vor der spanischen Küste, und es dauerte allein zwei Monate, bis sie geortet wurde. Mao Tse-tung rief die Kulturrevolution aus, in der dreißig Millionen Menschen ihr Leben für ein besseres China lassen sollten. In Mississippi wurde der Bürgerrechtskämpfer James Meredith bei einem Protestmarsch durch Kugeln verletzt. Richard Speck ermordete in einem Chicagoer Schwesternwohnheim acht Krankenschwestern, und einen Monat später stieg Charles Whitman an der Universität von Texas auf einen Turm, von wo aus er wahllos um sich schoss und vierzehn Menschen tötete. Sandy Koufax, der Starspieler der Dodgers, musste seine sportliche Laufbahn wegen Arthritis beenden. Die Astronauten Grissom, White und Chaffee kamen ums Leben, nachdem ihre Apollo-Rakete während der Bodensimulation eines Starts in Flammen aufgegangen war. Zu den Prominenten, die den irdischen Ruhm gegen die Ewigkeit tauschten, gehörten Walt Disney, Spencer Tracy, Vivian Leigh, Jayne Mansfield, der Saxopho-

nist John Coltrane und die Schriftstellerin Carson McCullers. Junior kaufte sich McCullers Roman *Das Herz ist ein einsamer läger*, aber obwohl er nicht an ihren schriftstellerischen Qualitäten zweifelte, war das Buch für seinen Geschmack etwas zu ausgefallen. In diesen beiden Jahren wurde die Erde von Erdbeben erschüttert, von Wirbelstürmen verwüstet, von Überschwemmungen, Dürrekatastrophen und Politikern heimgesucht und von Seuchen gepeinigt. Und in Vietnam wurde immer noch gekämpft. Junior interessierte sich nicht mehr für Vietnam, und auch das übrige Weltgeschehen bereitete ihm keine Sorgen. Dass es für ihn

zwei unruhige Jahre waren, lag ausschließlich an Thomas Vanadium.

Obwohl der durchgeknallte Bulle eindeutig das Zeitliche gesegnet hatte, fühlte sich Junior nach wie vor von ihm bedroht.

Eine Zeit lang schaffte Junior es, sich einzureden, der Vierteldollar, den er im Dezember 1965 in seinem Cheeseburger gefunden hatte, sei nur ein belangloser Zufall ohne jeden Zusammenhang mit Vanadium gewesen. Nach seiner kurzen Stippvisite in der Küche des Lokals hatte er Grund zu der Annahme, dass man es dort mit den Hygienevorschriften nicht so genau nahm. Angesichts der schmutzigen Gestalten dieser kulinarischen Todesschwadron konnte er von Glück sagen, dass er keine platt gequetschte tote Ratte oder eine alte Socke auf dem geschmolzenen Käse gefunden hatte.

Am 23. März 1966 hatte Junior jedoch - nach einem verunglückten Rendezvous mit einer gewissen Frieda Bliss, die Bilder von Jack Lientery, einem viel versprechenden jungen Künstler, sammelte - ein Erlebnis, das ihn bis ins Mark erschütterte und den Zwischenfall im Restaurant in einem so bedeutungsvollen Licht erscheinen ließ, dass er sich wünschte, er hätte seine Pistole nicht für das städtische Friedensprojekt zum Einschmelzen zur Verfügung gestellt.

In den drei Monaten, die dem Zwischenfall im März vorausgingen, brachte das Leben allerdings erst einmal nur Gutes.

Von Weihnachten bis Ende Februar ging er mit Tammy Bean, einer gut aussehenden Börsenmaklerin und Analystin, deren Spezialität Aktien von Firmen waren, die eine fruchtbare Beziehung zu grausamen Diktatoren unterhielten.

Im Übrigen liebte sie Katzen und arbeitete ehrenamtlich im Katzen-Konservatorium, einer Institution, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, streunende Katzen vor dem sicheren Tod im städtischen Tierheim zu retten. Ihr oblag die Vermögensverwaltung des gemeinnützigen Vereins. Innerhalb von zehn Monaten machte sie aus einem Spendenkapital von zwanzigtausend Dollar eine Viertelmillion, indem sie mit den Aktien eines südafrikanischen Unternehmens spekulierte, das Bombengeschäfte mit dem Verkauf von Biowaffen an Nordkorea, Indien, Pakistan und die vom Sisalexport lebende Republik Tansania machte.

Eine Weile profitierte Junior nicht schlecht von Tammys Kenntnissen im Anlagengeschäft, und der Sex mit ihr war auch nicht zu verachten. Als Dankeschön für die fetten Provisionen, die sie einstrich - und sicher auch für die vielen Orgasmen - schenkte ihm Tammy eine Rolex. Ihre vier Katzen machten ihm nichts aus, und es störte ihn auch nicht, als aus den vier Tierchen sechs und schließlich acht wurden.

Leider machte sich Junior, als er am 28. Februar um zwei Uhr nachts allein in ihrem Bett aufwachte, auf die Suche nach ihr, um sie in der Küche bei einem kleinen Imbiss zu finden. Sie hatte auf eine Gabel verzichtet, aß mit den Fingern Katzenfutter auf Pferdefleischbasis aus der Dose und spülte das Ganze mit einem Glas Vollmilch hinunter.

Danach fand er die Vorstellung, sie zu küssen, abstoßend, und ihre Beziehung kühlte rasch ab.

Etwa zu dieser Zeit sah sich Junior in der Oper, für die er ein Abonnement besaß, den *Ring des Nibelungen* von Wagner an. Da ihn die Musik faszinierte, er aber kein Wort von dem verstand, was da gesungen wurde, suchte er sich einen Privatlehrer, der ihm Deutsch beibringen sollte.

Mittlerweile beherrschte Junior die Technik des Meditierens meisterhaft. Unter Bob Chicanes Anleitung war er von einfachen Konzentrationsübungen mit einem Objekt - der bildlichen Vorstellung eines Kegels - zur reinen Meditation ohne dieses Hilfsmittel übergegangen. Diese höhere Form der Meditation war viel schwieriger, weil man sich, ohne ein inneres Bild zu Hilfe zu nehmen, darauf konzentrieren musste, den Kopf von allen Gedanken frei zu machen.

Eine solche Meditation barg auch Gefahren, wenn man sie unbeaufsichtigt und über eine längere Zeitspanne als eine Stunde praktizierte. Zu seinem Schrecken sollte Junior diese Gefahren im September am eigenen Leib erleben.

Vorerst aber, am 23. März, das verunglückte Rendezvous mit Frieda Bliss und die Entdeckung, die er in seiner Wohnung machte, als er in jener Nacht nach Hause kam.

So Aufsehen erregend vollbusig wie die zu diesem Zeitpunkt noch quicklebendige Jayne Mansfield, trug Frieda nie einen BH. 1966 sah

man eine Frau, die ihre Brüste so frei schwingen ließ, sehr selten. Junior erkannte nicht gleich, dass Friedas freizügige Art, sich zu kleiden, ein demonstrativer Ausdruck ihrer Emanzipation war; er hielt sie einfach für eine Schlampe.

Er hatte sie in einem Volkshochschulkurs - Steigerung des Selbstwertgefühls durch gesteuertes Schreien - kennen gelernt. In diesem Kurs wurden die Teilnehmer aufgefordert, unterdrückte negative Gefühle in sich aufzuspüren und zunichte zu machen, indem sie die Schreie bestimmter Tiere lebensecht nachahmten. Tief beeindruckt von dem spontanen Hyänenschrei, mit dem sich Frieda von dem Kindheitstrauma befreite, das sie einer herrschsüchtigen Großmutter zu verdanken hatte, bat Junior sie, mit ihm auszugehen.

Sie war Inhaberin einer Werbeagentur, die sich auf Künstler spezialisiert hatte, und beim Abendessen schwärmte sie von Jack Lienterys Werken. Seine neue Bilderserie - ausge-mergelte Kinder vor einem Hintergrund aus Früchten und anderen Symbolen des Überflusses - riss die Kritiker zu wahren Begeisterungstürmen hin. Hoch erfreut darüber, mit einer Frau auszugehen, die in der Welt der Kunst zu Hause war - besonders nach seiner zweimonatigen Beziehung zu Tammy Bean, der Finanzexpertin -, überraschte es Junior, dass er nicht gleich am ersten Abend einen Treffer bei Frieda landete. Normalerweise konnte ihm keine Frau widerstehen, selbst dann nicht, wenn sie *keine* Schlampe war.

Nach ihrem zweiten gemeinsam verbrachten Abend lud Frieda ihn dann tatsächlich ein, mit hinauf in ihre Wohnung zu kommen, um ihm ihre Lientery-Sammlung zu zeigen und, kein Zweifel, um mit ihm in den Himmel der Ekstase zu galoppieren. Sie besaß sieben Werke des Malers, mit denen dieser einen Teil ihrer Rechnungen für PR-Dienste beglichen hatte.

Lienterys Bilder erfüllten die Kriterien, an denen sich, wie Junior in seinem Volkshochschulkurs gelernt hatte, große Kunst zu messen hatte. Sie erschütterten sein Realitätsgefühl, verunsicherten ihn, flößten ihm Schuldgefühle ein, erfüllten ihn mit Abscheu darüber, ein Mensch zu sein, und bewirkten, dass er sich wünschte, er hätte nicht gerade ein üppiges Abendessen zu sich genommen.

Während Frieda die einzelnen Meisterwerke ausführlich erläuterte,

wurde ihre Sprache immer undeutlicher. Sie hatte ein paar Cocktails getrunken, mehr als die Hälfte einer Flasche Cabernet Sauvignon geleert und sich zur Verdauung zwei Cognacs hinter die Binde gegossen.

Junior mochte Frauen, die viel tranken. Sie waren meist sehr entgegenkommend ... oder leisteten zumindest keinen Widerstand. Als sie beim siebten Bild angelangt waren, tat die geballte Kraft von Alkohol, dem schweren französischen Essen und Jack Lienterys gewaltiger Kunst ihre verheerende Wirkung. Frieda erbebt, stützte sich mit einer Hand an ein Bild, ließ den Kopf hängen und tat etwas, was keine gute Reklame für den Künstler war. Junior konnte sich gerade noch mit einem beherzten Sprung aus der Gefahrenzone retten. Damit war die Hoffnung auf eine Liebesnacht zunichte, was ihn nicht wenig enttäuschte.

Im Mann, der weniger Selbstbeherrschung als Junior besaß, hatte sich wahrscheinlich der nächstbesten Vase bemächtigt – ein bronzenes Monstrum, das an Dinosaurierexkremente erinnerte – und sie Frieda über den Kopf gestülpt.

Als Frieda sich endlich ausgekotzt und die Besinnung verloren hatte, ließ Junior das Häufchen Elend am Boden liegen und machte sich ohne Zögern daran, ihre Wohnung zu besichtigen. Seitdem er vor mehr als vierzehn Monaten Vanadiums Haus durchsucht hatte, machte es Junior Spaß, etwas über andere Menschen in Erfahrung zu bringen, indem er in ihrer Abwesenheit einen Rundgang durch deren Heim machte. Da ihm nicht daran gelegen war, wegen Hausfriedensbruchs hinter Gitter zu wandern, bot sich die Gelegenheit dazu nicht allzu oft, es sei denn bei Frauen, mit denen er schon so lange zusammen war, dass ein Schlusselfaustausch gerechtfertigt schien. Zum Glück genügte in diesem goldenen Zeitalter der Vertrauensseligkeit und der lockeren Beziehungen schon eine Woche heißer Liebesfreuden, um diese Stufe der Vertrautheit zu erreichen.

Die Sache hatte nur einen einzigen Haken: Junior musste regelmäßig sein Türschloss austauschen.

Da er nicht die Absicht hatte, sich noch einmal mit dieser Frau zu treffen, ergriff er die vermutlich einzige Gelegenheit, die sich ihm je bieten wurde, die intimen, bizarren Geheimnisse ihres Lebens zu ergründen, beim Schöpf. Er begann seinen Rundgang in der Küche, wo er den Inhalt des Kühlschranks und der Schranke begutachtete, und beendete ihn im Schlafzimmer.

Von allen Raritäten, die Junior in Friedas Wohnung entdeckte, erregten die Waffen am stärksten sein Interesse. Sie waren in sämtlichen Räumen versteckt: Revolver, Pistolen und zwei Sturmgewehre. Sechzehn insgesamt.

Die meisten dieser Waffen waren geladen und schussbereit, fünf jedoch lagen, noch in ihrer Originalverpackung, ganz hinten im Schlafzimmerschrank. Den Kaufquittungen nach zu urteilen, die auf die Schachteln aufgeklebt waren, musste sie sämtliche Schießbeisen legal erworben haben.

Junior konnte nichts finden, was ihre Paranoia erklärt hatte ... aber in ihrem Bücherschrank entdeckte er zu seiner großen Überraschung sechs Bände von Caesar Zedd. Die Seiten hatten Eselsohren, und im Text waren viele Passagen dick unterstrichen. Offensichtlich hatte sie nichts aus der Lektüre gelernt. Nie hatte sich ein ernsthafter und vernünftiger Schuler Zedds so gehen lassen wie Frieda Bhs.

Junior nahm eine der original verpackten Pistolen an sich, eine 9-mm-Halbautomatik. Wahrscheinlich wurden Monate ins Land gehen, bevor sie merkte, dass die Waffe aus ihrem Schrank verschwunden war, und wenn sie den Verlust entdeckte, wurde sie keine Ahnung mehr haben, wer sie genommen haben konnte. Munitionsvorräte waren, versteckt unter Kleidungsstücken und anderem Krimskrams, auf sämtliche Schrankfächer und Kommodenschubladen verteilt. Junior konfiszierte eine Schachtel mit 9-mm-Patronen.

Als er das Haus verließ, blieb Frieda bewusstlos in einer Wolke säuerlicher Ausdunstungen zurück, eine Verfassung, in der sie auch ohne BH keinen Reiz auf ihn ausübte.

Zwanzig Minuten später genehmigte er sich in seiner Wohnung einen Sherry auf Eis. Am Glas nippend, trat er ins Wohnzimmer und bewunderte seine beiden Bilder. Von einem Teil des Gewinns,

den ihm Tammy Beans Aktienschnappchen eingebracht hatten, hatte er ein zweites Werk von Sklent erstanden. Das Gemälde mit dem Titel *Der Schmarotzer des Verderbens frtsst sich ins Gehirn des Säuglings, Version 6*, war so abgrundtief widerwärtig, dass es keinen Zweifel an der Geniahtat des Kunstlers ließ.

Nach einer Weile trat er vor die Industriefrau und betrachtete sie m ihrer ganzen Schrottplatzherrhchkeit. Ihre Sup-pentopfbruste erinnerten ihn an Friedas nicht minder üppigen Busen, aber bedauerlicherweise rief ihm der zum stummen Schrei aufgerissene Mund den Moment ins Gedächtnis, m dem sich Frieda übergeben hatte.

Diese Assoziationen trübten Juniors Kunstgenuss, und als der Industnefrau gerade den Rücken kehren wollte, fiel se_n Blick plötzlich auf die Vierteldollar-Munzen. Drei lagen auf dem Boden neben ihren Getneberader-und-Fleischerbeil-Fußen- Sie waren vorher nicht dort gewesen.

Ihre Eisenhande waren immer noch abwehrend über der Brust verschränkt. Als Knöchel hatte der Kunstler große sechseckige Schraubenmuttern auf ihre Harkenzmkenhande aufgelotet, und auf einer dieser Muttern lag eine vierte Münze.

Als hatte sie in seiner Abwesenheit geübt.

Als wäre an diesem Abend jemand hier gewesen und hatte ihr diesen Munzentrück beigebracht.

Die 9-mm-Pistole und die Munition lagen auf einem Tischchen im Flur. Mit fliegenden Händen nss Junior die Schachteln auf und lud die Waffe.

Er versuchte das unerträgliche Jucken m seinem Phantomzeh zu ignorieren, während er die Wohnung absuchte. Vorsichtig, entschlossen, sich diesmal nicht tatsächlich versehentlich m den Fuß zu schießen, schlich er von Zimmer zu Zimmer.

Vanadium war nicht da, weder tot noch lebendig.

Junior rief einen rund um die Uhr arbeitenden Schlusssel-dienst an und zahlte einen horrenden Nachzuschlag, um die beiden Sicherheitsschlösser austauschen zu lassen.

Am nächsten Morgen sagte er seine Deutschstunden ab. Es war eine unmögliche Sprache. Die Worter waren viel zu lang.

Abgesehen davon, konnte er es sich nicht mehr leisten, endlos viel Zeit mit dem Erlernen einer neuen Sprache oder mit Opernbesuchen zu verschwenden. Sein Leben war dadurch so voll gepackt, dass ihm kaum Zeit für die Suche nach Bartholomew blieb.

Sein animalischer Instinkt sagte ihm, dass die Sache mit dem Vierteldollar im Restaurant und mit den Münzen, die er jetzt in seinem Wohnzimmer entdeckt hatte, irgendetwas mit seiner bisher erfolglosen Suche nach Bartholomew, Seraphim Whites unehelichem Balg, zu tun hatte. Er konnte den Zusammenhang nicht logisch erklären; aber Zedds Lehre zufolge zeigt uns das Tier in uns die einzige reine Wahrheit, die wir je kennen werden.

Folglich widmete er der täglichen Beschäftigung mit den Telefonbüchern von nun an mehr Zeit. Er hatte sich die Adressenverzeichnisse sämtlicher neun Verwaltungsbezirke beschafft, aus denen die Stadt und das Umland bestanden.

Ein Mensch namens Bartholomew hatte Seraphims Sohn adoptiert und dem Jungen seinen Namen gegeben. Junior ging mit der Geduld, die er sich beim Meditieren angeeignet hatte, an die vor ihm liegende Aufgabe heran und entwickelte intuitiv schon bald ein Mantra, das ihm ständig im Kopf kreiste, während er die Telefonbücher durchforstete: *Finde den Vater, töte den Sohn.*

Seraphims Kind war auf der Welt, seitdem Naomi tot war, also seit nahezu fünfzehn Monaten. Fünfzehn Monate hätten Junior eigentlich reichen müssen, um den kleinen Mistkerl aufzuspüren und aus dem Weg zu schaffen.

Manchmal wachte er mitten in der Nacht auf und hörte sich selbst das Mantra murmeln, das er offensichtlich im Schlaf unaufhörlich wiederholt hatte. »Finde den Vater, töte den Sohn.«

Im April stieß Junior auf drei Bartholomews. Als er, zum Mord entschlossen, die drei Zielobjekte ausspionierte, musste er allerdings feststellen, dass keiner der Männer einen Sohn namens Bartholomew oder überhaupt ein Adoptivkind hatte.

Im Mai entdeckte er einen weiteren Bartholomew. Wieder nicht der Richtige.

Da er nicht wissen konnte, ob ihm sein Instinkt nicht irgendwann einmal sagen würde, dass einer von ihnen doch sein Todfeind war,

legte Junior für alle Fälle über jeden der Männer einen Aktenvermerk an. Natürlich hätte er, um sicherzugehen, einfach alle vier umbringen können, aber eine ganze Serie toter Bartholomews hätte, selbst wenn sie in verschiedenen Gerichtsbezirken aufgefunden wurden, früher oder später unnötiges Interesse bei der Polizei geweckt.

Am 3. Juni stieß er auf einen weiteren Bartholomew, mit dem er nichts anfangen konnte; am Samstag dem 25. hingegen hatte er zwei ausgesprochen beunruhigende Erlebnisse. Als er das Küchenradio einschaltete, erfuhr er, dass mit »Paperback Writer« wieder einmal ein Beatles-Song die Spitze der amerikanischen Hitliste erklommen hatte, und dann erhielt er einen Anruf von einer Toten.

Tommy James and the Shondells - nette amerikanische Tungs - waren mit ihrem Lied »Hanky Panky«, das in Juniors Augen viel besser war als das Stück der Beatles, weiter unten in der Hitliste gelandet. Ihn bedrückte die Tatsache, dass seine Landsleute ihren heimischen Talenten die Unterstützung verweigerten. Das Land schien ganz versessen darauf, in Sachen Kultur den Ausländern das Feld zu überlassen.

Um 3 Uhr 20 nachmittags, als er gerade voller Empörung das Radio ausgeschaltet hatte, klingelte das Telefon. Mit dem Telefonbuch von Oakland vor sich in der Frühstücksnische sitzend, hätte er um ein Haar *Finde den Vater, töte den Sohn* statt »Hallo« gesagt.

»Ist Bartholomew da?«, fragte eine Frau.

Junior verschlug es vor Schreck die Sprache.

»Bitte, ich muss mit Bartholomew sprechen«, bat die Anruferin mit leisem Drängen.

Ihre Stimme war leise, kaum mehr als ein Flüstern, zudem angsterfüllt; unter anderen Umständen hätte er sie sicher erotisch gefunden.

»Wer spricht da?«, fragte Junior, aber die Worte kamen viel zu dünn und piepsig heraus, um einschüchternd zu wirken.

»Ich muss Bartholomew warnen. Es ist *sehr wichtig*.«

»Wer *spricht* da?«

Wellen des Schweigens fluteten durch die Leitung. Aber die Frau

war noch da. Er spürte die Schwingungen ihrer Gegenwart wie aus einer großen Tiefe.

Im Bewusstsein der Gefahr, etwas Falsches zu sagen, sich selbst zu belasten, biss sich Junior auf die Zunge und wartete. Als die Anruferin endlich wieder das Wort ergriff, klang ihre Stimme, als käme sie aus einer anderen Welt. »Würden Sie Bartholomew bitte sagen ... ?«

Junior presste den Hörer so krampfhaft an die Wange, dass ihm das Ohr wehtat.

Aus noch weiterer Ferne: »Würden Sie ihm sagen ... ?«

Was sollte er ihm sagen?

»Sagen Sie ihm, Victoria hat angerufen, um ihn zu warnen. «

Klick.

Weg war sie.

Er glaubte nicht an die rastlose Seele von Toten. Keine Sekunde lang.

Da er schon so lange nicht mehr mit Victoria Bressler geredet hatte - und auch damals nur bei zwei Gelegenheiten -und weil die Frau am Telefon so leise gesprochen hatte, konnte Junior nicht sagen, ob die Stimmen identisch waren.

Nein, ausgeschlossen. Er hatte Victoria fast eineinhalb Jahre vor diesem Anruf umgebracht. Wenn man tot war, war man für immer fort.

Junior glaubte weder an Götter und Teufel noch an Himmel und Hölle, noch gar an ein Leben nach dem Tod. Sein Glaube richtete sich auf ein einziges Objekt: seine eigene Person.

Im Sommer 1966 jedoch, nach dem unheimlichen Anruf, benahm er sich, als würden ihm Gespenster im Nacken sitzen. Beim geringsten, noch so milden Luftzug gefror ihm das Blut in den Adern, und er drehte sich erschrocken im Kreis, um nach der Quelle zu forschen. Das belangloseste Geräusch konnte ihn mitten in der Nacht veranlassen, aus dem Bett zu springen und durch die ganze Wohnung zu streifen, wobei er immer wieder vor harmlosen Schatten zurückfuhr und vor lauernden Erscheinungen zusammensuckte, die er am Rande seines Gesichtsfeldes wahrzunehmen glaubte.

Manchmal, wenn er sich im Badezimmer rasierte oder im Flur die Haare kämmte, glaubte er im Spiegel eine dunkle, schattenhafte Gestalt zu sehen, die, durchsichtiger noch als Rauch, hinter ihm stand oder vorüberhuschte. Dann wieder schien diese Gestalt *im* Spiegel selbst aufzutauchen. Er konnte sie nicht deutlich sehen und genauer betrachten, weil sie sich in dem Moment, in dem er sich ihrer Gegenwart bewusst wurde, schon wieder in nichts auflöste.

Natürlich waren das alles Fantasiegebilde, die er seiner inneren Anspannung zu verdanken hatte.

Immer häufiger bediente er sich der Meditation, um Spannungen abzubauen. Mittlerweile beherrschte er die Meditation ohne Objekt - das vollkommene Abschalten der Gedanken - so perfekt, dass eine halbe Stunde der Versenkung so erfrischend war wie eine durchschlafene Nacht.

Am Montag, dem 19. September, kehrte er am späten Nachmittag wieder einmal von der ergebnislosen Nachforschung nach einem Bartholomew, diesmal in Corte Madera auf der anderen Seite der Bucht, nach Hause zurück. Ermattet von seiner endlosen Suche und niedergeschlagen angesichts der ständigen Rückschläge, suchte er Trost in der Meditation.

Nur mit einer Unterhose bekleidet, setzte er sich auf ein mit Eiderdaunen gefülltes Seidenkissen, das auf dem Boden lag. Mit einem Seufzer nahm er den Lotossitz ein: Rücken gerade, Beine überkreuzt, Hände mit der Handfläche nach oben auf den Oberschenkeln ruhend.

»Eine Stunde«, sagte er laut und setzte damit eine innere Uhr in Gang, die ihn sechzig Minuten später aus der meditativen Versenkung zurückrufen würde.

Als er die Augen schloss, sah er das Bild eines Kegels vor sich, ein Überbleibsel aus den Anfangstagen seiner Meditationspraxis. In nicht einmal einer Minute schaffte er es, dass sich der Kegel auflöste und sein Kopf sich mit einem form-losen, lautlosen, wohltuenden weißen Nichts füllte.

Weiß. Nichts.

Nach einer Weile durchbrach eine Stimme das vollkommene, leere Schweigen. Bob Chicane. Sem Lehrer.

ob forderte ihn leise auf, ganz langsam aus seiner tiefen meditativen Versenkung aufzutauchen, aufzutauchen, *aufzutauchen*

...

Es war eine Erinnerung, keine Wirklichkeit. Selbst bei einem Meister der Meditation konnte es vorkommen, dass sich der Geist dieser höchsten Stufe des seligen Vergessens widersetzte und es mit akustischen und visuellen Erinnerungen zu stören suchte.

Unter Aufbietung seiner ganzen Konzentrationsfähigkeit -die beträchtlich war - versuchte Junior, den Geist Chicanes zum Schweigen zu bringen. Zuerst verblasste die Stimme tatsächlich immer mehr, doch schon bald wurde sie wieder lauter und eindringlicher.

In seinem weichen weißen Nichts spürte Junior einen Druck auf den Augen, und dann tauchten visuelle Halluzinationen auf, die seinen tiefen inneren Frieden störten. Er fühlte, wie ihm jemand mit Gewalt die Lider hochschob, und dann schwebte wenige Zentimeter vor ihm Bob Chicanes sorgenzerfurchtes Gesicht mit seinen scharfen fuchsartigen Zügen, dem schwarz gelockten Haar und dem Walrossbart.

Er nahm an, dass Chicane nur in seiner Vorstellung existierte.

Bald merkte Junior, dass er sich mit dieser Annahme geirrt hatte, als der Lehrer nämlich den Versuch machte, ihn aus dem Lotossitz zu befreien, fiel die schützende Taubheit von seinen Gliedern ab, und er spürte Schmerzen. Unerträgliche Schmerzen.

Sein ganzer Körper pulsierte von oben bis unten, vom Hals bis zu den neun Zehenspitzen. Die Beine fühlten sich am schlimmsten an, durchdrungen von einem heißen, stechenden Schmerz.

Chicane war nicht allein. Spark> Vox, der Hausverwalter, tauchte auf und blieb hinter ihm stehen. Zweiundsiebzig Jahre alt, aber so behande wie ein Affe, ging Sparky nicht wie ein normaler Mensch, sondern rannte vielmehr wie ein Kapuzineraffen.

»Ich hoffe, es war richtig, dass ich ihn hereingelassen habe, Mr Cam.« Sparky hatte auch den Überbiss eines

Kapuzner-affchens. »Er hat gesagt, dass es ein Notfall ist.«

Nachdem Bob Chicane die Beine von Junior entknotet hatte legte er ihn auf den Rücken und massierte ihm kraftig -besser gesagt, grob - Schenkel und Waden. »Ziemlich schlimme Muskelkrämpfe«, sagte

er zur Erklärung.

Tumor merkte, dass ihm zäher Speichel aus dem rechten Mundwinkel lief. Zittrig hob er eine Hand und wischte sich über das Gesicht.

Offensichtlich lief ihm der Speichel schon seit geraumer Zeit aus dem Mund. Wo Kinn und Hals nicht klebrig feucht waren, hatte sich eine verkrustete Schicht getrockneter Spucke gebildet.

»Nachdem du auf mein Klingeln nicht reagiert hast, wuss-te ich gleich, was die Stunde geschlagen hat, Mann«, sagte Chicane zu Junior.

Dann sagte er etwas zu Sparky, der gleich darauf zur Tür hinausfhtzte.

Junior konnte weder reden noch auch nur vor Schmerzen wimmern. Die Spucke war ihm anscheinend so lange aus dem offen stehenden Mund gelaufen, dass seine Kehle jetzt völlig ausgetrocknet und rau war. Es fühlte sich an, als hatte er einen kleinen Imbiss aus gesalzenen Rasierklingen zu sich genommen, die ihm im Schlund stecken geblieben waren. Sem Atem pffft und rasselte wie ein trippelnder Mistkaferschwarm.

Die kraftige Massage fing gerade an, Junior etwas Erleichterung zu verschaffen, da kehrte Sparky mit sechs eisgefull-ten, verstopften Gummibehaltern zurück. »Das ist alles, was sie unten im Laden an Eis vorratig hatten.«

Chicane druckte Junior die Eisbeutel fest um die Schenkel. »Starke Muskelkrämpfe führen zu Entzündungen. Abwechselnd zwanzig Minuten Eispackung und zwanzig Minuten Massage, bis das Schlimmste vorbei ist.«

Das Schlimmste stand Junior allerdings noch bevor.

Mittlerweile war ihm klar geworden, dass er sich mindestens achtzehn Stunden lang im meditativen Trancezustand befunden hatte. Er hatte am Montagnachmittag um fünf Uhr den Lotossitz eingenommen ... und dienstags um elf Uhr vormittags erschien Bob Chicane immer zu ihrer wöchentlichen Sitzung.

»Du beherrschst die Meditation ohne Objekt besser als irgendein Mensch, den ich kenne, besser als ich selbst. Und genau aus diesem Grund darfst du *niemals* eine längere Meditation ohne Begleitung beginnen«, sagte Chicane erzürnt. »Das Mindeste aber, das

Allermmdeste, wäre, dass du deinen elektronischen Zeitmesser einstellst. Ich kann ihn nirgends sehen, du etwa?»

Schuldbewusst schüttelte Junior den Kopf.

»Nein, ich kann ihn nicht sehen«, wiederholte sich Chicane. »Ein Meditationsmarathon bringt dir überhaupt nichts. Zwanzig Minuten sind genug, Mann. Höchstens eine halbe Stunde. Du hast dich auf deine innere Uhr verlassen, stimmt das?«

Beschämt nickte Junior.

»Und du hast deine innere Uhr auf eine Stunde eingestellt, habe ich Recht?«

Bevor Junior antworten konnte, trat das Schhmmstmogh-che ein: eine Blasenlahmung,

Er hatte dem Himmel dafür gedankt, dass er während der langen Trance nicht in die Hose gemacht hatte. Jetzt hatte er mit Freuden *jede* Peinlichkeit m Kauf genommen, wenn ihm dadurch diese schrecklichen Krampfe erspart geblieben waren.

»O mein Gott«, stöhnte Chicane, während er Junior mit Sparkys Hilfe ms Badezimmer schleifte.

Der Druck auf seiner Blase war gewaltig, unaussprechlich, der Harndrang kaum auszuhalten, aber er konnte sich nicht erleichtern. Mehr als achtzehn Stunden lang war die natürliche Funktion des Harntrakts durch die meditativ Versenkung unterbrochen gewesen. Jetzt war die goldene Kammer fest verschlossen. Jedes Mal, wenn er versuchte, den Blasenschließmuskel zu entspannen, wurde er von einem weiteren und noch scheußlicheren Krampf geschüttelt. Er fühlte sich, als hatte sich der Lake Mead in seiner überdehnten Blase

J

ngestaut und konnte nicht abfließen, weil man in seinem Harnleiter den Hoover-Damm errichtet hatte.

Solche Schmerzen hatte Junior bisher nur erlebt, wenn er vorher getötet hatte.

Da Bob Chicane seinen Schuler erst allem lassen wollte, wenn dieser physisch, emotional und geistig wieder hergestellt war, blieb

er bis halb vier. Bevor er ging, hatte er Junior noch eine traurige Mitteilung zu machen: »Ich kann dich nicht weiter unterrichten, Mann. Tut mir Leid, aber du bist einfach zu heftig für mich. Du musst immer übertreiben. Bei allem, was du tust. Die vielen Frauen, die du verschleißt, dieser ganze Kunstkram, was immer du mit all diesen Telefonbüchern anstellst ... jetzt sogar die Meditation. Alles viel zu übertrieben, zu besessen. Tut mir Leid. Lass es dir gut gehen, Mann.«

Wieder allem, setzte sich Junior mit einer Kanne Kaffee und einer kompletten Schokoladenkaramel-Torte aus dem Tiefkühlfach in die Frühstücksmüsche.

Chicane hatte Junior, als die Blasenlahmung endlich überwunden und der Stausee abgelassen war, empfohlen, viel Kaffee und Zucker zu sich zu nehmen, um einen zwar unwahrscheinlichen, aber nicht unmöglichen spontanen Ruckfall in den Trancezustand zu verhindern. »So lange, wie du jetzt Alphawellen durch dein Hirn gepumpt hast, durftest du in nächster Zeit ohnehin keinen Schlaf brauchen.«

Und wirklich fühlte sich Junior, obwohl er körperlich erschöpft und angeschlagen war, geistig erfrischt und hellwach.

Es war an der Zeit, dass er sich ernsthaftere Gedanken über seine Situation und seine Zukunft machte. Die persönliche Entwicklung war nach wie vor ein erstrebenswertes und lob-würdiges Ziel, aber er musste seine Bemühungen starker auf das wichtige konzentrieren.

Er besaß die Fähigkeit, in allem, was er sich vornahm, außergewöhnliche Leistungen zu vollbringen. In dieser Hinsicht hatte Bob Chicane Recht: Junior war begeisterungsfähiger als die meisten anderen Menschen, er verfügte über größere Gaben, aber auch die Kraft, sie zu nutzen.

Rückblickend erkannte er, dass die Meditation nicht der richtige Weg für ihn war. Es war eine passive Beschäftigung, während er von Natur aus ein Mann der Tat war, einer, der am glücklichsten war, wenn er *aktiv* wurde.

Er hatte sich in die Meditation geflüchtet, weil er frustriert war über seine ewigen Misserfolge bei der Suche nach Bar-tholomew und verunsichert durch seine offenbar paranormalen Erlebnisse mit Vierteldollar-Munzen und Anrufen aus dem Reich der Toten.

Starker verunsichert, als ihm bewusst geworden war oder als er es sich hatte eingestehen können.

Die Angst vor dem Unbekannten zeugte von Schwache, weil sie auf dem Glauben an die Existenz von Seinsdimensionen basierte, die sich der Kontrolle des Menschen entzogen. Zedds Lehre zufolge gibt es nichts, was wir nicht mit dem Bewusstsein steuern können, er zeigt uns, dass die Natur nichts anderes ist als ein stumpfsinnig mahlendes Raderwerk, in dem nicht mehr Geheimnisse verborgen sind als in einem Glas Apfelmus.

Im Übrigen ist die Angst vor dem Unbekannten auch deshalb eine Schwache, weil sie uns klein macht. Und Bescheidenheit ist, wie Zedd erklärt, nur etwas für Versager. Um gesellschaftlich und wirtschaftlich voranzukommen, müssen wir Bescheidenheit *vortauschen* - betreten mit den Füßen scharren, den Hals einziehen und selbstkritische Bemerkungen fallen lassen -, weil Verstellung die gängige Währung der Zivilisation ist. Wenn wir uns aber je in echter Bescheidenheit ergehen, sind wir nicht besser als die große Masse der Menschen, die Zedd als »sentimentale Weichlinge, verliebt in den Misserfolg und das eigene Unglück« bezeichnet. Während er sich mit Karamelkuchen voll stopfte und Unmengen Kaffee in sich hineinschüttete, um einen ungewollten Ruckfall in die meditative Erstarrung zu verhindern, gestand sich Junior mannhaft ein, dass er schwach gewesen, dass er dem Unbekannten mit Angst begegnet war und den Ruckzug angetreten hatte, anstatt sich ihm mutig zu stellen.

Selbsttäuschung ist gefährlich, weil wir niemandem auf der Welt trauen können außer uns selbst. Er beglückwünschte sich zu diesem ehrlichen Eingeständnis seiner Schwache.

Die jüngsten Ereignisse hatten ihm auf schmerzhaft Weise die Augen geöffnet, und er schwor sich, nie mehr zu meditieren, /*egliche* passive Reaktion auf die Herausforderungen des Lebens zu vermeiden. Er musste das Unbekannte erforschen, statt angstlich davor zurückzuweichen. Außerdem wurde er durch dieses mutige Vorgehen beweisen, dass das Unbekannte nichts weiter war als Kartoffelbrei, Apfelmus oder was auch immer.

Er musste endlich darangehen, so viel wie irgend möglich über Geister, Verwünschungen und die Rache der Toten zu lernen.

In den letzten Monaten des Jahres 1966 gab es nur noch zwei offenbar paranormale Vorkommnisse in Junior Cams Leben, deren erstes sich am Mittwoch, dem 5. Oktober, ereignete.

Als Junior einen Streifzug durch seine Lieblingsgalerien unternahm, um sich die neuesten dort ausgestellten Arbeiten anzusehen, landete er irgendwann auch vor den Schaufenstern der Galerie Coqum. In das Blickfeld der Passanten gerückt, waren dort die Arbeiten des Bildhauers Wroth Gnskm ausgestellt: zwei mächtige Stücke, die jedes für sich mindestens vier Zentner wiegen mussten, und sieben kleinere, auf Sockeln stehende Bronzestatuetten.

Gnskm, ein ehemaliger Sträfling, der elf Jahre wegen Mordes abgesessen hatte, bevor eine Interessengemeinschaft von bildenden Künstlern und Schriftstellern ihren Einfluss geltend gemacht und dadurch erreicht hatte, dass er auf Bewahrung entlassen wurde. Er war ungeheuer talentiert. Keinem Künstler war es bisher gelungen, ein solches Maß an Wut und Grausamkeit im Werkstoff Bronze auszudrücken wie Gris-kin. Seine Arbeiten standen schon lange auf dem kleinen Wunschzettel der Objekte, die Junior für seine Sammlung erwerben wollte.

Acht der neun ausgestellten Skulpturen waren so beklemmend, dass viele Passanten bei ihrem Anblick erbleichten, sich hastig abwandten und weitereilten. Es konnte nicht jeder ein Kunstkenner sein.

Das neunte Stück ließ keine künstlerische Inspiration erkennen, stammte mit Sicherheit nicht von Griskm, und niemand hatte es auch nur eines zweiten Blickes gewürdigt ... außer Junior, der völlig außer sich geriet. Auf einem schwarzen Sockel stand ein Kerzenhalter aus Zinn, der haargenau so aussah wie der Leuchter, mit dem er Thomas Vanadium den Schädel eingeschlagen und dessen zuvor pfannkuchenflaches Gesicht räumliche Dimensionen verliehen hatte.

Das graue Zinn war stellenweise mit einem fleckigen schwarzen Belag überzogen. Ruß vielleicht. Als hätte er in einem Feuer gestanden.

Wachsfänger und Tülle am oberen Ende des Leuchters waren rostrot gesprenkelt. In der Farbe von getrocknetem Blut.

Von diesen unheimlichen Farbtupfern standen Fasern ab, die kleben

geblieben waren, als die Spritzer noch nass waren. Sie sahen aus wie Menschenhaare.

Das Blut erstarrte ihm vor Angst in den Adern, und er stand unbeweglich wie ein festsitzender Thrombus im Strom der vorbeieilenden Fußgänger und hatte das Gefühl, dass ihn gleich selbst der Schlag treffen würde.

Er schloss die Augen. Zählte bis zehn. Öffnete sie wieder.

Der Kerzenleuchter thronte immer noch auf dem Sockel.

Nachdem sich Junior in Erinnerung gerufen hatte, dass die Natur nichts weiter war als eine stumpfsinnige Maschine, die keinerlei Geheimnisse barg, und dass sich das Unbekannte stets als etwas Altbekanntes erwies, wenn man es nur wagte, seinen Schleier zu lüften, stellte er fest, dass er sich bewegen konnte. Zwar hatte er das Gefühl, seine Füße mussten so schwer wie die bronzenen Skulpturen von Wroth Griskm sein, aber er zwang sich, zur Eingangstür der Galerie Coquin zu gehen und einzutreten.

Im ersten der drei großen Räume war weder ein Kunde noch ein Mitarbeiter der Galerie zu sehen. Nur in den buh'eren Kunsthandlungen wimmelte es von Kauflustigen und Verkäufern. In einem so erstklassigen Etablissement wie die-^{em} wurden neugierige Gaffer eher abgeschreckt, und der hohe Wert der exklusiven Kunstobjekte zeigte sich eben auch daran dass die Galeristen eine geradezu krankhafte Abneigung an den Tag legten, ihre Ware anzupreisen.

Auch im zweiten und im dritten Raum traf er keine Menschenseele an; es herrschte eine Totenstille wie in den schall-gedammten Kammern eines Bestattungsunternehmens. An den dritten Raum grenzte jedoch, den Blicken der Besucher diskret entzogen, ein kleiner Büroraum. Als Junior, offensichtlich von Überwachungskameras auf Schritt und Tritt begleitet, den dritten Raum durchquerte, trat ein Mann lautlos aus dem Büro, um ihn zu begrüßen.

Der Galerist war ein hoch gewachsener Mann mit silber-grauem Haar, scharf gemeißelten Zügen und der hochmutigen, allwissenden Miene eines königlichen Gynäkologen. Er trug einen maßgeschneiderten grauen Anzug und eine goldene Rolex, für die Wroth Gnskin in seinen jungen Jahren wahrscheinlich einen Mord

begangen hatte.

»Ich interessiere mich für einen der kleineren Gnskms«, erklärte Junior, der es gerade so schaffte, äußerlich ruhig zu wirken, obwohl sein Mund vor lauter Angst wie ausgetrocknet war und in seinem Kopf irrwitzige Bilder des durchgeknallten Bullen kreisten, der tot und langst verfault war, aber dennoch in San Francisco

herumgeisterte.

»Ja?«, entgegnete die graue Eminenz, und der Mann rümpfte dabei die Nase, als erwartete er von seinem Besucher die Frage, ob der Ausstellungssockel im Preis Inbegriffen sei.

»Mich fasziniert eigentlich eher die Malerei als die Bildhauerei«, sagte Junior. »Also, die einzige Skulptur, die ich bisher erworben habe, ist ein Ponferan.«

Die *Industriefrau*, die er vor nicht einmal achtzehn Monaten in einer anderen Galerie für etwas mehr als neuntausend

ollar gekauft hatte, musste mittlerweile einen Marktwert p⁰¹¹ mindestens dreißigtausend haben, so rasant war Baval onferans künstlerisches Ansehen gestiegen.

Angesichts dieses Beweises für den guten Geschmack und die Kaufkraft seines Kunden taute die eisige Miene des Galeristen auf, wenn auch kaum merklich. Er deutete ein Lächeln an oder rümpfte die Nase über einen zwar schwachen, aber unangenehmen Geruch - schwer zu sagen, was von beidem - und stellte sich als Maxim Coquin, Inhaber der Galerie, vor.

»Das Stuck, das es mir angetan hat«, sagte Junior, »ist das Objekt, das wie ein K-k-kerzenstander aussieht. Es unterscheidet sich ziemlich stark von den anderen.«

Der Galerist gab sich betont verständnislos, als er durch die drei Räume zum Schaufenster vorausging und dabei so lautlos wie auf Radern über den spiegelglatten Marmorboden glitt.

Der Kerzenstander war verschwunden. Auf dem Sockel, auf dem er gestanden hatte, thronte jetzt eine Bronzestatue von Griskin, die so großartig war, dass schon ein fluchtiger Blick darauf Nonnen und Mordern gleichermaßen Albträume beschert hatte.

Als Junior zu einer Erklärung ansetzte, spiegelten sich in Maxim Coquins Miene nicht weniger Zweifel als im Gesicht eines Polizisten, wenn ihm ein Verdachtiger mit blutbefleckten Händen

sein Alibi aufsuchte. Schließlich sagte er: »Ich bin mir ziemlich sicher, dass Wroth Griskm keine Kandelaber produziert. Wenn Sie so etwas suchen, empfehle ich Ihnen die Haushaltswarenabteilung im Kaufhaus Gump's.«

Wütend, beschämt und angstvoll zugleich, ein wandelndes

Vexierbild der Gefühle, verließ Junior die Galerie.

Auf der Straße drehte er sich noch einmal um, um sich zu vergewissern, ob der Kerzenstander vielleicht durch übernatürliche Kräfte nur von dieser Seite des Schaufensters aus zu sehen war, aber er blieb verschwunden.

In den Herbstmonaten las Junior Unmengen von Büchern über Gespenster, Poltergeister, Spukhauser, Geisterschiffe> Seancen, Klopffeister, Geisterscheinungen, Jenseitskontakte, automatisches Schreiben, Tonbandstimmen, Botschaften aus dem Jenseits, Geisterbeschwörung, Exorzismus, Astralreisen, Ouijabrett-Befragungen und Stickerei.

Er war zu der Überzeugung gekommen, dass ein Mensch mit ausgeglichener und hoch entwickelter Persönlichkeit eine künstlerische Tätigkeit ausüben sollte, in der er es zur Meisterschaft brachte, und die Stickerei erschien ihm da reizvoller als etwa Topfern oder Laubsagearbeit. Für das Topfern hatte er eine Drehscheibe und einen sperrigen Brennofen benötigt, und die Laubsagearbeit mit all dem Leim und dem vielen Lack machte zu viel Schmutz. Im Dezember nahm er sein erstes Projekt in Angriff: ein kleines Kissen, auf dem ein von einem geometrischen Muster gerahmter Spruch von Zedd - »Nur ein Versager übt sich in Bescheidenheit« - aufgestickt war.

Am 13. Dezember, nach einem arbeitsreichen Tag, an dem er seine Geisterforschung betreiben, die Telefonbuchsache nach Bartholomew fortgesetzt und an seiner Stickerei gearbeitet hatte, weckte ihn um 3 Uhr 22 nachts ein Gesang. Eine einzelne Stimme. Keine Instrumentalbegleitung. Eine Frau.

In seiner Schlaftrunkenheit, wohlighingehüllt in die luxuriöse Wärme der Pratesi-Laken aus edlem, schwarzseiden gefärsstem Baumwollsatm, glaubte Junior zuerst, dass er in einem Dämmerzustand zwischen Wachen und Schlafen schwebte, in dem das Singen noch als Erinnerungsfetzen aus einem Traum

nachhallte. Die Stimme schwoll an und ab, blieb aber doch so leise, dass er die Melodie im ersten Moment nicht erkennen konnte; als ihm aber bewusst wurde, dass es »Someone to Watch over Me« war, fuhr er senkrecht in die Höhe und warf die Decke zurück.

Dann machte er sich, im Laufen die Lichter anknipsend, auf die Suche nach der Quelle des Gesangs. Er trug die 9-mm-Pistole bei sich, die ihm gegen einen geisterhaften Besucher wenig genutzt hatte, aber auch seine umfangreiche *Lektüre* hatte ihn nicht zu der Überzeugung gebracht, dass es feister wirklich gab. Sem Glaube an die Wirksamkeit von

Ugeln - und Zinnleuchtern, was das betraf - war ungebrochen.

Die Singstimme, wenn auch leise und irgendwie hohl, war so klar und melodisch, dass die Vokalwiedergabe des Liedes dem Ohr nicht minder schmeichelte als ein Stück mit großer Orchesterbegleitung.

Und doch hatte der Gesang etwas Beunruhigendes, einen unheimlichen Unterton von Sehnsucht und Verlangen und herzerreißender Wehmut. Die Stimme dieser Frau war - ein besseres Wort fiel Junior nicht ein - *berückend*.

So leise er auch durch die Wohnung schlich, war sie doch nie da, wo er sie vermutete. Immer klang es so, als käme sie aus dem nächsten Zimmer, aber wenn er dann durch die Tür trat, horte es sich wieder so an, als käme der Gesang aus dem Raum, den er gerade hntei sich gelassen hatte.

Dreimal verstummte die Frauenstimme, setzte aber zweimal in dem Moment wieder ein, als er glaubte, sie hatte aufgehört zu singen.

Beim dritten Mal blieb sie stumm.

Das ehrenwerte alte Gemäuer war so solide gebaut wie eine Festung und ausgesprochen gut isoliert; selten horte Junior in seiner Wohnung etwas von den Nachbarn. Noch *nie* hatte Junior aus einer Nachbarwohnung eine Stimme deutlich genug gehört, um zu verstehen, was gesagt - oder, in diesem Fall, gesungen - wurde.

Obwohl er bezweifelte, dass es sich bei der Sängerin um Victoria Bressler, die tote Krankenschwester, handelte, glaubte er, die Stimme wiedererkannt zu haben, die er am 25. Juni am Telefon gehört hatte, als jemand, der behauptete, Victoria zu sein, angerufen hatte, um Bartholomew eindringlich zu warnen.

In dieser vorwinterlichen Jahreszeit um 3 Uhr 31 lag das erste

Morgengrauen noch in weiter Ferne, aber Junior war inzwischen so hellwach, dass es ihm sinnlos erschien, wieder zu Bett zu gehen. Er fühlte sich durch den gespenstischen Gesang ... bedroht, so lieblich, so melancholisch, so wenig bedrohlich er auch gewesen sein mochte.

Er erwog, eine Dusche zu nehmen und sein Tagwerk früh zu beginnen. Aber er hatte ständig *Psycho* vor Augen: Anthony Perkins in Frauenkleidern, das Fleischermesser drohend erhoben. Auch in der Stickerei fand Junior keinen Trost. Die Han-i-Berten ihm zu sehr, als dass er einen präzisen Stich hatte bewerkstelligen können.

Er war nicht in der Stimmung, in einem Buch über Poltergeister und ähnliche Erscheinungen zu lesen.

Also setzte er sich mit seinen Telefonbüchern in die Frühstucksnische und nahm die mühselige Suche nach Bartholomew wieder auf.

Finde den Vater, tote den Sohn.

In nur neun Tagen vernaschte Junior vier attraktive Frauen: eine an Heiligabend, die nächste am ersten Weihnachtsfeiertag, die dritte an Silvester und die vierte am Neujahrstag. Zum ersten Mal im Leben - egal, bei welcher der vier Frauen - war seine Lust beim Liebesakt nicht vollkommen.

Nicht, dass er in seiner Leistungsfähigkeit nachgelassen hatte. Wie immer war er ein Stier, ein Hengst, ein unersättlicher Satyr. Keine seiner Gespielinnen beklagte sich; keine von ihnen hatte noch genug *Kraft*, sich zu beklagen, als er mit ihr fertig war.

Aber irgendetwas fehlte.

Er fühlte sich leer. Unbefriedigt.

So schön sie auch waren, hatte doch keine dieser Frauen sein Verlangen so nachhaltig gestillt wie früher einmal Naomi.

Er fragte sich, ob es vielleicht die Liebe war, die fehlte.

Mit Naomi war der Sex so wunderbar gewesen, weil sie auf vielen Ebenen weit über das Körperliche hinaus miteinander verbunden waren. Sie waren seelisch und geistig so miteinander *verwoben*, dass er, wenn er mit ihr schlief, sich selbst geliebt hatte. Eine größere Nahe und Vertrautheit wurde er nirgendwo finden.

Junior sehnte sich nach einer neuen Herzensgefährtin.
tatsächlich war er klug genug, zu wissen, dass auch die größte
Sehnsucht aus der falschen nicht die richtige Frau machen konnte.
Die Liebe konnte man nicht herbeizitiern, planen
oder willentlich erzeugen. Sie kam aus heiterem Himmel plötzlich
war sie da, wie Anthony Perkins in Frauenkleidern.

Er konnte nur warten. Und hoffen.

Die Hoffnung erhielt reiche Nahrung, als sich Ende 1966 und
weiterhin 1967 in der Damenmode der größte Fortschritt seit der
Erfindung der Nähnadel Bahn brach: der Minirock und dann der
Micromini. Auf den britischen Inseln und dem europäischen
Kontinent hatte Mary Quant - ausgerechnet eine *britische*
Modeschöpferin - mit ihrer großartigen Kreation bereits den
Siegeszug angetreten; nun führte sie Amerika aus dem Mittelalter
der krankhaften Bescheidenheit heraus.

Überall in der glorreichen Stadt wurden Waden, Knie und herrlich
straffe Schenkel freizugig zur Schau gestellt. Das brachte den
romantischen Traumer in Junior zum Vorschein, und er sehnte sich
mehr denn je nach der vollkommenen Frau, der einzigartigen
Geliebten, der Ergänzung seines verwaisten Herzens.

Die Beziehung, die ihm im ganzen Jahr am beständigsten erhalten
blieb, war jedoch die zu der körperlosen Sängerin.

Als er am 18. Februar, von einem Spiritismusseminar nach Hause
kommend, seine Wohnungstür aufschloss, horte er wieder Gesang.
Die gleiche Stimme. Und das gleiche verhasste Lied. Standig an-
und abschwellend, wie beim ersten Mal.

Hastig machte er sich auf die Suche nach der Quelle des Gesangs,
aber nach nicht einmal einer Minute brach dieser ab, noch bevor
Junior herausfinden konnte, woher die Stimme kam. Im Gegensatz
zu jener Nacht im Dezember setzte das Singen nicht wieder ein.
Es beunruhigte Junior, dass die geheimnisvolle Fremde in seiner
Abwesenheit gesungen hatte. Er empfand es als Hausfriedensbruch.

Als Verletzung seiner Privatsphäre.

In Wirklichkeit war aber rein niemand in seiner Wohnung gewesen.
Und da er sich nach wie vor weigerte, an Gespenster zu glauben,
nahm er auch nicht an, dass seine Wohnung in seiner Abwesenheit

von einem Geist heimgesucht worden war.

Dennoch wurde das Gefühl, dass jemand in seine Privatsphäre eingedrungen war, immer stärker, während er, verwirrt und frustriert, ruhelos durch die nun stillen Räume streifte.

Am 19. April begann die unbemannte Raumsonde *Surveyor 3* nach ihrer Landung auf der Mondoberfläche, Aufnahmen zur Erde zu übermitteln, und Junior hörte, als er aus der Dusche stieg, wieder das unheimliche Singen, das von einem fernerer und fremderen Ort als dem Mond zu kommen

schien.

Nackt und triefend nass geisterte er durch die Wohnung. Wie in der Nacht zum 13. Dezember schien die Stimme aus dem Nichts zu kommen: mal erklang sie vor ihm, dann wieder hinter ihm, in der einen Sekunde von rechts und in der nächsten von links.

Diesmal hielt der Gesang jedoch länger an, so lange, dass Junior die Heizungsschachte als dessen Quelle ins Auge fasste. Die Räume seiner Wohnung waren über drei Meter hoch, und die Lüftungsventile befanden sich ziemlich weit oben an den Wänden. Mit Hilfe einer dreistufigen Klappleiter gelangte er nahe genug an eine der Lüftungsklappen heran, um herausfinden zu können, ob die Stimme über das Heizungssystem übertragen wurde. Aber genau in diesem Augenblick brach das Singen ab.

Ein paar Tage später erfuhr Junior von Sparky Vox, dass das Gebäude über ein vierzuges Rohrgebläsesystem verfügte, wobei jede Wohnung über einen eigenen Lüftungsschacht mit Wärme versorgt wurde. Über die Versorgungsschachte konnten keine Stimmen von einer Wohnung zur nächsten übertragen werden, weil die einzelnen Wohnungen nicht durch gemeinsame Rohrleitungen verbunden waren.

-!-

Über Frühling, Sommer und Herbst 1967 hinweg lernte Junior eine Frauen kennen, schlief mit einer Reihe von ihnen und weite nicht daran, dass jede seiner Eroberungen etwas noch nie Dagewesenes mit ihm erlebte. Und doch litt er im Herzen unter einer merkwürdigen Leere.

Keiner dieser Schönen stellte er über ein paar Verabredungen

hinaus nach, und sie ließen ihn ihrerseits in Ruhe, wenn er sich nicht mehr meldete, obwohl sie sicherlich traurig oder vielleicht gar untröstlich darüber waren, dass er Schluss gemacht hatte. Die gespenstische Sängerin legte nicht die Zurückhaltung ihrer Schwestern aus Fleisch und Blut an den Tag und fuhr fort, ihn zu verfolgen.

An einem Vormittag im Juli, als Junior in der städtischen Bibliothek die Regale nach ausgefallenen okkulten Schriften durchstöberte, erklang plötzlich ganz in seiner Nähe die Phantomstimme. Der Gesang war hier leiser als in seiner Wohnung, kaum mehr als ein Murmeln, und die Stimme klang dünner. Die zwei Angestellten, die er beim Eintreten am Informationstisch in der Nähe des Eingangs gesehen hatte, waren jetzt seinen Blicken entzogen und zu weit entfernt, um das Singen zu hören. Junior hatte bereits vor der Tür gewartet, als die Bibliothek ihre Pforten geöffnet hatte, und bis jetzt waren ihm keine anderen Besucher begegnet. Da die Regale massive Rückwände hatten, konnte er durch die Lücken zwischen den Buchreihen nicht in den nächsten Gang blicken.

Die schweren Bände waren wie die Wände eines Labyrinths, ein Irrgarten aus Worten.

Anfangs bewegte er sich vorsichtig von Gang zu Gang, aber bald legte er einen Schritt zu, weil er die Sängerin hinter der nächsten und wieder der nächsten Biegung vermutete. War das, was er aus den Augenwinkeln gesehen hatte, eine Spur ihres Schattens? War das ihr weiblicher Duft, der noch in der Luft hing, als sie schon um die nächste Ecke gebogen war?

Immer neue Wege schlug er in dem Labyrinth ein, um dann umzukehren und die eigene Fährte zurückzuverfolgen, um Ecken und Biegungen vom Okkulten zur zeitgenössischen Literatur, von der Geschichte zur Populärwissenschaft und wieder zurück zum Okkulten, vor sich den Schatten, den er so flüchtig und schemenhaft erhaschte, dass er ebenso gut ein Fantasiegebilde sein konnte, in der Nase den weiblichen Duft, der kaum wahrgenommen, schon wieder im Geruch vergilbten Papiers und staubtrockenen Buchbinderleims unterging, und wieder um Ecken und Biegungen, bis er abrupt stehen blieb, weil ihm bewusst

wurde, dass er den Gesang schon seit geraumer Zeit nicht mehr hörte.

Bis zum Herbst 1967 überprüfte Junior Hunderttausende von Telefonbucheinträgen und stieß hie und da auf einen vereinzelt Bartholomew. In San Rafael oder Marinwood. In Greenbrae oder San Anselmo. Machte sie ausfindig, stellte Nachforschungen an, kam aber immer wieder zu der Erkenntnis, dass keinerlei Verbindung zu Seraphim Whites unehelichem Kind bestand. Zwischen Frauengeschichten und Stickarbeiten nahm er an spiritistischen Sitzungen teil, hörte sich Vorträge von Geistesjägern an, besuchte Spukhäuser und las jede Menge merkwürdiger Bücher. Er posierte sogar vor der Kamera eines berühmten Mediums, einer Frau, die mit ihren Fotografien manchmal die Aura guter oder böser Geister im unmittelbaren Umfeld eines Menschen sichtbar machen konnte. In seinem Fall entdeckte sie allerdings kein verräterisches Zeichen für das Vorhandensein eines Geists.

Am 14. Oktober entstand Junior ein drittes Bild von Sklent: *Das Herz ist die Heimat von Würmern und Käfern, ein unaufhörliches Wimmeln und Krabbeln - Version 3.*

Um seine Neuerwerbung zu feiern, ging er von der Gale-ne aus zur Snackbar im Hotel Fairmont auf dem Nob Hill,

wo er sich ein Bier und einen Cheeseburger genehmigen wollte.

Obwohl er mehr als die Hälfte aller Mahlzeiten im Restaurant einnahm, hatte er in den zweiundzwanzig Monaten,

seit er im Dezember 1965 den Vierteldollar im halb geschmolzenen Käse gefunden hatte, keinen Hamburger mehr bestellt.

Ja, er hatte nicht einmal gewagt, ein wie auch immer geartetes Sandwich in einem Lokal zu verzehren, sondern sich immer an Speisen gehalten, die offen auf dem Teller serviert wurden.

In der Snackbar des Fairmont bestellte Junior sich Pommes frites, einen Cheeseburger und Krautsalat. Er bestand darauf, dass der Cheeseburger gebraten, aber in seinen einzelnen Bestandteilen serviert wurde: die Brotchenhälften einzeln, mit der Innenseite nach oben, die Bulette daneben auf dem Teller, je eine Scheibe Tomate und Zwiebel neben der Bulette, und eine Scheibe Käse ungeschmolzen auf einem Extrateller.

Bereitwillig, wenn auch sichtlich verwundert, brachte der Kellner das Essen genau so, wie von ihm verlangt.

Junior hob die Bulette mit der Gabel an, konnte keinen Vierteldollar darunter entdecken und legte das Fleisch auf eine Brotchenhälfte. Dann fugte er die übrigen Bestandteile hinzu, vervollständigte sein Werk mit Ketchup und Senf und nahm schließlich einen herzhaften, köstlichen, befriedigenden BISS.

Als er sah, dass eine Blonde von einem der Nachbartische zu ihm herüberstarrte, schenkte er ihr ein strahlendes Lächeln und zwinkerte ihr zu. Sie war zwar nicht attraktiv genug, um seinen hohen Anforderungen zu genügen, aber das war schließlich kein Grund, unhöflich zu sein.

Sie musste sein Urteil über ihre Person gespürt und gemerkt haben, dass sie sich keine Hoffnung machen konnte, ihn zu umgarnen, sie wandte sich nämlich hastig ab und blickte kein einziges Mal mehr in seine Richtung.

Dass sein Cheeseburgermahl ohne Zwischenfälle vonstattengegangen war und er seine Sammlung um einen dritten Sklent erweitert hatte, versetzte Junior in eine Hochstimmung, wie er sie schon seit langem nicht mehr erlebt hatte. Und auch die Tatsache, dass er die unsichtbare Sängerin seit seinem Besuch in der Bibliothek, also schon über drei Monate, nicht mehr gehört hatte, trug zu seiner guten Laune bei.

Zwei Nächte darauf erwachte er von ihrem Gesang aus einem Traum, in dem es von Wurmern und Käfern gewimmelt hatte.

Er staunte über sich selbst, dass er sich im Bett aufsetzte und laut rief: »Ruhe, Ruhe, verdammt noch mal!« »Someone is Watching over Me«, tonte es leise und unbeirrt weiter.

Junior musste lauter geschrien haben, als ihm bewusst war, denn die Nachbarn begannen an die Wände zu hämmern, um ihn zur Ruhe zu mahnen.

Nichts von dem, was Junior mittlerweile über paranormale Phänomene gelesen und gehört hatte, war geeignet, den Glauben an Geister und alles, was mit ihnen zusammenhing, in ihm zu wecken. Er glaubte nach wie vor ausschließlich an Enoch Cain junior, und er dachte im Leben nicht daran, andere Gotter als sich selbst auf

seinem Altar zu dulden.

Er kroch tief unter die Decke, legte sich ein dickes Kissen über den Kopf, um das Singen zu dämpfen, und sagte so lange »Finde den Vater, töt den Sohn« vor sich hin, bis er erschöpft einschlief.

Als er seinen nächtlichen Wutanfall am nächsten Morgen beim Frühstück in nüchternerem Licht betrachtete, überlegte er kurz, ob er vielleicht ein psychisches Problem hatte, verwarf den Gedanken aber gleich darauf wieder.

Im November und Dezember beschäftigte sich Junior eingehend mit Büchern über die Geheimwissenschaften, hatte einen Verschleiß an Frauen, der selbst für ihn außergewöhnlich hoch war, machte drei Bartholomeus ausfindig und stellte zehn bestickte Zierkissen fertig. In keinem der Bücher, die er las, konnte er eine plausible Erklärung für das, was ihm passiert war, finden. Keine der Frauen füllte die Lücke in seinem Herzen, und die Bartholomeus waren durchweg harmlos. Nur beim Sticken empfand er so etwas wie Befriedigung, aber er wusste natürlich, dass ein erwachsener Mann nicht ausschließlich in der Stickerei seine Erfüllung finden konnte.

Am 18. Dezember - die Beatles hatten die Hithits gerade ^u »Hello, Goodbye« gestürmt -, kochte Junior vor Wut über, weil er weder die Liebe noch Seraphims Baby finden konnte; also fuhr er über die Golden-Gate-Brücke in die Marin County und dort bis in die Stadt Terra Linda, wo er Bartholomew Prosser erstach.

Prosser - sechsundfünfzig, verwitwet, Buchhalter von Beruf - hatte eine dreißigjährige Tochter namens Zelda, die als Anwältin in San Francisco arbeitete. Junior war bei früherer Gelegenheit schon einmal nach Terra Linda gefahren, um Nachforschungen über den Buchhalter anzustellen; er wusste also, dass dieser nichts mit Seraphims verhängnisvollem Kind zu tun hatte.

Von den drei Bartholomeus, die er in letzter Zeit aufgespurt hatte, war seine Wahl auf Prosser gefallen, weil er, mit dem Namen Enoch gestraft, nur Mitgefühl für eine junge Frau empfinden konnte, deren Eltern ihr Zelda angetan hatten.

Der Buchhalter wohnte in einem weiß gestrichenen georgianischen Haus in einer Straße, die von mächtigen immergrünen Bäumen

gesäumt war.

Es war acht Uhr abends, als Junior seinen Wagen zwei Straßen von Prossers Haus entfernt abstellte und, die behandschuhten Hände in den Taschen des Regenmantels vergraben, den Kragen aufgestellt, das kleine Stück zu Fuß zurückging.

Dichte, weiße Nebelschwaden wogten und quollen träge durch die Straßen, geschwängert mit dem Geruch so vieler Holzfeuer, dass man meinen konnte, der ganze Norden des Landes stünde bis zur kanadischen Grenze in Flammen.

Juniors Atem dampfte wie eine Rauchwolke aus seinem Mund, ganz so, als würde er selbst innerlich von einem Feuer verzehrt. Er spürte, wie sich sein Gesicht mit einer kalten, belebenden Kondensschicht überzog.

Weihnachtliche Lichterketten zeichneten bunte Farbmuster um die Dachgesimse, Fenster und Eingänge vieler Häuser ... so verschwommen im Nebel, dass Junior das Gefühl hatte, in einer Traumlandschaft voller japanischer Laternen zu wandeln. Bis auf das Bellen eines Hundes in weiter Ferne war alles still.

Hohl, viel leiser als das gespenstische Singen, das Junior jen vergangenen Monaten verfolgt hatte, rührte ihn die ungewöhnliche Stimme dieses Hundes doch an, traf einen empfindlichen Punkt in seinem Herzen.

Bei Bartholomew Prossers Haus angekommen, drückte er auf die Klingel und wartete.

Korrekt, wie man es von einem guten Buchhalter erwarten konnte, reagierte Prosser so schnell, dass Junior nicht gezwungen war, ein zweites Mal zu klingeln. Das Licht über dem Eingang ging an. In weiter Ferne, am äußersten Rand des abendlichen Nebels, hielt der Hund erwartungsvoll mit Bellen inne.

Ohne das Misstrauen, das ein Buchhalter normalerweise an den Tag legte, möglicherweise zum Fest der Liebe und des Friedens milde gestimmt, öffnete Prosser ohne Zögern die Tür.

»Das ist für Zelda«, sagte Junior und stieß kraftvoll mit dem Messer zu.

Ein unbändiger Triumph barst in ihm wie ein Feuerwerk am nächtlichen Himmel, ähnlich dem Hochgefühl, das nach beiner

kühnen Tat auf dem Wachturm in ihm aufgewallt war. Da zwischen ihm und Prosser, anders als im Fall seiner geliebten Naomi, glücklicherweise keine emotionale Bindung existierte, wurde die reine Freude des Augenblicks nicht durch Bedauern oder Mitgefühl getrübt.

So kurz war dieser Moment hemmungsloser Gewalt, schon vorüber, kaum dass er begonnen hatte. Da Junior aber keinerlei Interesse daran hatte, sich mit den Folgen aufzuhalten, war er nicht enttäuscht über die kurze Dauer des Rauschs. Das Vergangene war Vergangenheit, und während er die Tür hinter sich zumachte und um die Leiche herumging, konzentrierte er sich bereits auf die Zukunft.

Er hatte kühn und rücksichtslos gehandelt, ohne das Terrain zu erkunden und sich zu vergewissern, ob Prosser allein TM Haus war. Der Buchhalter lebte zwar allem, aber er konnte schließlich Besuch haben.

Auf jede Eventualität gefasst, blieb Junior lauschend stehen. ^{en} 1S er sich sicher war, dass er das Messer nicht noch ein-mal brauchen wurde.

Er ging ohne Umwege in die Küche, wo er an der Spüle ein Glas mit Leitungswasser füllte. Dann nahm er die beiden Tabletten ein, die er zur Vorbeugung gegen Erbrechen mitgebracht hatte.

Bevor er aufgebrochen war, hatte er vorsichtshalber bereits zu Hause eine Dosis Kampfer-Opium-Tinktur geschluckt. Für den Augenblick rumorte es jedenfalls nicht in seinen Eingeweiden. Wie immer neugierig darauf, wie andere Menschen lebten - oder, in diesem Fall, gelebt *hatten* - machte Junior einen Rundgang durchs ganze Haus und steckte seine Nase in Schubladen und Schränke. Für einen Witwer hatte Bartholomew Prosser erstaunlichen Wert auf Sauberkeit und Ordnung gelegt.

Der Rundgang durchs Haus erwies sich, verglichen mit dem, was Junior bei anderen Gelegenheiten entdeckt hatte, als relativ uninteressant. Offensichtlich hatte der Buchhalter kein geheimes Leben geführt und keinen perversen Lüsten gefrönt, die er vor der Welt verheimlichen musste.

Das Peinlichste, was Junior finden konnte, war die »Kunst« an den Wänden. Geschmackloser, sentimentaler Realismus. Heitere

Landschaften. Stillleben mit Früchten und Blumen. Sogar ein kitschig verklärtes Gruppenporträt von Prosser, seiner verstorbenen Frau und Zelda. Aus keinem einzigen Bild sprach die Trostlosigkeit und das Elend des menschlichen Daseins: bloßer Wandschmuck, keine Kunst.

Im Wohnzimmer stand ein Weihnachtsbaum, und darunter lagen, hübsch verpackt, die Geschenke. Junior machte sich einen Spaß daraus, alles auszupacken, aber es war nichts darunter, was er hätte behalten wollen.

Auf der Heimfahrt ließ Junior das Messer in einem Gully in Larkspur verschwinden. Die Handschuhe warf er in Cor-te Madera in eine Mülltonne.

Wieder in der Stadt, unterbrach er seine Fahrt kurz, um seinen Regenmantel einem Obdachlosen zu schenken, der sich nicht an den paar Flecken störte. Der armselige Penner nahm den guten Mantel freudig entgegen, zog ihn an ... und stieß Hann wüste Beschimpfungen gegen seinen Wohltäter aus, nuckte ihn an und bedrohte ihn mit einem Zimmermannshammer.

Realistisch wie er war, hatte Junior keine Dankbarkeit erwartet.

In seine Wohnung zurückgekehrt, kam Junior bei einem Kognak und einer Hand voll Pistazien, während der Montag zum Dienstag übergang, zu dem Entschluss, Vorbereitungen für den Fall zu treffen, dass er trotz aller Umsicht eines Tages irgendwo belastende Spuren hinterlassen würde. Er hielt es für geraten, einen Teil seines Vermögens in bewegliches und nicht zurückzuverfolgendes Kapital wie Goldmünzen und Diamanten umzuwandeln. Darüber hinaus war es sicher klug, sich zwei oder drei neue Identitäten und die entsprechenden Papiere zuzulegen.

In den vergangenen paar Stunden hatte er seinem Leben eine ebenso dramatische neue Wendung gegeben wie fast drei Jahre zuvor auf jenem Aussichtsturm.

Als er Naomi in die Tiefe gestoßen hatte, war Geld sein Motiv gewesen. Victoria und Vanadium hatte er aus Notwehr getötet.

Diese drei Morde waren unumgänglich gewesen.

Prosser hatte er jedoch ausschließlich erstochen, um seiner Frustration Luft zu machen und den langweiligen Trott eines

Lebens zu durchbrechen, das durch die mühselige Suche nach Bartholomew und den lieblosen Sex trostlos geworden war. Als Preis für die spannende Abwechslung hatte er ein größeres Risiko auf sich nehmen müssen; um das Risiko zu mindern, musste er sich absichern.

Als er im Bett lag und die Lichter gelöscht hatte, dachte Junior voller Bewunderung darüber nach, was für ein Teufelskerl er doch war. Er schaffte es immer wieder, sich selbst im Erstaunen zu versetzen.

Er wurde weder von Schuldgefühlen noch von Reue geplagt. Gut und Böse, Recht und Unrecht waren kein The-

ma für ihn. Taten waren entweder effektiv oder ineffektiv, gut oder töricht, aber sie waren stets wertfrei.

Über seinen Geisteszustand machte er sich keine

r

Gedanken, wie es ein weniger kultivierter Mensch vielleicht getan hatte. Ein Verrückter strebt nicht danach, seinen Wortschatz zu bereichern und sein Kunstverständnis zu vertiefen.

Worüber er sich allerdings sehr wohl Gedanken machte, war die Frage, warum er ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt auf die Idee gekommen war, zu einem noch furchtloseren Abenteurer zu werden, und nicht einen Monat früher oder einen Monat später. Instinktiv spürte er, dass es eine notwendige Probe für ihn gewesen war, dass ein kritischer Moment bevorstand, für den er sich rüsten musste, indem er sich vergewisserte, dass er tun konnte, was getan werden musste, wenn es hart auf hart ging. Während Junior allmählich eindämmerte, ging ihm der Gedanke durch den Kopf, dass Prosser nicht nur ein harmloser Jux, sondern vielmehr ein vorbereitender Auftakt gewesen sein mochte.

Weiter reichende Vorbereitungen - der Kauf von Goldmünzen und Diamanten, das Zulegen einer neuen Identität - mussten allerdings erst einmal wegen des Nesselausschlags verschoben werden. Eine Stunde vor der Morgendämmerung wurde Junior von einem heftigen Jucken geweckt, das sich nicht auf seinen Phantomzeh

beschränkte. Sein ganzer Körper, jeder Zentimeter, jede Fläche und jede Hautfalte zog und prickelte und brannte wie im Fieber ... und *juckte* erbärmlich.

Zitternd und unter heftigem Rubbeln stolperte er ins Badezimmer. Aus dem Spiegel blickte ihm ein Gesicht entgegen, das er kaum wiedererkannte: aufgedunsen, verquollen, mit rotem Ausschlag gesprenkelt.

Achtundvierzig Stunden lang pumpte er sich mit verschreibungspflichtigen Antihistaminika voll, nahm Vollbäder in betäubend kaltem Wasser und gab sich mit Juckreiz stillenden Lotionen ein. In seinem Elend, von Selbstmitleid geschüttelt, schob er den Gedanken an die 9-mm-Pistole, die er bei Frieda Bhss gestohlen hatte, weit von sich.

Am Donnerstag ging die allergische Reaktion zurück. Da er die Selbstbeherrschung aufgebracht hatte, sich nicht im Gesicht und an den Händen zu kratzen, konnte er es wagen; sich in der Öffentlichkeit blicken zu lassen. Hatten die Leute auf der Straße allerdings den nässenden Schorf und die entzündeten Kratzspuren sehen können, mit denen der ganze übrige Körper bedeckt war, so waren sie vermutlich in der Überzeugung davongelaufen, die Beulenpest oder Schlimmeres sei ausgebrochen. In den folgenden zehn Tagen hob er von verschiedenen Konten Geld ab. Darüber hinaus tauschte er ausgewählte Wertpapiere gegen Bares ein.

Gleichzeitig machte er sich auf die Suche nach einem Lieferanten für hochwertige gefälschte Papiere. Es stellte sich heraus, dass dies einfacher war, als er befürchtet hatte.

Erstaunlich viele der Frauen, mit denen er eine Affäre gehabt hatte, nahmen ihn und wieder Drogen, und er hatte in den vergangenen zwei Jahren einige ihrer Dealer kennen gelernt. Beim unangenehmsten dieser Typen kaufte er Kokain und LSD im Wert von fünftausend Dollar, um sich Glaubwürdigkeit zu verschaffen, dann erkundigte er sich nach einem Lieferanten für gefälschte Ausweise.

Gegen eine Vermittlungsgebühr wurde Junior mit einem Fälscher namens Glubscher bekannt gemacht. Er hieß nicht wirklich so, aber mit seinen Schielaugen, den fleischigen Lippen und dem auffällig

vorspringenden Adamsapfel hatte man keinen passenderen Namen für ihn finden können.

Da Drogen jede Bemühung um persönliches Wachstum zunichte machen, hatte Junior keine Verwendung für das Kokain und das Acid. Er wagte es nicht, den Stoff zu verkaufen, um wieder an sein Geld zu kommen: Für fünftausend Dollar lohnte es sich nicht, ins Gefängnis zu gehen. Stattdessen verschenkte er die Pharmazeutika an ein paar Jungen, die auf einem Schulhof Basketball spielten, und wünschte ihnen frohe Weihnachten.

Am 24. Dezember zog mit Regen herauf, aber schon kurz nach dem Morgengrauen wanderten die Schlechtwetterwolken weiter in Richtung Süden. Die Sonne tauchte die Stadt in strahlenden Glanz, und die Straßen füllten sich mit Menschen, die ihre letzten Weihnachtseinkäufe machten.

Junior stürzte sich in das Gewimmel, obwohl er weder Geschenke zu kaufen hatte noch in weihnachtlicher Stimmung war. Er hatte lediglich das Bedürfnis, aus seinen vier "Wänden herauszukommen, weil er davon überzeugt war, dass ihm die unsichtbare Sängerin bald wieder ein Ständchen zu bringen gedachte.

Seit den frühen Morgenstunden des 18. Oktober hatte er den Gesang nicht mehr gehört, und es war auch zu keinen anderen übersinnlichen Erscheinungen gekommen. Das Warten auf diese Erscheinungen zerrte allmählich stärker an Junior Nerven als das Ereignis selbst.

Irgendetwas lag in der Luft. Etwas musste geschehen in diesem rätselhaften, hartnäckigen, unberechenbaren Spuk, der ihn nun schon über zwei Jahre verfolgte, seitdem er den Vierteldollar im Cheeseburger gefunden hatte. Während die Menschen um ihn herum in fröhlicher Geschäftigkeit ihrer Wege gingen, schlurfte Junior, der für den Augenblick vergessen hatte, die gute Seite zu betrachten, missgelaunt durch die Straßen.

Kunstbetrachten, wie er war, führte ihn seine ziellose Wanderung unweigerlich an den Galerien der Stadt vorbei. Aus dem Schaufenster der vierten, einer, die nicht zu seinen bevorzugten Etablissements gehörte, blickte ihm eine großformatige Fotografie von Seraphim White entgegen.

Das Mädchen lächelte so atemberaubend schön, wie er sie in

Erinnerung hatte, aber sie war nicht mehr die Fünfzehnjährige, als die er sie zuletzt gesehen hatte. Seit ihrem Tod im Kindbett vor nahezu drei Jahren war sie erwachsen und schöner denn je geworden.

Wäre Junior nicht ein so rationaler Mensch gewesen, durch Caesar Zedds Bücher in der Kunst des logischen und vernünftigen Denkens geschult, er wäre wahrscheinlich an Ort und Stelle vor Seraphims Foto zusammengebrochen, hätte zitternd und schluchzend vor sich hin gebrabbelt, bis man ihn in die nächste Klapsmühle gebracht hätte. So fühlten sich sei-

weichen Knie zwar an wie Wackelpudding, aber die Bei-e knickten nicht unter ihm ein. Eine Minute lang bekam er keine Luft, sein Gesichtsfeld verdunkelte sich an den Rändern, und die Verkehrsgeräusche um ihn herum klangen plötzlich wie die schrillen Todesschreie von Menschen, die unerträgliche Foltern zu erliden hatten; er bewahrte sich jedoch lange genug einen Rest seines Verstandes, um zu erkennen, dass der in fetten Lettern gedruckte Name unter dem Foto, das den Mittelpunkt eines Plakats bildete, nicht Seraphim, sondern *Celestina White* lautete.

Auf dem Plakat wurde eine bevorstehende Ausstellung mit Werken zum Thema »Dieser bedeutungsvolle Tag« angekündigt. Die Ausstellung der jungen Künstlerin, die sich also Celestina White nannte, sollte von Freitag, 12. Januar, bis Samstag, 27. Januar, stattfinden.

Beklommen fasste sich Junior ein Herz und betrat die Galerie. Fast erwartete er, dass die Angestellten mit völliger Ver-ständnislosigkeit auf die Erwähnung des Namens Celestina White reagieren würden, dass Foto und Plakat verschwunden sein würden, wenn er das nächste Mal ins Schaufenster blickte. Stattdessen drückte man ihm aber eine kleine farbige Broschüre in die Hand, in der ein paar Werke der Künstlerin abgebildet waren. Der Umschlag zeigte das gleiche Gesicht, das ihm von dem Porträtfoto im Schaufenster entgegengelächelt hatte.

Den kurzen biografischen Angaben zufolge, die das Foto ergänzten, war Celestina White Absolventin der Kunsthochschule von San Francisco. Geboren und aufgewachsen in Spruce Hills, Oregon, als Tochter eines Pfarrers.

Kapitel 58

Das Heihgabendessen mit Edom und Jacob war für Agnes immer eine Freude, weil selbst ihre Bruder an diesem besonderen Abend ihre notorische Schwarzseherei im Zaum hielten. Ob das Weihnachtsfest die beiden milde stimmte oder ob sie sich noch größere Muhe gaben als sonst, ihrer Schwester eine Freude zu machen, konnte sie nicht sagen. Wenn der sanftmutige Edom dennoch von mörderischen Wirbelstürmen sprach oder der ruhrende Jacob von gewaltigen Explosionen zu erzählen begann, so befassten sie sich nicht, wie gewöhnlich, mit dem qualvollen Sterben, sondern wussten von Mut und Heldentaten inmitten der furchtbaren Katastrophe zu berichten und von Menschen, die durch ein Wunder dem Tod entronnen waren.

Seit Barty auf der Welt war, machte das Weihnachtsfest noch mehr Spaß, besonders in diesem Jahr, in dem der Junge »fast drei und bald auf die Zwanzig zugehend« war. Er sprach über Father Brown, als wäre der Kirchenmann mit der kriminalistischen Spurnase ein Mensch aus Fleisch und Blut, erzählte von den Besuchen bei Freunden, die er mit seiner Mutter und Edom an diesem Tag unternommen hatte, und von den Kröten, die bei ihrer Rückkehr vom Friedhof laut unkend in den Regenpfützen im Garten herumgehupft waren, und alle horten seinem Geplapper gern zu, weil es einerseits voll kindlichen Charmes war, andererseits aber auch so gespickt mit klugen Bemerkungen, dass es selbst für einen Erwachsenen nicht langweilig wurde.

Weder bei der Maiscremesuppe noch beim gebackenen Schinken oder beim Rosinenpudding erwähnte er seinen trockenen

Spaziergang im Regen auch nur mit einem Wort.

Agnes hatte ihn nicht darum gebeten, seinen Onkeln nichts von seiner merkwürdigen Fähigkeit zu erzählen. Sie selbst vvar m einer so aufgewühlten Gemütsverfassung nach Hause gekommen, dass sie noch während der Essensvorbereitungen mit Jacob und während Edom nach ihren Anweisungen den Tisch gedeckt hatte, unsicher gewesen war, ob sie ihnen erzählen sollte, was auf dem Weg von Joeys Grab zum Auto passiert war. Sie schwankte zwischen verhaltener Euphorie und panikartigen Angstzuständen und wollte erst über das Erlebte sprechen, wenn sie selbst es besser verdaut

hatte.

Als sie Barty nach dem Abendessen ins Bett gebracht, seinen Gebeten zugehört und ihn zum Schlafen zugedeckt hatte, setzte sie sich zu ihm auf die Bettkante. »Schatz, ich wollte dich fragen ... Konntest du mir das, was heute passiert ist, erklären, wo du doch jetzt ein bisschen Zeit gehabt hast, darüber nachzudenken?« Barty schüttelte den Kopf auf dem Kissen hin und her. »Nein. Es ist einfach etwas, das man spüren muss.«

»Wie die Dinge sind, die vielen Wirklichkeiten.«

»Genau.«

»Darüber werden wir irgendwann einmal ausführlicher reden müssen, wenn wir beide noch ein bisschen mehr Zeit hatten, darüber nachzudenken.«

»Ehrenwort.«

Das durch einen Seidenschirm gedampfte Licht der Lampe tauchte sein glattes Kindergesicht in einen goldenen Schein und ließ Saphire und Smaragde in seinen Augen funkeln.

> Du hast Onkel Edom und Onkel Jacob nichts davon erzählt«, sagte sie.

»Das ist besser so.«

»Warum?«

»Es hat dir Angst gemacht, stimmt's?«

»Ja, hat es.« Sie sagte ihm nicht, dass auch seine Beteuerungen und sein zweiter Spaziergang im Regen ihre Ängste nicht hatten beschwichtigen können.

»Und du«, fuhr Barty fort, »hast eigentlich nie vor etwas Angst.«

»Du meinst ... Edom und Jacob haben ohnehin schon vor so vielen Dingen Angst.«

Der Junge nickte. »Wenn wir es ihnen erzählen, müssen sie sich vielleicht die Unterhosen waschen.«

»Wo hast du denn *den* Spruch gehört?«, fragte sie mit gespielter Strenge, die ihre Belustigung nicht ganz verbergen konnte.

Barty setzte ein veischmitztes Grinsen auf. »Als wir heute unterwegs waren. Von einem paar großen Kindern. Die haben sich so einen gruseligen Film angesehen und gesagt, sie haben hinterher

ihre Unterhosen waschen müssen.«

»Große Kinder sind nicht unbedingt besonders schlau, nur weil sie groß sind.«

»Ja, ich weiß.«

Zögernd fuhr sie fort: »Edom und Jacob hatten es schwer im Leben, Barty.«

»Haben sie im Kohlenbergwerk gearbeitet?«

»Wie bitte?«

»Im Feinsehen hat wer gesagt, Bergarbeiter haben ein schweres Leben.«

»Nicht nur Bergleute. Aber ich kann dir das nicht erklären, dazu bist du noch zu klein, auch wenn du in vieler Hinsicht schon so ein großer Junge bist. Irgendwann erkläre ich es dir.«

» Okay.«

»Du weißt doch, dass wir manchmal schon über die Geschichten geredet haben, die sie immer erzählen.«

»Wirbelsturm. Galveston, Texas, im Jahr 1900. Sechstausend Tote.«

»Genau solche Geschichten«, sagte Agnes mit einem Stirnrunzeln.

»Herzchen, auch wenn Onkel Edom und Onkel Jacob ständig von schrecklichen Sturmkatastrophen und von Explosionen reden, in denen Menschen umkommen ... so ist das Leben nicht.«

█

█

»Aber es passiert«, sagte der Junge.

»Ja. Ja, es passiert.«

Agnes hatte sich in letzter Zeit bemüht, Barty zu erklären, dass seine Onkel die Hoffnung verloren hatten, ihm auch zu erläutern, was es hieß, ein Leben ohne Hoffnung zu führen und den Jungen gleichzeitig nicht mit allzu genauen Schilderungen dessen zu belasten, was sein monströser Großvater, ihr Vater, ihr

selbst und ihren Brüdern angetan hatte. Es war ein Ding der Unmöglichkeit. Die Tatsache, dass Barty seinem Alter intellektuell weit voraus war, machte ihr die Aufgabe nicht leichter, um nämlich das zu begreifen, was sie ihm zu erklären versuchte, bedurfte es nicht nur eines klugen Verstandes, sondern auch der Erfahrung und der inneren Reife.

In ihrer Hilflosigkeit suchte sie nach einfachen Worten. »Wenn Edom und Jacob solche Sachen erzählen, dann möchte ich nur, dass du daran denkst, dass es im Leben nicht ums Sterben geht, sondern darum, zu leben und glücklich zu sein.«

»Wenn *die* das doch nur auch wissen wurden«, sagte Barty- Für diese Worte hatte Agnes ihm die Füße küssen können.

»Das würde ich mir auch wünschen, mein Liebling. O Gott, wie sehr ich mir das doch wünschen würde.« Sie kusste ihn auf die Stirn. »Hör zu, Kleiner, trotz all ihren Geschichten und ihren Macken sind deine Onkel gute Menschen.«

»Klar, das weiß ich doch.«

»Und sie heben dich sehr.«

»Ich hebe sie auch, Mami.«

Die schmutziggroße Wolkendecke hatte sich längst bis zum letzten Tropfen ausgeregnet. Mittlerweile hatte es endlich auch aufgehört, von den Bäumen, die ihre Äste über das Dach reckten, auf die Zedernholzschildern zu tröpfeln. Es war jetzt so still, dass Agnes hören konnte, wie sich die Meereswellen rast einen Kilometer weiter am Strand brachen.

»Müde?«, fragte sie.

»Ein bisschen.«

»Der Weihnachtsmann kommt nicht, wenn du nicht schläfst.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob es ihn überhaupt wirklich gibt.«

»Was bringt dich denn auf die Idee?«

»Ich hab so was gelesen.«

Die Vorstellung, dass ihr Sohn durch seine außergewöhnlichen Fähigkeiten ebenso um diesen wunderbaren kindlichen Glauben gebracht wurde wie sie selbst früher durch ihren verbitterten Vater, versetzte ihr einen Stich. »Es gibt ihn wirklich«, versicherte sie ihm.

»Glaubst du?«

»Ich glaube es nicht nur. Und ich weiß es nicht nur. Ich *spüre* es, genau wie du die vielen "Wirklichkeiten" spürst. Ich wette, du spürst es auch.«

Ein heller Glanz zauberte Polarlichter in Bartys ohnehin schon strahlende Tiffany-Augen. »Vielleicht spüre ich es wirklich.«

»Wenn nicht, ist mit deinem Spürsinn etwas nicht in Ordnung. Möchtest du, dass ich dir vor dem Einschlafen noch eine Geschichte vorlese?«

»Nein, das brauchst du nicht. Ich mach die Augen zu und denk mir eine Geschichte aus.«

Als sie ihn auf die Wange küsste, streckte er die Arme unter der Decke hervor und schlang sie ihr um den Hals. So zart waren diese Ärmchen und konnten doch so ungestüm zudrücken.

Nachdem sie ihn wieder fest zugedeckt hatte, sagte Agnes: »Barty, ich finde, du solltest niemandem außer mir zeigen, wie du im Regen herumlaufen kannst, ohne nass zu werden. Und auch sonst nichts von den besonderen Sachen, die du an dir entdeckst ... das soll lieber ein Geheimnis zwischen dir und mir bleiben.«

»Warum?«

Mit gefurchter Stirn und schmalen Augen, als wollte sie zu einer Strafpredigt ansetzen, senkte sie den Kopf, bis ihre Nase die seine berührte. Dann flüsterte sie: »Weil es *lustiger* ist, wenn es unser Geheimnis bleibt.«

Barty, dem das Verschwörungsspiel offensichtlich Spaß machte, imitierte den Flüsterton seiner Mutter und sagte: »Unser ganz eigener Geheimbund.« »Was weißt du denn schon wieder von Geheimbünden?« »Nur, was sie in Büchern schreiben und im Fernsehen sagen.«

»Und das wäre?«

Seine geweiteten Augen und sein heiseres Flüstern drückten gespielte Angst aus. »Die sind immer ... *böse*.«

In noch leiserem, ebenfalls heiserem Flüsterton entgegnete Agnes:

»Sollen wir denn böse sein?«

»Vielleicht.«

»Was passiert denn mit den bösen Leuten in den Geheimbünden?«

»Sie müssen ins Gefängnis«, flüsterte Barty feierlich.

»Dann sollten wir lieber nicht böse sein.«

»Okay.«

»Wir gründen einen *guten* Geheimbund.«

»Dann brauchen wir auch einen geheimen Handschlag.«

»Ach was. Jeder Geheimbund hat einen geheimen Handschlag. Wir machen es lieber so.« Das Gesicht immer noch dicht über ihn gebeugt, rieb sie ihre Nasenspitze an seiner.

»Und ein Geheim wort«, fügte er mit einem unterdrückten Kichern hinzu.

»Eskimo.«

»Und wie heißen wir?«

»Nordpolgesellschaft der nicht bösen Abenteurer.«

»Ui, das ist ein toller Name!«

Agnes gab ihm noch einen Eskimokuss, dann küsste sie ihn auf die Wange und erhob sich von der Bettkante.

Barty sah zu ihr auf und sagte: »Du hast einen Heiligenschein, Mami.«

>>DU bist süß, Kleiner.«

»Nein, in echt, du hast wirklich einen.«

»Schlaf schön, mein kleiner Engel«, sagte sie und knipste das Licht aus.

Aus dem Flur fiel gedämpfter Lichtschein durch die geöffnete Tür, der die Dunkelheit im Zimmer aber nur wenig erhellte. Bartys Stimme klang aus dem samtweichen Halbdunkel seines Betts. »Oh, sieh mal. Weihnachtslichter.«

In der Annahme, dass der Junge die Augen zugemacht hatte und irgendwo im Fantasiereich zwischen ausgedachter Gutenachtgeschichte und Traum ein Selbstgespräch führte, schlich Agnes auf leisen Sohlen aus dem Zimmer und zog die Tür halb hinter sich zu.

»Gute Nacht, Mami.«

»Gute Nacht«, flüsterte sie.

Nachdem Agnes das Flurlicht gelöscht hatte, blieb sie wartend stehen und lauschte an der halb geöffneten Tür.

Im Haus herrschte völlige Stille, selbst das Murmeln der Schrecken aus der Vergangenheit war verstummt.

Obwohl Agnes Schnee nur von Bildern und aus Filmen kannte, kam es ihr so vor, als würde die tiefe Stille Geschichten von leise rieselnden Flocken und einer weiß überzogenen, schweigenden Welt erzählen, und es hätte sie kein bisschen gewundert, wenn sie sich beim Hinaustreten vor die Tür inmitten dieser stets schneelosen kalifornischen Hügel und Küsten plötzlich in der kalten, kristallklaren Weite einer herrlichen Winterlandschaft wiedergefunden hätte.

Ihr wunderbarer Sohn, der da gehen konnte, wo kein Regen war, schien alles möglich werden zu lassen.

In der Dunkelheit seines Zimmers sagte Barty jetzt die Worte, auf die sie gewartet hatte, ein leises Flüstern nur, das aber in der Stille des Hauses geradezu widerhallte: »Gute Nacht, Daddy.«

Sie hatte diese Worte schon an vielen Abenden voller Rührung mit angehört. An diesem Heiligabend jedoch flößten sie ihr Staunen ein und machten sie nachdenklich, weil die Unterhaltung an Joeys Grab ihr nicht aus dem Kopf ging:

Ich wollte, dein Daddy könnte dich jetzt sehen.

Irgendwo kann er das. Hier ist Daddy gestorben, aber er ist nicht überall gestorben, wo ich bin.

Widerstrebend zog Agnes die Tür leise bis auf einen schmalen Spalt zu und ging dann hinunter in die Küche, wo sie noch einmal allein saß, Kaffee trank und an unergründlichen Rätseln knabberte. Von allen Geschenken, die Barty am Weihnachtsmorgen auspackte, gefiel ihm das Buch *Die Sternenbestie* von Robert Heinlein am besten. Auf der Stelle fasziniert von der Aussicht auf ein lustiges außerirdisches Geschöpf, Raumfahrten, eine fantastische Zukunft und Abenteuer ohnegleichen, packte er jede Gelegenheit, die sich an diesem geschäftigen Tag bot, beim Schöpf, um in dem Roman zu schmökern und aus Bright Beach hinaus in fremde Welten zu entfliehen.

Barty, im Gegensatz zu den in sich gekehrten Brüdern seiner

Mutter von fröhlichem, offenem Wesen, zog sich bei festlichen Anlässen nicht zurück. Agnes brauchte ihn nie daran zu erinnern, dass Familie und Gäste auch vor den faszinierendsten Romanhelden Vorrang hatten, und das Vergnügen, das Barty an der Gesellschaft anderer Menschen hatte, erfüllte seine Mutter mit Freude und Stolz. Vom späten Vormittag bis zum Abendessen gaben sich die Besucher die Klinke in die Hand, stießen auf eine frohe Weihnacht, Frieden auf Erden, Gesundheit und Glück an, schwelgten in Erinnerungen an vergangene Weihnachtstage, sprachen staunend über die Herztransplantation, die in diesem Monat in Südafrika erstmals gelungen war, und beteten, dass die Soldaten bald aus Vietnam nach Hause kommen würden und dass Bright Beach keinen seiner kostbaren Söhne in jenen fernen Dschungelwäldern verlieren würde.

Der Strom fröhlicher Nachbarn und Freunde hatte mit den Jahren fast alle Spuren weggeschwemmt, die der düstere Zorn ihres Vaters in diesem Haus hinterlassen hatte, und Agnes nottte, ihre Brüder würden eines Tages erkennen, dass Hass und Wut nur oberflächliche Narben am Strand waren, während die Beständigkeit der Liebe mit ihrer wogenden Brandung den Sand glättete.

Am Abend erhielten Agnes, Barty, Edom und Jacob Besuch von Maria Elena Gonzalez - jetzt nicht mehr Näherin in einer chemischen Reinigung, sondern Inhaberin von Elena's Fashions, einer kleinen Modeboutique in der Nähe des Rathausplatzes. Sie kam in Begleitung ihrer beiden Töchter, der siebenjährigen Bonita und der sechsjährigen Francisca, die ihre neuesten Barbiepuppen mitbrachten - Color Magic Barbie samt Zubehör im Geschenkset, Barbies Freundinnen Casey und Tutti, Barbies kleine Schwester Skipper und Barbies Schwärm Ken -, und bald hatten die beiden Mädchen Barty mit ihrer Begeisterung für eine Fantasiewelt angesteckt, die ganz und gar anders war als die, in der Heinieins jugendlicher Protagonist sich ein merkwürdiges außerirdisches Haustier hielt, das so sanft wie ein Kätzchen war, aber Heißhunger auf alles hatte - vom Grizzlybär bis zum Buick.

Als sie später zu sieb um den Esstisch versammelt waren, hoben die Erwachsenen ihre Weingläser, die Kinder stießen mit Cola an, und Maria gab einen Toast aus: »Auf Bartholomew, das Ebenbild seines Vaters, des gütigsten Menschen, den ich je kennen gelernt

habe. Auf Bonita und Francisca, die der Sonnenschein meines Lebens sind. Auf Edom und Jacob, von die ... von *denen* ich gelernt habe, wie zerbrechlich das Leben und wie kostbar jeder einzelne Tag ist. Und auf Agnes, meine liebste Freundin, die mir so unendlich viel gegeben hat, einschließlich dieser Worte. Gott segne uns alle.«

»Gott segne uns alle«, sagte Agnes im Chor mit ihrer ganzen erweiterten Familie und verschwand dann, nachdem sie an ihrem Glas genippt hatte, unter einem Vorwand in der Küche, wo sie sich die Tränen trocknete und ein kühles feuchtes Geschirrtuch gegen die Augen drückte, um verräterischen Spuren vorzubeugen. Immer häufiger sah sich Agnes in diesen Tagen gezwungen, Barty Dinge des Lebens zu erklären, von denen sie geglaubt hatte, erst in vielen Jahren mit ihm darüber reden zu müssen. Nun fragte sie sich, wie sie ihm das begreiflich machen sollte: Das Leben kann so süß, so überreich sein, dass die Freude fast so erdrückend ist wie das Leid, und das Herz so übertoll davon, dass es wehtut. Schließlich legte sie das Geschirrtuch aus den Händen und kehrte ins Esszimmer zurück, wo sie, obwohl die Gäste schon mit dem Essen begonnen hatten, einen weiteren Trinkspruch ankündigte. Sie hob ihr Glas und sagte: »Auf Maria, die mehr für mich ist als eine Freundin. Eine Schwester. Ich kann nicht zulassen, dass du über das sprichst, was ich dir gegeben habe, ohne deinen Töchtern zu erzählen, wie viel größer das ist, was ich dafür von dir bekommen habe. Du hast mich gelehrt, dass die Welt so einfach ist wie Nähen und dass man jedes scheinbar noch so schlimme Problem flicken, reparieren kann.« Sie hob ihr Glas ein wenig höher. »Erste Huhn kommt mit erste Ei schon drin. Gottes Segen.«

»Gottes Segen«, sagten die Anwesenden im Chor. Maria verschwand, nach dem sie ein einziges Mal an ihrem Chardonnay genippt hatte, in der Küche, indem sie vorgab, nach dem Aprikosenpudding sehen zu müssen, in Wirklichkeit tat aber auch sie das, um sich ein kühles feuchtes Geschirrtuch gegen die Augen zu drücken. Die Kinder wollten unbedingt wissen, was es mit der Bemerkung über das Huhn auf sich hatte, und das war das Signal für Edom und Jacob, sämtliche Warum-überquerte-das-Huhn-die-Straße-Witze

zum Besten zu geben, die sie sich in Auflehnung gegen ihren humorlosen Vater als Kinder gemerkt hatten.

Als Bonita und Francisca später stolz Marias Pudding servierten - jede einzelne Portion liebevoll zu einem kleinen Christbaum geformt und von ihnen eigenhändig mit einem GUSS versehen -, beugte sich Barty zu seiner Mutter, deutete auf den Tisch und sagte leise, aber in aufgeregtem Ton: »Sieh mal, die Regenbogen.« Sie folgte der Richtung seines Zeigefingers, konnte aber nicht sehen, was er meinte.

»Zwischen den Kerzen«, erklärte er.

Sie aßen bei Kerzenschein. Auf der Anrichte an der Wand schimmerten Kerzen, die einen *zarten* Vanilleduft verströmten, in gläsernen Zylindern, aber Bartys Finger zeigte auf fünf ^{rote} Stumpenkerzen, die als Dekoration in der Mitte des Tisches zwischen Fichtenzweigen und weißen Nelken verteilt waren.

»Zwischen den Flammen, sieh doch nur, Regenbogen.« Agnes konnte keine Farbenbogen zwischen den Kerzen entdecken und glaubte, er habe sie auf die geschliffenen Wein- und Wassergläser aufmerksam machen wollen, die das schimmernde Kerzenlicht reflektierten. Hier und da wurde das Licht durch die Prismawirkung des Glases in alle Spektralfarben von Rot über Orange, Gelb, Grün und Blau bis Violett zerlegt, bunte Irrlichter, die an den Rändern der Facettenflächen tanzten.

Als auch der letzte Pudding serviert war und die beiden Mädchen wieder auf ihren Stühlen saßen, blinzelte Barty in die Kerzenflammen und sagte: »Jetzt sind sie weg«, obwohl die winzigen bunten Lichtreflexe nach wie vor im Kristallglas funkelten. Dann machte er sich mit solchem Feuereifer über seinen Pudding her, dass Agnes bald aufhörte, sich Gedanken über imaginäre Regenbogen zu machen.

Nachdem Maria, Bonita und Francisca gegangen waren und Agnes und ihre beiden Brüder mit vereinten Kräften den Tisch abräumten und den Abwasch erledigten, gab Barty allen einen Gutenachtkuss und zog sich mit der *Sternenbestie* in sein Zimmer zurück. Seine übliche Bettzeit war bereits um zwei Stunden überschritten. In den vergangenen Monaten hatte er sich die unberechenbaren Schlafgewohnheiten größerer Kinder zu Eigen gemacht. An

manchen Tagen schien er den Vierundzwanzig-Stunden-Rhythmus einer Eule oder einer Fledermaus zu besitzen: Dann wurde er, nachdem er den ganzen Tag lang träge herumgeschlichen war, bei Einbruch der Dämmerung plötzlich so hellwach und unternehmungslustig, dass er bis weit nach Mitternacht lesen konnte.

Agnes konnte sich nicht uneingeschränkt auf die Weisheiten stützen, die in den Erziehungsratgebern vermittelt wurden, die sie im Bücherregal stehen hatte. Barty besondere r ben stellten sie als Mutter vor ungewöhnliche Probleme. Als er sie daher jetzt fragte, ob er länger aufbleiben dürfe, m noch ein bisschen in der Geschichte von John Thomas Stuart und Lummo, seinem Haustier aus einer anderen Welt, zu schmökern, gab sie ihm die Erlaubnis dazu.

Um 23 Uhr 45 warf Agnes auf dem Weg zum Schlafzimmer einen Blick zu Barty hinein, nur um feststellen zu müssen dass er immer noch lesend im Bett saß. Verglichen mit anderen Büchern war der Roman nicht gerade ein Wälzer, aber für den Jungen war das Buch groß; so groß, dass er es nicht mit den Händen allein aufgeschlagen halten konnte, sondern den *ganzen* linken Arm über die obere Hälfte des Bandes gelegt hatte.

»Spannende Geschichte?«, erkundigte sich Agnes.

Er hob kurz den Kopf- »Super!« - und wandte sich gleich darauf wieder seiner Lektüre zu.

Als Agnes um 1 Uhr 50 aufwachte, verspürte sie eine unbestimmte Unruhe, deren Ursache sie nicht ergründen konnte.

Gebrochenes Mondlicht im Fenster.

Die mächtige Eiche im Garten, ruhend im atemlosen Bett der Nacht.

Das Haus in tiefes Schweigen gehüllt. Weder Einbrecher noch Gespenster auf der Pirsch.

Die innere Unruhe trieb Agnes dennoch aus dem Bett, und als sie durch den Flur zum Zimmer ihres Sohnes ging, stellte sie fest, dass er, im Bett sitzend, über der Lektüre eingeschlafen war. Sie zog die *Sternenbestie* unter seinen verschränkten Armen hervor, markierte die Stelle, an der er gelesen hatte, mit der Umschlagklappe und legte das Buch auf den Nachttisch.

Als Agnes die stützenden Kissen hinter Bartys Rücken hervorzog und den Jungen vorsichtig hinlegte, wachte er halb auf und begann vor sich hin zu murmeln: von Polizisten, die den armen Lummo erschießen wollten, obwohl der doch überhaupt kein Unheil habe anrichten wollen, sondern nur l^on^en Schüssen erschreckt worden sei, und wenn man sechs ^onnen wiege und acht Beine habe, könne man sich manchmal eben nicht an einem beengten Ort bewegen, *ohne* etwas umzustößen.

»Es ist schon gut«, flüsterte sie. »Lummo wird nichts passieren.« Er machte die Augen zu und schien sofort wieder eingeschlafen zu sein, aber als sie die Lampe ausknipste, murmelte er: »Du hast wieder deinen Heiligenschein.«

Nachdem Agnes am nächsten Morgen geduscht und sich angezogen hatte, ging sie in die Küche hinunter, wo Barty bereits, in sein Buch vertieft, vor einer Schüssel Haferflocken am Tisch saß. Nach dem Frühstück kehrte er in sein Zimmer zurück und las dabei im Gehen. Am Mittag hatte er das Buch bis zur letzten Seite durchgelesen und war so randvoll mit den Erlebnissen seiner Helden, dass kein Bissen mehr Platz zu haben schien. Während ihn seine Mutter immer wieder ermahnte, das Essen nicht zu vergessen, unterhielt er sie so lebhaft mit den Einzelheiten der fantastischen Abenteuer von John Thomas Stuart und Lummo, als wäre das, was Heiniein geschrieben hatte, keine erfundene Geschichte, sondern unmittelbar aus dem Leben gegriffen.

Dann machte er es sich mit untergeschlagenen Beinen in einem der großen Sessel im Wohnzimmer bequem und fing das Buch noch einmal von vorn an. Er hatte noch nie zuvor einen Roman zweimal gelesen ... und um Mitternacht war er mit der Lektüre fertig.

Der nächste Tag, der 27. Dezember, war ein Mittwoch, und Agnes fuhr mit Barty zur Stadtbücherei, wo sie zwei Romane von Heiniein ausliehen, die der Bibliothekar empfohlen hatte: *Der rote Planet* und *Die Tramps von Luna*. Der Aufregung nach zu urteilen, die er während der Heimfahrt an den Tag legte, hatte er mit den Romanen von Heiniein die alles verzehrende, unsterbliche Liebe gefunden, gegen die seine frühere Begeisterung für Detektivgeschichten nichts als ein harmloser Flirt war.

Agnes stellte fest, dass es eine unvergleichliche Freude für

- war zu sehen, wie bedingungslos sich ihr Sohn seiner neu-

Leidenschaft hingab. Barty vermittelte ihr ein fast quä-

lndes Gefühl dafür, wie sie ihre eigene Kindheit hätte erle-

h n können, wenn ihr Vater ihr je erlaubt hätte, Kind zu sein.

Und dann entdeckte sie, während der Junge hier etwas über

die Raumfahrerfamilie Stone, da etwas über die Rätsel des

\lars zum Besten gab, dass irgendwo in ihr doch noch das

Kind lebte, dem weder die väterliche Grausamkeit noch die

Zeit etwas hatten anhaben können.

Am Donnerstag kam Barty kurz vor drei Uhr nachmittags völlig

aufgelöst in die Küche gerannt, wo Agnes gerade Rosinenkuchen

backte. Aufgeregt hielt er ihr die aufgeschlagenen Seiten 104 und

105 des *Roten Planeten* unter die Nase und beschwerte sich über die

schlechte Qualität des Buches. »Da sind komische Flecken in der

Schrift, man kann die Wörter nicht richtig lesen, weil die

Buchstaben verschwommen sind. Können wir zur Buchhandlung

fahren und ein neues Buch kaufen? *Jetzt gleich?*«

Nachdem sie sich das Mehl von den Händen gewischt hatte, nahm

Agnes das Buch und sah es sich genau an, konnte aber keinen

Fehler finden. Sie blätterte ein paar Seiten zurück, dann ein Stück

weiter nach vorn, aber überall war die Schrift klar und deutlich zu

lesen. »Zeig mir, wo, Liebling.«

Da der Junge nicht gleich antwortete, blickte Agnes von dem Buch

auf und sah, dass er sie eigenartig anstarrte. Er blinzelte, als wäre er

über irgendetwas irritiert, dann sagte er: »Die komischen Flecken

sind von der Buchseite direkt in dein Gesicht gesprungen.«

Das unbestimmte Gefühl der Unruhe, mit dem sie Dienstagnacht

um 1 Uhr 50 aufgewacht war, hatte sich in den vergangenen zwei

Tagen immer wieder bemerkbar gemacht. Und da war sie wieder,

die Angst, schnürte ihr die Kehle zu, legte sich ihr schwer auf die

Brust ... und nahm endlich Gestalt an.

Barty wandte sich von ihr ab und ließ den Blick durch die

uche schweifen, dann sagte er: »Ah, das Verschwommene lleßt an

mir.«

Heiligenscheine und Regenbogen tauchten m ihrer Erinnerung auf

und hatten plötzlich etwas Bedrohliches.

Agnes ging vor dem Jungen in die Hocke und fasste ihn sanft bei den Schultern. »Lass mal sehen.«

Er blinzelte sie an.

»Gucker weit auf, Kleiner.«

Er riss die Augen auf.

Saphire und Smaragde, funkelnde Edelsteine in einer strahlend weißen Fassung, ebenholzschwarze Pupillen in der Mitte.

Wunderbar und geheimnisvoll, diese Augen, aber, soweit sie es beurteilen konnte, nicht anders als sonst.

Sie hatte die Sehstörung darauf zurückführen können, dass Barty seine Augen in den letzten Tagen durch das viele Lesen überanstrengt hatte. Sie hatte ihm Tropfen in die Augen träufeln, ihm für ein paar Tage das Lesen verbieten und ihn dafür zum Spielen in den Garten schicken können. Sie hatte sich selbst ermahnen können, sich nicht wie eine dieser überängstlichen Mutter zu benehmen, die hinter jedem Husteln eine Lungenentzündung und hinter jedem Kopfschmerz einen Gehirntumor vermuteten.

Stattdessen bat sie Barty so ruhig wie möglich, um sich das Ausmaß ihrer Besorgnis nicht anmerken zu lassen, seine Jacke aus dem Dielenschrank zu holen, zog ebenfalls ihre Jacke an und fuhr dann, ohne sich weiter um die Rosinenkuchen zu kümmern, mit ihrem Sohn zum Arzt. Dieses Kind war nämlich nicht weniger als der Grund, warum sie atmete, es war der Antrieb ihres Herzens, ihre Hoffnung und ihre Freude, die immerwährende Verbindung zu dem Mann, den sie verloren hatte.

Dr. Joshua Nunn war nicht älter als achtundvierzig, aber er war Agnes schon großväterlich vorgekommen, als sie ihn vor mehr als zehn Jahren nach dem Tod ihres Vaters zum ersten Mal als Patientin aufgesucht hatte. Sein Haar war schlohweiß geworden, bevor er die dreißig erreicht hatte. An seinen freien Tagen arbeitete er entweder wie ein Besessener an der *Hipp⁰*

, te\$ einem kleinen Sechs-Meter-Kahn, den er eigenhändig h
chmirgelte, strich, schliff und reparierte, oder er tuckerte
Her Bucht vor Bnght Beach herum und angelte, als wurde

n Seelenheil von der Größe seines Fangs abhängen. Durch
ne Freizeitbeschäftigung hielt er sich so viel an der frischen alzigen
Seeluft und in der Sonne auf, dass sein rund ums Jahr ebrauntes
Gesicht um die Augenwinkel herum freundlich
unzelt warj was ihm das Aussehen eines gutigen Großvaters verlieh.
Dr. Nunn pflegte sein rundliches Bauchlem und sein Doppelkinn
ebenso liebevoll und gewissenhaft wie sein Boot und angesichts
seiner Nickelbrille, der Fliege, der Hosen-träger und der
Ellbogenflicken auf den Jackenarmeln konnte man meinen, er
gestaltete sein Äußeres und wählte seine Garderobe bewusst so, dass
die Patienten gar nicht anders konnten, als sich in seiner Gegenwart
wohl zu fühlen.

Er verstand sich immer bestens mit Barty, und an diesem Tag
brachte er seinen kleinen Patienten sogar noch häufiger zum
Lachen als sonst, während er ihn ermunterte, ihm die Buchstaben-
und Zahlentabelle an der Wand vorzulesen. Anschließend
verdunkelte er den Behandlungsraum und untersuchte die Augen
des Jungen mit einem Ophtalmome-ter und einem Ophtalmoskop.
Agnes, die auf einem Stuhl m der Ecke saß, hatte den Eindruck,
dass sich Dr. Nunn ungewöhnlich lange mit der Untersuchung
aufhielt, einer Untersuchung, die doch normaler-weise nur kurze
Zeit in Anspruch nahm. Die Sorge lastete so schwer auf ihr, dass ihr
die gewohnte Gründlichkeit des Arztes heute wie ein böses
Vorzeichen erschien.

Als er fertig war, entschuldigte sich Dr. Nunn und verschwand m
seinem Büro am anderen Ende des Flurs. Nach etwa fünf Minuten
kam er zurück und schickte Barty ms Wartezimmer hinaus, wo auf
dem Empfangstisch der Sprechstundenhilfe ein Glas mit Zitronen-
und Orangendrops bereitstand. »Schau mal nach, auf einigen steht
dem Name, Kartholomew.«

ie leichten Sehstörungen, die das Gedruckte auf einer
Uc eite vor Bartys Augen verschwimmen ließen, schienen
den Jungen anderweitig nicht zu beeinträchtigen. Er bewegte sich
mit der ihm eigenen Anmut, so sicher und leichtfüßig wie eh und je.
Allein mit Agnes zurückgeblieben, sagte der Arzt: »Ich möchte,
dass Sie mit Barty zu einem Spezialisten in Newport Beach fahren.
Franklin Chan. Er ist ein großartiger Augenarzt und Chirurg,

zurzeit haben wir niemanden hier in der Stadt, der ihm gleichkommen würde.«

Agnes hielt inzwischen ihre Hände so lange und so fest im Schoß verkrampft, dass ihr die Muskeln in den Unterarmen wehtaten.

»Was fehlt ihm?«

»Ich bin kein Augenarzt, Agnes.«

»Aber Sie haben eine Vermutung.«

»Ich möchte Sie nicht unnötig beunruhigen, wenn ...«

»Bitte. Sagen Sie mir die Wahrheit.«

Er nickte. »Setzen Sie sich hierher.« Damit deutete er auf die Untersuchungsliege.

Sie setzte sich ans Ende der Liege, wo Barty zuvor gesessen hatte.

Sie war jetzt auf Augenhöhe mit dem vor ihr stehenden Arzt.

Bevor sie die Finger wieder ineinander verknöten konnte, streckte Joshua Nunn ihr seine sonnengebräunten, von der Arbeit

schwierigen Hände entgegen, und Agnes ergriff sie dankbar.

»In Barty's rechter Pupille ist ein weißlicher Fleck zu sehen ... der auf eine Wucherung hindeutet. Seine Sehstörung ist, wenn auch etwas anders, immer noch vorhanden, wenn er das rechte Auge schließt, ein Zeichen dafür, dass auch das linke Auge betroffen ist, obwohl ich dort keine Veränderung feststellen kann. Dr. Chan hat zwar morgen schon einen vollen Terminkalender, aber er tut mir den Gefallen, Sie morgen früh vor seiner normalen Sprechstunde zu empfangen. Sie werden früh losfahren müssen.«

Nach Newport Beach war es fast eine Stunde Fahrt an der Küste entlang in Richtung Norden.

»Und«, fügte Dr. Nunn hinzu, »machen Sie sich darauf gefasst, dass es ein langer Tag wird. Ich bin mir zieml'ich sicher, dass Dr. Chan zusätzlich noch die Meinung eines Onkologen einholen wird.«

»Krebs«, flüsterte Agnes und hätte sich gleich darauf die Zunge abbeißen können, weil sie das Gefühl hatte, als würde sie der bösartigen Wucherung, indem sie den Gedanken laut aussprach, Macht verleihen und deren Existenz untermauern.

»Das wissen wir noch nicht«, sagte Dr. Nunn.

Aber sie wusste es.

Barty war lebhaft wie immer und schien sich wegen seiner Sehstörungen keine sonderlich großen Sorgen zu machen. Offenbar war er der Meinung, sie würden ebenso schnell vorübergehen wie ein Husten oder Schnupfen.

Das Einzige, was ihn interessierte, war der *Rote Planet* und die Frage, wie es nach Seite 103 weiterging. Während der Heimfahrt schlug er das Buch, das er selbst zum Arzttermin mitgenommen hatte, immer wieder auf, und bemühte sich mit angestrengt zusammengekniffenen Augen, um die verschwommenen Stellen herumzulesen. »Jim und Frank und Willis stecken ganz schön in der Klemme.«

Am Abend verwöhnte ihn Agnes mit einem besonderen Essen:

Hotdogs mit Käse, Pommes frites und Malzbier statt Milch.

Sie hatte nicht die Absicht, Barty gegenüber so offen zu sein, wie sie es von Joshua Nunn für sich selbst verlangt hatte, und das lag zum Teil daran, dass sie es nicht wagte, ehrlich zu sein, weil ihre Erschütterung zu groß war.

Überhaupt schaffte sie es nicht, in der sonst üblichen lockeren Art mit ihrem Sohn zu reden. Sie hörte einen spröden Ton in der eigenen Stimme, den auch Barty früher oder später bemerken musste.

Sie befürchtete, dass sie ihn mit ihrer Angst anstecken würde und er, wenn das geschah, nicht mehr stark genug sein konnte, gegen das scheußliche Ding anzukämpfen, das in seinem rechten Auge zu wachsen begann.

Robert Heinlein war ihre Rettung. Bei Hotdogs und Fritten schlug sie den *Roten Planeten* auf Seite 104 auf und fing an, Barty daraus vorzulesen. Er hatte seiner Mutter zuvor so viel vom Inhalt des Romans erzählt, dass sie mit der Geschichte vertraut war, und bald nahm die Handlung sie selbst so gefangen, dass es ihr zunehmend leichter fiel, ihre Sorgen zu verbergen.

Später dann, in seinem Zimmer, saßen sie nebeneinander auf seinem Bett, in der Mitte ein Teller mit Schokoladenplätzchen. Für die Dauer dieses Abends ließen sie die Erde mit allen ihren Kümernissen hinter sich und tauchten in eine Welt der Abenteuer ein, in der Freundschaft, Treue, Tapferkeit und Ehre jedes Übel

besiegen konnten.

Als Agnes die letzte Seite zu Ende gelesen hatte, war Barty wie berauscht vor übersprudelnder Fantasien und erging sich in Vermutungen darüber, was die Romanhelden, die längst seine Freunde geworden waren, als Nächstes alles erleben mochten. Er plapperte ohne Pause, während er den Schlafanzug anzog, während er aufs Klo ging und sogar beim Zähneputzen, und Agnes fragte sich, wie sie ihn je so weit beruhigen sollte, dass er einschlafen konnte.

Aber er beruhigte sich, wie nicht anders zu erwarten, von selbst wieder. Schneller, als sie gedacht hatte, schnarchte er leise vor sich hin.

Aus Bartys Zimmer zu gehen und ihn in diesem Moment allein zu lassen mit dem abscheulichen Ding, das lautlos in seinem Auge wuchs, fiel Agnes unendlich schwer. Am liebsten hätte sie einen Sessel dicht herangezogen und die ganze Nacht an seinem Bett Wache gehalten.

Ihr war jedoch bewusst, dass Barty, wenn er in der Nacht aufwachte und sie dort sitzen sah, begreifen würde, wie schlimm es möglicherweise um ihn stand.

Agnes ging also in ihr Schlafzimmer und suchte dort, wie in so vielen anderen Nächten zuvor, Trost bei dem Felsen, der zugleich ihr Licht war, bei dem Licht, das zugleich ihre Festung war, bei der Festung, die zugleich ihr Hirte war. Sie bat Gott, Gnade walten zu lassen oder ihr, wenn es keine Gnade für sie geben sollte, wenigstens die Weisheit zu gewähren, dass sie verstehen konnte, warum ihr süßer kleiner Junge so leiden musste.

Kapitel 59

Am frühen Heiligabend kehrte Junior, den Ausstellungsprospekt in der Hand, nach Hause zurück und grübelte über Mysterien nach, die nichts mit Bethlehemsternen und jungfräulichen Geburten zu tun hatten.

Vor den Fenstern seines Wohnzimmers, wo er es sich mit einem Glas Dry Sack in der einen und Celestma Whites Foto in der anderen Hand bequem gemacht hatte, legte sich der rußgraue Winterabend über den funkelnden Lichterglanz der Stadt. Er wusste sicher, dass Seraphim bei der Geburt ihres Kindes gestorben war. Schließlich hatte er die Trauergesellschaft gesehen, die sich am Tag von Naomis Beerdigung am Grab des Negermadchens auf dem Friedhof versammelt hatte. Und er hatte Max Bellmis Nachricht auf dem Anrufbeantworter des durchgeknallten Bullen gehört.

Abgesehen davon, wäre Seraphim, sofern sie noch gelebt hatte, gerade einmal neunzehn Jahre alt gewesen, zu jung also, um schon ein Studium an der Kunsthochschule abgeschlossen zu haben. Die auffällige Ähnlichkeit zwischen Seraphim und der Künstlerin sowie die biografischen Angaben unter dem Foto sprachen dafür, dass die beiden Schwestern waren.

Das verbluffte Junior. Soweit er sich erinnern konnte, hatte Seraphim in den Wochen, in denen sie zur Krankengymnastik zu ihm gekommen war, nie etwas von einer älteren Schwester oder überhaupt einer Schwester erwähnt.

Er nahm an, dass er sich, so sehr er sein Gedächtnis anstrengen mochte, an *gar nichts* von dem erinnern, Seraphim während der Behandlung gesagt hatte ... als er damals stocktaub gewesen. Alles, was ihm im Gedächtnis geblieben war, waren Smnesemdrucke: die Schönheit ihres Gesichts, das Gefühl ihrer glatten, festen Haut unter seinen massierenden Händen.

Wieder fischte er in den trüben Gewässern seiner Erinnerung an die Vergangenheit, an jene Nacht der Leidenschaft, die er vor nunmehr fast vier Jahren in der Pfarrei mit Seraphim erlebt hatte. Auch hier konnte er sich an kein einziges Wort erinnern, das sie gesagt hatte, nur an ihren umwertenden Anblick, die Vollkommenheit ihres

weiblichen Körpers.

Im Haus des Pfarrers hatte Junior keinen Hinweis auf die Existenz einer Schwester entdeckt. Keine Familienfotos, kein stolz gerahmtes Bild von der Schulabschlussfeier an der Wand. Allerdings hatte er sich auch nicht für die Familie interessiert, weil er nur Augen für Seraphim gehabt hatte.

Da er im Übrigen ein zukunftsorientierter Mensch war und die Vergangenheit für eine Last hielt, die man am besten abwarf, bemühte er sich auch nie, etwas im Gedächtnis zu behalten. Er machte sich nicht so viel daraus, in nostalgischen Erinnerungen zu schwelgen wie die meisten anderen Leute.

Sein sherrygestärkter Abstecher in die Vergangenheit rief neben all den süßen, erregenden Bildern ihrer Nacktheit eine bestimmte Erinnerung in ihm wach, und das war die Stimme ihres Vaters.

Vom Tonband. Der endlose, monotone Sermon des Pfarrers, während Junior die gehorsame Tochter auf die Matratze nagelte. So herrlich pervers und aufregend es auch gewesen sein mochte, mit der Tochter zu schlafen und dabei die Predigt ihres Vaters, die sie gerade auf Papier übertragen hatte, vom Tonband zu hören, konnte sich Junior doch an kein einziges Wort des Reverend erinnern, lediglich an den Klang und das >mbre seiner Stimme. Er wusste nicht, ob es seinem klugen "stinkt, einer inneren Unruhe oder nur dem Sherry zuzuschreiben war, jedenfalls wurde er den Gedanken nicht los, dass dieses Tonband etwas Wichtiges enthielt.

Er drehte den Prospekt um und sah sich noch einmal das Foto auf der Vorderseite an. Allmählich beschlich ihn der Verdacht, dass ihn das Thema der Ausstellung an die Predigt des Reverend erinnerte, deren Wortlaut er vergessen hatte.

Dieser bedeutungsvolle Tag.

Als Junior die drei Worte laut vor sich hinsagte, spürte er, dass sie eine merkwürdige Resonanz in seiner vagen Erinnerung an jene lange zurückliegende Nacht und die Stimme des Reverends hervorriefen. Aber die Verbindung, sofern es eine solche gab, blieb im Dunkeln.

In dem Faltprospekt waren einige von Celestina Whites Arbeiten abgebildet, Arbeiten, die Junior langweilig und im höchsten Maße

uninspiriert fand. Ihre Werke wiesen all das auf, was für den echten Künstler ein Grauel war: Es waren realistische, mit Liebe zum Detail gemalte Bilder, die eine Geschichte erzählten und Schönheit, Zuversicht und sogar einen gewissen Zauber ausstrahlten. Das war keine große Kunst. Es war lediglich die wirklichkeitsgetreue Abbildung von Dingen, stumperische Hobby-malerei, für die Leinwand eigentlich zu schade war.

Beim Betrachten der Werke dieser Malerin empfand Junior das dringende Bedürfnis, ins Badezimmer zu gehen und sich den Finger in den Hals zu stecken, um sich zu übergeben. Angesichts seiner persönlichen Krankengeschichte konnte er es sich allerdings, auch wenn es sicher eine angemessene Reaktion gewesen wäre, nicht leisten, seine Kritik auf so anschauliche Weise zum Ausdruck zu bringen.

Schließlich kehrte er in die Küche zurück, füllte sein Glas noch einmal mit Eis und Sherry und schlug dann im Telefonbuch von San Francisco den Namen *White, Celestma* nach. Die Nummer war eingetragen, nicht aber ihre Adresse.

Er erwog kurz, sie anzurufen, wusste aber nicht, was er hatte sagen sollen, falls sie tatsächlich an den Hörer ging.

Auch wenn Junior nicht an Schicksal und Bestimmung glaubte, sondern ausschließlich an sich selbst und an oif

Kraft, die eigene Zukunft zu gestalten, konnte er nicht übersehen, wie außergewöhnlich es war, dass ihm diese Frau ausgerechnet in dem Moment über den Weg lief, in dem er aus Frustration über seine vergebliche Suche nach Bartholomew einem Gehirnschlag nahe war, die unsichtbare Sängerin und andere offensichtlich übernatürliche Erscheinungen ihn an den Rand des Wahnsinns trieben und er sich ganz allgemein in einem inneren Aufruhr befand, wie er ihn noch nie erlebt hatte. Sie war ein Verbindungsglied zu Seraphim und über Seraphim zu Bartholomew.

Celestma wurde ebenso wenig Einblick in die Adoptionsakte haben wie jeder andere. Aber vielleicht wusste sie etwas über das Schicksal des unehelichen Sohns ihrer Schwester, irgendeine Kleinigkeit, die ihr unbedeutend erschien, die Junior aber auf die richtige Fahrte bringen konnte.

Er musste vorsichtig zu Werke gehen, wenn er sich an sie heranmachte. Er durfte nichts überstürzen. Alles gut durchdenken. Eine Strategie entwerfen. Eine solch günstige Gelegenheit durfte nicht vertan werden.

Während er mit dem frisch aufgefüllten Glas ins Wohnzimmer zurückkehrte, betrachtete er nachdenklich Celestmas Portrat auf dem Prospekt. Sie war genauso schön wie Seraphim, aber im Gegensatz zu ihrer bedauernswerten Schwester war sie nicht tot, was wiederum die verlockende Aussicht auf eine romantische Beziehung eröffnete. Er musste, ohne ihr seine Beweggründe zu enthüllen, alles in Erfahrung bringen, was sie wusste und was ihn bei der Suche nach Bartholomew weiterbringen konnte.

Andererseits sprach nichts dagegen, eine Affäre, eine Romanze oder sogar eine dauerhafte Liebesbeziehung mit ihr einzugehen.

Welche Ironie des Schicksals es doch wäre, wenn sich herausstellte, dass Celestma, die Tante von Seraphims unehelichem Balg, die

Herzengsfährtin war, nach der sich Junior in ~^{en} Jahren der unbefriedigenden Beziehungen und der unver-

indhchen erotischen Abenteuer so sehr gesehnt hatte. In etracht ^{er} naiven Art ihrer Bilder hielt er das zwar für

^{er} unwahrscheinlich, aber schließlich konnte sie mit seiner Hilfe immer noch künstlerisch wachsen und sich weiterentwickeln. Da er ein aufgeschlossener Mensch ohne Vorurteile war, lag rein alles im Bereich des Möglichen, wenn das Kind erst einmal gefunden und aus dem Weg geschafft war.

Die lebhaftige Erinnerung an die heiße Nacht mit Seraphim hatte sein Blut in Wallung gebracht. Bedauerlicherweise war weit und breit keine anderes weibliches Wesen zur Hand als die *Industrie frau*, und so groß war seine Not nun auch wieder nicht.

Man hatte ihn zu einer Weihnachtsparty eingeladen, die unter einem satanischen Motto stehen sollte, und eigentlich hatte er nicht die Absicht gehabt hinzugehen. Die Veranstalter waren keine überzeugten Satansanhänger, was immerhin viel versprechend gewesen wäre, sondern eine Gruppe junger, durchweg nicht gläubiger Künstler, die einen feinen Sinn für Humor hatten.

Nun beschloss er, getrieben von der Aussicht, dort eine Frau kennen zu lernen, die etwas anschmiegsamer war als Baval Poriferans

Skulptur, doch zu der Party zu gehen.

Im Gehen fiel ihm gerade noch ein, den Prospekt für Celestina Whites Ausstellung in die Jackentasche zu stecken. Schon die Vorstellung, was die jungen Vertreter der Avantgarde zu diesem naiven Kitsch sagen würden, hatte Unterhaltungswert. Abgesehen davon war die Kunsthochschule von San Francisco die renommierteste Einrichtung ihrer Art an der ganzen Westküste, sodass einige der Partygäste Celestina vielleicht persönlich kannten und ihm ein paar wertvolle Einzelheiten über sie bieten konnten. Die Party tobte im dritten und gleichzeitig obersten Stockwerk eines ehemaligen Fabrikgebäudes, in dem jetzt eine Künstlerkommune Wohnung und Atelier bezogen hatte, deren Mitglieder die Überzeugung vertraten, dass Kunst, Sex und Politik die drei Rammböcke der Revolution seien ... oder so ähnlich. Aus einem Lautsprechersystem von nuklearer Sprengkraft

I

A hnten die Doors, Jefferson Airplane, die Mamas & Papas, Strawberry Alarm Clock, Country Joe and the Fish, die Lovin' Spoonful, Donovan (leider), die Rolling Stones (sehr ärgerlich) und die Beatles (unerhört). Die Musik wurde in Megatonnen-, tonationen von den Wänden zurückgeworfen, ließ die vielfach unterteilten Metallfenster in den Rahmen erzittern wie Trommelfelle in einer zackig paradierenden Militärkapelle und erzeugte ein Gemisch aus hoffnungsvoller Euphorie und Weltuntergangsstimmung, so als ob zwar das Armageddon unmittelbar bevorstände, aber alle das eher ungemein lustig fänden.

Da sowohl der Weißwein als auch der Rotwein für Juniors Geschmack ein gar zu billiger Fusel waren, hielt er sich an Dos-Equis-Bier und zog sich außerdem noch einen Rausch ganz anderer Art zu, indem er als Passivraucher Marihuanaschwaden durchzog, die für die gesamte Jahresproduktion an Räucherschinken des Staates Virginia gereicht hätte. Von den zwei- bis dreihundert Partygästen waren die einen auf LSD-Trip, die anderen auf Speed,

und wieder andere zeigten alle Anzeichen der Exaltiertheit und Gesprächigkeit, wie sie für Kokser typisch waren, Junior erlag allerdings keiner dieser Versuchungen. Für ihn zählten persönliche Entwicklung und Selbstbeherrschung; er billigte es nicht, wenn sich Menschen so gehen ließen.

Außerdem hatte er feststellen müssen, dass Drogenkonsumenten zur Gefühlsduselei neigten und gern ihre Seele erleichterten, indem sie sich in endlosen Selbstbekenntnissen und Analysen ihrer Psyche ergingen. Junior legte viel zu großen Wert auf seine Privatsphäre, um ein solches Verhalten zu zeigen. Im Übrigen hätte ihm, wenn er je unter dem Einfluss von Drogen in Bekennerlaune verfallen wäre, der elektrische Stuhl, Giftgas oder die Todesspritze gewinkt, je nachdem, in welcher Gerichtsbarkeit und in welchem Jahr ihn eine offen-erzige Gemütsverfassung dieser Art überfiele.

Propos Offenherzigkeit ... in der ganzen Etage wimmelte "Von Frauen, die keinen BH trugen, Frauen in Pullover und -mirocks, in

T-Shirt und Minirock, in seidengefasster Wildlederweste und Jeans, in gebatiktem, bauchfreiem Wickeltop und bunten Kalypsohosen - freizügig zur Schau gestellte Brüste, wohin das Auge auch blickte. Unter den Gästen waren auch jede Menge Männer, aber die bemerkte Junior kaum.

Der einzige männliche Gast, für den sich Junior interessierte - für den er sich sehr interessierte -, war Sklent, der Maler mit dem markanten Namen, von dem Junior drei Bilder besaß, die exklusive Plätze an den Wänden seiner Wohnung einnahmen.

Mit über eins neunzig Körpergröße und gut zwei Zentnern Lebendgewicht wirkte der Künstler, wenn man ihm persönlich gegenüberstand, eindeutig noch gefährlicher als auf seinem düsteren Werbefoto. Obwohl erst in den Zwanzigern, hatte er bereits schlohweißes Haar, das ihm strähnig und glatt auf die Schultern fiel. Ein leichenblaues Gesicht. In den tief in den Höhlen liegenden Augen, silbrig grau wie ein Regenguss mit einem leichten Schimmer von Albinorot, glühte ein raubtierhafter Funke, der seinem Gegenüber das Blut in den Adern gefrieren lassen konnte. Das Gesicht war von furchtbaren Narben gezeichnet, und über die großen Pranken zogen sich tiefe rote Furchen, als müsste sich Sklent ständig mit bloßen Händen gegen eine mit Schwertern

bewaffnete Truppe zur Wehr setzen.

Auch auf der am weitesten von den Lautsprechern entfernten Seite der Fabriketage müsste man bei den privatesten Unterhaltungen die Stimme heben, um sich Gehör zu verschaffen. Der Künstler, von dem *Der Schmarotzer des Verderbens frisst sich ins Gehirn des Säuglings, Version 6* stammte, verfügte allerdings von Natur aus über eine Stimme, die so tiefgründig, scharf und durchdringend war wie die künstlerische Aussage seiner Werke.

Es stellte sich heraus, dass Sklent zwar ein zorniger, rassistischer und impulsiver Mensch war, dass er aber auch über ein enormes geistiges Potenzial verfügte. Man konnte sich glänzend mit ihm unterhalten, wobei er ein Feuerwerk atemberaubender Erkenntnisse über das menschliche Leben, revolutionärer philosophischer Gedanken und verblüffender, at>e

Auch einleuchtender Ansichten zur Kunst von sich gab. Spätsollte sich Junior, mit Ausnahme dessen, was über Geistes gesagt worden war, an kein einziges Wort von Sklent erinnern daran, dass seine Rede brillant und ungemein beeindruckend gewesen war.

Geister. Obwohl Sklent Atheist war, glaubte er an Geister. Und er erklärte das so: Es gibt weder Himmel und Hölle noch einen Gott, aber die Menschen bestehen nicht nur aus einem Körper, sondern im gleichen Maß aus Energie, und wenn der Körper stirbt, lebt die Energie weiter. »Wir sind die uneinsichtigste, egoistischste, habgierigste, kriecherischste, gewalttätigste, neurotischste und böseste Spezies im Universum«, erläuterte Sklent, »und einige von uns weigern sich einfach zu sterben; wir sind zu stur, um den Tod zu akzeptieren. Der Geist ist eine Klette aus Energie, die manchmal an bestimmten Orten oder Menschen hängen bleibt, die uns im Leben wichtig waren, und dann haben wir Häuser, in denen es spukt, oder arme alte Trottel, die von ihrer längst gestorbenen Frau malträtiert werden und all solches Zeug. Und manchmal heftet sich die Klette an den Embryo im Bauch irgendeiner Schlampe, die gerade geschwängert worden ist, und schon haben wir eine Reinkarnation. Dafür braucht man keinen Gott. Das ist einfach der Lauf der Dinge. Es ist kein Unterschied zwischen Diesseits und Jenseits, beides existiert im Hier und Jetzt, und wir sind nichts

weiter als eine Horde verlauster, räudiger Affen, die von einer Klemme zur nächsten stolpern.«

Seit zwei Jahren, seit dem Tag, an dem er den Vierteldollar in seinem Cheeseburger gefunden hatte, war Junior nun auf der Suche nach einer Erklärung der Welt, die er akzeptieren konnte, die sich mit Zedds Wahrheiten und Lehren deckte und die nicht voraussetzte, dass er eine über ihm stehende Macht anerkannte. Und da war sie. Unverhofft. Per-tekt. Die Sache mit den Affen und den Klemmen hatte er nicht recht begriffen, aber alles andere leuchtete ihm vollständig ein und ein Gefühl des Friedens breitete sich in ihm aus.

hätte die philosophische Unterhaltung mit Sklent gern fortgeführt, aber der große Künstler war auch bei den anderen Partygästen sehr gefragt. Bevor Junior ihm den Rücken kehrte, zog er in der Überzeugung, seinem Gegenüber damit Grund zur Heiterkeit zu geben, Celestina Whites Ausstellungsprospekt aus der Tasche und bat ihn mit einem viel sagenden Blick um sein fachkundiges Urteil.

Alles deutete darauf hin, dass der Künstler niemals lachte auch wenn ein Scherz noch so gelungen war. Jetzt jedenfalls warf er einen finsternen Blick auf die Abbildungen in dem Prospekt, reichte ihn Junior zurück und knurrte: »Man sollte die Kuh erschießen.« In der Annahme, diese überspitzte Form der Kritik sei als Scherz gedacht, brach Junior in Gelächter aus, aber das Lachen blieb ihm sofort im Hals stecken, als er sah, wie Sklent seine farblosen Augen verächtlich zusammenkniff. »Nun ja, vielleicht wäre das die Lösung«, sagte Junior schnell, um einen guten Eindruck bei Sklent zu hinterlassen, aber schon im nächsten Moment bereute er es, diese Worte vor Zeugen ausgesprochen zu haben.

Mit dem Prospekt als Eisbrecher schob er sich durch das Gedränge und sprach alle möglichen Leute in der Hoffnung an, jemanden zu finden, der auf der Kunsthochschule studiert hatte und deshalb Celestina White möglicherweise kannte. Das Urteil über ihre Bilder war einstimmig negativ und gelegentlich von Heiterkeitsausbrüchen begleitet, aber keiner reagierte so heftig und eindeutig wie Sklent. Schließlich stieß er auf eine Blondine in glänzenden weißen Plastikstiefeln, einem weißen Minirock und einem schreiend

violetten T-Shirt mit aufgedrucktem Einstein-Konterfei, unter dem sich ihre blanken Brüste abzeichneten. »Klar«, beantwortete sie seine Frage, »die kenne ich. Hatten ein paar Seminare zusammen. Sie ist ganz nett, aber ein bisschen naiv, besonders für eine Afroamerikanerin. Das heißt, die sind sonst eigentlich nicht so naiv ... habe ich nicht Recht?«

»Du hast Recht, außer vielleicht Buckwheat.«

»Wer?«, brüllte sie, obwohl sie dicht nebeneinander auf einem Zweiersofa aus schwarzem Leder saßen.

T nior sprach noch lauter. »Na, der von den kleinen Strolchen, aus diesen alten Filmen.«

»Ich persönlich mag überhaupt nichts, was alt ist. Diese White hatte eine merkwürdige Vorliebe für alte Leute und 1 Häuser, für alte Sachen überhaupt. Als wäre ihr nicht kl r dass sie *jung* ist. Also, man möchte sie am liebsten packen und schütteln und ihr sagen: >He, weiter geht's.<«

»Was vorbei ist, ist vorbei.«

»Es ist was?«

»Vorbei!«

»Wie wahr.«

»Aber meine verstorbene Frau hat sich die Filme mit den kleinen Strolchen immer gern angesehen.«

»Du bist verheiratet?«

»Sie ist gestorben.«

»So jung?«

»Krebs«, sagte er, weil das viel tragischer und weniger verdächtig klang als ein Sturz von einem Aussichtsturm.

Mitfühlend legte die Blondine ihm eine Hand auf den Oberschenkel.

»Es waren harte Jahre«, sagte er. »Sie zu verlieren ... und lebendig aus Vietnam herauszukommen.«

Die Blondine machte große Augen. »Du warst *da* drüben?«

Er fand es schwierig, ein so persönliches Bekenntnis in aufrichtigem Ton von sich zu geben, wenn man dabei aus vollem Hals schreien musste, aber er machte seine Sache so gut, dass sich ein

Tränenflor auf ihre Augen legte. » Mir wurde bei einem Einsatz im Hinterland ein Teil des Fußes abgeschossen.«

»Himmel, Arsch und Zwirn. Was für eine Scheiße. Mann, ich hasse diesen Krieg.«

Die Blondine baggerte ihn an, wie es vorher schon ein Dutzend anderer weiblicher Partygäste getan hatte, und Junior emühte sich, seinen verführerischen Charme so zu dosieren, ass er gleichzeitig das Maximum an Informationen aus ihr herausholen konnte. Indem er die Rechte auf die Hand legte, mit der sie ihm sachte den Oberschenkel massierte, sagte

• " ch war zusammen mit ihrem Bruder in Vietnam. Dann wurde ich verwundet und außer Landes gebracht und habe den Kontakt zu ihm verloren. Würde ihn gern wiedersehen.«

Begriffsstutzig fragte die Blondine: »Wessen Bruder?«

»Celestina Whites.«

»Sie hat einen Bruder?«

»Prima Kumpel. Hast du ihre Adresse? Oder hast du eine Ahnung, wie ich mich wegen ihrem Bruder mit ihr in Verbindung setzen könnte?«

»So gut kannte ich sie nicht. Sie ist selten auf Partys gegangen ... besonders nach dem Baby.«

»Sie ist also verheiratet«, sagte Junior, dem die Möglichkeit dämmerte, dass Celestina vielleicht doch nicht die für ihn bestimmte Herzensgefährtin war.

»Möglich. Ich hab sie schon seit einiger Zeit nicht mehr gesehen.«

»Aber du hast doch von einem Baby gesprochen.«

»Ach so. Nein, das war von ihrer Schwester. Aber die Schwester ist gestorben.«

»Ja, ich weiß. Aber ...«

»Darum hat Celestina es genommen.«

»Es?«

»Das kleine Ding, das Baby.«

Junior vergaß allen verführerischen Charme. »Und sie ... was? ... sie hat das Baby ihrer Schwester adoptiert?«

»Eigenartig, was?«

»Ein kleiner Junge namens Bartholomew?«, erkundigte er sich.

»Ich hab es nie gesehen.«

»Aber es heißt Bartholomew?«

»Von mir aus soll es Bobby Pisser heißen.«

»Wie bitte?«

»Von mir aus, hab ich gesagt.« Sie zog die Hand von seinem Schenkel zurück. »Was soll denn überhaupt das ganze Gequatsche über Celestina?«

»Entschuldige«, sagte Junior.

Nachdem er die Party verlassen hatte, blieb er eine Weile vor dem Gebäude stehen und sog die frische Nachtluft ein,

er versuchte, das Alkoholschmeißen aus seiner Lunge zu vertreiben, atme-

und plötzlich trotz dem Bier, das er getrunken hatte, nüch-

ter langsam und tief durch, langsam und tief, und er spür-

te, wie ihn eine frische Brise bis ins Mark durchfuhr, ein

Quälhündchen, das nicht von der Kälte der Nacht herrührte.

Er war verblüfft, dass die Adoptionsunterlagen angeblich
versiegelt gehalten wurden, obwohl das Kind bei einem
Mitglied der engsten Familie, der Schwester seiner Mutter,
untergekommen war.

Dafür gab es nur zwei denkbare Erklärungen. Entweder befolgten
die Behörden strikt die Vorschriften, auch wenn diese Vorschriften
keinen Sinn ergaben, oder Nolly Wulfstan, der hässlichste
Privatdetektiv der Welt, war ein hoffnungsloser Versager.

Es war Junior aber gleichgültig, welche Erklärung zutraf. Nur eines
zählte für ihn: Die Suche nach Bartholomew näherte sich zu guter
Letzt ihrem Ende.

Am Mittwoch, dem 27. Dezember, traf sich Junior mit Glubscher,
dem Lieferanten für gefälschte Papiere, in einem Kino, in dem
gerade *Bonnie und Clyde* im Nachmittagsprogramm lief.

Wie zuvor telefonisch verabredet, kaufte Junior am Kinokiosk eine
große Tafel Rosinenschokolade und eine Packung
Schokokaramelbonbons von Hershey's und setzte sich dann in eine
der hinteren drei Reihen im mittleren Parkett, wo er, auf Glubscher
wartend, Bonbons aß und immer wieder angeekelt das Gesicht

verzog, weil seine Schuhsohlen schmatzende Geräusche machten, wenn er die Füße auf dem klebrigen Boden bewegte.

Für Juniors Geschmack floss in dem Film mit seinen brutalen Szenen viel zu viel Blut. Er hatte *Doktor Dolittle* oder *Die Reifeprüfung* als Hintergrund für ihr Treffen vorge-agen, aber Glubscher hatte, paranoid wie eine Laborrat-^e am Ende eines von Elektroschocks gezeichneten Lebens, auf seiner Wahl des Films bestanden.

Obwohl ihm das Thema des Films - die Relativität der Moral und die Freiheit der persönlichen Entscheidung in einer wertneutralen Welt - durchaus zusagte, sah er jeder Gewaltszene, die sich anbahnte, mit wachsendem Bangen entgegen und machte die Augen zu, wenn es allzu blutrünstig zu werden drohte. Er empfand es als eine Zumutung, dass er ganze neunzig Minuten des Films über sich ergehen lassen muss-te, bevor sich Glubscher endlich bequemte, in der Reihe hinter ihm Platz zu nehmen.

Die glänzenden Schielaugen des Fälschers reflektierten das Licht, das von der Leinwand ausging. Er leckte sich die fleischigen Lippen, und sein vorspringender Adamsapfel hupfte auf und ab.

»Dieser Dunaway wird ich's gern mal besorgen, was meinen Sie?«

Junior musterte ihn mit unverhohlenem Widerwillen.

Seine Empörung prallte an Glubscher ab, er bemerkte sie nicht einmal. Mit einer Miene, die offensichtlich kumpelhaftes Einverständnis ausdrücken sollte, zog er die Brauen hoch und stieß Junior mit dem Ellbogen an.

Die Nachmittagsvorstellung war nur schwach besucht. Da kein Sitzplatz in ihrer Nähe besetzt war, tauschten Junior und Glubscher ihre Packchen ganz offen aus: ein brauner A5-Umschlag für Glubscher, ein A4-Umschlag für Junior.

Der Fälscher zog ein dickes Bündel Hundertdollarnoten aus dem gerade erhaltenen Umschlag und zahlte die Scheine blinzeln im flackernden Licht der Leinwand. »Ich gehe jetzt, aber Sie warten, bis der Film zu Ende ist.«

»Warum kann nicht ich gehen, und Sie warten?«

»Weil ich Ihnen das Auge aussteche, wenn Sie's versuchen.«

»Es war ja nur eine Frage«, sagte Junior.

»Übrigens hab ich einen Mann draußen, der Sie beobachtet, und sollten Sie zu dicht nach mir aus dem Kino kommen, jagt er Ihnen eine achtunddreißiger Kugel in den Arsch.«

»Es ist nur so, dass ich den Film nicht ausstehen kann.«

»Sind Sie bescheuert? Das ist ein neuer Klassiker. He, essen Sie diese Schokolade?«

»Ich habe Ihnen doch schon am Telefon gesagt, dass ich

keine Rosinenschokolade mag.« »Na dann her damit.«

Tumor gab Glubscher die Schokolade, worauf dieser samt der süßen

Beute und dem Geld aus dem Kino verschwand. Das

Zeitlupenballett des Todes, in dem Bonnie und Clyde in die Kugeln

durchsiebt wurden, war das Schlimmste, das

Tumor je in einem Film gehört hatte. *Sehen* konnte er nichts,

weil er die Augen fest zugekniffen hatte.

Neun Tage zuvor hatte Junior auf Glubschers Anweisung ihm bei zwei Postlagerungsdiensten je ein Postfach unter den Namen John Tombak und Richard Gammoner gemietet und dem Falscher die entsprechenden Adressen mitgeteilt. Auf diese beiden Namen und Adressen lauteten die tauschend echten Ausweisungspapiere, mit denen Glubscher ganze Arbeit geleistet hatte.

Am Donnerstag, dem 28. Dezember, eröffnete Junior unter Vorlage von gefälschten Fuhrerscheinen und Sozialversicherungsschemen auf die Namen Tombak und Gammoner Sparkonten und mietete Schließfächer bei zwei verschiedenen Banken, mit denen er geschäftlich noch nie zu tun gehabt hatte. Auch hier benutzte er die Postfachadressen.

Auf die Sparkonten zahlte er je fünfhundert Dollar in bar ein. In jedem Schließfach deponierte er zwanzigtausend Dollar in druckfrischen Scheinen.

Glubscher hatte sowohl für Tombak als auch für Gammoner übereinstimmend geliefert: einen Fuhrerschein, der bei der kalifornischen Kfz-Zulassungsstelle eingetragen war und daher auch bei einer Verkehrskontrolle keinen Verdacht erwecken wurde; einen gültigen Sozialversicherungsschein; eine Geburtsurkunde, die im angegebenen Standesamt registriert war; und einen echten, gültigen Pass.

ie beiden gefälschten Fuhrerscheine steckte er zu dem, der and⁶¹¹
nehtlgen Namen lautete, m die Brieftasche. Alles ere deponierte er
zusammen mit den Notgroschen in Tom-s und In Gammoners
Schließfach.

Zum Schluss leitete er noch alles Notige zur Eröffnung eines Kontos
für Gammoner bei einer Bank der kanbischen Kaiman-Inseln und
für Tombak bei einer Schweizer Bank m die Wege.

Seit dem Tag, an dem er, aus Oregon kommend, m der Stadt
eingetroffen war, hatte er nicht mehr eine solche Abenteuerlust
verspürt wie an diesem Abend. Folglich gönnte er sich drei Glaser
eines ausgezeichneten Bordeaux und ein Filet Mignon m der
gleichen eleganten Hotelbar, in der er vor nunmehr fast drei Jahren,
an seinem ersten Abend m San Francisco, gespeist hatte.

Nichts an dem glamourösen Ambiente der Bar hatte sich verändert.
Sogar der Musiker schien noch derselbe zu sein der schon damals
am Klavier gesessen hatte, wenn auch die gelbe Rose m seinem
Knopfloch und der Smoking sicherlich neu waren.

Ein paar attraktive Frauen waren ohne männliche Begleitung da,
ein Zeichen dafür, wie einschneidend sich die Moralvorstellungen
der Gesellschaft m nur drei Jahren verändert hatten. Junior
registrierte ihre begehrrlichen Blicke, ihr Verlangen, und er wusste,
dass er jede dieser Frauen hatte haben können.

Die Anspannung, unter der er dieser Tage stand, war etwas anderes
als die innere Unruhe, die ihn gewöhnlich m die Arme irgendeiner
Frau trieb. Es war ein belebender Zustand, eine durchaus
angenehme Nervenspannung, eine kostliche Vorfriede, die er bis
zur Neige auskosten wollte ... bis zur Aus-stellungseröffnung am

12. Januar. Kein noch so befriedigen-ⁱ des Liebesabenteuer konnte
diese Spannung lösen, lediglich der Tod von Bartholomew
vermochte das, und wenn dieser heiß ersehnte Moment kam, wurde
Junior, davon war er überzeugt, eine Erleichterung erleben, die
jeden Orgasmus in den Schatten stellte.

Er hatte kurz erwogen, Celestma - und ihren kleinen Bastard -
schon vor der Ausstellung ausfindig zu machen. Im Sekretariat der
Kunsthochschule hatte man ihm möglicher weise weiterhelfen
können. Und wenn er sich ein wenig in

Kunstszene der Stadt umhörte, wurde er ihre Adresse ohne Zweifel irgendwann erfahren.

Aber nach dem Mord an dem kleinen Bartholomew wur-

de sich vielleicht an den Mann erinnern, der sich so auf-

fällig für Celestma, also die Adoptivmutter, interessiert hat-

Außerdem war Junior nicht irgendein Mann: Mit seinem

überstehenden Aussehen hinterließ er ja bei vielen einen

bleibenden Eindruck, besonders bei den Frauen. Unweigerlich

wurden die Bullen früher oder später bei ihm anklopfen.

Natürlich hatte er die Papiere von Tombak und Gammoner in der

Hinterhand, zwei sichere Fluchtwege also. Aber er wollte nicht

gezwungen sein, sie zu benutzen. Sein Leben in Russian Hill gefiel

ihm, und er hatte es nur ungern aufgegeben.

Da er wusste, wo sich Celestma am 12. Januar aufhalten würde,

brauchte er kein Risiko auf sich zu nehmen, nur um sie früher

ausfindig zu machen. Er hatte genug Zeit, sich auf die Begegnung

vorzubereiten, genug Zeit, die süße Vorfreude zu genießen.

Junior war im Begriff, die Rechnung zu bezahlen und überlegte

gerade, wie viel Trinkgeld er geben sollte, als der Pianist »Someone

to Watch over Me« anstimmte. Obwohl Junior eigentlich den

ganzen Abend nur darauf gewartet hatte, zuckte er dann doch

zusammen, als er die Melodie erkannte.

Bei seinen beiden vorherigen Besuchen - am ersten Abend in der

Stadt und dann zwei Tage später - hatte er eindeutig festgestellt,

dass dieses Stück lediglich zum normalen Repertoire des Pianisten

gehörte. Es war nichts Übersinnliches im Spiel.

Dennoch sah sein Namenszug, als er den Kreditkartenbeleg

unterschrieb, verwackelt aus.

Seit er in den frühen Morgenstunden des 18. Oktober zum

eisen Standchen der gespenstischen Sängerin aus einem hasser-

füllten Traum von Wurmern und Käfern erwacht war, hatte

er keine übersinnlichen Erfahrungen mehr gehabt. Damals

hatte er beim Versuch, sie zum Schweigen zu bringen, mit sei-

nem Schrei die Nachbarn geweckt.

Jetzt zerrte die abscheuliche Melodie an seinen Nerven. Er war

davon überzeugt, dass die Phantomsängern - ob es nun der rachedurstige Geist von Victoria Bressler war oder was auch immer - ihm wieder etwas vorschmecken würde, wenn er allem nach Hause ging. Was er jetzt brauchte, war Gesellschaft und Ablenkung. Eine außergewöhnlich attraktive Frau, die ohne Begleitung an der Bar saß, weckte sein Begehren. Glänzend schwarzes Haar: die Locken der Nacht selbst, vom Himmel geschoren Olivfarbener Teint, eine Haut, so glatt wie die Schale einer Calamata-Ohve. Augen so strahlend wie Seen, in denen sich die Sterne der Unendlichkeit spiegelten.

Erstaunlich. Sie weckte den Poeten in ihm. Ihre Eleganz war beeindruckend. Ein rosafarbenes Chanel-Kostüm mit knielangem Rock, eine einreihige Perlenkette. Sie hatte eine fantastische Figur, die sie aber nicht demonstrativ zur Schau stellte. Sogar einen BH trug sie. In einem Mode-zeitalter der schrillen Erotik empfand Junior ihren dezenten Stil als ungeheuer verführerisch.

Nachdem er sich auf den freien Barhocker neben seiner Schönen geschwungen hatte, bot Junior ihr einen Drink an, den sie sogar dankend annahm.

Renee Vivi sprach mit einem weichen Südstaatenakzent Lebhaft, ohne aufgesetzte Koketterie, gebildet und belesen, aber ohne jede Überheblichkeit, geradeheraus mit ihrer Meinung, ohne je aufdringlich oder rechthaberisch zu wirken, war sie eine ausgesprochen angenehme Gesprächspartnerin.

Junior schätzte sie auf Anfang dreißig, vielleicht sechs Jahre älter als er selbst, aber das sprach in seinen Augen keineswegs gegen sie. Er hatte ebenso wenig Vorurteile gegen ältere Frauen wie gegen Menschen anderer Hautfarbe und kultureller Herkunft.

Weder in der Liebe noch beim Toten ließ er sich von Bigotterie leiten. Ein kleiner heimlicher Scherz für sich. Aber wahr. Er fragte sich, wie es sein würde, mit Renee zu schlafen *und* sie umzubringen. Er hatte erst ein einziges Mal ohne guten Grund getötet. Und da hatte es einen dieser unange-

hen Bartholomews getroffen. Diesen Prosser in Terra Lm-Ü c_{nen} Mann. Damals war keine Erotik im Spiel gewesen. Es wurde eine Premiere sein.

Junior war kein wahnsinniger Verbrecher, kein Mensch, der Mörder wurde, weil er seine perversen Gelüste nicht unter Kontrolle hatte.

Eine einzige Erfahrung, bei der Sex und Tod Hand in Hand gingen - ein Luxus, den er sich kein zweites Mal leisten wurde -, bedeutete nicht, dass er sich ernsthafte Gedanken über sich machen oder sein Selbstbild revidieren musste.

Eine Wiederholung wurde auf einen gefährlichen psychischen Defekt hinweisen. Ein drittes Mal wäre unverzeihlich. Als einmaliges Erlebnis war es ein sinnvolles Experiment. Eine Lernerfahrung.

Jeder echte Abenteuerer würde ihn verstehen.

Als Renee in rührender Ahnungslosigkeit des über ihr schwebenden Verhängnisses von dem beträchtlichen Vermögen sprach, das sie aus einem Produktionsbetrieb für Sicherheitsventile geerbt hatte, vermutete Junior zuerst, sie habe den Reichtum erfunden oder zumindest ein wenig übertrieben, um begehrenswerter für ihn zu sein. Als er sie schließlich aber nach Hause begleitete, bot sich seinem Auge ein Luxus, dessen Ausmaß ihm verriet, dass er keine Fabrikarbeiterin mit blühender Fantasie vor sich hatte.

Um zu ihrer Wohnung zu gelangen, war weder ein Auto noch ein langer Fußmarsch vonnöten, da sie direkt über dem Hotel wohnte, in dem er zu Abend gegessen hatte. In den drei oberen Stockwerken des Gebäudes befanden sich einige große, exklusive

Eigentumswohnungen.

Beim Eintreten in ihr Reich fühlte er sich, als wäre er mit einer Zeitmaschine nicht nur in ein anderes Jahrhundert, sondern auch zu einem anderen Kontinent gereist, nach Europa zur Zeit Ludwigs XIV. Die großen hohen Räume überwältigten das Auge mit der barocken Pracht, die sich in den Vitrinen, dunklen Farben und überladenen Formen des Mobiliars entfaltete. Muscheldekor, Blattmuster, Voluten,

3 anze und Schneckenformen - vieles davon vergoldet - zierte die antiken Truhen, Sessel, Tische, Spiegel, Schränke und Vitrinen, die jedem Museum zur Ehre gereicht hatten. Junior kam zu der Erkenntnis, dass es eine unglaubliche Verschwendung sein würde, Renee gleich in dieser Nacht

umzubringen. Viel kluger wäre es, sie erst einmal zu heiraten, sich eine Weile mit ihr zu vergnügen und dann einen Unfall oder einen Selbstmord zu arrangieren, der ihm ihr gesamtes Vermögen - oder doch einen beträchtlichen Teil davon - in die Hände spielen wurde. Es sollte kein Lustmord sein ... was, wenn er es recht bedachte, ohnehin unter seiner Würde war, selbst wenn es der persönlichen Entwicklung diene. Für diesen Mord wurde es einen einleuchtenden und berechtigten Grund geben.

In den vergangenen drei Jahren war ihm klar geworden, dass man sich mit ein paar mickrigen Millionen größere Freiheit erkaufen konnte, als er noch zum Zeitpunkt von Naomis gewaltsamem Ende gehaut hatte. Ein gewaltiger Reichtum, fünfzig oder hundert Millionen, wurden ihm nicht nur noch mehr Freiheiten und Möglichkeiten zur persönlichen Entwicklung, sondern auch richtige Macht verschaffen.

Und die Aussicht auf Macht reizte Junior ungemein.

Er zweifelte nicht im Geringsten daran, dass Renee bei all ihrem Reichtum und ihrer Kultiviertheit seinem Werben nachgeben und ihn heiraten würde. Frauen waren Wachs in seinen Händen, er konnte sie so leicht formen wie Sklent ein Bild, wenn dieser seine genialen Visionen auf Leinwand bannte, leichter noch als Wroth Griskin, wenn dieser seine beunruhigenden Kunstwerke in Bronze goss.

Zudem war Renee - noch bevor er seinen ganzen Charme spielen ließ, noch bevor er ihr zu einem Ritt auf Junior Cains Sexmaschine verhelfen hatte, nach dem sie alle anderen Männer für immer vergessen wurde - so scharf auf ihn, dass es vielleicht keine schlechte Idee gewesen wäre, eine Flasche Champagner zu öffnen, um die Flammen zu löschen, wenn das Feuer der Lust ihr Chanel-Kostüm zu ruinieren drohte.

Das mittlere und gleichzeitig größte Fenster im Wohnzimmer, das von gerafften Vorhängen aus schwerem Seidenbro-
rahmt war, bot einen herrlichen Ausblick. Vor diesem

3 grund aus städtischem Panorama und Seide stand eine
berggroße Chaiselongue mit handbemaltem, dick vergolde-
Holz und einem Bezug aus edlem Brokatsamt. Versessen

\\$ rauf5 auf der Stelle von Junior genommen zu werden, zog

Renee ihn auf die Chaiselongue.

Ihre Lippen waren ebenso sinnlich wie fordernd, ihr schmeidiger Körper strahlte die Hitze eines Vulkans aus, und während Junior ihr die Hände unter den Rock schob,ingen ihm lebhaftes Fantasien von Sex, Macht und Geld durch den Kopf - bis er entdeckte, dass die reiche Erbin ein reicher Erbe mit einem Gemacht war, das besser in Boxershorts als in zarte Seidenwäsche gepasst hatte.

So schnell wie eine Salve aus einem Schnellfeuergewehr schoss er in die Höhe. Fassungslos, entsetzt, gedemütigt wich er von der Chaiselongue zurück und wischte sich spuckend und fluchend den Mund ab.

Es war kaum zu glauben, aber Renee folgte ihm mit aufreizendem, verführerischem Gebaren und wollte ihn in ihre Arme zurücklocken.

Junior hatte sie am liebsten umgebracht. *Ihn* umgebracht. Was auch immer. Aber er ahnte, dass Renee mit allen schmutzigen Tricks vertraut war und dass man nicht wissen konnte, wie eine handgreifliche Auseinandersetzung enden würde.

Als Renee begriff, dass Juniors Ablehnung endgültig und unwiderruflich war, verwandelte sie - er, was auch immer - sich von einer zuckersüßen Sudstaatenlady in ein gehässiges, Gift speiendes Reptil. Mit wutfunkelnden Augen, verzerrtem Mund und gebleckten Zähnen schleuderte sie ihm alle nur erdenklichen Schimpfwörter entgegen, überschüttete ihn muhelos mit einer solchen Flut blumiger Verunglimpfungen, dass es seinen Wortschatz nachhaltiger bereicherte als alle klugen Ratgeber zu diesem Thema zusammen. »Und mach dir nichts vor, mein Hubscher, du wusstest die Wahrheit von

dem Moment an, als du mir einen Drink angeboten hast. Du

Jüsstest, was ich bin, und du wolltest es, du wolltest mich,

als es dann ernsthaft zur Sache ging, hast du den Mut

verloren. Der Mut ist dir vergangen, Hubscher, aber nicht die Lust.«

Während er sich ganz vorsichtig, weil er fürchtete, sie würde sich beim ersten Stolperer auf ihn stürzen wie ein kreischender Falke auf

eine Feldmaus, rückwärts in Richtung Flur und Wohnungstür tastete, wies er ihre Anschuldigung zurück »Du bist ja verrückt. Woher sollte ich das wissen? Sieh dich doch an! Verrat mir, woher ich es wissen sollte!«

»Ich habe eindeutig einen Adamsapfel oder etwa nicht?« schrie sie mit schriller Stimme.

Zugegeben, den hatte sie, aber einen ziemlich unauffälligen, und verglichen mit dem Boskop, der in Glubschers Hals steckte, war er nichts weiter als ein winziges Holzapfelchen, leicht zu übersehen und nicht ungewöhnlich für eine Frau.

»Und meine Hände, Hubscher, was ist mit meinen Händen?«, fauchte sie.

Sie hatte die weiblichsten Hände, die er je gesehen hatte. Schlank, weich, habscher noch als Naomis Hände. Er hatte keine Ahnung, wovon sie sprach.

Aufs Ganze gehend, kehrte er ihr den Rücken und trat die Flucht an, und entgegen seinen Befürchtungen, hielt sie ihn nicht auf.

Zu Hause angekommen, gurgelte er so lange mit einem mentholhaltigen Mundwasser, bis er die halbe Flasche geleert hatte, nahm die ausgiebigste Dusche seines Lebens und leerte dann den Rest des Mundwassers.

Anschließend warf er seine Krawatte weg, weil er sich auf dem Weg von Renees - oder Renes - Penthouse zur Straße und später im Treppenhaus zu seiner Wohnung die Zunge damit abgewischt hatte. Nach kurzer Überlegung warf er alles in den Müll, was er am Leib getragen hatte, einschließlich der Schuhe.

Er schwor sich, auch sämtliche Erinnerungen an den Zwischenfall über Bord zu werfen. In seinem Bestseller *So besiegen Sie die Macht der Vergangenheit* beschreibt Caesar Zedd eine Reihe von Techniken, mit deren Hilfe wir uns für alle Zeiten von der Erinnerung an Ereignisse befreien können

die uns seelisch belasten oder quälen oder uns einfach peinlich sind. Mit einer Ausgabe dieses unschätzbaren »r 1ks und einem fast

randvollen Cognacschwenker begab sich Junior zu Bett.

Aus der Begegnung mit Renee Vivi konnte man eine wert-olle Lehre ziehen: Vieles im Leben ist nicht das, was es auf den ersten

Blick zu sein scheint. In Juniors Augen lohnte es
ch allerdings nicht, diese Lektion zu lernen, wenn es bedeutete dass
er mit der lebhaften Erinnerung an seine Demütigung leben musste.
Mit der gnadigen Hilfe von Caesar Zedd und Remy Martin ging
Junior allmählich in den wogenden Fluten des Schlafs unter, und
während er sich von den samtenen Wellen fortreiben ließ, fand er
Trost in dem Gedanken, dass der 29. Dezember, was immer er auch
bringen mochte, ein besserer Tag sein würde als der 28. Dezember.
Aber in diesem Punkt irrte er gewaltig.

Junior hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, am letzten Freitag
eines jeden Monats einen Streifzug durch seine sechs
Lieblingsgalerien zu machen, wobei er, mit einer einstündigen
Unterbrechung zum Mittagessen im Hotel St. Francis, in jeder ein
wenig herumschlenderte und die Gelegenheit zu einem kleinen
Schwatzchen mit den Galeristen nutzte. An dieser Gewohnheit hielt
er bei Regen wie bei Sonnenschein eisern fest, und am Ende eines
solchen Tages fühlte er sich stets rundum zufrieden.

Freitag, der 29. Dezember, war ein herrlicher Tag: kühl, aber nicht
frostig, hoch oben an einem porzellanblauen Himmel vereinzelte
kleine Wolkchen. Auf den Straßen herrschte munteres Treiben, aber
nicht, wie es sonst oft der Fall war, hektisches Gedränge wie in den
Gängen eines Ameisenhaufens. Die Einwohner von San Francisco,
ohnehin meist ein eueres Volkchen, waren nach wie vor in
Festtagslaune und ^a er noch zuvorkommender und schneller
mit Acheln als gewöhnlich.

einem

Als er im Anschluss an ein üppiges Mittagessen und einen Besuch
in der vierten der sechs Galerien auf seiner Liste ins Freie trat und
den Weg zur fünften einschlug, konnte er nicht sofort erkennen,
woher die drei Vierteldollarmunzen kamen. Als ihn die ersten drei
Münzen in unmittelbarer Folge seitlich am Kopf trafen, wusste er
nicht einmal, was das war. Erschrocken zuckte er zusammen und
senkte den Blick, als sie klirrend auf den Gehweg kullerten.

Klack, klack, klack! Wieder prallten drei Vierteldollar-munzen von
seiner linken Gesichtshälfte ab - Schlafe, Wange, Kinn.

In dem Augenblick, in dem das Kleingeld, um das er nicht gebeten
hatte, vor seinen Füßen auf das Pflaster klimperte, sah er, woher -

klack, klack - die nächsten beiden Geschosse kamen. Sie wurden aus dem senkrechten Munzschhtz eines Zeitungsautomaten ausgespuckt; eine traf ihn an der Nase, die andere prallte klirrend von seinen Zähnen ab.

Der Automat, einer von viere n einer Reihe, enthielt keine der normalen Tageszeitungen, die nur zehn Cent kosteten, sondern ein aufreißerisches Pornomagazm für eine heterosexuelle Klientel, die sich der Promiskuitat verschrieben hatte.

Juniors Herz hämmerte so laut wie schweres Morsergeschütz. Er trat einen Schritt zurück und zur Seite, um sich aus der Schusslinie des Zeitungsautomaten zu bringen.

Als wäre ihm eine der Münzen ms Ohr gefallen und hatte einen Oldie in einer inneren Jukebox in Gang gesetzt, ertonten m seinem Kopf plötzlich die Worte, die Vanadium m der Nacht, nachdem Naomi gestorben war, in jenem Krankenhauszimmer in Spruce Hills zu ihm gesagt hatte: *Als Sie Naomis Saite zerschnitten haben, haben Sie den Einfluss, den ihre Musik auf das Leben anderer Menschen und auf die Gestaltung der Zukunft gehabt hatte, gewaltsam zunichte gemacht...*

Der zweite in der Reihe der vier Automaten, dessen erotische Magazine eindeutig eine homosexuelle Kundschaft ansprachen, feuerte eine Münze ab, die Juniors Stirn traf. Die nächste prallte von seinem Nasenrücken ab.

... Sie haben eine Disharmonie erzeugt, die, wie leise auch immer, bis m den letzten Winkel des Universums zu vernehmen ist ...

Hatte Junior m nassem Zement gestanden, er hatte sich freier bewegen können als in diesem Moment. Seme Beine waren wie abgestorben.

Außerstande, sich von der Stelle zu rühren, hob er die Arme und kreuzte sie schützend vor dem Gesicht, obwohl der Aufprall der Münzen nicht schmerzhaft war. Die nächsten Treffer prallten im Flug von seinen Fingern, Handflächen und Handgelenken ab.

... Diese Disharmonie erzeugt ihrerseits viele Schwingungen, die zu Ihnen zurückgeworfen werden ... einige so, wie Sie es vielleicht erwarten ...

Die Zeitungsautomaten waren so gebaut, dass sie Münzen zwar schluckten, aber nicht auswarfen. Man bekam kein Wechselgeld aus

ihnen zurück. Rein technisch gesehen, war dieses Bombardement ein Ding der Unmöglichkeit.

... andere auf völlig ungeahnte Art und Weise, die Sie nicht voraussehen konnten ...

Zwei Jugendliche und eine ältere Frau krochen auf Knien auf dem Gehweg herum und wetteiferten darum, wer am meisten von dem klingelnden Geldregen abbekam. Es gelang ihnen, einige der Münzen zu erwischen, andere hupften und trudelten ihnen durch die Finger oder rollten in den nächsten Gully.

... Von den Dingen, die Sie nicht voraussehen konnten, bin ich bei weitem das schlimmste ...

Neben den Geldgeiern war noch etwas anderes gegenwärtig, etwas, was Junior nicht sehen, wohl aber spüren konnte. Die Kälte, die von diesem unsichtbaren Etwas ausging, drang Junior bis ins Mark: der verbissene, boshafte, besessene Klettengeist von Thomas Vanadium, dem durchgeknallten Bullen, der sich nicht damit zufrieden gab, in dem Haus zu spuken, in dem er gestorben war, oder die nächste Wiedergeburt abzuwarten, der vielmehr wie ein unsichtbarer verlauster, räudiger Affe - um mit Sklent zu sprechen - am helllichten Tag hier auf dieser Großstadtstraße herumsprang und seinen Verdächtigen auch nach dem Tod noch drangsalierte.

Von den Dingen, die Sie nicht voraussehen konnten, bin ich bei weitem das schlimmste.

Einer der Geldaufsammler stieß gegen Junior und rüttelte ihn aus seiner Erstarrung auf, aber als er aus der Schusslinie des zweiten Zeitungsautomaten herausstolperte, begann ein dritter Automat, Vierteldollarmünzen auf ihn abzufeuern.

Von den Dingen, die Sie nicht voraussehen konnten, bin ich bei weitem das schlimmste ... bin ich das schlimmste ... bin ich das schlimmste ...

Verhöhnt von dem glockenhellen Geklimper, mit dem der durchgeknallte Bulle seine Gespenstertaschen leerte, rannte Junior los.

Kapitel 60

Kathleen im Kerzenschein, schimmernde Spiegelbilder der bernsteinfarbenen Flamme in ihren warmen hellbraunen Augen. Martinis auf Eis, dazu eine flache weiße Schale mit Oliven. Auch die märchenhafte Bucht vor dem Fenster am Tisch in schimmernden Glanz getaucht, dunkler und kalter allerdings als Kathleens Augen und nicht annähernd so tiefgründig.

Nolly, der gerade von den Erlebnissen seines Arbeitstages berichtete, unterbrach seine Erzählung, als der Kellner die Ap-petithappchen, zwei Krabbenpastetchen mit Senfsoße, brachte.

»Nolly, Mrs. Wulfstan ... lassen Sie es sich schmecken.«

Während der ersten paar Bissen von den Krabben m lockerer Maismehlpanade nahm Nolly den Faden der Unterhaltung nicht wieder auf. Seliges Genießen.

Kathleen beobachtete ihn mit sichtbarer Belustigung, war ihr doch bewusst, dass er ihr gespannte Warten nicht minder genoss als den Appetithappen.

Von der angrenzenden Bar wehte Musik herüber, so leise und doch beschwingt, als wäre es die Begleitmelodie zum hellen Geklimper der Silberbestecke im Restaurant.

Schließlich fuhr Nolly m seiner Erzählung fort. »Da steht er nun, die Hände vorm Gesicht, Münzen prasseln auf ihn ein, und um ihn herum diese beiden Jungen und die alte Dame auf allen vieren, um das Geld aufzuklauben.«

»Der Trick hat also funktioniert«, sagte Kathleen mit einem Grinsen.

Nolly nickte. »Diesmal war Jimmy Gimmick sein Geld wirklich wert.«

Der Mann, der die Geld spuckenden Automaten präpariert hatte, hieß eigentlich James Hunnicolt, aber alle nannten ihn nur Jimmy Gimmick. Er hatte sich auf elektronische Überwachungsanlagen spezialisiert und baute Kameras und Abhörgeräte in die unwahrscheinlichsten Objekte ein. Wenn es darum ging, eine knifflige Aufgabe zu lösen, die technisches Können und Erfindungsgabe erforderte, brachte er so ziemlich alles zustande.

»Selbst seine Zahne haben ein paar Münzen abgekriegt«, berichtete

Nolly.

»Ich finde alles gut, was uns Zahnärzten Arbeit verschafft.«

»Ach, konnte ich dir nur sein Gesicht beschreiben. Ein Schneemann konnte nicht weißer sein. Unser Lieferwagen hat ganz in der Nähe gestanden, nur zwei Parkplätze von den Automaten entfernt ...«

»Ein echter Logenplatz also.«

»Es war eine so herrliche Vorstellung, dass man eigentlich Eintrittsgeld hatte bezahlen müssen. Als der dritte Automat anfing, Münzen auf ihn abzuschießen, ist er gerannt wie ein Junge, der bei einer Mutprobe um Mitternacht über einen Friedhof laufen muss.« Bei dieser Erinnerung lachte Nolly laut auf.

»Macht mehr Spaß als Scheidungsfälle, was?« »Das hattest du sehen sollen, Kathleen. Er schlägt Haken zwischen den Leuten auf dem Gehsteig und rempelt sie zur Seite, wenn sie ihm im Weg sind. Jimmy und ich konnten den Spinner beobachten, bis er an der dritten Kreuzung abgebogen ist, drei Häuserblocks bergauf, und er ist kein einziges Mal langsamer geworden, obwohl es dort so steil ist, dass selbst einem Olympioniken die Puste ausgegangen wäre.«

»Dem Mann saß eben ein Gespenst im Nacken.« »Ich glaube, davon war er wirklich überzeugt.« »Ein herrlich verrückter Fall«, sagte Kathleen mit einem Kopfschütteln.

»Kaum ist Cam außer Sichtweite, sammeln wir unsere präparierten Zeitungsautomaten wieder ein, wuchten die richtigen aus dem Lieferwagen und montieren sie an ihrem Platz. Profimaßig, in null Komma nichts. Die Leute haben die Vierteldollars immer noch aufgesammelt, als wir fertig waren. Und du wirst es nicht glauben ... sie wollten wissen, wo die Kamera ist.«

»Du meinst ...«

»Genau, die dachten, wir waren ein Team von *Versteckte Kamera*. Also hat Jimmy zu einem UPS-Wagen auf der anderen Straßenseite gezeigt und gesagt, die Kameras waren da drinn.«

Kathleen klatschte begeistert in die Hände.

»Beim Wegfahren haben wir gesehen, wie die Leute zu dem UPS-Wagen rüberwinkten, und der Fahrer steht da und schaut sie völlig irritiert an und winkt dann doch tatsächlich zurück.«

Noüy liebte ihr melodisches, mädchenhaftes Lachen. Er hatte sich auf jede erdenkliche Art zum Narren gemacht, nur um sie lachen zu hören.

Ein Kellner räumte schwungvoll die leeren Teller ab, während der nächste im fliegenden Wechsel zwei kleine Salate servierte. Gleich darauf kamen zwei frische Martinis.

»Warum, glaubst du, gibt er sein Geld für diesen ganzen Zauber aus?« Diese Frage stellte Kathleen sich nicht zum ersten Mal.

»Er sagt, er fühlt sich moralisch dazu verpflichtet.«

»Ja, aber ich habe darüber nachgedacht. Wenn er wirklich so etwas wie Verantwortungsgefühl empfindet ... warum hat er Cam dann überhaupt erst vertreten?«

»Er ist Anwalt, und Cam hat sich als trauernder Ehemann mit einem hohen Schadenersatzanspruch an ihn gewandt. Da war ziemlich viel Geld drin.«

»Obwohl er den Verdacht hatte, dass bei dem Unfall vielleicht nachgeholfen wurde?«

Nolly zuckte die Achseln. »Er konnte es ja nicht genau wissen.

Außerdem kam ihm der Verdacht, dass Cam seine Frau vom Turm gestoßen haben konnte, erst, nachdem er den Fall schon übernommen hatte.«

»Cam hat Millionen eingestrichen. Wie hoch war da Simons Honorar?«

»Zwanzig Prozent. Achthundertfünfzigtausend Dollar.«

»Wenn du das abziehst, was er dir bezahlt hat, bleiben ihm immer noch fast achthunderttausend.«

»Simon ist ein anständiger Kerl. Seitdem er einigermaßen *sicher* ist, dass Cam seine Frau vom Turm gestoßen hat, ist ihm der Gedanke, ihn vertreten zu haben, trotz des vielen Gelds nicht sonderlich angenehm. Und da er nicht mehr Cams Anwalt ist, bereitet es ihm weder Interessenkonflikte noch moralische Bedenken, wenn er jetzt die Gelegenheit nutzt, um die Dinge ein wenig zurechtzurücken.«

Im Januar 1965 hatte Rechtsanwalt Magusson seinen Mandanten Cam an Nolly verwiesen, ohne zu wissen, wozu dieser merkwürdige Mensch einen Privatdetektiv brauchte. Dann hatte sich

herausgestellt, dass es um Seraphim Whites Baby ging. Simons Warnung, vor Enoch Cam auf der Hut zu sein, hatte Nolly zu dem Entschluss veranlasst, die Information über den Aufenthaltsort des Kindes nicht weiterzugeben.

Zehn Monate später hatte Simon abermals wegen Cam angerufen, diesmal aber selbst als Klient, und Cam war sein Zielobjekt. Der Auftrag, den er Nolly gegeben hatte, war eigenartig, um das Mindeste zu sagen, und man konnte das, was der Privatdetektiv für ihn tun sollte, als Belästigung auffassen, aber ungesetzlich war es jedenfalls nicht. Und sie hatten in den zwei Jahren, die es nun schon so ging, angefangen mit dem Vierteldollar im Cheeseburger bis hin zu den Geld spuckenden Zeitungsautomaten, viel Spaß gehabt.

»Wie dem auch sei«, sagte Kathleen, »selbst wenn wir nicht so gutes Geld damit verdienen wurden, fände ich es schade, dass die Sache zu Ende geht.«

»Ich auch. Aber der Fall ist erst wirklich beendet, wenn wir den Mann treffen.«

»Noch zwei Wochen. Das lasse ich mir nicht entgehen.

Ich habe für diesen Tag alle vorgemerkten Termine gestrichen. « Nolly hob sein Martinglas zum Toast. »Auf Kathleen Klerk-le Wulfstan, Zahnärztin und Partnerin im Detektivgeschäft.«

»Auf Nolly, meinen Ehemann und besten Freund aller Zeiten«, erwiderte sie den Toast.

Gott, wie er sie hebte.

»Kalb, wie es Königen munden wurde«, verkündete der Kellner, während er die Vorspeisen auf den Tisch stellte, und ein Bissen genügte, um festzustellen, dass er mit seinem Versprechen nicht übertrieben hatte.

Die schimmernde Bucht und der sanfte Bernsteinklang des Kerzenlichts schufen die ideale Atmosphäre für das Klavierstück, das jetzt aus der Bar herüberklang.

Obwohl der Flügel in einiger Entfernung stand und im Restaurant ein beträchtlicher Lärm herrschte, erkannte Kathleen die Melodie sofort. In ihren Augen blitzte es fröhlich, als sie von ihrem Teller aufblickte.

»Auf meine Bitte«, gestand Nolly. »Ich hatte gehofft, du wurdest singen.«

Selbst in dem gedampften Licht konnte Nolly sehen, dass sie wie ein junges Mädchen errötete. Sie warf verlegene Blicke zu den Nachbartischen.

»Angesichts der Tatsache, dass ich dein bester Freund aller Zeiten bin und dass es unser Lied ist ...«

Bei den Worten *unser Lied* zog sie die Brauen hoch.

»Wir haben eigentlich nie ein eigenes Lied gehabt«, fuhr er fort, »obwohl wir so viel tanzen. Ich finde dieses hier sehr schön. Und du hast es bis jetzt immer nur für einen anderen Mann gesungen.«

Sie legte die Gabel aus der Hand, sah sich noch einmal nach allen Seiten um und beugte sich dann zu ihm vor. Ihre Wangen überzogen sich mit noch tieferer Rote, als sie leise die ersten Takte von »Someone to Watch over Me« zu singen begann.

Eine ältere Dame, die am Tisch nebenan saß, sagte: »Sie haben eine sehr schöne Stimme, meine Liebe.«

Verlegen verstummte Kathleen, aber Nolly erklärte, an die Sprecherin gewandt: »Nicht wahr, sie hat wirklich eine schöne Stimme. Berückend, wurde ich sagen.«

Kapitel 61

Auf der Fahrt über die Küstenstraße in Richtung Norden nach Newport Beach kam Agnes alles, was sie meilenweit im Umkreis erblickte, wie ein schlechtes Omen vor.

In der hellen Morgensonne lagen die fruchtbaren Hügel im Osten wie schlafende Riesen unter einer Zudecke aus winterlichem Gras da. Als aber Wolkenschatten vom Meer herüberzogen und sich über dem Land sammelten, legte sich eine leichtentuchdunkle Düsternis über das Grün, und das, was wie schlafende Gestalten ausgesehen hatte, wirkte plötzlich kalt und tot.

Anfangs konnte man den Pazifik hinter einem trüben Film aus Nebel nicht erkennen. Später aber, nachdem sich der Nebel verzogen hatte, erschien Agnes das Meer selbst wie ein Vorbote der Blindheit: Flach hingegossen und farblos im Morgenlicht, erinnerte sie die spiegelnde Wasseroberfläche an die tiefenlosen Augen von Blinden, an die furchtbare, traurige Leere dort, wo Bilder versagt blieben.

Nach dem Aufwachen hatte Barty festgestellt, dass er wieder richtig lesen konnte. Die Zeilen und Buchstaben verschwammen ihm nicht mehr vor den Augen.

So hoffnungsvoll Agnes im Allgemeinen auch war, wusste sie doch, wie trügerisch Hoffnungen sein konnten, die so leicht daherkamen, und deshalb versagte sie es sich, auch nur einen Moment lang darauf zu spekulieren, dass sich das Problem von selbst in Wohlgefallen aufgelöst hatte. Andere Symptome - Heiligenscheine und Regenbogen - waren ebenfalls verschwunden, nur um sich bald darauf wieder bemerkbar zu machen.

Erst am Vorabend hatte sie Barty den *Roten Planeten* bis zum Ende vorgelesen, aber er hatte das Buch mitgenommen, um noch einmal von vorn zu beginnen.

Obwohl ihr die Natur an diesem Morgen in einem bedrohlichen Licht erschien, sah sie doch auch deren Schönheiten, und sie wollte, dass Barty sich jeden großartigen Ausblick, jede kostbare Einzelheit ins Gedächtnis einprägte.

Einen kleinen Jungen, der mit dem Herzen gerade eine abenteuerliche Reise zum Mars unternimmt, kann man jedoch kaum

mit einer schonen Landschaft beeindrucken.

Barty las laut, während Agnes fuhr, weil sie die Geschichte ja erst von Seite 104 an kannte. Er hatte das Bedürfnis, die Heldentaten, die Jim und Frank mit Willis, ihrem Freund vom Mars, erlebten, mit seiner Mutter zu teilen.

Sie machte sich Sorgen, dass er seine Augen mit dem Lesen zu sehr anstrengen und seinen Zustand dadurch verschlimmern konnte, wusste aber zugleich, wie irrational solche Befürchtungen waren. Muskeln schwinden nicht davon, dass man sie gebraucht, man verdirbt sich die Augen nicht, indem man sie zum Sehen benutzt. Nach einer langen Fahrt voller Sorgen, landschaftlicher Schönheit, Gedanken an drohende Vorzeichen und Eindrücke von den eisenroten Sandwüsten des Mars erreichten sie endlich Newport Beach und damit die Praxis von Frankhn Chan.

Dr. Chan, ein kleiner, schmaler Mann, wirkte so zurückhaltend wie ein buddhistischer Mönch und so würdevoll wie ein kaiserlicher Mandarin. Sein ganzes Wesen strahlte Heiterkeit und Ruhe aus. Eine halbe Stunde lang untersuchte er Bartys Augen mit verschiedenen Apparaten und Instrumenten. Danach vereinbarte er, wie Joshua Nunn vorausgesagt hatte, eine Konsultation bei einem Onkologen.

Als Agnes ihn drängte, ihr die Diagnose zu sagen, bat er sie in ruhigem Ton abzuwarten, bis weitere Erkenntnisse vorlagen. Sie sollte Barty erst zu weiteren Untersuchungen zu dem Onkologen bringen und am Nachmittag wieder in seine Praxis kommen, um die Diagnose und mögliche Behandlungswege mit ihm zu besprechen.

Agnes war dankbar, dass alles so schnell in die Wege geleitet wurde, aber es beunruhigte sie auch. Dass Dr. Chan sich unverzüglich mit Bartys Fall befasst hatte, lag zum Teil an seiner Freundschaft mit Joshua, aber während der Untersuchung des Jungen hatte sich offensichtlich auch ein dringender Verdacht ergeben, den er noch nicht aussprechen wollte.

Dr. Morley Schurr, der Onkologe, dessen Praxis in einem Gebäude in der Nähe der Hoag-Klinik lag, erwies sich als ein großer, korpulenter Mann, der aber in jeder anderen Hinsicht Franklm Chan sehr ähnlich war: freundlich, ruhig und Vertrauen erweckend.

Dennoch fürchtete Agnes ihn, vermutlich aus den gleichen Gründen, aus denen das abergläubische Mitglied eines Naturvolkes vor einem Schamanen *zittern* wurde. Als Arzt hatte er das Ziel, Menschen zu heilen, aber sein dunkles Wissen um die geheimnisvolle Krankheit Krebs verlieh ihm eine fast göttliche Macht; in seinem Urteilsspruch lag das Gewicht des Schicksals, sein war die Stimme der Verkündung.

Nachdem er Barty untersucht hatte, schickte er ihn zu weiteren Tests in *die* benachbarte Klinik. Dort brachten sie, mit Ausnahme einer einstündigen Mittagspause, in der sie in einer nahe gelegenen Imbissstube einen Hamburger aßen, den Rest des Tages zu. Während des Mittagessens und auch in den Stunden, die Barty als ambulanter Patient in der Klinik verbrachte, wies nichts im Verhalten des Jungen darauf hin, dass er den Ernst seiner Lage begriff. Er blieb unverändert fröhlich und erfreute das Krankenhauspersonal mit seinem lebenswürdigen Wesen und seinem klugen Geplauder.

Am Nachmittag kam Dr. Schurr in die Klinik, um sich die Testergebnisse anzusehen und Barty noch einmal zu untersuchen. Als die frühe Dämmerung des Winterabends allmählich der Dunkelheit wich, schickte er Barty und seine Mutter zu Dr. Chan zurück, wo Agnes diesen aber nicht etwa sofort bedrängte, ihr seine Einschätzung mitzuteilen. Den ganzen Tag über hatte sie ungeduldig auf eine Diagnose gewartet, aber plötzlich sträubte sich etwas in ihr dagegen, die Wahrheit zu erfahren.

Während der kurzen Fahrt zum Augenarzt hatte Agnes das irrwitzige Bedürfnis, an Chans Praxis vorbei immer weiter zu fahren ... immer weiter ... in die funkelnde Dezembernaut hinein, aber nicht nur bis Bright Beach, wo die schlimme Nachricht sie durch das Telefon erreichen wurde, sondern so weit weg, dass die Diagnose sie nicht einholen konnte, zu einem fernen Ort, wo die Krankheit namenlos bleiben und darum keine Macht über Barty gewinnen wurde.

»Mami, hast du gewusst, dass die Tage auf dem Mars siebentunddreißig Minuten und dreißig Sekunden länger sind als auf der Erde?«

»Komisch, das hat mir noch keiner meiner Freunde vom Mars

erzählt.«

»Rate mal, wie viele Tage ein Marsjahr hat.«

»Na ja, der Mars ist weiter von der Sonne entfernt ...«

»Zweihundertachtundzwanzig Millionen Kilometer!«

»Tja ... vierhundert Tage?«

»Viel mehr. Sechshundertsiebenundachtzig. Ich wurde gern auf dem Mars leben, du nicht?«

»Man musste langer auf Weihnachten warten«, sagte sie. »Und auf den Geburtstag. Ich wurde ein Menge Geld für Geschenke sparen.«

»Du wurdest mich nie beschummeln. Ich kenne dich. Wir wurden zweimal im Jahr Weihnachten feiern, und es wurde *halbe* Geburtstage geben.«

»Du denkst wohl, ich bin ziemlich leicht rumzukriegen, was?«

»Nein. Aber du bist eine echt tolle Mami.«

Als hatte Barty gespürt, wie sehr sie sich davor fürchtete, zu Dr. Chan zurückzukehren, hatte er sie auf der Fahrt zu dem Praxisgebäude mit seinem Geplauder über den Mars abgelenkt, hatte sie abgelenkt, während sie von der Straße auf den Parkplatz abgebogen waren, so lange, bis sie auf einem Parkplatz zum Stehen kamen, wo sich die Fantasien vom endlosen Weiterfahren schließlich auflösten.

Um Viertel vor sechs, lange nach Beendigung der offiziellen Sprechstunde, herrschte Stille in Dr. Chans Praxis.

Rebecca, die Sprechstundenhilfe, war eigens dageblieben, um Barty im Wartezimmer Gesellschaft zu leisten. Als sie sich neben ihn setzte, fragte er sie, ob sie wisse, wie hoch die Schwerkraft auf dem Mars sei, was sie allerdings verneinen musste. »Sie beträgt nur achtunddreißig Prozent von der Schwerkraft bei uns«, klang es bei ihr auf. »Man kann auf dem Mars echt weit hupfen.«

Unterdessen wurde Agnes von Dr. Chan in dessen Büro geführt. Leise schloss er die Tür.

Agnes zitterten die Hände, ja sie zitterte am ganzen Leib, und in ihrem Kopf war ein angstvolles Drohnen wie von den Radern einer Achterbahn, die über schlecht verlegte Gleise ratterte.

Als der Arzt ihren Kummer sah, wurde seine freundliche Miene sogar noch weicher. Sein Mitgefühl war fast greifbar.

In diesem Augenblick sah sie die Zukunft in ihren furchtbaren Umrisen, wenn auch nicht in allen Einzelheiten vor sich. Anstatt hinter seinem Schreibtisch Platz zu nehmen, setzte sich Dr. Chan auf den Patientenstuhl neben Agnes. Auch das ließ schlechte Nachrichten ahnen.

»Mrs. Lampion, in Fällen wie diesen halte ich es für das Gnadigste, geradeheraus zu sein. Ihr Sohn leidet an einem Retmoblastom. Das ist eine bösartige Wucherung der Netzhaut.«

Joeys Verlust war Agnes in den vergangenen drei Jahren stets schmerzlich bewusst gewesen, aber noch nie hatte er ihr so sehr gefehlt wie in diesem Augenblick. Die Ehe ist ein Bekenntnis der Liebe und der gegenseitigen Achtung, des Vertrauens und des Glaubens an die Zukunft, aber sie ist auch ein Bündnis gegen die Bedrohungen und Tragödien des Lebens, das Versprechen: *Mit mir an deiner Seite wirst du niemals allein sein.*

»Es besteht die Gefahr«, sagte Dr. Chan, »dass sich der Tumor von der Netzhaut in die Augenhöhle und über den Sehnerv bis ins Gehirn ausbreitet.«

Um Franklins Chans Mitgefühl nicht sehen zu müssen, das ihr verriet, wie hoffnungslos Bartys Situation war, schloss sie die Augen, öffnete sie aber sogleich wieder, weil dieses selbst gewählte Dunkel sie daran erinnerte, dass auf Barty vielleicht ein Leben in ungebetener Dunkelheit wartete.

Das haltlose Zittern drohte ihre mühsam gewahrte Fassung zunichte zu machen. Sie war Mutter und Vater für Barty, sie war sein einziger Halt, und für ihn musste sie unerschütterlich stark sein. Sie biss die Zähne zusammen, straffte sich und unterdrückte das Zittern unter Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft.

»Gewöhnlich tritt ein Retmoblastom unilateral auf«, fuhr Doktor Chan in seiner Erklärung fort. »Es ist also nur ein Auge betroffen.

Bei Bartholomew sind beide Augen von dem Tumor befallen.«

Da Barty mit beiden Augen verschwommene Flecken gesehen hatte, auch wenn sein jeweils anderes Auge geschlossen war, traf die trostlose Diagnose Agnes nicht unvorbereitet. Aber obwohl dieses Gefasstsein sie vor der schlimmsten Erschütterung schützte, schnitt ihr die Klinge des Schmerzes tief ins Herz.

»In Fällen wie diesem ist die Wucherung meist in einem Auge

weiter fortgeschritten als im anderen. Wenn es die Ausdehnung des Tumors erfordert, entfernen wir das schwerer betroffene Auge und behandeln das verbliebene mit einer Strahlentherapie.«

Ich hoffe aber darauf, dass du so gnadig bist, dachte Agnes, die sich nicht anders zu helfen wusste, als Trost zu suchen in den Worten von Psalm 13,6.

»Oft treten die Symptome so früh auf, dass ein Auge oder sogar beide durch Bestrahlung gerettet werden können. Strabismus - eine Schielstellung der Augen, entweder nach innen zur Nase hin oder nach außen zu den Schläfen - ist manchmal ein erstes Anzeichen, aber meistens wird die Krankheit erst dadurch erkannt, dass der Patient über Sehstörungen klagt.«

»Die komischen Flecken.«

Dr. Chan nickte. »So weit, wie die Wucherungen bei Bartholomew fortgeschritten sind, hatte er sich eigentlich schon früher über Symptome beklagen müssen.«

»Die Symptome kommen und gehen. Heute kann er beispielsweise problemlos lesen.«

»Auch das ist ungewöhnlich, und ich wünschte, die Pathogenese dieser Krankheit, die ausgesprochen gut erforscht ist, wurde uns Anlass geben, auf Grund der Veränderlichkeit der Symptome Hoffnung zu schöpfen ... aber dem ist nicht so.«

Sei mir gnadig nach deinem Wort.

Nicht viele Menschen verbringen den größten Teil ihrer Jugend damit, sich das Wissen anzueignen, das man braucht, um sich als Arzt auf einem Fachgebiet zu spezialisieren, es sei denn, sie fühlen sich zur Heilkunst berufen. Frank Chan war ein Arzt, der sich dem Erhalt des Augenlichts verschrieben hatte, und Agnes konnte sehen, dass sein Kummer, wenn auch nur ein blasser Abklatsch ihres eigenen Schmerzes, doch echt und tief empfunden war.

»Die Dichte des Tumorgewebes deutet darauf hin, dass es sich bald von der Netzhaut auf die Augenhöhle ausbreiten wird ... oder bereits ausgebreitet hat. In diesem Fall verspricht eine Strahlentherapie keinen Erfolg, und selbst wenn eine Hoffnung bestünde, hätten wir nicht mehr die Zeit, es zu versuchen. Die Zeit drängt. Sie drängt sogar sehr. Doktor Schurr ist mit mir einer Meinung, dass wir beide Augen umgehend entfernen müssen, wenn wir Bartholomeus Leben

retten wol-len.«

Vier Tage nach Weihnachten und nachdem sie sich zwei Tage lang innerlich zermartert hatte, wusste Agnes nun, dass der schlimmste aller Fälle eingetreten war: Ihr geliebter Sohn musste sein Augenlicht hergeben oder sterben, er musste wählen zwischen Blindheit und einem tödlichen Tumor im Gehirn. Sie war auf das Entsetzliche gefasst gewesen, wenn auch vielleicht nicht auf das furchtbare Entsetzen, das nun Wahrheit geworden war, und sie war auch darauf gefasst gewesen, dass es sie niederschmettern, vernichten würde, denn obwohl sie fähig war, jeden Schmerz auszuhalten, der ihr selbst widerfuhr, glaubte sie nicht, dass sie die Kraft besaß, das Leiden ihres unschuldigen Kindes zu ertragen. Und doch horte sie zu, nahm die Last der schrecklichen Wahrheit auf sich, und ihre Knochen zerfielen nicht auf der Stelle zu dem gefühllosen Staub, der sie in diesem Augenblick am liebsten gewesen wäre.

»Umgehend«, flüsterte sie. »Was bedeutet das?«

»Morgen früh.«

Sie senkte den Blick auf ihre fest verschlungenen Hände. Zum Arbeiten geschaffen, diese Hände, und immer bereit zuzupacken, egal, was getan werden musste. Kraftige, geschickte, verlässliche Hände, aber jetzt ohne jeden Nutzen für sie, unfähig, das eine, alles entscheidende Wunder zu vollbringen. »Barty hat in acht Tagen Geburtstag. Ich hatte gehofft ...«

Dr. Chan war professionell genug, in seiner Haltung die Kraft zu vermitteln, die Agnes brauchte, aber in seiner freundlichen Stimme, die jetzt einen noch sanfteren Ton annahm, drückte sich sein Kummer unubeihrbar aus. »Die Tumoren sind so weit fortgeschritten, dass sich erst bei der Operation zeigen wird, ob sie auf anderes Gewebe übergegriffen haben. Es konnte schon zu spät sein. Wenn es noch nicht zu spät sein sollte, ist uns aber nur ein sehr kleiner Zeitrahmen gesetzt. Ein sehr kleiner. Acht Tage können wir unmöglich riskieren.«

Sie nickte. Und konnte den Blick nicht von ihren Händen lösen. Konnte ihm nicht in die Augen sehen aus Furcht, sein Kummer konnte ihren eigenen noch vergrößern, aus Furcht auch, sie konnte die mühsam bewahrte Fassung verlieren, wenn sie das Mitleid m

seinen Augen sah.

Nach einer Weile fragte Franklm Chan: »Mochten Sie, dass ich bei Ihnen bin, wenn Sie es ihm sagen?«

»Ich glaube ... ich mochte mit ihm allem sein.«

»Hier m meinem Büro?«

Wieder ein Nicken.

Er erhob sich und ging zur Tür. »Mrs. Lampion ...?«

»Ja?«, erwiderte sie, ohne den Kopf zu heben.

»Er ist ein wunderbarer Junge, so klug und so lebendig. Blmdsem ist sehr schwer, aber es ist nicht das Ende. Er wird ohne sein Augenlicht zurecht kommen. Anfangs wird es furchtbar schwer für ihn sein, aber dieser Junge ... irgendwann wird er es schaffen.« Sie biss sich auf die Unterlippe, hielt den Atem an, drängte den Schluchzer zurück, der sich Bahn brechen wollte, und sagte: »Ich weiß.«

Dr. Chan ging hinaus und schloss die Tür hinter sich.

Agnes ließ sich nach vorn sinken: die Knie dicht nebeneinander, die verschrankten Hände auf den Knien, die Stirn auf die Hände gedruckt.

Sie hatte geglaubt zu wissen, was Demut ist, dass diese notwendig war, dass sie die Kraft besaß, der Seele Frieden zu bringen und das Herz zu heilen, aber die nächsten paar Minuten lehrten sie, dass all das, was sie bisher über Demut gewusst zu haben schien, gar nichts war.

Ein neuerliches Zittern überfiel sie, heftiger noch als zuvor ... und legte sich wieder.

Einen Moment lang glaubte sie, nicht genug Luft zu bekommen. Hatte das Gefühl zu ersticken. Mit tiefen, schmerzhaften, zerrissenen Atemzügen schnappte sie nach Luft, dachte, dass sie sich nie wurde beruhigen können. Aber auch die Ruhe stellte sich wieder ein.

Weil sie Angst hatte, dass eine unaufhaltsamer Tranenstrom fließen würde, wenn sie erst einmal zu weinen anfang, und weil sie befürchtete, dass Tranen Barty erschrecken konnten, hielt sie die salzige Flut zurück. Offensichtlich waren die Pflichten einer Mutter der Stoff, aus dem man Damme baute.

Sie erhob sich vom Stuhl, trat ans Fenster und zog die Jalousie hoch, statt durch die Lammellen hinauszulugen.

Die Nacht, die Sterne.

Das Universum war riesig, und Barty war ein winzig kleines Menschenkind, aber seine unsterbliche Seele machte ihn so wichtig wie die Galaxis, so wichtig wie Gottes gesamte Schöpfung. Daran glaubte Agnes. Für sie wäre das Leben unerträglich gewesen ohne die Überzeugung, dass ein Sinn und ein Plan dahinter stand, auch wenn sie manchmal das Gefühl hatte, ein Spatz zu sein, der völlig unbemerkt vom Himmel gefallen war.

Barty saß, mit einem Finger die Stelle markierend, die er im *Roten Planeten* gelesen hatte, auf der Kante von Dr. Chans Schreibtisch und ließ die Beine baumeln.

Agnes hatte ihn auf diesen Hochsitz gehoben. Jetzt strich sie ihm übers Haar, zupfte sein Hemd zurecht, band ihm die Schnursenkel zu, die sich gelöst hatten, und stellte fest, dass es viel schwerer war, das zu sagen, was gesagt werden musste, als sie gedacht hatte. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, Dr. Chans Unterstützung m Anspruch zu nehmen.

Aber dann fand sie schließlich die richtigen Worte. Oder vielmehr schienen die Worte *von selbst* aus ihr herauszukommen, sie konnte sich nämlich nicht erinnern, die Sätze bewusst formuliert zu haben. Der Inhalt und der Ton dessen, was sie sagte, waren genau richtig, so als ob ein Engel sie von dieser Last befreit hatte, indem er für eine Weile ihre Stelle einnahm und ihrem Sohn verständlich machte, was mit ihm geschah und warum es geschehen musste.

Barty konnte zwar besser rechnen und lesen als selbst die meisten Achtzehnjährigen, aber bei all seiner Klugheit war er noch nicht einmal ganz drei Jahre alt. Die emotionale Reife war bei Wunderkindern nicht unbedingt genauso weit entwickelt wie der Intellekt. Aber Barty horte ernst und aufmerksam zu, stellte Fragen und saß dann schweigend da und startete ohne Tränen und ohne ein erkennbares Zeichen von Angst das Buch an, das er in Händen hielt.

Endlich sagte er: »Glaubst du, dass die Ärzte es am besten wissen?«

»Ja, Schatz, das glaube ich.«

»Also gut.«

Er legte das Buch beiseite und streckte die Arme nach ihr aus. Agnes zog ihn an sich, hob ihn vom Schreibtisch und hielt ihn in den Armen, und er legte den Kopf auf ihre Schulter und schmiegte das Gesicht an ihren Hals, wie er es als Baby getan hatte.

»Können wir bis Montag warten?«, fragte er.

Eines hatte sie ihm noch nicht gesagt: Dass sich der Krebs möglicherweise schon ausgebreitet hatte, dass er vielleicht sterben würde, auch wenn seine Augen entfernt wurden ... und dass der Tumor, wenn er sich bis jetzt noch nicht ausgebreitet hatte, sehr schnell auf anderes Gewebe übergreifen konnte.

»Warum bis Montag?«, fragte sie ihn.

»Weil ich jetzt lesen kann. Die komischen Flecken sind verschwunden.«

»Sie werden wiederkommen.«

»Aber vielleicht kann ich am Wochenende noch ein paar Bücher lesen.«

»Heiniein, stimmt's?«

Er zahlte die Romane auf, die er noch lesen wollte: »*Tunnel zu den Sternen, Zwischen den Planeten, Abenteuer im Sternenreich.*«

Ihr Kind in den Armen, trat sie ans Fenster, blickte zu den Sternen und dem Mond hinaus und sagte: »Ich werde dir immer vorlesen, Barty.«

»Aber das ist etwas anderes.«

»Ja. Ja, das ist es.«

Heinlem träumte davon, ferne Welten zu bereisen, John F. Kennedy hatte vor seinem Tod verkündet, dass Menschen auf dem Mond landen wurden, bevor das Jahrzehnt zu Ende sei.

Bartys Wünsche waren viel bescheidener; er wollte lediglich ein paar Bücher lesen und ganz für sich allem das herrliche Vergnügen genießen, sich in einen Roman zu vertiefen, weil er Geschichten bald nur noch aus dem Mund anderer kennen und sich nie wieder allem auf diese Reisen der Fantasie begeben können wurde.

»Und ich mochte noch einmal nach Hause und mir Gesichter ansehen.« Agnes spürte seinen warmen Atem an ihrem Hals, als er das sagte.

»Gesichter?«

»Onkel Edom. Onkel Jacob. Tante Maria. Damit ich mich an die Gesichter erinnern kann, wenn ... du weißt schon.«

Der Himmel war so endlos weit und kalt.

Der Mond flimmerte und die Sterne verschwammen ... aber nur für kurze Zeit, denn ihre Liebe zu diesem Kind war ein Hochofen, der den Stahl ihres Ruckgrats härtete und dessen Gluthitze ihre Augen trocknete.

Nicht gerade zu Franklins Chans Begeisterung, aber mit seinem vollen Verständnis, fuhr Agnes mit Barty nach Hause. Am Montag wurden sie sich wieder in der Hoag-Klinik befinden, wo Barty dann am Dienstag operiert werden sollte.

Freitags war die Stadtbucherei von Brighton Beach bis neun Uhr abends geöffnet. Eine Stunde, bevor die Türen geschlossen wurden, kamen Agnes und Barty dort an, gaben die bereits gelesenen Bücher zurück und liehen die drei Romane aus, die er sich wünschte. In einem Anfall von Optimismus nahmen sie noch ein viertes mit,

Bürgerin des Mars.

Auf der Heimfahrt, als sie nur noch eine Kreuzung vom Haus entfernt waren, sagte Barty: »Vielleicht ist es besser, es Onkel Edom und Onkel Jacob nicht vor Sonntagabend zu erzählen. Sie werden nicht besonders gut damit klar kommen, oder?«

Sie nickte. »Ich weiß.«

»Wenn du es ihnen jetzt gleich erzählst, haben wir kein fröhliches Wochenende.«

Fröhliches Wochenende. Sie staunte über seine Gefasstheit, und die Kraft, die er im Angesicht eines Lebens in Dunkelheit zeigte, machte ihr Mut.

Zu Hause angekommen, stellte Agnes fest, dass sie keinen Appetit hatte, aber sie machte ein Kasesandwich für Barty, füllte Tomatensalat in ein Schüsselchen, fugte eine Tüte Maischips und eine Cola hinzu, und brachte dieses späte Abendessen auf einem Tablett ins Kinderzimmer, wo ihr Sohn bereits im Bett saß und in *Tunnel zu den Sternen* schmökerte.

Als Edom und Jacob herüberkamen und sich nach Dr. Chans Diagnose erkundigten, belog Agnes ihren Bruder. »Wir müssen noch einige Untersuchungsergebnisse abwarten, die erst am Montag fertig sind, aber er glaubt, dass mit Barty alles in Ordnung ist.«

Wenn einer der beiden den Verdacht hatte, dass sie log, dann war es Edom. Er wirkte überrascht, drang aber nicht weiter in sie.

Da Agnes noch einen kurzen Besuch bei Maria Gonzalez machen wollte, bat sie Edom, im Haus zu bleiben, damit Barty währenddessen nicht allem war. Er tat ihr den Gefallen mit Freuden und machte es sich vor dem Fernseher bequem, um sich einen Dokumentarfilm über Vulkane anzusehen, in dem es unter anderem um den Ausbruch des Montagne Pelee auf Martinique im Jahr 1902 mit rund vierzigtausend Toten und um andere verheerende Katastrophen gehen wurde.

Agnes wusste, dass Maria zu Hause war und auf einen Anruf von ihr wartete.

Man erreichte die über Elenas Boutique gelegene Wohnung über eine Außentreppe auf der Rückseite des Hauses. Das Treppensteigen hatte Agnes nie auch nur im Mindesten angestrengt, aber als sie diesmal den oberen Treppenabsatz erreichte, war sie völlig außer Atem, und die Knie zitterten ihr.

Auf ihr Klingeln öffnete Maria die Tür und sah sie erschrocken an, weil sie wohl ahnte, dass dieser Besuch an Stelle des erwarteten Anrufs nichts Gutes zu bedeuten hatte.

In Marias Küche, nach wie vor nur vier Tage nach Weihnachten, ließ Agnes endlich zu, dass die Maske der Uner-schütterlichkeit von ihr abfiel, und sie weinte bitterlich.

Wieder zu Hause, machte sie, nachdem Edom in seine Wohnung zurückgekehrt war, die Flasche Wodka auf, die sie auf dem Rückweg von Marias Wohnung gekauft hatte, goss ein wenig davon in ein Wasserglas und füllte es mit Orangensaft auf.

Dann setzte sie sich an den Küchentisch und starrte auf das Glas. Nach einer Weile leerte sie es in den Abguss, ohne einen Schluck davon getrunken zu haben.

Sie schenkte sich kalte Milch ein und trank sie in raschen Zügen. Während sie das leere Glas ausspülte, hatte sie das Gefühl, sich übergeben zu müssen, tat es aber nicht.

Lange saß sie allein im dunklen Wohnzimmer in Joeys Lieblingssessel und dachte über viele Dinge nach, aber immer wieder kehrten ihre Gedanken zu der Erinnerung an Bartys trockenen Spaziergang im Regen zurück.

Als sie um zwei Uhr zehn nach oben ging, schlief Barty fest im weichen Schein der Nachttischlampe, den *Tunnel zu den Sternen* neben sich.

Sie setzte sich mit angezogenen Beinen in den Sessel und betrachtete ihren Sohn. Sie konnte sich an ihm nicht satt sehen. Obwohl sie vorgehabt hatte, nicht einzuschlafen, sondern die ganze Nacht über bei ihm Wache zu halten, trug die Erschöpfung schließlich den Sieg über sie davon.

Als sie am Samstagmorgen kurz nach sechs Uhr aus einem quälenden Traum erwachte, saß Barty schon lesend im Bett. Irgendwann in der Nacht war er wohl aufgewacht, hatte sie im Sessel bemerkt und ihr eine Decke übergelegt.

Lächelnd zog sie die Decke fester um sich und sagte: »Du sorgst wirklich gut für deine alte Mutter.«

»Du backst ja auch leckere Kuchen.«

Unwillkürlich musste sie über seinen Scherz lachen. »Ich bin froh, dass ich wenigstens für etwas gut bin. Gibt es einen speziellen Kuchen, den ich heute für dich backen soll?«

»Erdnussbuttercreme. Kokossahne. Schokosahne.«

»Gleich drei Stück? Du wirst fett werden wie ein kleines Schweinchen.«

»Ich gebe auch etwas davon ab«, sagte er mit ernsthafter Miene. So begann der erste Tag am letzten Wochenende ihres gewohnten Lebens.

An diesem Samstag kam Maria zu Besuch, und während Agnes Kuchen backte, saß sie bei ihr in der Küche und bestickte den Kragen und die Manschetten einer Bluse.

Barty hockte am Küchentisch und las *Zwischen den Planeten*. Von Zeit zu Zeit bemerkte Agnes, wie er sie bei der Arbeit beobachtete oder Marias Gesicht und deren flinken Hände aufmerksam betrachtete.

Bei Sonnenuntergang ging der Junge in den Garten und blickte durch die Äste der mächtigen Eiche in den Himmel, der sich erst orange, dann zartrosa, rötlich, purpurrot und schließlich indigoblau färbte.

Bei Sonnenaufgang ging Agnes mit ihm zum Strand, wo sie die

schaumgesäumten und vom flüssigen Gold der Morgensonne übergossenen Wellen betrachteten, die Möwen beim Segelflug beobachteten und Brotkrumen ausstreuten, mit denen sie die gefiederten Schwärme anlockten.

Am Sonntagabend, Silvester, kamen Edom und Jacob zum Essen. Nach dem Dessert, als Barty in seinem Zimmer verschwunden war, um weiter in dem Roman *Abenteuer im Stern-reich* zu lesen, den er am Spätnachmittag begonnen hatte, eröffnete Agnes ihren Brüdern die Wahrheit über die Augen ihres Neffen.

Das verzweifelte Bemühen der beiden, ihren Kummer in Worte zu fassen, rührte Agnes zutiefst, aber nicht etwa, weil ihre Anteilnahme so groß war, sondern weil sie letzten Endes unfähig waren, das auszudrücken, was sie wirklich empfanden. Ohne die Erleichterung, die sie sich durch Worte hätten verschaffen können, war der Kummer zersetzend. Durch den

Rückzug in ihre eigene Welt, den sie schon vor so langer Zeit angetreten hatten, fehlte ihnen die soziale Kompetenz, sich selbst zu entlasten und anderen Trost zu spenden. Schlimmer noch: Ihre fanatische Beschäftigung mit dem Tod in all seinen dramatischen Erscheinungsformen hatte sie auf Bartys Krebserkrankung vorbereitet, sodass sie nun weder schockiert zu sein schienen noch Trost anzubieten hatten, sondern nichts als Resignation zeigten.

Schließlich brachten die beiden Zwillinge in ihrer Verzweiflung nur noch bruchstückhafte Sätze, hilflose Gesten und stumme Tränen zustande ... und es war auf einmal Agnes' Aufgabe, sie zu trösten.

Sie waren gern zu Barty hinaufgegangen, aber Agnes hinderte sie daran. Sie konnten für Barty nicht mehr tun als für sie selbst. »Er mochte *Abenteuer im Sternenreich* zu Ende lesen, und ich will nicht, dass er daran gehindert wird. Wir brechen morgen früh um sieben nach Newport Beach auf, dann könnt ihr ihn sehen.«

Kurz nach neun, eine Stunde, nachdem Edom und Jacob gegangen waren, kam Barty mit dem Buch in der Hand nach unten. »Die verschwommenen Flecken sind wieder da.«

Agnes füllte Rootbeer in zwei hohe Gläser, fugte je einen Löffel Vanilleeis hinzu, und nachdem sie rasch ihre Pyjamas angezogen hatten, saßen sie gemütlich nebeneinander in Bartys Bett und ließen sich ihr Betthupferl schmecken, während sie ihm die letzten sechzig

Seiten von *Abenteuer im Sternenreich* vilas.

Noch nie war ein Wochenende so schnell verfliegen, und noch nie war die mitternächtliche Stunde mit solchen Schrecken herangerückt.

In dieser Nacht schlief Barty im Bett seiner Mutter.

Nachdem Agnes das Licht geloscht hatte, sagte sie: »Kleiner, es ist jetzt eine Woche her, dass du da gelaufen bist, wo kein Regen war, und ich habe mir viele Gedanken darüber gemacht.«

»Es ist nicht unheimlich«, versicherte er ihr zum wiederholten Mal.

»Naja, für mich ist es das immer noch. Aber was mich beschäftigt ... wenn du von den vielen Wirklichkeiten sprichst ... gibt es einen Ort, an dem du dieses Problem mit deinen Augen nicht hast?«

»Klar. So ist das mit allen Dingen. Alles, was passieren kann, passiert auch, und jedes Mal, wenn es das tut, entsteht daraus ein ganz neuer Ort.«

»Das habe ich kein bisschen begriffen.«

Er seufzte. »Ich weiß.«

»Kannst du diese anderen Orte sehen?«

»Ich spüre sie nur.«

»Auch wenn du dort herumspazierst?«

»Das tue ich ja nicht richtig. Ich spaziere nur ... in der Vorstellung von diesen Orten herum.«

»Konntest du das deiner alten Mutter ein bisschen genauer erklären?«

»Vielleicht irgendwann einmal. Jetzt geht das nicht.«

»Also ... wie weit sind diese Orte entfernt?«

»Sie sind alle hier, in diesem Augenblick.«

»Ein anderer Barty, eine andere Agnes in anderen Häusern wie diesem ... alle hier, in diesem Augenblick.«

»Ja.«

»Und an manchen dieser Orte ist dem Daddy lebendig.«

»Ja.«

»Und an anderen bin ich in der Nacht deiner Geburt gestorben, und

du lebst allein mit deinem Daddy.«

»An manchen Orten muss es so sein.«

»Und an manchen Orten muss es so sein, dass deine Augen gesund sind?«

»Es gibt eine Menge Orte, an denen ich überhaupt nichts mit den Augen habe. Aber dafür viele andere, an denen es noch schlimmer ist oder an denen ich die Krankheit habe, aber eben nicht ganz so schlimm.«

Seine Worte blieben für Agnes ein Rätsel. Immerhin hatte sie aber eine Woche zuvor auf dem verregneten Friedhof gelernt, dass eine Bedeutung dahinter steckte.

»Liebling«, sagte sie schließlich, »was ich mir überlegt habe ... konntest du dahin gehen, wo deine Augen gesund sind, so wie du da gelaufen bist, wo kein Regen war ... und die Tumore einfach dort lassen? Konntest du dahin gehen, wo deine Augen gesund sind, und dann mit ihnen zurückkommen?«

»Das geht nicht.«

»Warum nicht?«

Er dachte eine Weile über die Frage nach. »Ich weiß es nicht.«

»Wurdest du es dir mir zuliebe durch den Kopf gehen lassen?«

»Klar. Es ist eine gute Frage.«

Sie lächelte. »Danke. Ich hab dich lieb, Herzchen.«

»Ich hab dich auch lieb.«

»Hast du schon gebetet?«

»Das tue ich jetzt.«

Auch Agnes sprach ein stummes Nachtgebet.

An der Seite ihres Kindes lag sie in der Dunkelheit und blickte zum Fenster, wo gedämpfter Mondschein durch die heruntergelassene Jalousie drang und eine andere, von rätselhaftem Leben erfüllte Welt ahnen ließ, die hinter einer hauchdünnen Membran aus Licht existierte.

Im Halbschlaf murmelnd, hielt Barty an all den Orten, an denen Joey noch lebte, Zwiesprache mit seinem Vater. »Gute Nacht, Daddy.«

Agnes glaubte daran, dass die Welt ein unendlich vielschichtiges

Gebilde voller Rätsel war, und auf eigenartige Weise untermauerten Bartys Bemerkungen über die unendlich vielen Wirklichkeiten ihren Glauben und gaben ihr die innere Ruhe, die sie brauchte, um schlafen zu können.

Am Montagmorgen, dem ersten Tag im neuen Jahr, trat Agnes mit zwei Koffern vor die Hintertür des Hauses, stellte sie auf dem Treppenabsatz ab und blinzelte vor Verwunderung, als sie Edoms gelbweißen Ford Country Squire sah, der vor der Garage in der Einfahrt stand. Ihre Bruder waren damit beschäftigt, Koffer einzuladen.

Gleich darauf kamen sie zu ihr, nahmen die Gepäckstücke, die sie abgestellt hatte, und Edom verkündete: »Ich fahre.«

»Ich setze mich nach vorn zu Edom«, sagte Jacob. »Du kannst mit Barty auf der Ruckbank sitzen.«

In ihrem ganzen Leben hatten die Zwillinge noch nie einen Fuß über die Grenzen von Bnght Beach gesetzt. Beide wirkten nervös, aber entschlossen.

Barty kam mit dem Buchereiexemplar der *Bürgerin des Mars* aus dem Haus, das seine Mutter ihm, wie sie es versprochen hatte, später im Krankenhaus vorlesen wollte. »Fahren wir alle zusammen?«, fragte er.

»Sieht ganz danach aus«, sagte Agnes.

»Wo w.«

»Du sagst es.«

Allen drohenden Katastrophen zum Trotz - den bevorstehenden Erdbeben, den dynamitbeladenen Lastwagen, die auf der Autobahn in die Luft fliegen mochten, der bitteren Wahrscheinlichkeit, dass irgendwo auf dem Weg ein mächtiger Damm brechen wurde, den unerwarteten Eissturmen, die in den unberechenbaren Weiten des Himmels dräuten, den absturzenden Flugzeugen, den außer Kontrolle geratenen Zügen, die auf der Küstenstrecke zusammenstoßen konnten, der Möglichkeit, dass eine plötzliche Verschiebung der Erdachse die menschliche Zivilisation auslöschen wurde -, all diesen finsternen Aussichten zum Trotz nahmen sie das Risiko auf sich, die Grenzen von Bnght Beach hinter sich zu lassen und sich nach Norden in die große fremde Welt der ungeahnten Gefahren hinauszuwagen.

Während sie an der Küste entlangfuhren, begann Agnes, Barty die *Bürgerin des Mars* vorzulesen. »>Ich wollte schon immer die Erde besuchen. Nicht, um dort zu leben natürlich ... nur, um sie einmal zu sehen. Jeder weiß, dass Terra für einen Besuch wunderschön ist, aber nicht zum Leben. Nicht wirklich ein Ort, der für die Besiedelung durch Menschen geeignet wäre.<<

Von den Vordersitzen war zustimmendes Gemurmel zu vernehmen. Am Montagabend nahmen Edom und Jacob zwei nebeneinander liegende Zimmer in einem Hotel in der Nähe des Krankenhauses. Dann riefen sie in Bartys Zimmer an, um Agnes die Telefonnummer durchzugeben und ihr zu berichten, dass sie achtzehn Hotels hatten abklappern müssen, bevor sie auf eines gestoßen waren, das ihnen einigermaßen sicher erschien. Weil Barty noch so klein war, hatte es Dr. Frankhn Chan so eingerichtet, dass Agnes die Nacht über bei ihrem Sohn im Zimmer bleiben und in dem zweiten Bett schlafen konnte, das im Augenblick nicht belegt war.

Zum ersten Mal seit Monaten wollte Barty nicht im Dunkeln schlafen, weshalb Agnes die Tür einen Spalt breit offen ließ, damit ein Widerschein des Neonlichts aus dem Flur hereinfallen konnte. Die Nacht kam Agnes lang« vor als ein Marsmonat. Sie schlief unruhig und erwachte immer wieder schweißgebadet und zitternd aus einem Traum, in dem ihr Barty Stück für Stück entrissen wurde: zuerst die Augen, dann die Hände, die Ohren, die Beine ... Abgesehen vom gelegentlichen Quietschen einer Gummisohle auf dem PVC-Boden des Flurs herrschte im Krankenhaus eine gespenstische Stille.

Bei Tagesanbruch kam eine Krankenschwester, um die nötigen Vorbereitungen für die Operation zu treffen. Sie strich Barty die Haare aus dem Gesicht und setzte ihm eine fest schließende Haube auf. Dann schor sie ihm mit Rasierschaum und einem Einwegrasierer die Augenbrauen ab.

Als die Krankenschwester wieder verschwunden war und Barty mit seiner Mutter auf den Pfleger wartete, der die fahrbare Trage bringen sollte, sagte der Junge: »Komm mal näher.« Sie stand bereits dicht neben seinem Bett und beugte sich jetzt zu ihrem Sohn hinunter.

»Noch näher«, sagte er.

Sie beugte sich noch weiter hinunter, bis sich ihre Gesichter fast berührten.

Er hob den Kopf und rieb seine Nasenspitze an ihrer. »Eskimo.«

»Eskimo«, wiederholte sie.

Daraufhin flüsterte Barty: »Die Sitzung der Nordpolgesellschaft der nicht bösen Abenteurer ist hiermit eröffnet.«

»Alle Mitglieder sind anwesend«, sagte Agnes ernst.

»Ich habe ein Geheimnis.«

»Kein Mitglied der Gesellschaft verrät jemals ein ihm anvertrautes Geheimnis«, versicherte Agnes.

»Ich habe Angst.«

In den dremnddreißig Jahren ihres Lebens war Agnes oftmals viel Kraft abverlangt worden, aber niemals ein solches Maß an Kraft, wie sie es jetzt brauchte, um ihre Gefühle zu beherrschen und ein Fels der Stärke für Barty zu sein. »Hab keine Angst, mein Liebling. Ich bin bei dir.« Sie nahm eines seiner kleinen Handchen zwischen beide Handflächen. »Ich werde warten. Ich werde immer bei dir sein.«

»Hast du keine Angst?«

Ware er ein anderer Dreijähriger gewesen, hatte sie ihm eine fromme Lüge erzählt. Aber er war ihr Wunderkind, ihr kleines Genie, und er wurde die Lüge sofort als das erkennen, was sie war.

»Doch«, gestand sie, das Gesicht immer noch dicht vor seinem, »ich habe Angst. Aber Doktor Chan ist ein guter Arzt, und das hier ist ein gutes Krankenhaus.«

»Wie lange dauert es?«

»Nicht lange.«

»Spur ich was?«

»Du wirst fest schlafen, mein Herz.«

»Sieht Gott zu?«

»Ja. Immer.«

»Manchmal habe ich das Gefühl, er sieht mich nicht.«

»Er sieht dich ganz sicher, Barty. Er ist sehr beschäftigt, weißt du, schließlich hat er ein ganzes Universum zu lenken, so viele

Menschen, um die er sich kümmern muss, nicht nur hier, sondern auf all den anderen Planeten, von denen du in deinen Büchern gelesen hast.«



»An die anderen Planeten habe ich nicht gedacht.«
»Er hat so viel auf seinen Schultern zu tragen, dass er nicht immer direkt über uns wachen kann, nicht jede Minute und uneingeschränkt, aber zumindest aus den Augenwinkeln sieht er uns immer. Dir wird nichts passieren, das weiß ich genau.«
Die fahrbare Trage, ein Rad lose und klappernd. Der junge Pfleger dahinter, ganz in Weiß. Und wieder die Krankenschwester.
»Eskimo«, flüsterte Barty.
»Eskimo«, erwiderte sie.
»Die Sitzung der Nordpolgesellschaft der nicht bösen Abenteurer ist hiermit offiziell geschlossen.«
Sie nahm sein Gesicht in beide Hände und küsste ihn auf seine wunderschönen Edelsteinaugen. »Bist du bereit?«
Ein Hauch von einem Lächeln. »Nein.«
»Ich auch nicht«, gestand sie.
»Na dann wollen wir mal.«
Der Pfleger hob Barty auf die Trage.
Die Krankenschwester deckte ihn mit einem Laken zu und schob ihm ein flaches Kissen unter den Kopf.
Edom und Jacob hatten die Nacht augenscheinlich überlebt und warteten im Gang. Sie küssten ihren Neffen, aber keiner von beiden brachte ein Wort heraus.
Während die Schwester vorausging, schob der Pfleger die fahrbare Trage mit dem Fußende voran vor sich her.

Die rechte Hand ihres Sohnes haltend, ging Agnes neben der Trage her.

Edom und Jacob fassten je einen von Bartys Füßen samt dem darüber liegenden Laken und eskortierten ihn mit steinerner Miene, in der sich die Entschlossenheit von Geheimdienstbeamten spiegelte, wenn sie den Präsidenten der Vereinigten Staaten mit ihrem Körper abschirmten.

Am Lift angelangt, schlug der Pfleger Edom und Jacob vor, einen zweiten Aufzug zu nehmen, sie würden sich vor den Operationssälen wieder mit ihnen zu treffen.

Mit einem Kopfschütteln biss sich Edom auf die Unterlippe und weigerte sich standhaft, Bartys linken Fuß loszulassen.

Den rechten Fuß des Jungen fest umklammert, wies Jacob darauf hin, dass ein einzelner Aufzug vielleicht unbeschadet an sein Ziel gelangen würde, dass aber, wenn sie zwei verschiedene Aufzüge nahmen, angesichts der Unzuverlässigkeit aller von Menschenhand geschaffenen Technik todsicher einer von beiden abstürzen und am Boden des Schachts zerschmettern würde.

Schließlich bemerkte die Krankenschwester, die erlaubte Traglast des Aufzugs sei hoch genug, sie könnten also alle zusammen in einer Kabine fahren, sofern es ihnen nichts ausmache, wenn es ein bisschen eng würde.

Natürlich machte es ihnen nichts aus, und so ging es in moderatem Tempo, das Agnes aber immer noch viel zu schnell vorkam, abwärts.

Die Türen glitten zur Seite, und alle gemeinsam schoben sie Barty von Gang zu Gang und an den Handwaschbecken vorbei, bis sie zu einer Operationsschwester mit grüner Haube, grünem Mundschutz und grünem Kittel gelangten. Das letzte Stück durch die Schleuse in die keimfreie Atmosphäre des Operationssaals durfte nur sie allein ihn begleiten.

Als Barty mit dem Kopf voran in den Operationssaal gerollt wurde, richtete er sich von dem flachen Kissen auf. Sein Blick hing unverwandt an seiner Mutter, bis die Schwingtür hinter ihm zufiel. In dem festen Entschluss, nicht zuzulassen, dass Barty sich mit diesem letzten Blick in ihr Gesicht die Erinnerung an ihre Verzweiflung einprägte, bewahrte sie sich ein Lächeln, so gut es

eben ging.

Gemeinsam mit ihren Brüdern begab sie sich dann in den Warteraum, wo sie sich hinsetzten und Automatenkaffee ohne Milch und Zucker aus Pappbechern tranken.

Ihr ging der Gedanke durch den Kopf, dass der Bube gekommen war, wie es die Karten an jenem Abend vor langer Zeit vorausgesagt hatten. Sie hatte sich den Buben als einen Mann mit stechenden Augen und schwarzem Herzen vorgestellt, aber der Fluch kam nicht in Menschengestalt, sondern es war der Krebs.

Seit ihrem Gespräch mit Joshua Nunn am vergangenen Donnerstag waren ihr mehr als vier Tage geblieben, um sich auf das Schlimmste gefasst zu machen. Sie hatte sich so gründlich gewappnet, wie es eine Mutter nur konnte, ohne den Verstand zu verlieren.

Im Herzen aber wollte sie die Hoffnung auf ein Wunder nicht aufgeben. Er war ein besonderes Kind, ein Wunderkind, ein Junge, der da laufen konnte, wo kein Regen war, er selbst schon ein Wunder, und ihr war so, als wäre alles möglich, als könnte Dr. Chan jeden Moment in den Warteraum gestürmt kommen, sich den Mundschutz vom Gesicht reißen und mit strahlender Miene verkünden, der Krebs habe sich von selbst zurückgebildet.

Und schließlich kam der Arzt tatsächlich und überbrachte die gute Nachricht, dass die Wucherungen nicht auf die Augenhöhlen und die Sehnerven übergegriffen hatten, aber ein größeres Wunder hatte er nicht zu verkünden.

Am 2. Januar 1968, vier Tage vor seinem Geburtstag, opferte Bartholomew Lampion seine Augen, um sein Leben zu retten, und er nahm die Blindheit hin, ohne Hoffnung darauf, je wieder im Licht zu baden, bis er, wenn seine Zeit gekommen war, diese Welt verlassen würde, um in eine bessere überzugehen.

Kapitel 62

Paul Damascus wanderte an der nordkalifornischen Küste entlang: von Point Reyes Station nach Tomales und Bodega Bay und weiter nach Stewarts Point, Gualala und Mendocino. An manchen Tagen schaffte er nur wenig mehr als fünfzehn Kilometer, an anderen legte er fast fünfzig zurück.

Am 3. Januar 1968 war Paul weniger als vierhundert Kilometer von Spruce Hills, Oregon, entfernt. Er war sich jedoch weder bewusst, dass er der Stadt so nah war, noch hatte er sie zu diesem Zeitpunkt als Ziel ins Auge gefasst.

Bei Sonnenschein und Regen schritt Paul mit einer Entschlossenheit aus, die jedem Helden aus einem Groschenroman zur Ehre gereicht hätte. Er wanderte bei Hitze und bei Kälte. Kein Sturm konnte ihn aufhalten, kein Blitz und kein Donner.

In den drei Jahren seit Perris Tod war er Tausende von Kilometern gewandert. Da er weder ins *Guinnessbuch der Rekorde* kommen noch irgendjemanden mit seinen Leistungen beeindrucken wollte, hatte er über die Zahl der Kilometer, die er zu Fuß zurückgelegt hatte, nicht Buch geführt.

In den ersten Monaten war er täglich etwa zwölf bis fünfzehn Kilometer gewandert: in südlicher oder nördlicher Richtung an der Küste entlang oder ins Landesinnere zu den Wüstengebieten jenseits der Berge. Er war jeweils morgens aufgebrochen und abends nach Hause zurückgekehrt.

Seine erste Nachtwanderung, im Juni 1965, hatte ihn in das nördlich von San Diego gelegene La Jolla geführt. Er hatte sich mit einem viel zu großen Rucksack abgeschleppt und Khakihosen getragen, obwohl Shorts für die sommerlichen Temperaturen angemessener gewesen wären.

Es war die erste - und bisher letzte - Wanderung gewesen, die er mit einem festen Ziel unternommen hatte. Er wollte einen Helden kennen lernen.

In dem Zeitungsartikel über den Helden wurde ein Restaurant erwähnt, in dem der große Mann manchmal zu frühstücken pflegte. Paul war nach Einbruch der Dunkelheit aufgebrochen und hatte den Weg über die Küstenstraße in Richtung Süden eingeschlagen. Der

Sog des vorbeirauschenden Verkehrs war sein Begleiter, aber später leisteten ihm nur noch der gelegentliche Schrei eines Blaureihers, das leise Rauschen der salzigen Brise im Küstengras und das Murmeln der Brandung Gesellschaft. Ohne seine Kräfte allzu sehr verausgabt zu haben, erreichte er La Jolla im Morgengrauen.

Es war kein besonders elegantes Lokal, Eine einfache Kaffeestube. Der aromatische Geruch nach Speck und Eiern, die in der Pfanne brutzelten. Frisches, noch warmes Gebäck, das einen angenehmen Zimtduft verbreitete, das belebende Aroma starken Kaffees.

Sauberkeit und Licht, wohin das Auge blickte.

Das Glück war auf Pauls Seite: Der Held saß beim Frühstück. An einem Tisch in der hinteren Ecke des Raums war er in eine Unterhaltung mit zwei Männern vertieft.

Paul nahm auf der gegenüberliegenden Seite des Raums Platz. Er bestellte Orangensaft und Waffeln.

Die paar Schritte von seinem Platz bis zum Tisch des Helden schienen ihm schwieriger zu fallen als der lange Fußmarsch, der hinter ihm lag. Er war ein Niemand, ein Kleinstadtapotheker, der von Monat zu Monat mehr Arbeitszeit versäumte, der es seinen Angestellten immer häufiger zumutete, für ihn einzuspringen, und der seinen Laden bald zumachen konnte, wenn er sich nicht endlich zusammenriss. Er hatte nie eine große Tat vollbracht, kein einziges Leben gerettet. Er hatte kein Recht, sich diesem Mann aufzudrängen, und ihm wurde plötzlich bewusst, dass er auch nicht den Mut dazu aufbringen würde.

Und doch stand er im nächsten Moment, ohne sich erinnern zu können, dass er sich vom Stuhl erhoben hatte, mit geschultertem Rucksack da und durchquerte den Raum. Die drei Männer blickten erwartungsvoll zu ihm auf.

Während seines langen nächtlichen Fußmarschs hatte Paul sich die Worte überlegt, die er sagen wollte, die er sagen *muss-te*, wenn diese Begegnung je stattfinden würde. Jetzt konnte er sich nicht mehr an den einstudierten Text erinnern.

Er öffnete den Mund, aber es kam kein Wort heraus. Hob die rechte Hand und fuchtelte mit den Fingern wie auf den Saiten einer unsichtbaren Harfe in der Luft herum, als könnte er ihr die

fehlenden Worte entlocken. Er kam sich wie ein Idiot vor.

Offenbar war der Held an Begegnungen dieser Art gewöhnt. Er erhob sich und zog den freien vierten Stuhl am Tisch ein Stück zurück. »Bitte, setzen Sie sich doch zu uns.«

Selbst mit seiner Liebenswürdigkeit schaffte es der Held nicht, Pauls Zunge zu lösen. Der Kloß in seinem Hals war vielmehr noch dicker geworden, und es hatte ihm noch gründlicher die Sprache verschlagen.

Die Rede, die er gern gehalten hätte, lautete ungefähr so: *Die selbstgefälligen, machtbessenen Politiker, die sich von den unwissenden Massen bejubeln lassen, die Sportgrößen und Filmstars, die keine Hemmungen haben, sich als Helden feiern zu lassen, sie müssten alle vor Scham in den Erdboden versinken, wenn auch nur Ihr Name genannt wird. Ihr Weitblick, Ihr Kampfgeist, die Jahre mühseliger Schufterei, Ihr unerschütterlicher Glaube, als andere zweifelten, Ihre Bereitschaft, Ruf und Karriere für Ihr Ziel aufs Spiel zu setzen ... das ist eine der großen Geschichten der Wissenschaft, und es wäre mir eine Ehre, Ihnen die Hand schütteln zu dürfen.*

Kein Wort von alledem ging Paul über die Lippen, aber vielleicht war seine Sprachlosigkeit ja auch ein Segen. Nach allem, was er über diesen Helden wusste, würde ein so über-schwängliches Lob ihn vermutlich in Verlegenheit bringen.

So zog er lediglich, nachdem er auf dem angebotenen Stuhl Platz genommen hatte, ein Foto von Perri aus der Brieftasche. Es war eine alte, an den Rändern im Laufe der Zeit ein wenig vergilbte Schwarzweißaufnahme, die 1933 in der Schule gemacht worden war, in dem Jahr, als sie beide dreizehn gewesen waren und er sich in sie verhebt hatte.

Als wäre es eine Selbstverständlichkeit für ihn, dass ihm wildfremde Menschen ihre Familienfotos zeigten, nahm Jonas Salk ihm das Bild aus der Hand. »Ihre Tochter?«

Paul schüttelte den Kopf und zog ein zweites Foto hervor, das Fern am Weihnachtstag 1964, nicht einmal einen Monat vor ihrem Tod, auf ihrer Bettstatt im Wohnzimmer zeigte. Den hilflosen, verkümmerten Körper und das Gesicht, das so schon und voller Leben war.

Als ihm die Stimme endlich wieder gehorchte, kam sie vor Kummer wie abgehackt. »Meine Frau. Perri. Perri Jean.«

»Sie ist sehr hübsch.«

»Dremndzwanzig Jahre ... verheiratet.«

»Wann hat sie sich die Krankheit zugezogen?«, wollte Salk wissen.

»Sie war fast fünfzehn ... 1935.«

»In dem Jahr hat das Virus furchtbar gewütet.«

Siebzehn Jahre, bevor Jonas Salk den Impfstoff gefunden hatte, der künftige Generationen vor dem Fluch der Kinderlahmung bewahrte, hatte die Krankheit Perri für ihr Leben gezeichnet.

»Ich wollte ...«, sagte Paul. »Ich weiß nicht ... ich wollte nur, dass Sie sie sehen. Ich wollte Ihnen ... Ihnen sagen ...«

Wieder ließen ihn die Worte im Stich, und er blickte sich im Raum um, als erwartete er, dass jemand aufstehen und für ihn sprechen wurde. Als er sah, dass die Leute ihn anstarrten, wurde ihm die Zunge vor Verlegenheit noch schwerer.

»Warum gehen wir nicht ein Stuck zusammen spazieren?«, fragte der Arzt.

»Es tut mir Leid. Ich habe mich aufgedrängt. Eine Szene gemacht.«

»Das haben *Sie* nicht«, versicherte Salk ihm. »Ich muss mit

Ihnen reden. Wenn Sie ein bisschen Zeit für mich hatten ...«

Seme Worte, das *Ich muss* an Stelle eines *Ich mochte*, gaben Paul den Mut, dem Mann, der jetzt dem Eingang der Kaffeestube zustrebte, zu folgen.

Auf der Straße fiel ihm ein, dass er den Saft und die Waffeln nicht bezahlt hatte, aber als er sich umdrehte, sah er durch das Fenster, wie einer von Salks Begleitern die Rechnung vom Tisch nahm, wo er gesessen hatte.

Dr. Salk legte Paul einen Arm um die Schultern und ging mit ihm durch eine mit Eukalyptus und seltenen Torrey-Kie-fern gesäumte Straße zu einem nahe gelegenen kleinen Park. Sie setzten sich auf eine Bank m die Sonne und sahen den Enten zu, die am Ufer eines künstlich angelegten Teichs herumwatschelten.

Salk hielt die beiden Fotografien noch m der Hand. »Erzählen Sie mir von Fern.

»Sie ... ist gestorben.«

»Das tut nur sehr Leid.«

»Vor fünf Monaten.«

»Ich wurde wirklich gern mehr über sie erfahren.«

Hatten Paul zuvor die Worte gefehlt, um seine Bewunderung für Jonas Salk auszudrücken, so konnte er nun, da es um Per-n ging, muhelos ganze Romane erzählen. Ihr Wesen, ihr Herz, ihre Klugheit, ihre Gute, ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Tapferkeit - das waren die Faden im Webmuster der Geschichte, die Paul bis ans Ende seiner Tage hatte weiterspinnen können. Nach ihrem Tod hatte er mit niemandem, den er kannte, über sie reden können, weil die Sorge seiner Freunde stets ihm selbst und seiner Trauer galt und sie nicht begriffen, dass er nur den Wunsch hatte, ihnen deutlich zu machen, was für ein wunderbarer und außergewöhnlicher Mensch Per-n gewesen war. Er wollte, dass die Leute sie nach ihrem Tod in Erinnerung behielten, dass sie mit Hochachtung an ihre Gute und ihre Kraft dachten. Eine so wunderbare Frau wie sie sollte nicht aus dem Leben gehen, ohne eine Spur zu hinterlassen, und der Gedanke, die Erinnerung an sie konnte mit seinem Tod erloschen, war für Paul unerträglich.

»Mit Ihnen kann ich reden«, sagte er zu Jonas Salk. »Sie werden mich verstehen. Sie war eine Heldin. Außer ihr kenne ich nur einen Helden aus Fleisch und Blut, und das sind Sie. Ich habe immer gern Heldengeschichten in Groschenheftchen und Büchern gelesen. Aber Fern ... sie war lebendig. Sie hat nicht Zehntausenden - Hundertausenden - von Kindern das Leben gerettet wie Sie, hat die Welt nicht verändert, wie Sie es getan haben, aber sie hat sich jedem neuen Tag gestellt, ohne zu klagen, und sie hat für andere gelebt. Nicht *durch* sie. Für sie. Die Leute kamen mit ihren Sorgen zu ihr, und sie hat zugehört und Anteil genommen, und sie kamen auch mit ihren guten Nachrichten zu ihr, weil sie sich so ehrlich mit ihnen freuen konnte. Sie holten sich Rat bei ihr, und obwohl sie so wenig Lebenserfahrung hatte, obwohl sie in so vieler Hinsicht unerfahren war, fand sie immer die richtigen Worte, Doktor Salk. Sie wusste immer Rat. Sie hatte ein großes Herz und einen klugen Verstand und konnte unendlich viel Liebe spenden.«

»Ich wünschte, ich hätte sie gekannt«, sagte Salk, während er

nachdenklich die Fotos betrachtete.

»Sie war eine Heldin, wie Sie ein Held sind. Ich wollte ... ich wollte, dass Sie ihr Foto sehen und ihren Namen erfahren. Fern Damascus.

Das war ihr Name.«

»Ich werde ihn nie vergessen«, versprach Jonas Salk. Ohne den Blick von den Fotografien abzuwenden, fuhr er fort: »Ich fürchte allerdings, dass Sie meine Leistung überschätzen. Ich bin kein Übermensch. Ich habe die Arbeit nicht allem getan. Viele engagierte Menschen waren daran beteiligt.«

»Ich weiß. Aber überall heißt es, dass Sie ...«

»Und Sie stellen Ihr eigenes Licht zu sehr unter den Scheffel«, fiel ihm Salk sanft ins Wort. »Ich zweifle nicht daran, dass Fern eine Heldin war. Aber sie war auch mit einem Helden verheiratet.« Paul schüttelte den Kopf. »O nein. Die Leute haben uns zwar angesehen und gedacht, ich hatte für diese Ehe auf so vieles verzichtet, aber ich habe viel mehr bekommen, als ich gegeben habe.«

Lächelnd gab Salk ihm die Fotos zurück und legte ihm dann eine Hand auf die Schulter. »Aber so ist es doch immer, verstehen Sie? Helden bekommen immer mehr zurück, als sie geben. Wer etwas gibt, bekommt auch etwas, das eine bringt das andere mit sich.« Mit diesen Worten stand der Arzt auf, und auch Paul erhob sich. Vor dem Parkeingang wartete ein Wagen am Straßenrand. Die beiden Begleiter Salks standen daneben. Sie waren offensichtlich schon eine *ganze* Weile da.

»Können wir Sie irgendwo absetzen?«, fragte der Held.

Abwehrend schüttelte Paul den Kopf. »Ich gehe zu Fuß.«

»Ich bin Ihnen dankbar, dass Sie zu mir gekommen sind.«

Paul wusste nicht, was er noch sagen sollte.

»Denken Sie über das nach, was ich Ihnen gesagt habe«, bat Jonas Salk ihn eindringlich. »Ihre Perri wurde wollen, dass Sie es sich durch den Kopf gehen lassen.«

Dann stiegen der Held und seine beiden Begleiter in die Limousine ein und fuhren in den sonnendurchfluteten Morgen davon.

Zu spät fiel Paul ein, was er noch hatte sagen wollen. Aber er sprach es aus, auch wenn der Mann, der gemeint war, es nicht mehr

hören konnte: »Gott segne Sie.«

Er blickte dem Wagen nach, bis dieser nicht mehr zu sehen war, und auch als er zu einem winzigen Fleck geschrumpft und in der Ferne verschwunden war, starrte er immer noch auf den Punkt der Straße, an dem er ihn zuletzt gesehen hatte, starrte dorthin, bis ein übermütiger Windstoß Eukalyptusblätter vor ihm aufwirbelte, starrte noch lange, bevor er endlich kehrtmachte und den langen Heimweg antrat.

Seither war er unermüdlich auf Wanderschaft gewesen, zweieinhalb Jahre lang, nur gelegentlichen von einem kurzen Aufenthalt in Brighton Beach unterbrochen.

Irgendwann gestand er sich ein, dass er wohl nie wieder ernsthaft in seinem Beruf arbeiten würde, und verkaufte die Apotheke an seinen Kollegen Jim Kessel, der ihm schon seit langem als rechte Hand diente.

Das Haus behielt er, weil es ein Schrein der Erinnerung an das Leben mit Perri war. Von Zeit zu Zeit kehrte er dorthin zurück, um neue Kräfte zu sammeln.

Im ersten Jahr war er nach Palm Springs und zurück gelaufen, insgesamt mehr als dreihundert Kilometer, und anschließend nach Santa Barbara.

Im Frühjahr 1966 flog er nach Memphis, Tennessee, von wo aus er nach einigen Tagen aufbrach und vierhundert-sechzig Kilometer bis nach St. Louis wanderte. Von St. Louis aus lief er vierhundert Kilometer in westlicher Richtung bis nach Kansas City, Missouri, und dann weiter bis zum südwestlich gelegenen Wichita. Von Wichita nach Oklahoma City. Von Oklahoma City nach Fort Smith, Arkansas, und von dort fuhr er dann unter mehrmaligem Umsteigen mit dem Greyhoundbus nach Brighton Beach zurück.

Gelegentlich schlief er unter freiem Himmel, meistens aber in billigen Motels, in Pensionen oder Jugendherbergen.

Sein leichtes Gepäck bestand aus einem Rucksack mit einem Satz Kleidern zum Wechseln, mehreren Sockenpaaren, ein paar Schokonegeln und einer Flasche Wasser. Er plante seine Routen so, dass er bei Anbruch der Nacht eine Stadt erreichte, in der er sich umziehen und die Sachen, die er tagsüber getragen hatte, waschen konnte.

Sein Weg führte ihn durch Prärien, über Berge und durch Taler, durch Ackerlandschaften mit üppigen Getreidefeldern aller Art, durch ausgedehnte Walder und über breite Flüsse. Er lief bei Sturm, wenn der Himmel von Donnerschlägen erschüttert und von Blitzen zerrissen wurde, lief im Wind, der über die kahle Erde fegte und grünes Laub von den Bäumen schor, und er lief auch bei strahlendem Sonnenschein, an Tagen, die so klar und blau waren wie im Garten Eden.

Die Muskeln in seinen Beinen wurden so hart wie der Boden, auf den er den Fuß setzte. Schenkel aus Granit; Waden wie Marmor, gemasert mit einem Netz hervortretender Adern.

Obwohl Paul Tausende von Stunden unterwegs war, fragte er sich selten nach dem *Warum* seiner Wanderungen. Wenn ihm unterwegs Leute begegneten, die ihn danach fragten, beantwortete er ihre Fragen, aber er wusste nie, ob die Antworten, die er gab, der Wahrheit entsprachen.

Manchmal stellte er sich vor, dass er diese Wanderungen für Fern unternahm, dass er stellvertretend für sie die vielen Schritte tat, die sie nie hatte zurücklegen können, um so ihrer unerfüllten Sehnsucht nach der Ferne Ausdruck zu geben. Dann wieder schien es ihm, als wurde er der Einsamkeit wegen wandern, die ihm Gelegenheit gab, sich an all die schönen Momente ihres gemeinsamen Lebens zu erinnern ... oder Vergessen zu finden. Um Frieden zu finden ... oder das Abenteuer zu suchen. Um in ruhiger Betrachtung zur Erkenntnis zu gelangen ... oder alle Gedanken aus seinem Kopf zu verbannen. Um die Welt zu sehen ... oder von ihr befreit zu werden. Vielleicht hoffte er insgeheim, ein Kojote würde ihn eines düsteren Abends einholen, ein Löwe würde sich im Morgengrauen in seinem Heißhunger auf ihn stürzen oder ein Betrunkener würde ihn eines Tages überfahren.

Am Ende war der Zweck seiner Wanderungen das Wandern selbst. Im Laufen fand er Beschäftigung, einen Lebens-sinn. Ebenso wichtig wie der Zweck seiner Wanderungen wurde es für ihn, in Bewegung zu bleiben. Es wurde sein Heilmittel gegen die Schwermut, eine vorbeugende Medizin gegen den Wahnsinn. Über nebelverhangene Berge, auf deren bewaldeten Hangen Eiche, Ahorn, Eibe und Sumach wuchsen, durch Walder mit majestätischen Mammutbäumen, die hundert Meter hoch in den

Himmel ragten, gelangte er am Abend des 3. Januar 1968 nach Weott, wo er die Nacht über blieb. Wenn Paul sich für diese Wanderung überhaupt ein Ziel gesetzt hatte, so war es die Stadt Eureka, achtzig Kilometer weiter im Norden ... und das nur aus dem einen Grund, um einmal Krabben aus der Humboldt-bucht, die zu seinen und Perns Lieblingsspei-sen gehört hatten, an ihrem Ursprungsort zu essen.

Von seinem Motelzimmer aus rief er Hanna Rey m Bnght Beach an. Sie kümmerte sich nach wie vor stundenweise um sein Haus, zahlte anfallende Rechnungen von einem Konto, das er zu diesem Zweck eingerichtet hatte, und hielt ihn über die Neuigkeiten in seiner Heimatstadt auf dem Laufenden, wenn er unterwegs war. Von Hanna erfuhr er, dass Barty Lampion an Krebs erkrankt war und sein Augenlicht verloren hatte.

Paul kam der Brief in den Sinn, den er zwei Wochen nach Joey Lampions Tod an Reverend Harrison White geschrieben hatte. Er hatte ihn an Perris Todestag aus der Apotheke mit nach Hause genommen, um ihre Meinung dazu einzuholen. Der Brief war nie abgeschickt worden.

Die ersten Sätze des Briefs waren ihm im Gedächtnis geblieben, weil es ihn so viel Mühe gekostet hatte, sie zu formulieren: *Ich grüße Sie an diesem bedeutungsvollen Tag. Ich schreibe Ihnen wegen einer außergewöhnlichen Frau, Agnes Lampion, mit deren Leben Sie, ohne es zu wissen, in Berührung gekommen sind und deren Geschichte Sie vielleicht interessiert.*

Damals hatte Paul der Gedanke bewegt, die Geschichte von Agnes, der von allen geliebten Kuchenfee von Bright Beach, könnte Reverend White anregen, eine Fortsetzung der Predigt zu schreiben, die ihn - obwohl er weder Baptist noch ein eifriger Kirchgänger war - so tief berührt hatte, als er sie vor drei Jahren im Radio gehört hatte.

Jetzt machte er sich allerdings keine Gedanken darüber, welche Bedeutung Agnes' Geschichte für Reverend White haben mochte, sondern er überlegte, in welcher Weise der Pfarrer dieser Frau möglicherweise würde Trost spenden können, dieser Frau, die ihr Leben lang andere in ihrer Not getröstet hatte.

Nachdem er in einer Raststätte zu Abend gegessen hatte, kehrte

Paul in sein Motel zurück und studierte eine zerknitterte Landkarte der Westküste, die neueste in einer Reihe von Karten, die er im Laufe der Jahre verschlissen hatte. Wenn es die Wetterverhältnisse und die Beschaffenheit der Straßen zuließen, konnte er Spruce Hills, Oregon, möglicherweise in zehn Tagen erreichen.

Zum ersten Mal, seit Paul nach La Jolla gelaufen war, um Jonas Salk kennen zu lernen, plante er eine Route mit einem festen Ziel.

In vielen Nächten schlief er nicht annähernd so ruhig, wie es ihm lieb gewesen wäre, weil er oft träumte, er würde in verlassenem, trostlosen Weiten wandern. Manchmal befand er sich mitten in einer ausgedehnten Salzwüste, die sich unter einer erbarmungslos brennenden Sonne in alle Himmelsrichtungen erstreckte, nur hier und da unterbrochen von einem bizarren verwitterten Felsengebilde. In anderen Träumen war die Salzwüste eine kahle Schneelandschaft und die Felsformationen waren Eiszacken, deren Umriss sich im grellen Licht einer kalten Sonne abzeichneten. Gleichgültig, welche Landschaft ihn umgab, immer ging es nur sehr zäh voran, obwohl er den Wunsch und die Kraft hatte, schneller auszuschreiten. Seine Frustration steigerte sich ins Unerträgliche, und er wälzte sich ruhelos und nervös in den zerwühlten Laken, bis er davon wach wurde.

In dieser Nacht in Weott, in der feierlichen Stille der Mammutwälder, die ihn am Morgen aufnehmen würde, schlief er tief und traumlos.

Kapitel 63

Nach seiner Begegnung mit den Geld spuckenden Zeitungsautomaten hatte Junior das Bedürfnis, einen weiteren Bartholomew zu toten, irgendeinen Bartholomew, auch wenn er dazu in einen weit entfernten Vorort wie Terra Linda fahren musste, auch wenn er gezwungen sein wurde, noch weiter zu fahren, die Nacht in einem Holiday Inn zu verbringen und Fertiggerichte von einer Warmhaltetheke zu essen, auf der es von Krankheitserregern nur so wimmelte und die Speisen mit den ausgefallenen Haaren der anderen Gäste garniert waren.

Er hatte den Wunsch auch in die Tat umgesetzt und damit riskiert, eine Fahrte auszulegen, auf die möglicherweise die Polizei aufmerksam geworden wäre, aber wie schon so oft ließ er sich von der körperlosen, leisen Stimme Caesar Zedds leiten, und die riet ihm, Ruhe zu bewahren und sich auf das Wesentliche zu konzentrieren.

Statt also auf der Stelle jemanden umzubringen, kehrte Junior am Nachmittag des 29. Dezember in seine Wohnung zurück und legte sich dort angekleidet aufs Bett. Um sich zu beruhigen. Um sich auf das Wesentliche zu konzentrieren.

Die Konzentration auf das Wesentliche, so lautet Zedds Lehre, ist das Einzige, was einen Millionär von einem verlausten, räudigen, nach Pisse stinkenden Penner unterscheidet, der unter Zeitungspapier schläft und sich mit seiner Ratte über den Jahrgang seines Fusels unterhält. Der Milhonai beherrscht die Kunst, der Penner nicht. Nichts anderes als die

Fähigkeit zur Konzentration unterscheidet auch den olympischen Athleten von einem Krüppel, der beide Beine bei einem Autounfall verloren hat. Der Athlet besitzt diese Fähigkeit, der Krüppel nicht. Wurde der Krüppel über die Gabe der Konzentration verfügen, so merkt Zedd an, wäre er schließlich ein besserer Autofahrer, ein olympischer Athlet und überdies ein Millionär.

Von den vielen Gaben, die Junior besaß, war seine Fähigkeit, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren, die vielleicht wichtigste. Bob Chicane, sein ehemaliger Meditationslehrer, hatte ihm nach dem unangenehmen Erlebnis im Zusammenhang mit einer Tiefenmeditation vorgehalten, alles zu übertreiben, geradezu

besessen zu sein, aber das waren ungerechtfertigte Vorwürfe. Weder übertrieb Junior noch war er besessen, er konzentrierte sich lediglich auf das Wesentliche.

Und seine Konzentration war so vollendet, dass es ihm gelungen war, Bob Chicane aufzulauern, den unverschämten Kerl umzubringen und ungestraft davonzukommen.

Er hatte jedoch durch bittere Erfahrung gelernt, dass der Mord an einem Menschen, den er persönlich kannte, nicht zum Abbau innerer Spannungen taugte, auch wenn ein solcher Mord gelegentlich notwendig sein mochte. Oder dass die unvorhergesehenen Folgen eines solchen Mordes, selbst wenn er kurzfristig für Erleichterung sorgte, noch größere Spannungen erzeugten.

Andererseits hatte er festgestellt, dass der Mord an einem Fremden wie Bartholomew Prosser ein noch wirksameres Heilmittel gegen Stress war als Sex. Sinnloses Morden war für ihn ebenso entspannend wie Tiefenmeditation und vermutlich um einiges ungefährlicher.

Er hatte einen Mann namens Henry oder Larry umbringen und damit das Risiko vermeiden können, eine Bartholomew-Fahrt zu hinterlassen, die den Beamten der Mordkommission in der Bay Area in die Spurnase steigen würde wie eine scharfe Duftmarke. Aber er konnte sich beherrschen.

Konzentration auf das Wesentliche.

Jetzt musste er sich auf die Vorbereitung für den 12. Januar konzentrieren, den Abend, an dem Celestma Whites Vermisssage stattfinden sollte. Sie hatte das Kind ihrer Schwester adoptiert. Der kleine Bartholomew befand sich in ihrer Obhut; und bald wurde der Knabe in Juniors Reichweite rücken.

Wenn schon der Mord am falschen Bartholomew einen Damm eingerissen und einen See voller Stress zum Abfließen gebracht hatte, so wurde sich ein ganzer *Ozean* aufgestauter Spannungen auflösen, wenn er den *richtigen* Bartholomew erwischte, und er würde sich so frei fühlen wie seit dem Augenblick auf dem Aussichtsturm nicht mehr. So bereit, wie er sich im ganzen Leben noch nicht gefühlt hatte.

Mit dem Tod des richtigen Bartholomew wurden auch die

unheimlichen Erscheinungen endlich aufhören. In Juniors Vorstellung bestand eine unlösbare Verbindung zwischen Vanadium und Bartholomew, immerhin war es jener durchgeknallte Bulle gewesen, der gehört hatte, wie Junior den Namen zum ersten Mal im Schlaf gerufen hatte. Ergab das Ganze einen Sinn? Nun ja, manchmal ergab es mehr Sinn, manchmal weniger, jedenfalls aber ergab es für Junior mehr Sinn als alles andere auf der Welt. Um sich von dem toten Polizisten zu befreien, der nicht aufhören wollte, ihn zu verfolgen, musste er Bartholomew aus dem Weg schaffen.

Dann wurde er seine Ruhe haben. Die Qual wurde ein Ende nehmen. Ganz sicher. Das Gefühl, den Hak zu verlieren, ziellos durch die Tage zu treiben, wurde von ihm weichen, und er wurde sein eigentliches Lebensziel, die persönliche Entwicklung, wieder mit Nachdruck verfolgen können. Er wurde garantiert Französisch und Deutsch lernen. Er würde Kochkurse besuchen und ein Meistergourmet werden. Ach ja, und Karate.

Auf unerfindliche Weise war Vanadiums rachsüchtiger Geist auch daran schuld, dass es Junior trotz den vielen Frauen, mit denen er sich eingelassen hatte, nicht gelungen war, eine neue Herzenskomg zu finden. Wenn Bartholomew erst einmal tot und mit ihm auch Vanadium endgültig aus der Welt geschafft war, wurden wahre Liebe und Leidenschaft wieder erblühen.

Auf der Seite im Bett liegend, in Kleidern und Schuhen, die Beine angezogen, die Arme über der Brust verschränkt, die Fauste ans Kinn gedrückt wie ein vorzeitig gealterter Fötus, der darauf wartete, in seinen Kleidern geboren zu werden, versuchte Junior sich in Erinnerung zu rufen, welche logische Verkettung zu dieser langen und beschwerlichen Suche nach Bartholomew geführt hatte. Die Kette der Ereignisse reichte jedoch drei Jahre zurück, was für Junior wie eine Ewigkeit erschien, überdies fehlten ein paar Verbindungsglieder.

Egal. Er war ein Mann, der in die Zukunft blickte, sich auf das Wesentliche konzentrierte. Die Vergangenheit ist etwas für Versager. Nein, Moment mal, *Bescheidenheit* ist etwas für Versager. »Die Vergangenheit ist die Brust, die jene nährt, die zu schwach sind, sich der Zukunft zu stellen.« Ja, das war der weise Spruch von Caesar Zedd, den Junior auf eines seiner Zierkissen gestickt hatte.

Konzentrier dich auf das Wesentliche. Rüste dich, Bartholomew und jeden, der ihn beschützen will, am 12. Januar zu toten. Mach dich auf alle Eventualitäten gefasst.

Junior besuchte eine Silvesterparty, die unter einem atomaren Endzeitmotto stand. Die Feier fand in einer Villa statt, in der normalerweise avantgardistische Bilder an den Wänden hingen, aber jetzt prangten an Stelle der Gemälde überall Poster mit vergrößerten Aufnahmen von Nagasaki und Hiroshima nach den Bombenabwürfen.

Eine aufreizende Rothaarige machte sich an ihn heran, als er gerade seine Wahl von einem mit raketenförmigen Kanapees belegten Tablett traf. Das Tablett wurde von einer Serviererin heringereicht, die als zerlumpte und rußgeschwarzte Überlebende eines Atombombenabwurfs aufgemacht war. Myrtle, die Rothaarige, zog es vor, dass man sie Scamp nannte, wofür Junior volles Verständnis hatte. Sie trug einen neon-grünen Mimrock, ein hautenges weißes Oberteil und ein grünes Barett.

Scamp hatte fantastische Beine, und da sie keinen BH trug, konnte kein Zweifel an der Echtheit ihres prallen Busens aufkommen, aber bevor er ihr nach einer Stunde belanglosen Geplauders über dieses und jenes vorschlug, die Party gemeinsam zu verlassen, bugsierte er sie erst noch in einen halbwegs stillen Winkel und schob ihr verstohlen die Hand unter den Rock, um ganz sicherzugehen, dass seine Vermutung hinsichtlich ihrer Geschlechtszugehörigkeit richtig war.

Sie verbrachten eine stürmische Nacht zusammen, aber es war keine Liebe im Spiel.

Die Phantomsängerin ließ nichts von sich hören.

Als Junior zum Frühstück eine Grapefruit entzweischneidete, fand er keinen Vierteldollar darin.

Am Dienstag, dem 2. Januar, traf sich Junior mit dem Dealer, der ihn mit Glubscher, dem Lieferanten für gefälschte Papiere, bekannt gemacht hatte, und bestellte bei diesem eine 9-mm-Halbbautomatik mit spezialgefertigter Schalldämpfervorrichtung.

Er besaß zwar bereits die Pistole, die er aus Frieda Bliss' Sammlung hatte mitgehen lassen, aber für diese Waffe gab es keinen Schalldämpfer. Er machte sich auf alle Eventualitäten gefasst.

Konzentrierte sich auf das Wesentliche.

Außer der Schusswaffe hatte er sich auch eine Sperrzeugpistole bestellt. Dieses Gerät, mit dem man automatisch jedes Schloss knacken konnte, indem man lediglich ein paar Mal auf den Abzug drückte, wurde ausschließlich und unter strengen Kontrollvorschriften an Polizeibehörden verkauft. Auf dem Schwarzmarkt war es so teuer, dass Junior für das gleiche Geld fast ein kleines Bild von Sklent hätte kaufen können.

Vorbereitung bis ins letzte Detail. Konzentration.

In dieser Nacht wachte Junior ein paar Mal auf, immer in der ängstlichen Erwartung, die gespenstische Serenade zu hören, aber die schmachthafte Stimme aus dem Jenseits ließ sich kein einziges Mal vernehmen.

Den ganzen Mittwoch über war Scamp nicht zu bremsen in ihrer Lust. Es war zwar keine Liebe im Spiel, aber andererseits hatte es seine angenehmen Seiten, wenn man mit den körperlichen Vorzügen seiner Partnerin vertraut war.

Am Donnerstag, dem 4. Januar, kaufte er mit John Tombaks Papieren einen neuen Ford-Lieferwagen, den er mit einem Barscheck bezahlte. Dann mietete er unter dem Namen Tombak einen Garagenplatz in der Nähe der Feuerwache und stellte den Wagen dort unter.

Am selben Tag wagte er einen Besuch in zwei Galerien der Stadt.

In keiner von beiden stand ein Zinnleuchter im Schaufenster.

Aber Thomas Vanadiums feindseliger Geist, diese furchtbare Klette aus widerspenstiger Energie, war bestimmt noch nicht mit Junior fertig. Solange Bartholomew noch am Leben war, würde der verlaute, rüddige Affengeist des Bullen wieder und immer wieder kommen und vermutlich von Mal zu Mal aufsässiger werden.

Junior war klar, dass er in seiner Wachsamkeit nicht nachlassen durfte. Er musste weiterhin auf der Hut sein und sich auf das Wesentliche konzentrieren, bis der 12. Januar gekommen und wieder gegangen war. Also acht Tage noch.

Am Freitag war Scamp wieder da, Scamp in voller Größe, den ganzen Tag, in allen Variationen, Scamp von A bis Z, sodass Juniors Energie am Samstag nur noch zum Duschen reichte.

Am Sonntag hielt sich Junior vor Scamp versteckt. Er schaltete den

Anrufbeantworter ein und arbeitete so konzentriert an einem neuen Zierkissen, dass er vergaß, zu Bett zu gehen. Schließlich schlief er am Montagvormittag um zehn Uhr über seiner Stickarbeit ein.

Am Dienstag, dem 9. Januar, zahlte Junior, nachdem er im Laufe der vergangenen zehn Tage einige Aktien zu Bargeld gemacht hatte, per telegrafischer Überweisung eineinhalb Millionen Dollar auf Gammoners Konto auf den Kaiman-Inseln ein.

Im Chorgestühl der Old St. Mary's Church in Chinatown nahm er die Sperrzeugpistole und die 9-mm-Halbautomatik mit spezialgefertigtem Schalldämpfer wie vereinbart in Empfang. Um zehn Uhr vormittags war die Kirche menschenleer. Das düstere Kirchengewölbe und die feierlich dreinblickenden Heiligenstatuen waren ihm nicht geheuer.

Der Mittelsmann - ein daumenloser junger Typ, dessen Augen so kalt wie die eines getöteten Killers waren - hatte die Waffe in der Tute eines China-Imbisses mitgebracht. Die Tute enthielt zwei wachsesbeschichtete Pappbehalter (Mäh Gu Gai Pin und Duftreis), eine große, leuchtend violette Schachtel mit Mandelgebäck und - ganz unten - eine zweite violette Schachtel, in der sich die Sperrzeugpistole, die Halbautomatik, der Schalldämpfer und ein lederner Schulterhalfter mit einem daran befestigten Geschenkkartchen befanden, auf das jemand mit der Hand geschrieben hatte: *Mit den besten Empfehlungen. Wir bedanken uns für Ihren Auftrag.*

In einem Waffenladen erstand Junior zweihundert Schuss Munition. Später erschien ihm diese Patronenmenge als übertrieben. Wieder etwas später kaufte er noch einmal zweihundert Schuss.

Dann erstand er Messer. Danach Messerscheiden. Und schließlich kaufte er ein Schleifset und brachte den Abend damit zu, die Klingen zu schärfen.

Keine Vierteldollarmünzen. Kein Gesang. Keine Anrufe aus dem Reich der Toten.

Am Mittwoch, dem 10. Januar, veranlasste er die telegrafische Überweisung von eineinhalb Millionen Dollar von Gammoners Konto auf Tombaks Konto in der Schweiz. Dann beendete er die Geschäftsbeziehungen zu der Bank auf den Kaiman-Inseln und ließ das Konto löschen.

Als die innere Spannung unerträglich zu werden drohte, kam Junior zu dem Schluss, dass er Scamp offenbar mehr brauchte als fürchtete. Den Rest des Mittwochs und die Nacht zum Donnerstag verbrachte er bis zum Morgengrauen mit der unersättlichen Rothaarigen, die eine so gewaltige Sammlung wohlriechender Massageole in ihrem Schlafzimmer aufbewahrte, dass man damit den halben Fahrzeugbestand sämtlicher Eisenbahngesellschaften westlich des Mississippi auf Aromatischste hatte schmieren können.

Als er sie verließ, taten ihm Körperstellen weh, die ihm noch nie zuvor wehgetan hatten. Dennoch war seine innere Spannung am Donnerstag noch größer als am Mittwoch.

Scamp war eine Frau mit vielseitigen Fähigkeiten, mit einer Haut, die glatter war als ein enthaarter Pfirsich, mit so vielen herrlichen Rundungen, dass es Junior jedes Mal die Sprache verschlug, aber sie war eindeutig nicht das richtige Mittel gegen seinen Stress. Nur Bartholomew konnte ihm, einmal gefunden und vernichtet, Frieden bringen.

Er stattete der Bank, bei der er unter dem Namen Tombak ein Schließfach hatte, einen Besuch ab und nahm dort die Zwanzigtausend in bar sowie die gefälschten Dokumente heraus. Anschließend fuhr er dreimal mit seinem Wagen, derzeit ein Mercedes, von seiner Wohnung zu der Garage, in der er als Tombak einen Stellplatz für den Ford-Lieferwagen gemietet hatte. Er trug Sorge dafür, dass ihn niemand verfolgen konnte.

Im Lieferwagen deponierte er zwei Koffer mit Kleidungsstücken, Toilettenartikeln und dem Inhalt von Tombaks Bankschließfach sowie diejenigen seiner Preziosen, die er ungern zurückgelassen hatte, wenn bei der Sache mit Bartholomew etwas schief gehen und er gezwungen sein würde, sein Leben in Russian Hill aufzugeben und sich einer drohenden Verhaftung durch Flucht zu entziehen. Caesar Zedds gesammelte Werke. Die drei großartigen Bilder von Sklent. Die Zierkissen, auf die er in leuchtenden Farben die Weisheiten von Zedds aufgestickt hatte, bildeten bei weitem den Löwenanteil in dieser Sammlung der lebenswichtigen Dinge: 102 Kissen in allen Formen und Größen, die er in nur dreizehn Monaten eifriger Arbeit fertig gestellt hatte.

Sobald er Bartholomew umgebracht hatte und wenn alles nach Plan

verlief, konnte er die Sachen aus dem Lieferwagen wieder in seine Wohnung zurückbringen. Dass er für die Zukunft vorsorgte, war lediglich eine Vorsichtsmaßnahme, die Zukunft war schließlich sein einzig wahres Zuhause.

Am liebsten hatte er auch die *Industriefrau* mitgenommen, aber diese wog immerhin eine Vierteltonne. Er konnte sie unmöglich allem transportieren, wagte es andererseits aber auch nicht, einen Helfer anzuheuern, noch nicht einmal einen illegalen Einwanderer, weil er damit riskiert hatte, Tombaks Identität und die Existenz des Lieferwagens zu verraten.

Abgesehen davon, erinnerte ihn die *Industriefrau* zunehmend - und ratselhafterweise - an Scamp. Und für eine Weile hatte er mehr als genug von Scamp, woran ihn so manche wund gescheuerte und entzündete Schleimhaut erinnerte.

Endlich war der Tag gekommen: Freitag, der 12. Januar. Juniors Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Er saß auf einem Pulverfass, das jeden Moment explodieren und ihn auf direktem Weg in die Klapsmühle katapultieren konnte.

Glücklicherweise war er sich seines heiklen Zustands bewusst. Bis zum abendlichen Empfang für Celestma White musste er sich mit Dingen beschäftigen, die ihn beruhigten und ihm halfen, sein inneres Gleichgewicht zu wahren, damit er kühl und effektiv handeln konnte, wenn der Zeitpunkt gekommen war.

Langsam und tief durchatmen.

Er nahm eine lange heiße Dusche, so heiß, dass er es gerade noch aushaken konnte, bis seine Muskeln sich butterweich anfühlten. Beim Frühstück verzichtete er auf alles Süße. Er aß kaltes Roastbeef und trank ein Glas Milch mit einem kraftigen Schuss Brandy.

Da das Wetter angenehm war, unternahm er einen Spaziergang, wobei er allerdings ständig die Straßenseite wechselte, um an keinem Zeitungsautomaten vorbeigehen zu müssen.

Es beruhigte Juniors Nerven immer, modische Accessoires einzukaufen. Deshalb verbrachte er ein paar Stunden damit, sich nach Krawattenkettchen, seidenen Emstecktuchern und ausgefallenen Gurtelmodellen umzusehen.

In einem Kaufhaus, auf der Rolltreppe zwischen der ersten und der zweiten Etage, sah er Vanadium, der fünf Meter von ihm entfernt

abwärts fuhr.

Für einen Geist wirkte der durchgeknallte Gesetzeshuter

beängstigend greifbar. Er trug ein sportliches Tweedjackett und, soweit Junior das beurteilen konnte, die gleiche Hose, die er am Abend seines Todes getragen hatte. Offensichtlich waren die Bewohner in Sklents atheistischer Geisterwelt auf ewig dazu verdammt, in den Kleidern herumzuspuken, in denen sie das Zeitliche gesegnet hatten.

Zuerst erhaschte Junior einen Blick auf Vanadiums Profil, dann sah er, als sich der Bulle der nachsttieferen Etage näherte, nur noch dessen Hinterkopf. Er war diesem Mann seit drei Jahren nicht mehr begegnet, aber er war augenblicklich überzeugt, dass es nicht nur eine zufällige Ähnlichkeit war. Das hier war der verlauste, rüddige Affengeist höchstpersönlich.

Kaum hatte er die zweite Etage erreicht, rannte er zu der abwärts führenden Rolltreppe hinüber.

Das vierschrotige Gespenst verließ die Rolltreppe in der ersten Etage und verschwand in der Damensportabteilung.

Zu ungeduldig, sich dem Tempo der Rolltreppe anzupassen, lief Junior, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, mit. In der ersten Etage angekommen, stellte er jedoch fest, dass Vanadiums Geist das getan hatte, was Geister am besten können: Er hatte sich in Luft aufgelöst.

Junior gab die Suche nach dem perfekten Krawattenkettchen auf, da er aber unbedingt gewillt war, Ruhe zu bewahren, beschloss er, im Hotel St. Francis zu Mittag zu essen.

Auf den Gehwegen tummelten sich Geschäftsleute in Anzügen, Hippies in blumigen Gewandern, Gruppchen von herausgeputzten grünen Witwen, die zum Shoppen in die Stadt gefahren waren, und das übliche alltäglich gekleidete Ge-socks, fröhlich oder griesgrämig oder vor sich himurmeln, aber so ausdruckslos wie Schaufensterpuppen, Leute, die alles sein konnten vom gedungenen Mörder bis zum armen Poeten, vom exzentrischen Millionär inkognito bis zum Jahrmarktartisten, der seinen Lebensunterhalt

damit verdiente, dass er lebendigen Huhnern den Kopf abbiss. Selbst an guten Tagen, an denen er weder von den Geistern verstorbener Polizisten verfolgt wurde noch im Begriff war, einen Mord zu begehen, machten solche wimmelnden Menschenmassen Junior manchmal nervös. An diesem Nachmittag fühlte er sich geradezu klaustrophobisch - und zugegebenermaßen auch ein wenig paranoid -, während er sich durch den Strom der Passanten kämpfte.

Misstrauisch beobachtete er die Leute, die ihm entgegenkamen, und warf von Zeit zu Zeit einen Blick zurück. Bei einem dieser Blicke über die Schulter entdeckte er schließlich zu seinem Schrecken, nicht aber zu seinem Erstaunen, Vanadiums Geist.

Das Gespenst war etwa zwölf Meter von Junior entfernt, hinter Trauben von Fußgängern, die ihm in diesem Moment samt und sonders gesichtslos erschienen, vom Haaransatz bis zum Kinn eine leere Fläche, weil er plötzlich nichts anderes mehr wahrnehmen konnte als das Gesicht dieses lebendigen Toten. Die gespenstische Fratze hupfte bei jedem Schritt des finsternen Geists auf und ab, verschwand und tauchte wieder auf und verschwand dann wieder hinter der schwankenden Masse verschwommener Köpfe.

Junior legte einen Schritt zu, sah sich immer wieder um, während er sich an Passanten vorbeidrangte, und obwohl er nur hier und da einen fluchtigen Blick auf das Gesicht des toten Polizisten erhaschte, erkannte er, dass etwas Schreckliches damit geschehen war. Auch wenn Vanadium sowieso nie das Zeug zum strahlenden Filmhelden gehabt hatte, sah er jetzt doch eindeutig noch schlimmer aus. Das Feuermal bildete zwar immer noch einen tiefroten See um das rechte Auge, aber seine Züge waren nicht mehr nur pfannkuchenflach und unansehnlich wie zuvor, sie waren regelrecht... *entstellt*.

Zertrümmert. Das Gesicht sah aus, als wäre es zertrümmert worden.

Mit einem zinnernen Hammerschlag bearbeitet.

An der nächsten Kreuzung ging Junior nicht geradeaus in südlicher Richtung weiter, sondern schlug ohne Rücksicht auf die hinter ihm gehenden Passanten einen abrupten Haken nach Osten und rannte dann bei Rot über die Straße. Zorn-

I
ges Gehupe ertonte, ein Stadtbuss hatte ihn um ein Haar platt gefahren, aber er schaffte es, die Straße unbeschadet zu überqueren. Kaum hatte er den gegenüberliegenden Gehweg erreicht, sprang die Fußgängerampel auf Grün um, und als er sich nach seinem Verfolger umsah, entdeckte er ihn sofort wieder. Da kam er, Vanadium, der so ohne Mantel sicher vor Kalte gezittert hatte, wäre er aus Fleisch und Blut gewesen.

Während Junior sich in östlicher Richtung weiter durch die Massen schlängelte, bildete er sich ein, dass er die Schritte des Geisterpohzisten aus dem Getrappel der Heerscharen von Lebenden, aus dem Brummen und Drohnen des Straßenverkehrs heraushören konnte. Hohl hallten die Schritte des Toten ihm nicht nur in den Ohren, sondern bis ins Mark wider.

Eine innere Stimme sagte ihm, dass es der eigene Herzschlag war, den er da horte, und nicht etwa die Schritte eines Verfolgers aus dem Jenseits, aber diese Stimme konnte sich momentan kein Gehör bei ihm verschaffen. Er beschleunigte das Tempo. Nicht, dass er regelrecht gerannt wäre, aber er beeilte sich wie einer, der zu spät zu einer Verabredung kommt.

Jedes Mal, wenn Junior sich umdrehte, schob sich Vanadium hinter ihm durch das Menschengewimmel. Vierschrötig zwar, aber fast so, als würde er schweben. Grimmig und immer grimmiger. Furcht erregend. Und ihm immer dichter auf den Fersen.

Linker Hand öffnete sich ein Gässchen. Junior loste sich aus der Menge und bog in die schmale, von hoch aufragenden Gebäuden überschattete Durchfahrt ein. Hier schritt er noch energischer aus, rannte aber immer noch nicht, weil er nach wie vor daran glaubte, dass er die unerschütterliche Ruhe und Selbstbeherrschung eines Menschen mit hoch entwickelter Persönlichkeit besaß.

Als er etwa die Mitte der Durchfahrt erreicht hatte, verlangsamte er den Schritt und blickte über die Schulter zurück.

Zwischen Müllfahrzeugen und Abfalltonnen, durch Dunstschwaden, die aus den Kanalgittern im Asphalt aufstiegen, an geparkten Lieferwagen vorbei, kam der tote Polizist auf ihn zu.

Im Laufschrift.

Plötzlich war dieses Gasschen mitten im Herzen der Großstadt so einsam wie eine englische Moorlandschaft, der letzte Ort, an dem man Zuflucht vor einem rachsüchtigen Geist fand. Junior gab sich keine Muhe mehr, Selbstbeherrschung vorzutäuschen, er nahm nur noch die Beine in die Hand und rannte auf die Straße am Ende der Durchfahrt zu, deren Menschenengewimmel in der Wintersonne keine Paranoia, nicht einmal ein Unbehagen mehr in ihm erzeugte, sondern ein nie da gewesenes Gefühl der Verbundenheit.

Von den Dingen, die Sie nicht voraussehen konnten, bin ich bei weitem das schlimmste.

Die Hand wurde sich ihm schwer auf die Schultern legen, wurde ihn gegen seinen Willen zwingen, sich umzudrehen und in dieses Gesicht mit den stahlharten Augen, dem Feuermal und den zerschmetterten Knochen zu sehen ...

Er hatte das Ende der Durchfahrt erreicht, wo er taumelnd in den Strom der Fußgänger eintauchte und dabei fast einen älteren Chinesen umgerannt hatte; dann drehte er sich um und sah ... keine Spur von Vanadium.

Verschwunden.

Müllfahrzeuge und Lieferwagen hoben sich dunkel von den Hausmauern ab. Dampfschwaden stiegen aus Kanalgittern auf. Die grauen Schatten wurden von keiner dunklen Gestalt in sportlichem Tweedjackett durcheinander gewirbelt.

Zu aufgewühlt, um an ein Mittagessen im Hotel St. Francis oder sonst wo zu denken, kehrte Junior in seine Wohnung zurück.

Zu Hause angekommen, wartete er erst einen Moment, bevor er die Tür aufschloss. Es hatte ihn nicht gewundert, wenn Vanadium ihn schon erwartet hatte.

Die Einzige, die auf ihn wartete, war die *Industriefrau*.

Weder das Meditieren noch Stickarbeit oder Sex hatte ihm in letzter Zeit wirklich geholfen, Stress abzubauen. Die Bilder von Sklent und Zedds gesammelte Werke befanden sich im Lieferwagen, wo sie ihm im Augenblick wenig Nutzen bringen konnten.

Ein weiteres Glas Milch mit Brandy half, wenn auch nur

unwesentlich.

Während sich der Nachmittag der schicksalhaften Dämmerung entgegenneigte und Celestma Whites Vermssage naher ruckte, legte Junior seine Messer und Pistolen bereit.

Klingen und Patronen beruhigten seine Nerven ein wenig.

Unter die Sache mit Naomis Tod musste endlich ein Schlusstrich gezogen werden. Um nichts anderes war es m den vergangenen drei Jahren bei diesen übernatürlichen Erscheinungen gegangen.

Wie Sklent es so klug und treffend ausgedruckt hatte: Manche von uns leben nach dem Tod weiter, weil wir zu unein-sichtig, egoistisch, habgierig, kriecherisch, gewalttätig, neurotisch und bösartig sind, um den Tod zu akzeptieren. Keiner dieser schlechten Charakterzüge traf auf die süße Naomi zu, die viel zu gutig, liebevoll und sanftmutig gewesen war, um als Geist weiterzuleben, nachdem ihr schöner Leib vergangen war. Naomi, nun eins mit der Erde, war keine Bedrohung für Junior, und nachdem der Staat für seine Schuld an ihrem tragischen Tod bezahlt hatte, hatte der Fall eigentlich erledigt sein müssen. Es gab nur zwei Dinge, die dem endgültigen und befriedigenden Abschluss der Angelegenheit im Weg standen: erstens der uneinsichtige, egoistische, habgierige, kriecherische, gewalttätige, neurotische und bösartige Geist Thomas Vanadiums; und zweitens Seraphims unehelicher Balg ... der kleine Bartholomew.

Ein Bluttest wurde vielleicht irgendwann beweisen, dass Junior der Vater war. Früher oder später mochten verbitterte und hasserfullte Angehörige Anschuldigungen gegen ihn erheben, vielleicht nicht einmal in der Hoffnung, ihn hinter Gitter zu bringen, *sondern einzig und allein in der Absicht, einen beträchtlichen Teil seines Vermögens m Form von Unterhaltszahlungen an sieb zu bringen.*

Dann wurde die Polizei von Spruce Hills wissen wollen, warum er mit einem minderjährigen Negermadchen geschlafen hatte, wenn seine Ehe mit Naomi so perfekt und wunderbar gewesen sei, wie er behauptete. So ungerecht es auch sein mag, gibt es bei Mord doch keine Verjährungsfrist. Geschlossene Akten können jederzeit wieder abgestaubt und geöffnet, die Ermittlungen wieder aufgenommen werden. Und selbst wenn kaum die Gefahr bestand, dass die Behörden ihn auf Grund irgendwelcher

fadenscheinigen Beweise, die sie ausgraben mochten, verurteilen konnten, *wurde er doch gezwungen sein, einen weiteren beträchtlichen Teil seines Vermögens für Anwaltshonorare zu opfern.*

Er wurde es niemals zulassen, dass man ihn um sein Geld brachte und wieder in Armut stürzte. Niemals. Er hatte sein Vermögen unter erheblichen Gefahren, mit großer Kraft und Entschlossenheit erworben. Und er wurde es um jeden Preis verteidigen.

Wenn Seraphims Balg erst einmal tot war, konnte keine Vaterschaft mehr nachgewiesen ... und kein Unterhaltsanspruch mehr geltend gemacht werden. Selbst Thomas Vanadiums unemsichtiger, egoistischer, habgieriger, kriecherischer, gewalttatiger, neurotischer und böartiger Geist wurde einsehen müssen, dass Junior nicht mehr beizukommen war, und jener wurde sich endlich resigniert in Luft auflösen oder wiedergeboren werden.

Die Stunde der Entscheidung nahte.

Für Junior Cain war dies der einzig logische Lauf der Dinge-
Er steckte seine Messer und Pistolen ein. Klingen und Patronen.
Das Glück ist den Kühnen hold, denen, die ihre Persönlichkeit entwickelt und kultiviert haben, denen, die sich auf das Wesentliche konzentrieren können.

Kapitel 64

Nolly saß an seinem Schreibtisch, Anzugjacke hinter sich über der Stuhllehne, Hut auf dem Kopf, wo er sich praktisch immer befand, wenn Nolly nicht gerade schlief, duschte, in einem Restaurant aß oder Sex hatte.

Eine rauchende Kippe, mit schmalen, zu einem zynischen Lächeln verzogenen Lippen in den Mundwinkel geklemmt, gehörte normalerweise zum Bild des hartgesottenen Privatdetektivs, aber Nolly rauchte nicht. Dadurch, dass er sich diese schlechte Angewohnheit nie zugelegt hatte, wirkte die Atmosphäre um ihn herum nicht so wunderbar schabig, wie es sich die Klienten eines Privatschnufflers vielleicht vorgestellt hatten.

Glücklicherweise war wenigstens der Schreibtisch, den er mit dem Büro von seinem Vorgänger übernommen hatte, mit Brandflecken übersät. Vormieter des Büros war ein Detektiv namens Otto Zelm gewesen, der recht gut von der Art Aufträgen gelebt hatte, die Nolly abzulehnen pflegte, weil sie so langweilig waren: untergetauchte Betrüger ausfindig zu machen und ihre Autos zu konfiszieren.

Während Zelm einen Verdächtigen beschattet hatte, war er mit brennender Zigarette im Wagen eingeschlafen, mit der Folge, dass seine Hinterbliebenen in den Genuss seiner Lebens- und Todesfallversicherung gekommen waren und dass sein möbliertes Büro wieder zur Vermietung frei wurde.

Auch ohne die im Mundwinkel baumelnde Kippe und das zynische Grinsen strahlte Nolly eine entschlossene Härte aus, die selbst einem Sana Spade zur Ehre gereicht hatte, was vor allem daran lag, dass ihn die Natur mit einer hervorragenden Tarnung ausgestattet hatte, hinter der kein Mensch den gutmütigen Traumer vermutet hatte, der er in Wirklichkeit war. Mit seinem Stiernacken, den kraftigen Händen, den herrlich behaarten Unterarmen, die aus den aufgekrepelten Hemdsärmeln ragten, wirkte er angemessen einschüchternd: Als hatte man Humphrey Bogart, Sydney Greenstreet und Peter Lorre zusammen in einen Mixer gesteckt und den daraus resultierenden Mischmasch in einen Anzug gegossen. Kathleen Klerke, Mrs. Wulfstan, saß auf Nollys Seite auf der Kante des Schreibtischs und sah den Besucher an, der den Stuhl gegenüber eingenommen hatte. Eigentlich gab es in dem Büro zwei

Besucherstuhle. Kathleen hatte auf dem anderen Platz nehmen können, aber ihre augenblickliche Pose schien ihr passender für die Partnerin eines Schnüfflers. Nicht, dass sie versucht hatte, billig zu wirken; sie sah sich als Myrna Loy in der Rolle von Nora Charles in *Der dünne Mann* - nüchtern, aber elegant, zäh, aber humorvoll.

Bevor sie Nolly kennen gelernt hatte, war ihr Leben etwa so aufregend gewesen wie ein Salzcracker ohne Salz. Ihre Kindheit und auch ihre Jugend waren so ereignislos verlaufen, dass sie sich für die Zahnarztlaufbahn entschieden hatte, weil ihr das, verglichen mit dem, was sie kannte, ein exotischer und spannender Beruf zu sein schien. Ein paar Mal war sie mit Männern ausgegangen, aber die waren ausnahmslos langweilig gewesen, und keiner davon hatte ein freundliches Wesen besessen. Der Unterricht im Gesellschaftstanz - und später die Tanzwettbewerbe - brachte die romantische Note in ihr Leben, die sie weder in ihrem Beruf noch bei ihren Rendezvous gefunden hatte, aber selbst das Tanzen war irgendwie enttäuschend, bis ihr Tanzlehrer sie mit diesem dunnhäutigen, stiernackigen, pockennarbigem, unvergleichlich wunderbaren Romeo bekannt machte.

Ob es im Leben des Mannes auf dem Besucherstuhl viel Romantik gegeben hatte oder nicht, so hatte er jedenfalls eindeutig mehr als seinen Teil an Abenteuern und Tragödien

durchmachen müssen. Thomas Vanadiums Gesicht sah aus wie eine von Erdbeben verwüstete Landschaft: zerklüftet, mit weißen Narben durchzogen wie eine Granitschicht mit Verwerfungslinien, die Flächen von Stirn, Wangen und Kinnpartie in unnatürlichem Winkel gegeneinander verschoben. Der Blutschwamm, der einen Kreis um das rechte Auge bildete, war von Geburt an da gewesen, aber die furchtbaren Entstellungen des Schädelsknochens waren nicht das Werk Gottes, sondern das eines Menschen.

Die rauchgrauen Augen in diesem verwüsteten, ernsthaften Gesicht waren faszinierend, erfüllt von einer bewegenden ... Trauer. Nicht Selbstmitleid. Thomas Vanadium betrachtete sich offenkundig nicht als Opfer. Es war, das spürte Kathleen irgendwie, die Trauer eines Mannes, der zu viel von der Not anderer gesehen hatte, der das Böse in der Welt kannte. Es waren Augen, die einen Menschen mit einem einzigen Blick durchschauten, die weich wurden vor Mitgefühl, wenn man es verdiente, und hart vor Verachtung, wenn

Mitgefühl nicht am Platz war.

Vanadium hatte den Mann nicht gesehen, der ihn von hinten niedergeschlagen und ihm das Gesicht mit einem Kerzenstander aus Zinn zertrümmert hatte, als er aber den Namen *Enoch Cain* aussprach, lag in seinen Augen kein Mitgefühl. Damals waren keine Fingerabdrucke hinterlassen worden, man hatte nach dem Brand weder in Victoria Bress-lers Haus noch in dem Studebaker, der aus dem See im Steinbruch geborgen worden war, irgendwelche Spuren gefunden.

»Aber Sie glauben, dass er es war?«, fragte Nolly.

»Ich *weiß* es.«

Nach jener Nacht hatte Vanadium acht Monate lang, bis Ende September 1965, im Koma gelegen, und keiner der damaligen Ärzte war davon ausgegangen, dass er je wieder daraus erwachen würde. Ein Autofahrer hatte im Vorbeifahren den Mann entdeckt, der in der Nahe des Sees triefnass und schlammverschmiert am Straßenrand lag. Als Vanadium im Krankenhaus abgemagert und geschwächt aus seinem langen Schlaf erwacht war, hatte er keinerlei Erinnerung an das, was geschehen war, nachdem er Victorias Küche betreten hatte ... außer einem verschwommenen, traumartigen Bild von sich selbst, wie er aus einem versinkenden Wagen an die Wasseroberfläche schwamm.

Obwohl sich Vanadium der Identität seines Angreifers völlig sicher war, reichte seine gefühlsmäßige Überzeugung ohne handfeste Beweise den Behörden nicht aus, um tätig zu werden ... nicht gegen einen Mann, dem der Staat und die örtlichen Behörden 425000 Dollar Schmerzensgeld für den todlichen Sturz seiner Frau ausbezahlt hatten. Es hatte den Eindruck erweckt, als wären die Ermittlungen im Fall des Todes von Naomi Cain schlampig geführt worden, oder als wurde man versuchen, Enoch Cain aus purer Rachsucht doch noch etwas anzuhängen. Ohne einen ganzen *Sack* voller Beweise war ein zu hohes politisches Risiko damit verbunden, wenn man nur auf die Intuition eines Polizisten hin etwas unternahm.

Simon Magusson - bereit, den Teufel in Person gegen ein angemessenes Honorar zu vertreten, aber auch zu echter Reue fähig

- besuchte Vanadium im Krankenhaus, als er erfuhr, dass der Detective aus dem Koma erwacht war. Der Anwalt war ebenfalls der Überzeugung, dass Cain der Täter war und dass dieser außerdem den Mord an seiner Frau begangen hatte.

Natürlich waren die Gewalttaten gegen Victoria und Vanadium in Magussons Augen scheußliche Verbrechen, aber er betrachtete sie auch als einen Angriff auf seine Ehre und seinen guten Ruf. Er erwartete von einem Klienten, der für sein Verbrechen mit einem Millionenvermögen belohnt worden war anstatt ins Gefängnis zu wandern, dass Pr sich dankbar erwies und fernerhin nicht mehr vom rechten Weg abwich.

»Simon ist ein komischer Kauz«, sagte Vanadium, »aber ich mag ihn sehr und habe uneingeschränktes Vertrauen zu ihm. Er wollte wissen, wie er mir helfen konnte. Anfangs konnte ich nicht richtig sprechen, mein linker Arm war teilweise gelähmt, und ich hatte fünfundzwanzig Kilo abgenommen. Ich konnte für einige Zeit nicht einmal daran den-

ken, mich auf die Suche nach Cam zu machen, aber es stellte sich heraus, dass Simon wusste, wo dieser sich aufhielt.«

»Weil Cam ihn angerufen hat, um sich nach einem Privatdetektiv in San Francisco zu erkundigen«, sagte Kathleen. »Weil er wissen wollte, was aus Seraphim Whites Baby geworden ist.«

Das Lächeln in diesem tragischen Trummergesicht hatte andere vielleicht erschreckt, aber Kathleen fand es irgendwie anziehend, weil eine unbezwingbare Kraft daraus sprach.

»Was mich in den vergangenen zweieinhalb Jahren aufrecht erhalten hat, war das Wissen, dass ich Mr. Cam erwischen konnte, wenn ich erst einmal wieder bei Kräften war.«

Vom ersten bis zum letzten Jahr seiner Tätigkeit bei der Mordkommission hatte Vanadium neunundachtzig Prozent aller Fälle den Täter überführt und dafür gesorgt, dass dieser verurteilt wurde. Wenn er erst einmal davon überzeugt war, dass er den Schuldigen gefunden hatte, verließ er sich nie nur auf die normale Polizeiarbeit. Er würzte das übliche Ermittlungsverfahren mit ihm eigenen Mitteln der psychologischen Knechtsführung - manchmal dezent, manchmal alles andere als das -, die fast ausnahmslos jeden Verdächtigen veranlassten, verhängnisvolle Fehler zu begehen.

»Der Vierteldollar im Sandwich«, sagte Nolly, womit er den ersten Klamauk meinte, für den Simon Magusson ihn bezahlt hatte. Wie durch Zauberei erschien eine glänzende Münze in Thomas Vanadiums rechter Hand. Er ließ sie über die Knöchel des Handrückens rollen, beförderte sie mit dem Daumen in die Handfläche, worauf sie an der Wurzel des kleinen Fingers wieder auftauchte und dann wieder über den Handrücken abrollte.

»Nachdem ich aus dem Koma erwacht und mein Zustand über mehrere Wochen hinweg stabil war, wurde ich in eine Klinik in Portland verlegt, wo ich elf Operationen über mich ergehen lassen musste.«

Entweder sah er ihnen die Verwunderung an, die sie zu verbergen suchten, oder er setzte es als selbstverständlich voraus, dass sie wissen wollten, warum er trotz den vielen Operationen immer noch dieses Bons Karloff-Gesicht hatte.

»Die Ärzte«, fuhr er fort, »mussten die linke Stirnhöhle, die Nasenhöhle und die Oberkieferhöhle rekonstruieren, die durch die Schläge mit dem Kerzenstander zertrümmert worden waren. Stirnbein, Kiefergelenk, Siebbein, Oberkieferknochen, Keilbein und Gaumenplatte mussten wiederhergestellt werden, damit mein rechtes Auge Halt hatte, weil es irgendwie ... nun ja, es hing heraus. Aber das war nur der Anfang. Später waren auch noch umfangreiche Gebissanierungen notwendig. Ich hab mich dann entschlossen, auf weitere kosmetischen Operationen zu verzichten.« Er hielt inne und gab ihnen Gelegenheit, die nahe liegende Frage zu stellen ... und quittierte ihr rücksichtsvolles Schweigen mit einem Lächeln.

»Zum einen war ich ohnehin nie ein Cary Grant«, erklärte Vanadium, ohne sein Spiel mit dem Vierteldollar zu unterbrechen, »und habe darum auch nie ein sonderlich emotionales Verhältnis zu meinem Aussehen gehabt. Zum anderen hatten mich kosmetische Operationen ein weiteres Jahr der Genesung gekostet, wahrscheinlich sogar noch mehr, und ich war erpicht darauf, Cain an den Kragen zu gehen. Außerdem dachte ich mir, dass ich ihn mit dieser Visage so erschrecken kann, dass er einen entscheidenden Fehler macht oder sogar ein Geständnis ablegt.« Kathleen konnte sich das durchaus vorstellen. Sie selbst fand

Thomas Vanadiums Aussehen zwar nicht zum Erschrecken, aber sie war bei ihrem ersten Zusammentreffen immer hm darauf vorbereitet gewesen. Außerdem war sie keine Mörderin, die jemandes Rache zu fürchten hatte und der die ses Gesicht wie die Verkörperung des Jüngsten Gerichts selbst erscheinen musste.

»Abgesehen davon lebe ich immer noch so weit wie möglich nach meinem Gelübde, auch wenn ich den längsten ununterbrochenen Dispens genieße, den es m den Annalen meines Ordens je gegeben hat.« Ein Lächeln m diesem zerklüfteten Gesicht konnte einem ans Herz gehen, aber der iro-
msche Ausdruck, den es jetzt zeigte, jagte Kathleen eine Gänsehaut über den Rücken. »Eitelkeit ist eine Sünde, die ich leichter vermeiden konnte als manche andere.«

In der Zeit zwischen den Operationen und noch viele Monate danach hatte Vanadium seine ganze Energie auf die Sprechtherapie und die physische Rehabilitation verwendet und sich zwischendurch die kleinen Quälereien für Enoch Cain ausgedacht, die Simon Magusson mit Nollys und Kathleens Hilfe m unregelmäßigen Abständen in die Tat umgesetzt hatte. Er hatte nicht die Absicht verfolgt, seinen Gegner in die Arme der Justiz zu treiben, indem er dessen Gewissen marterte - denn Junior Cain hatte sein Gewissen schon vor langer Zeit verkümmern lassen -, vielmehr wollte er ihn nachhaltig aus der Ruhe bringen, um damit die Wirkung der ausstehenden ersten Begegnung mit dem wiederauferstandenen Vanadium verstärken.

»Ich muss zugeben«, sagte Nolly, »ich bin überrascht, wie sehr ihn diese harmlosen Streiche erschüttert haben.«

»Er ist ein leerer Mensch«, sagte Vanadium. »Er glaubt an nichts. Menschen wie er sind empfänglich für jeden, der ihnen etwas bietet, was geeignet ist, das Vakuum auszufüllen, sodass sie die innere Leere nicht mehr spüren. Also ...«

Die Münze hielt m ihrem Tanz über den Handrücken mne und kam wie aus eigenem Willen im Bogen seines gekrümmten Zeigefingers zu hegen. Er schnippte sie mit dem Daumen in die Luft.

»... biete ich ihm wohlfeile mystische Erscheinungen ...«

In dem Moment, in dem die Münze in die Luft flog, streckte er mit einer ablenkenden Geste beide Hände - Handflächen nach oben,

Finger gespreizt - vor sich aus.

»... einen unerbittlichen Verfolger, einen Rachegeist ...«

Vanadium neb die Handflächen aneinander.

»... ich biete ihm Angst ...«

Die Münze funkelte weder in der Luft, noch war sie auf den Schreibtisch gefallen; es war, als hätte Ameha Earhart, die vor langer Zeit verschollene Flugpiomerm, die Hand aus ihrem Schattenreich gestreckt und sich den Vierteldollar geschnappt. Nolly runzelte fragend die Stirn. »Was ist ... haben Sie die Münze im Ärmel?«

»Nein, sie ist in Ihrer Hemdtasche«, entgegnete Vanadium. Überrascht sah Nolly in der Tasche nach und zog dann tatsächlich einen Vierteldollar heraus. »Das ist nicht dieselbe.«

Vanadium zog die Augenbrauen hoch.

»Sie müssen die hier unbemerkt in meine Hemdtasche manövriert haben, als Sie hereingekommen sind«, mutmaßte Nolly.

»Wo ist dann die Münze, die ich gerade in die Luft geschnippt habe?«

»Angst?«, warf Kathleen ein, die sich mehr für Vanadiums Worte als für seine Zauberkunststückchen interessierte. »Sie sagten, Sie bieten Cam Angst ... als wäre das etwas, was er sich wünschen wurde.«

»In gewisser Weise tut er das«, antwortete Vanadium. »Wenn man so leer ist wie Enoch Cam, tut das Vakuum geradezu weh. Er will es unbedingt füllen, aber er hat weder die Geduld noch die innere Stärke, die Leere mit etwas Wertvollem auszufüllen. Liebe, Hilfsbereitschaft, Glaube, Weisheit ... diese und andere Tugenden muss man sich hart erarbeiten, mit Geduld und Entschlossenheit. Man eignet sie sich Häppchen für Häppchen an. Cam mochte, dass es mit einem Schlag geht. Er mochte, dass die Leere in seinem Innern mit einem großen *Schwall* gefüllt wird und zwar *auf der Stelle*.«

»Sieht so aus, als würden das heutzutage viele Leute wollen«, sagte Nolly.

»Sieht so aus«, pflichtete ihm Vanadium bei. »Ein Mann wie Cam stürzt sich also wie ein Besessener auf alles Mögliche ... Sex, Geld,

Essen, Macht, Drogen, Alkohol, alles, was seinem Leben vordergründig einen Sinn gibt, ihm aber weder Opfer noch Selbsterforschung abverlangt. Für kurze Zeit fühlt er sich ausgefüllt. Aber das, womit er sich gefüllt hat, hat keine Substanz, es verfliegt im Nu, und dann ist er wieder so leer wie eh und je.«

»Und Sie meinen, Angst kann ihn ebenso gut ausfüllen wie Sex oder Alkohol?«, sagte Kathleen ungläubig.

»Besser noch. Angst kann er haben, ohne eine Frau verführen oder eine Flasche Whiskey kaufen zu müssen. Er braucht sich ihr nur zu öffnen, dann läuft er voll wie ein Glas unter dem Wasserhahn. So schwer es sein mag, es zu begreifen, wurde Cam doch lieber bis zum Hals in einem bodenlosen See der Angst schwimmen und sich verzweifelt bemühen, nicht unterzugehen, als diese endlose Leere auszuhalten. Die Angst kann seinem Leben Konturen und einen Sinn geben, aber ich habe die Absicht, ihn nicht nur mit Angst auszufüllen, sondern ihn dann untergehen zu lassen.«

In Anbetracht seines verwüsteten und zusammengeflackten Gesichts, in Anbetracht auch seiner tragischen und bewegten Geschichte, sprach Vanadiums erstaunlich emotionslos. Seine Stimme klang ruhig, fast ausdruckslos, und hatte so wenige Höhen und Tiefen, dass man sie fast monoton nennen konnte.

Und doch fesselte er Kathleen mit seinen Worten nicht weniger als Laurence Olivier in seinen Glanzrollen in *Rebecca* und *Sturmische Höhen*. Sie spürte hinter Vanadiums Ruhe und Zurückhaltung ein hohes Maß an innerer Überzeugung und Aufrichtigkeit, aber sie glaubte auch noch etwas anderes zu entdecken. Erst ganz allmählich wurde ihr klar, was das sein mochte: der zarte Widerhall eines Menschen, dessen Seele keine einzige leere Kammer enthielt und erfüllt war von den Tugenden, die man sich Häppchen für Häppchen aneignet und die nicht verfliegen.

Eine Weile saßen sie schweigend da, und es lag eine so gespannte Erwartung in der Luft, dass es Kathleen nicht gewundert hatte, wenn der verschwundene Vierteldollar, aus dem Nichts auftauchend, auf einmal fröhlich blinkend auf Nollys Schreibtisch gelandet wäre und sich immerfort wie ein Kreisel gedreht hätte, bis es Vanadium einfiel, ihn an sich zu nehmen.

Schließlich unterbrach Nolly das Schweigen. »Ich glaube, Sir ... Sie

sind ein ziemlich guter Psychologe.«

Wieder gab das versöhnliche Lächeln dem zernarbten, zerklüfteten Gesicht verlorene Harmonie zurück. »Ganz und gar nicht. Wie ich es sehe, ist die Psychologie nur eines von vielen Hilfsmitteln, mit dem man dem Leben einen falschen Inhalt gibt ... wie Sex, Geld und Drogen. Aber ich gebe gern zu, dass ich so manches über das Böse weiß.«

Draußen hatte sich das Tageslicht verzogen. Der Winterabend, m Nebelfetzen gehüllt wie ein leprakranker Bettel-mönch, stieß vor dem Fenster seinen rasselnden Atem aus, als wollte er die Menschen hinter der Scheibe auf sich aufmerksam machen.

Mit einem Schaudern sagte Kathleen: »Wir wussten gern, *warum* wir das alles für Sie tun sollten. Warum die Münzen? Warum das Lied?«

Vanadium nickte. »Und ich wurde gern mehr über Cains Reaktionen erfahren. Natürlich habe ich Ihre Berichte gelesen, und sie waren durchaus informativ, aber zwangsläufig auf das Wesentliche beschränkt. Es gibt eine Menge Feinheiten, die erst im persönlichen Gespräch zutage treten. Wenn es darum geht, eine Strategie zu entwerfen, sind die scheinbar nebensächlichen Kleinigkeiten oft die wichtigsten Anhaltspunkte.«

Nolly erhob sich vom Schreibtisch, rollte seine Ärmel herunter und sagte: »Wenn Sie zum Essen unser Gast sein wollen, hatten wir sicher einen ausgesprochen interessanten Abend miteinander.«

Als sie wenig später im Gang standen, hakte sich Kathleen mit der Rechten bei Vanadium ein. »Wie soll ich Sie denn nun nennen:

Detective, Bruder oder Vater?«

»Sagen Sie einfach Tom zu mir. Die Polizei des Staates Ore-gon hat mich wegen meines Gesichts für dienstuntauglich erklärt und vorzeitig in den Ruhestand geschickt, ich bin also offiziell kein Detective mehr. Aber solange Enoch Cain nicht hinter Gittern ist, wo er hingehört, weigere ich mich, etwas anderes zu sein als ein Polizist, ob offiziell oder nicht.«



Kapitel 65

Angel war von Kopf bis Fuß wie ein kiemer Teufel in Rot gekleidet: leuchtend rote Schuhe, rote Strumpfe, rote Leg-gmgs, rotes Rockchen, roter Pullover und ein knielanger roter Mantel mit roter Kapuze.

Sie stand schon bei der Wohnungstür und bewunderte sich in einem mannshohen Spiegel, während sie auf Celestma wartete, die Puppen, Malbücher, Blöcke und eine große Schachtel

Wachsmalstifte in einen Rucksack mit Reißverschluss packte.

Angel war zwar erst vor einer Woche drei geworden, aber sie suchte ihre Kleider schon selbst aus und ging dabei sehr sorgfältig zu Werke. Am liebsten kleidete sie sich Ton in Ton, manchmal mit einem farblichen Highlight wie einem Gürtel, einer Mutze oder einem Schal. Wenn sie mehrere Farben kombinierte, wirkte das Ergebnis auf den ersten Blick wie ein einziges Farbenchaos ... aber bei näherem Hinsehen konnte man erkennen, dass die scheinbar unmögliche Zusammenstellung überraschend harmonisch war.

Eine Zeit lang hatte Celestma den Eindruck gehabt, dass sich das Mädchen langsamer entwickelte als andere Kinder, dass sie später anfang zu laufen, zu sprechen und sich einen Sprachschatz anzueignen, obwohl sie ihr taglich aus Bilderbüchern vorlas. In den vergangenen sechs Monaten hatte Angel jedoch im Eiltempo aufgeholt... allerdings nicht unbedingt so, wie es in den Erziehungsratgebern beschrieben wurde. Ihr erstes Wort war *Mama* gewesen, wie man es von einem normalen Kind erwarten konnte,

aber als nächstes sagte sie *blau*, was ein

Weile wie »bau« klang. Für eine Dreijährige wäre es eine beachtliche Leistung gewesen, wenn sie vier Farben hatte benennen können, aber Angel erkannte elf Farben, einschließlich schwarz und weiß, sie konnte nämlich sowohl Rosa und Rot als auch Lila und Blau sicher auseinander halten.

"Wally - Doktor Waltei Lipscomb, der Angel auf die Welt geholt hatte und ihr Taufpate geworden war - sah in der langsamen Entwicklung des Mädchens keinen Grund zur Besorgnis, und er wies immer wieder darauf hin, dass jedes Kind anders war und sein eigenes Tempo beim Lernen vorlegte. Natürlich war Wally als Geburtshelfer und Kinderarzt eine Kapazität auf diesem Gebiet,

aber Celestma hatte sich dennoch Sorgen gemacht.

Sich Sorgen zu machen gehört zu den Spezialitäten aller Mutter. Celestma war Angels Mutter. Anders wusste es das Kind nicht, und es war auch noch zu klein, um darüber aufgeklärt zu werden und zu begreifen, dass es mit zwei Müttern gesegnet war: einer, die sie geboren hatte, und einer, die sie großzog.

Vor kurzem hatte Wally ein paar Tests mit Angel durchgeführt, um ihre Wahrnehmungs- und Leistungsfähigkeit zu prüfen, und die Ergebnisse ließen vermuten, dass sie zwar kein Mathematikgenie und vermutlich auch keine Wortakrobatin werden mochte, dafür aber möglicherweise in anderer Hinsicht über außergewöhnliche Begabungen verfügte. Mit ihrer Farbwahrnehmung, ihrem intuitiven Verständnis für den Zusammenhang zwischen Primär- und Sekundärfarben, ihrem Gefühl für räumliche Bezüge und ihrem Auffassungsvermögen für geometrische Formen, gleichgültig, aus welchem Winkel sie diese betrachtete, war sie ihren Altersgenossen weit voraus. Ihre Begabung lag, wie Wally bemerkte, eher auf visuellem als auf sprachlichem Gebiet, und sie wurde sich in künstlerischer Hinsicht zweifellos dementsprechend entwickeln, wahrscheinlich in die Fußstapfen ihrer Mutter treten und vielleicht sogar einmal eine ganz große Künstlerin werden.

»Rotkappchen«, verkündete Angel, während sie sich ein-Celestma zog den Reißverschluss des Rucksacks zu. »Dann pass lieber auf, dass dich der böse Wolf nicht erwischt.«

»Ich doch nicht. Der "Wolf soll lieber aufpassen«, sagte Angel mit ernstem Gesicht.

»UM wurdest ihm wohl einen Tritt geben, was?«

»Bamra/«, sagte Angel und beobachtete im Spiegel, wie sie einem imaginären Wolf einen Tritt versetzte.

Während Celestma eine Jacke aus dem Garderobenschrank zog und in die Ärmel schlupfte, sagte sie: »Du hattest dich grün anziehen sollen, MISS Rotkappchen. Dann wurde dich der Wolf nicht erkennen.«

»Ich hab heut keine Lust auf Frosch.«

»Du siehst auch nicht aus wie ein Frosch.«

»Du siehst hübsch aus, Manu.«

»He, herzlichen Dank, meine Süße.«
 »Bin ich hübsch?«
 »Es ist unhöflich, nach Komplimenten zu fischen.«
 »Ja, aber bin ich es?«
 »Du bist wunderhübsch.«
 »Manchmal weiß ich das nicht«, sagte Angel und betrachtete misstrauisch ihr Spiegelbild.
 »Glaub mir. Du bist eine Wucht.«
 Celestma ging in die Hocke, um die Kordel von Angels Kapuze unter dem Kinn zuzubinden.
 »Mami, warum haben Hunde ein Fell?«
 »Wo kommen denn die Hunde her?«
 »Das will ich auch wissen.«
 »Nein«, sagte Celestma, »ich meine, warum reden wir plötzlich über Hunde?«
 »Weil sie so ähnlich sind wie Wolfe.«
 »Ach so, klar. Also, der hebe Gott hat ihnen ein Fell gegeben.«
 »Warum hat der hebe Gott mir kein Fell gegeben?«
 »Weil er nicht wollte, dass du ein Hund bist.« Celestma zog die Schleife unter Angels Kinn fest. »So, fertig. Jetzt siehst du aus wie ein Smartie.«
 »Das ist was Süßes.«

609

»Du bist doch auch süß, oder nicht? Und du bist außen ganz rot und innen aus Milkschokolade«, sagte Celestina und zwickte Angel liebevoll in die hellbraune Nase.
 »Ich wäre lieber ein Milky Way.«
 »Dann musstest du aber blau angezogen sein.«
 Im Hausflur, von dem aus man in die beiden Erdgeschosswohnungen gelangte, trafen sie Renate Moeller, die ältere Dame, die in derselben Etage wohnte. Sie bearbeitete das dunkle Holz ihrer Wohnungstür mit einer nach Zitrone duftenden Mobelpolitur, ein sicheres Zeichen dafür, dass sie ihren Sohn und seine Familie zum Abendessen erwartete.
 »Ich bin ein Smartie«, verkündete Angel stolz, während Celestina

die Tür abschloss.

Renate war eine kleine und stämmige, stets fröhliche Person. Ihr Taillenumfang konnte nicht viel weniger als zwei Drittel ihrer Körpergröße betragen, und sie zog am liebsten geblünte Kleider an, die ihre Leibesfülle noch betonten. Mit ihrem deutschen Akzent und einer Stimme, die, wie meistens, so klang, als würde sie gleich in unbändiges Gelächter ausbrechen, sagte sie: »Hallo, Kindchen.

Also, für mich siehst du aus wie eine Christbaumkerze.«

»Kerzen schmelzen. Ich will nicht schmelzen.«

»Aber Smarties schmelzen doch auch«, wandte Renate ein.

»Essen Wolfe gern Süßigkeiten?«

»Vielleicht. Ich weiß nicht viel über Wolfe, Liebchen.«

»Sie sehen aus wie ein Blumenbeet, Mrs. Moeller«, sagte Angel.

»Ja, nicht wahr?«, pflichtete Renate ihr bei, während sie mit ihrer drallen Hand den Faltenrock des bunt gemusterten Kleides ausbreitete.

»Wie ein *breites* Blumenbeet.«

»Angel!«, mahnte Celestina sie erschrocken und verlegen.

Renate lachte. »Aber sie hat doch Recht! Und nicht nur ein Beet. Ich bin eine ganze Blumenwiese!« Als sie den Rock losließ, fiel er wie eine Kaskade aus schimmernden Blüten-blättern um ihre Beine.

»Heute ist also der große Abend, Celestina.«

»Wünschen Sie mir Glück, Renate.«

»Durchschlagender Erfolg, totaler Ausverkauf. Ich sehe es kommen.«

»Ich bin schon froh, wenn ich ein einziges Bild verkaufe.« »Alle! So gut, wie Sie sind. Da bleibt keins übrig. Das *weiß* ich.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr.«

»Ware nicht das erste Mal«, versicherte Renate.

Als sie die Treppe zur Straße hinuntergingen, nahm Celestina Angel bei der Hand.

Sie wohnten im vornehmen Viertel Pacific Heights in einem vierstöckigen viktorianischen Haus mit überreich verschnörkelter Fassade. Jahre, bevor Wally das Haus gekauft hatte, war es unter

strenger Wahrung des architektonischen Ensembles in Mietwohnungen aufgeteilt worden.

Wallys Haus, ein dreistöckiges viktorianisches Schmuckstück, das er allein bewohnte, lag nur einen Straßenzug entfernt im gleichen Viertel.

Im abendlichen Zwielflicht, das sich im Westen schon rot färbte, zeichnete sich am Rand der von der Bucht heraufziehenden Nebelbank ein leuchtend violetter Streifen ab. Es sah aus, als wäre am Himmel eine Neonlampe aufgeflammt und hatte die ganze leuchtend funkelnde Stadt in ein elegantes Variété verwandelt, das gleich seine Pforten öffnen wurde. Die Nacht kam weich wie eine zum Tanzen aufgelegte Frau, aber mit einer kalten, stählernen Klinge im schwarzseidenen Rock.

Celestma sah auf die Armbanduhr und stellte fest, dass sie schon spät dran waren. Es hatte jedoch wenig Sinn, Angel mit ihren kurzen Beinchen und den vielen roten Stoffschichten, die sie trug, zur Eile zu drängen.

»Wohin geht das Blau«, wollte das Mädchen wissen.

»Welches Blau, Süße?«

»Das Himmelblau.«

»Es folgt der Sonne.«

»Wohin geht die Sonne?«

»Nach Hawaii.«

»Wieso Hawaii?«

»Sie hat dort ein Haus.«

»Warum da?«

»Da sind die Grundstücke billiger.«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Wurde ich dich anlügen?«

»Nein. Aber du machst immer Witze.«

Sie erreichten die Kreuzung und überquerten dort die Straße. Ihr Atem bildete in der Luft durchsichtige weiße Wolken. *Gespenster ausatmen*, sagte Angel dazu.

»Sei heute Abend ein braves Mädchen«, sagte Celestma.

»Bleibe ich bei Onkel Wally?«

»Bei Mrs. Ornwall.«
 »Warum wohnt sie bei Onkel Wally?«
 »Das weißt du doch. Sie ist seine Haushälterin.«
 »Warum wohnst du nicht bei Onkel Wally?«
 »Weil ich nicht seine Haushälterin bin.«
 »Ist Onkel Wally heute Abend nicht zu Hause?«
 »Nicht mehr lang. Dann kommt er in die Galerie, und wenn die Ausstellungseröffnung zu Ende ist, gehen wir zusammen essen.«
 »Esst ihr Käse?«
 »Vielleicht.«
 »Esst ihr Huhnchen?«
 »Warum willst du wissen, was wir essen?«
 »Ich will Käse essen.«
 »Mrs. Ornwall macht dir bestimmt ein überbackenes Kase-sandwich, wenn du mochtest.«
 »Guck mal, unsere Schatten. Erst sind sie vor uns und dann hinter uns.«
 »Weil wir unter den Straßenlaternen durchgehen.«
 »Die müssen ganz schon dreckig sein, oder?«
 »Die Straßenlaternen?«
 »Unsere Schatten. Sie sind immer auf der Erde.«
 »Bestimmt sind sie schmutzig.«
 »Und wohin geht das Schwarz?«
 »Welches Schwarz?«
 »Der schwarze Himmel. Am Morgen. Wohin geht er, Marm?«
 , A,
 »Ich habe keine Ahnung.«
 »Ich hab gedacht, du weißt alles.«
 »Normalerweise ja«, sagte Celestma seufzend. »Aber im Augenblick funktioniert mein Gehirn nicht besonders gut.«
 »Dann musst du Käse essen.«
 »Sind wir wieder beim Thema?«
 »Es ist Nahrung fürs Gehirn.«

»Käse? Wer sagt das?«

»Der Kasemann im Fernsehen.«

»Du darfst nicht alles glauben, was du im Fernsehen siehst, Herzchen.«

»Captain Kangaroo lügt nicht.«

»Nein, das tut er nicht. Aber Captain Kangaroo ist auch nicht der Kasemann.«

Sie waren nur noch einen halben Block von Wallys Haus entfernt. Offenbar hatte er schon das Taxi für sie bestellt. Wally stand auf dem Bürgersteig und unterhielt sich mit einem Taxifahrer.

»Beeil dich ein bisschen, Schatz.«

»Kennen sie sich?«

»Onkel Wally und der Taxifahrer? Ich glaube nicht.«

»Nein. Captain Kangaroo und der Kasemann.«

»Wahrscheinlich.«

»Dann muss ihm der Captain sagen, dass er nicht lügen soll.«

»Das tut er bestimmt.«

»Was ist denn Nahrung fürs Gehirn?«

»Fisch vielleicht. Vergiss nicht dem Nachtgebet.«

»Das vergesse ich nie.«

»Und denk daran, auch für mich und Onkel Wally und Oma und Opa zu beten.«

»Ich bete auch für den Kasemann.«

»Das ist eine gute Idee.«

»Esst ihr auch Brot?«

»Bestimmt essen wir Brot.«

»Dann tu ein bisschen Fisch dazu.«

Mit diesen Worten rannte Angel auf Wally zu, der sie mit ausgebreiteten Armen lachend auffing und schwungvoll in die Höhe hob. »Du siehst aus wie eine rote Paprikaschote«, sagte er.

»Der Kasemann ist ein schlimmer Lugner«, verkündete sie.

Celestma gab Wally den Rucksack und sagte: »Puppen, Malzeug und ihre Zahnbürste.«

An Angel gewandt, sagte der Taxifahrer: »Na, du bist ja eine ganz

reizende Junge Dame.«

»Gott will nicht, dass ich ein Hund bin«, versicherte ihm Angel.

»Tatsächlich?«

»Deshalb hat er mir kein Fell gegeben.«

»Gib mir einen KUSS, Süße«, sagte Celestma, worauf Angel ihr einen Schmatzer auf die Wange druckte. »Wovon wirst du heute Nacht träumen?«

»Von dir«, sagte Angel, die gelegentlich Albträume hatte.

»Und was werden das für Traume sein?«

»Nur schone.«

»Was passiert, wenn es das blöde Schreckgespenst wagt, sich in deinem Traum blicken zu lassen?«

»Dann gibst du ihm einen Tritt in seinen haarigen Hintern«, sagte Angel.

»Genauso ist es.«

»Beeil dich lieber«, sagte Wally, indem er Celestmas andere Wange mit einem nicht ganz so feuchten KUSS bedachte.

Die Vermssage fing um sechs Uhr an und sollte bis halb neun dauern. Wenn sie noch rechtzeitig ankommen wollte, mussten auf allen Ampeln unterweils Schutzengel Position bezogen haben. Während sich der Fahrer in den fließenden Verkehr einfädelt, sagte er: »Der Herr sagt, Sie sind heute der Star des Abends?« Celestma drehte sich auf dem Sitz um und warf einen Blick zu Wally und Angel zurück, die winkend am Straßenrand standen.

»Sieht ganz so aus.«

»Sagt man >Hals- und Beinbruch< unter Kunstlern?«

»Ich wusste nicht, was dagegen spricht.«

»Ja, dann mal Hals- und Beinbruch.«

»Danke.«

Dann bog das Taxi ab, und Wally und Angel waren ihren Blicken entschwunden.

Während sie sich wieder nach vorn wandte, brach Celestina aus heiterem Himmel in fröhliches Gelächter aus.

Der Fahrer warf ihr einen Blick im Rückspiegel zu und sagte:

»Ganz schon aufregend, was? Ihre erste große Ausstellung?«

»Ja, schon, aber das ist es nicht. Ich musste an etwas denken, was mein kleines Mädchen gesagt hat.«

Celestma konnte gar nicht mehr aufhören zu lachen. Sie verbrauchte zwei Papiertaschentücher, um sich die Nase zu putzen und die Lachtränen aus den Augen zu wischen, bevor sie sich endlich wieder unter Kontrolle hatte.

»Sie scheint mir ein besonderes Kind zu sein«, sagte der Fahrer.

»Für mich ganz sicher. Sie ist die ganze Welt für mich. Ich sage ihr immer, sie ist Mond und Sterne für mich. Wahrscheinlich verziehe ich sie schrecklich.«

»Ach wo. Sie zu lieben ist etwas anderes, als sie zu verzeihen.«

O ja, sie hebte ihre Süße, ihr kleines Smartie. Die drei Jahre seit ihrer Geburt waren wie ein Monat verflogen, und obwohl es anstrengend und kraftezehrend gewesen war, die Tage viel zu kurz, zu wenig Zeit fürs Malen und so gut wie keine für sich selbst, hatte sie das beschwerliche Dasein einer Mutter für keine Reichtümer und auch für sonst nichts in der Welt hergegeben ... es sei denn, es hatte ihr Phimie wiedergebracht. Angel war der Mond, die Sonne, die Sterne und sämtliche Kometen, die durch die unendlichen Weiten der Galaxien streiften: ein ewig leuchtendes Licht.

Wally war ihr eine unschätzbare Hilfe gewesen, nicht nur mit der Wohnung, sondern auch mit der Liebe und mit der Zeit, die er für sie aufgebracht hatte.

Sehr oft musste Celestma *an* seine Frau und die beiden Söhne denken - Rowena, Danny und Harry -, die sechs Jahre zuvor bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen waren, und manchmal durchfuhr sie beim Gedanken an sie ein solcher Schmerz, als wäre es ihre eigene Familie. Die Vorstellung, was sie verloren hatten, bereitete ihr ebenso großen Kummer wie Wallys schrecklicher Verlust, und manchmal fragte sie sich, so gotteslästerlich dieser Gedanke auch sein mochte, wie Gott so grausam hatte sein können, eine solche Familie auseinander zu reißen. Eines Tages wurden die drei wieder vereint sein mit dem wunderbaren Ehemann und Vater, den sie gehabt hatten, aber selbst der Lohn des ewigen Himmelreichs schien ihr keine angemessene Entschädigung dafür zu sein, dass ihnen auf Erden so viele Jahre mit einem so gutigen, freundlichen und großzügigen Mann wie

Walter Lipscomb genommen worden waren.

Er hatte Celestma mehr Hilfe angeboten, als sie anzunehmen bereit war. Während der letzten zwei Jahre ihres Studiums hatte sie weiterhin als Kellnerin in Nachtschicht gearbeitet und den Job erst aufgegeben, als sie mit dem Verkauf ihrer Bilder genug Geld verdiente, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten.

Anfangs hatte Heien Greenbaum, die Inhaberin der Galerie Greenbaum, drei Bilder in Kommission genommen und innerhalb eines Monats verkauft. Von den nächsten vier Bildern gingen zwei ebenfalls innerhalb kürzester Zeit weg, sodass sie Celestma drei weitere abnahm. Als schließlich zehn Werke einen neuen Besitzer gefunden hatten, nahm Celestma auf ihr Betreiben hin an einer Gruppenausstellung von sechs jungen Künstlern teil. Und nun hatte sie bereits eine eigene Ausstellung.

Im ersten Studienjahr hatte Celestma lediglich gehofft, eines Tages als Illustratorin für eine Zeitschrift oder als Angestellte einer Werbeagentur ihren Lebensunterhalt verdienen zu können.

Natürlich hatte sie wie jeder Maler von einer Karriere als freischaffende Künstlerin geträumt, von der Freiheit, ihr Talent zu erproben und unter Beweis zu stellen; aber sie wäre schon dankbar gewesen, wenn ein sehr viel bescheidenerer Traum in Erfüllung gegangen wäre. Jetzt war sie gerade mal dreiundzwanzig, die Welt hing wie eine reife Pflaume vor ihr, und sie hatte das Gefühl, hoch genug reichen zu können, um sie vom Ast zu pflücken.

Manchmal staunte Celestma, wie eng und unentwirrbar die Ranken des Schmerzes und der Freude im Geflecht des Lebens miteinander verwoben waren. Oft war Trauer die Wurzel, aus der Freude erwuchs, und Freude konnte zum Saatkorn der Trauer werden. Die vielschichtigen Muster des Geflechts waren so komplex, so faszinierend in ihren üppigen Details und so beängstigend in ihrer irrwitzigen Unvermeidlichkeit, dass ein einziges Künstlerleben nicht genug zu sein schien, das rätselhafte Wesen des Seins in seiner ganzen düsteren und leuchtenden Schönheit auf Leinwand zu bannen, die am Ende doch nur einen blassen Abklatsch seiner Geheimnisse ahnen lassen konnte.

Und was die unvergleichliche Ironie des Ganzen war: Während sich ihre Begabung als so groß erwies, wie sie es nie zu hoffen gewagt

hatte, während Kunstliebhaber positiver auf ihre visionären Bilder reagierten, als sie es je für möglich gehalten hatte, während alle ihre Ziele längst überflügelt waren und sich ungeahnte Möglichkeiten vor ihr auftaten, hatte sie, vor die Wahl zwischen ihrer Kunst und Angel gestellt, mit einem gewissen Bedauern zwar, aber ohne Bitterkeit, alles über Bord geworfen, denn dieses Kind hatte sich als der größere Segen erwiesen. Phimie war tot, aber ihr Geist nährte das Leben ihrer Schwester und beschenkte sie überreich.

»Da waren wir«, sagte der Fahrer und brachte den Wagen am Bordstein vor der Galerie zum Stehen.

Als Celestma das Fahrgeld aus ihrem Portemonnaie abzahlen wollte, zitterten ihr die Hände. »Mir ist ganz schlecht vor Angst. Vielleicht sollten Sie mich lieber wieder nach Hause fahren.« Der Fahrer drehte sich um, sah belustigt zu, wie sie nervös mit Scheinen und Münzen herumnestelte und sagte: »Sie haben keine Angst, Sie doch nicht. Als Sie fast die ganze Fahrt über so still da hinten im Wagen gesessen haben, dachten Sie nicht an Ihren Ruhm. Sie dachten an Ihr kleines Mädchen.«

»Das stimmt.«

»Ich kenne Sie, Kindchen. Sie werden mit allem fertig, was kommt, ob Sie heute Abend alle Bilder verkaufen oder kein einziges, ob Sie eine Berühmtheit sein werden oder nur ein Niemand wie viele andere.«

»Sie müssen mich mit jemandem verwechseln«, sagte sie und druckte ihm ein paar Geldscheine in die Hand. »Ich bin eine Qualle auf Stockelschuhen.«

Der Taxifahrer schüttelte den Kopf. »Ich wusste in dem Moment alles über Sie, was man wissen muss, als Sie Ihr Mädchen gefragt haben, was passieren würde, wenn sich das blöde Schreckgespenst in ihrem Traum blicken ließe.«

»Sie hatte diesen Albtraum in letzter Zeit manchmal.«

»Und Sie sind wild entschlossen, selbst in ihren Traum für sie da zu sein. Gabe es ein Schreckgespenst, so hatte ich nicht die geringsten Zweifel, dass Sie ihm einen solchen Tritt in seinen haarigen Hintern verpassen würden, dass es sich nie wieder blicken lassen würde. Also marschieren Sie einfach hinein in diese Galerie, machen einen umwerfenden Eindruck auf die Schickeria dort,

nehmen ihr Geld und werden berühmt.«

Vielleicht, weil Celestma die Tochter ihres Vaters war, berührte es sie stets zutiefst, wenn Fremde ihr Gute und Freundlichkeit entgegenbrachten, und sie sah dann die Zeichen einer höheren

Gnade. »Weiß Ihre Frau, was für ein Glück sie mit Ihnen hat?«

»Wenn ich eine Frau hatte, wäre das kein besonderes Glück für sie. Ich gehöre nicht zum Club derer, die sich eine Ehefrau wünschen, meine Liebe.«

»Gibt es dann einen Mann in Ihrem Leben?«

»Seit achtzehn Jahren ein und denselben.«

»Achtzehn Jahre. Dann muss er wohl wissen, was für ein Glück er hat.«

»Ich sage es ihm mindestens zweimal täglich.«

Nachdem sie aus dem Taxi ausgestiegen war, fühlte sie sich auf dem Gehweg so wacklig auf den Beinen wie ein neugeborenes Fohlen.

Das Ausstellungsplakat erschien ihr gewaltig, riesig, viel größer, als sie es in Erinnerung hatte, größtenwahnsinnig geradezu. Durch seine Ausmaße allein musste es die Kritiker zum Widerspruch provozieren, forderte es die Schicksalsgotter heraus, ihren Triumph zu feiern, indem sie mit einem gigantischen Erdbeben die Stadt in Schutt und Asche legten. Sie wünschte, Heien Greenbaum hatte sich statt dieses Plakats dafür entschieden, ein paar Zeilen auf eine Karteikarte zu tippen und sie an die Schaufensterscheibe zu kleben. Beim Betrachten ihres Portrats spürte sie, wie sie rot wurde, und sie hoffte inständig, dass keiner der zwischen ihr und dem Schaufenster vorbeigehenden Passanten von dem Foto auf ihr Gesicht blicken und sie erkennen wurde. Was hatte sie sich bloß dabei gedacht? Die münzen- und quastenge-schmuckte Mutze des Ruhms war viel zu pompös für sie; sie war eine Pfarrerstochter aus Spruce Hills, Oregon, zu der eine Baseballkappe viel besser passte.

Im Schaufenster hingen, strahlend hell beleuchtet, zwei ihrer größten und besten Bilder. Sie waren überwältigend. Sie waren furchtbar. Sie waren großartig. Sie waren entsetzlich.

Diese Ausstellung war hoffnungslos, katastrophal, albern, blödsinnig, peinlich, wunderbar, herrlich, glorreich, eine Wonne.

Nur ihre Eltern hatten dem Ereignis mit ihrer Anwesenheit noch die Krone aufsetzen können. Sie hatten an diesem Vormittag nach San Francisco fliegen wollen, aber am späten Abend des Vortages war ein mit der Familie befreundetes Gemeindeglied gestorben. Manchmal ließen die Verpflichtungen eines Pfarrers und seiner Frau gegenüber ihren Schafchen eben alles andere in den Hintergrund treten.

Laut sagte Celestina den Titel der Ausstellung vor sich hin: »Dieser bedeutungsvolle Tag.«

Sie holte tief Luft. Dann reckte sie das Kinn in die Höhe, straffte die Schultern und trat in die Galerie ein, wo ein neues Leben auf sie wartete.

Kapitel 66

Junior Cam bewegte sich zwischen den Philistern im grauen Einerlei der Angepassten und war auf der Suche nach einem - wenigstens einem! - erfrischend abstoßenden Werk, aber er entdeckte nur angenehme, geradezu liebevolle Bilder. Seine Sehnsucht nach wahrer Kunst und nach dem emotionalen Aufruhr, dem Ekel und der Verzweiflung, die jene hervorrief, wurde verhöhnt von Werken voller Hoffnung und Zuversicht, um die sich Menschen scharten, die von den Bildern über die Kanapees bis zum kalten Januarabend alles wunderbar zu finden schienen, Menschen, die sich wahrscheinlich noch nicht ein einziges Mal in ihrem Leben Gedanken darüber gemacht hatten, dass noch vor dem Ende des Jahrzehnts unweigerlich die atomare Vernichtung der Menschheit bevorstand, Menschen, die zu viel lächelten, um echte Intellektuelle zu sein, und er fühlte sich einsamer und elender als der geblendete und in Ketten gelegte Simson in Gaza.

Eigentlich hatte er nicht die Absicht gehabt, die Galerie zu betreten. Niemand aus seinen Kreisen hatte sich diese Ausstellung je angesehen, es sei denn in einem chemisch so gründlich veränderten Bewusstseinszustand, dass er sich am nächsten Morgen an nichts mehr hatte erinnern können. Die Gefahr, dass ihn jemand erkannte und sich später an ihn erinnern würde, war also ziemlich gering. Dennoch schien es ihm unklug, das Risiko einzugehen, dass man ihn als Besucher der Vermssage identifizieren würde, wenn

Celestma Whites kleiner Bartholomew und möglicherweise die Künstlerin selbst irgendwann ermordet aufgefunden wurden. In ihrer üblichen Paranoia wurden die Kriminalbeamten vielleicht eine Verbindung zwischen der Vermssage und den Morden herstellen und sämtliche Gäste hochnotpeinlich befragen.

Abgesehen davon stand er nicht auf der Kundenhöhe der Galerie Greenbaum und hatte darum auch keine Einladung erhalten. In den avantgardistischen Galerien, in denen er zu verkehren pflegte, hatte man ohne gedruckte Einladung keinen Zutritt zu den Vermssagen. Und selbst wenn man das erforderliche Papier in Händen hielt, konnte man abgewiesen werden, sofern man die Gesichtskontrolle nicht bestand. Die Kriterien, nach denen beurteilt

wurde, ob einem Besucher Einlass gewahrt wurde oder nicht, waren dieselben wie in den angesagtesten Szene-Tanzclubs, und in der Tat waren die Turste-her vor den avantgardistischen Galerien die gleichen Gestalten, die auch für die Clubs arbeiteten.

Junior hatte sich, vor den großen Schaufenstern auf und ab schlendernd, die beiden dort ausgehängten Bilder angesehen und innerlich über ihre Schönheit empört, als plötzlich die Tür aufgegangen war und ein Mitarbeiter der Galerie ihn zum Eintreten aufgefordert hatte. Keine gedruckte Einladung, die man vorzeigen, keine Gesichtskontrolle, die man bestehen musste, keine Rausschmeißer, die über die Tür wachten. Beweis genug, wenn es dessen bedurft hatte, dass hier keine echte Kunst gezeigt wurde.

Als Junior, alle Vorsicht außer Acht lassend, die Galerie betrat, tat er dies aus dem gleichen Grund, aus dem ein leidenschaftlicher Opernliebhaber vielleicht einmal im Leben eine Volksmusikveranstaltung besucht: um sich selbst die Überlegenheit seines Geschmacks zu beweisen und sich darüber zu mokieren, was für den Pöbel als Musik durchgeht. Er mischte sich sozusagen unter das gemeine Volk.

Celestma White stand im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, stets umringt von einer Traube Champagner schlurfender, Häppchen in sich hineinstopfender Spießer, die bedenkenlos Kunstdrucke gekauft hatten, wenn sie weniger betucht gewesen waren.

Um ehrlich zu sein, hatte Celestma mit ihrer außergewöhnlichen Schönheit auch im Kreis echter Künstler im Mittelpunkt gestanden. Es bestand kaum die Aussicht für Junior, Hand an Seraphims unehelichen Sohn legen zu können, ohne dass er sich an diese Frau heranmachte und sie ebenfalls aus dem Weg räumte; aber wenn ihm das Glück weiterhin hold war, wurde sie vielleicht nie erfahren, wer Bar-tholomew auf dem Gewissen hatte, und dann blieb ihm vielleicht die Chance herauszufinden, ob sie ebenso weich und anschmiegsam wie ihre Schwester war und ob er in ihr vielleicht gar seine Herzensdame gefunden hatte.

Nachdem er eine Runde durch die Ausstellungsräume gemacht und sich dabei erfolgreich bemüht hatte, sein Schauludern nicht allzu deutlich zu zeigen, versuchte er sich nun, in Hörweite der Künstlerin herumzudrücken, ohne den Anschein zu erwecken, dass

er an ihren Gesprächen sonderlich interessiert sei.

Sie erklärte gerade, dass sie den Titel der Ausstellung nach einer Predigt ihres Vaters gewählt habe, die drei Jahre zuvor von einem landesweiten Rundfunksender im Rahmen eines wöchentlichen Programms ausgestrahlt worden sei. Es war nicht im eigentlichen Sinne eine kirchliche Sendung, sondern die Themen kreisten um die Suche nach einem Lebensinhalt im Allgemeinen; gewöhnlich wurden Interviews mit zeitgenössischen Philosophen und Vorträge von diesen gesendet, aber von Zeit zu Zeit kam eben auch ein Kleriker zu Wort. Die Predigt ihres Vaters sei bei den Hörern auf die größte Resonanz seit zwanzig Jahren gestoßen und auf allgemeinen Wunsch drei Wochen später noch einmal ausgestrahlt worden.

Junior fiel plötzlich ein, welches Echo der Titel der Ausstellung in ihm hervorgerufen hatte, als er den Prospekt zum ersten Mal in Händen hatte, und in diesem Moment war er sich auch sicher, dass der Tonbandentwurf zu dieser Predigt die perverse »Begleitmusik« zu seiner leidenschaftlichen

Nacht mit Seraphim abgegeben hatte. Er erinnerte sich an kein einziges Wort aus dieser Predigt, geschweige denn an eines, das geeignet gewesen wäre, Radiohörer im ganzen Land bis ins tiefste Innere zu erschüttern, aber das hieß natürlich nicht, dass er oberflächlich und von philosophischen Überlegungen unberührt war. Seraphim hatte ihn mit der sinnlichen Vollkommenheit ihres jungen Körpers so abgelenkt, und er war so leidenschaftlich über sie hergefallen, dass er sich nicht einmal an ein Wort hatte erinnern können, wenn Zedd persönlich auf dem Bett gesessen und mit gewohnter Genialität einen Vortrag über das menschliche Dasein gehalten hatte.

Höchstwahrscheinlich hatte der Erguss des Reverend ebenso von salbungsvoller Gefühlsduselei und irrationalem Optimismus getrieben wie die Bilder seiner Tochter, weshalb Junior kein dringendes Bedürfnis verspürt hatte, den Namen der Sendung in Erfahrung zu bringen oder das Manuskript der Predigt anzufordern.

In dem Augenblick, als er sich auf die Suche nach den Kanapees machen wollte, horte er mit halbem Ohr, wie einer der Gäste etwas über Bartholomew sagte. Er hatte nur den Namen aufgeschnappt, nicht den Zusammenhang, in dem er erwähnt wurde.

»O ja«, entgegnete Celestma White, »taglich. Im Augenblick arbeite ich an einer Serie von Bildern, die Bartholomew zum Thema haben.«

Zweifelloso handelte es sich um abscheulich kitschige Bilder von dem Balg, wie es mit unnatürlich großen, strahlenden Augen süß inmitten niedlicher Hundchen und Katzchen posierte, Machwerke, die besser in einen billigen Kalender als an die Wände einer Galerie gepasst hatten und bei deren Anblick Diabetiker vermutlich Gefahr liefen, in einen Zuckerschock zu verfallen.

Dennoch fand Junior es ausgesprochen aufregend, den Namen *Bartholomew* zu hören und zu wissen, dass der Junge, von dem Celestma sprach, *der* Bartholomew war, das Schreckgespenst seines vergessenen Traums, die Bedrohung seines Glucks und seiner Zukunft, die es zu eliminieren galt.

Als er sich näher heranschob, um das Gespräch besser belauschen zu können, spürte er, dass ihn jemand anstarrte. Er hob den Kopf und sah in ein Paar dunkelgrauer Augen, die ihm stechend wie Raubvogelaugen aus dem hageren Gesicht eines Mannes entgegenblickten, der so dürr war wie eine halb verhungerte Krähe im Winter.

Der Mann war etwa fünf Meter von Junior entfernt, und zwischen ihnen drängten sich die Gäste. Trotzdem hatte der Blick des Fremden Junior nicht nervöser machen können, wenn sie allein im Raum gewesen waren und nur ein paar Zentimeter sie getrennt hatten.

Was ihn noch mehr beunruhigte, war die plötzliche Erkenntnis, dass der Mann kein Fremder war. Das Gesicht kam ihm bekannt vor, und er hatte das Gefühl, es in einem für ihn unangenehmen Zusammenhang schon einmal gesehen zu haben, auch wenn er nicht darauf kam, wer dieser Mann sein mochte.

Mit misstrauisch gerunzelter Stirn und einer nervösen, ruckartigen Bewegung seines Raubvogelkopfes wandte der Beobachter den Blick von Junior ab und mischte sich unter die schnatternde Menge, wo er so rasch verschwand wie eine geschmeidige Sandvipere, die sich blitzschnell zwischen einem Schwärm aufgeplusterter Möwen hindurchschlangelte.

In dem Augenblick, in dem sich der Mann abwandte, erhaschte

Junior einen fluchtigen Blick auf das, was jener unter dem Trenchcoat trug: ein weißes Hemd mit Klappenkragen, eine schwarze Fliege, die Ränder von schwarzen Seidenaufschlägen, die ein Smokmgjackett ahnen ließen.

In Juniors Kopf wurde auf imaginären Klaviertasten eine Melodie geklimpert: »Someone to Watch over Me«. Der Mann mit den Habichtaugen war der Klavierspieler aus der eleganten Hotelbar, in der Junior am Tag seiner Ankunft in San Francisco und bei zwei weiteren Gelegenheiten zu Abend gegessen hatte.

Offensichtlich hatte ihn der Pianist erkannt, was bemerkenswert, ja unbegreiflich war angesichts der Tatsache, dass sie nie ein Wort miteinander gewechselt hatten und Junior

nur einer von Tausenden gewesen sein konnte, die in den vergangenen drei Jahren diese Bar besucht haben mussten.

Überdies hatte ihn der Mann, was noch merkwürdiger war, mit einem Interesse angestarrt, für das Junior keine Erklärung fand, da sie sich ja praktisch fremd waren. Und als sich ihre Blicke begegnet waren, hatte er sich in seiner Verwirrung rasch abgewandt, als wollte er jeden weitergehenden Kontakt vermeiden.

Junior hatte nicht damit gerechnet, bei dieser Veranstaltung von jemandem erkannt zu werden. Er bedauerte es jetzt, dass er nicht bei seinem ursprünglichen Plan geblieben war und die Galerie von seinem geparkten Wagen aus beobachtet hatte.

Das Verhalten des Pianisten verlangte nach einer Erklärung.

Nachdem sich Junior durch die Menge geschlangelt hatte, entdeckte er den Mann vor einem Gemälde, das so Ekel erregend schon war, dass jeder echte Kunstkennner bei seinem Anblick das Bedürfnis haben musste, die Leinwand in Fetzen zu schneiden.

»Ihr Klavierspiel hat mir gefallen«, sagte Junior wie beiläufig. Erschrocken fuhr der Pianist herum ... und wich dann einen Schritt zurück, als wäre Junior ein Stück zu weit in seine Privatsphäre eingedrungen. »Oh, ach ja, danke, sehr freundlich. Ich schätze meine Arbeit, wissen Sie, sie macht mir so viel Spaß, dass man sie eigentlich gar nicht als Arbeit bezeichnen kann. Ich habe schon mit sechs angefangen zu spielen, und ich habe nie zu den Kindern gehört, die man zum Klavierunterricht zwingen muss. Ich konnte einfach nicht genug davon kriegen.«

Entweder war diese Quasselstrippe immer so geschwatzig, oder die Begegnung mit Junior hatte ihn über die Maßen verunsichert.

»Was halten Sie von der Ausstellung?«, fragte Junior, indem er einen Schritt nach vorn machte, um dem Pianisten dichter auf die Pelle zu rücken.

Bemuht, äußerlich gelassen zu wirken, obwohl er sichtlich nervös war, wich der bleistiftdünne Mann wieder einen Schritt zurück. »Die Bilder sind sehr schön, wundervoll. Ich bin tief beeindruckt. Ich bin ein Freund der Künstlerin, wissen Sie. Sie war meine Mieterin, ich war in ihren ersten Studienjahren ihr Vermieter, in ihrer Sturm-und-Drang-Zeit sozusagen, ein hübsches kleines Einzimmerapartment, vor dem Baby. Ein reizendes Mädchen, ich wusste immer, dass sie Erfolg haben würde, man sah es schon ihren ersten Arbeiten an. Ich muss-te heute Abend einfach kommen, obwohl ein Freund dafür zwei meiner vier Auftritte übernehmen muss. Ich konnte es mir nicht entgehen lassen.«

Sehr unangenehm. Dass Junior von einem anderen Ausstellungsbesucher erkannt worden war, setzte ihn der Gefahr aus, später mit dem Mord in Verbindung gebracht zu werden; dass dieser Besucher ein persönlicher Freund der Künstlerin war, machte die Sache nur noch schlimmer. Jetzt war es absolut unerlässlich, dass er herausfand, warum ihn der Pianist mit so offensichtlicher Neugier angestarrt hatte.

Indem er seiner Beute wieder dichter auf den Pelz ruckte, sagte Junior: »Ich bin erstaunt, dass Sie mich wiedererkannt haben, obwohl ich nur ein paar Mal in der Bar war.«

Der Musiker beherrschte die Kunst der Verstellung nicht besonders gut. Sein unsteter Blick huschte zum nächsten Bild, zu anderen Besuchern, zum Fußboden, überallhin, nur nicht geradeaus zu Junior; in seiner linken Wange machte sich zudem ein nervöses Zucken bemerkbar. »Nun ja, ich kann mir Gesichter gut merken, wissen Sie, ich vergesse sie nie, ich weiß auch nicht, warum. In jeder anderen Hinsicht habe ich weiß Gott ein Gedächtnis wie ein Sieb.«

Ohne den Blick auch nur eine Zehntelsekunde von dem Pianisten abzuwenden, streckte Junior die Hand aus und sagte: »Ich bin Richard Gammoner.«

Einen Moment lang sah ihn der Mann mit großen, verwunderten Augen an. Offensichtlich wusste er, dass *Gammoner* nicht Juniors richtiger Name war. Er musste demnach seine wahre Identität kennen.

»Ich musste Ihren Namen eigentlich vom Plakat in der Bar kennen«, sagte Junior, »aber mein Namensgedächtnis ist so schlecht wie Ihr Gedächtnis für Gesichter gut ist.«

Zögernd gab ihm der Tastenvirtuose die Hand. »Ich ... ah ... ich bin Ned Gnathic. Aber alle nennen mich nur Neddy.«

Neddy wollte es bei einem kurzen, zweimaligen Handedruck bewenden lassen, aber Junior ließ nicht locker, nachdem die Begrüßung eigentlich beendet war. Er zerquetschte dem Pianisten nicht gerade die Hand, so plump war er nicht, sondern hielt sie einfach nur mit freundlicher Miene fest. Sein Ziel war es, den Mann zu verwirren und noch mehr aus dem Konzept zu bringen, indem er sich dessen sichtliche Abneigung gegen einen allzu engen Kontakt mit anderen Menschen zunutze machte, in der Hoffnung, dass er dann preisgeben würde, warum er Junior so neugierig angestarrt hatte.

»Ich wollte schon immer gern Klavierspielen lernen«, sagte Junior leutselig, »aber wahrscheinlich muss man sehr früh damit anfangen.«

»O nein, dazu ist es nie zu spät.«

Obwohl sichtlich irritiert über die unbekümmerte Hartnäckigkeit, mit der Junior seine Hand festhielt, nachdem das Begrüßungsgeschehen längst beendet war, wollte Neddy offenbar nicht so unhöflich sein, sich unvermittelt loszureißen oder auch nur die kleinste Szene zu machen, aber Junior spielte lächelnd den Begriffsstutzigen und reagierte nicht auf die dezenten Versuche seines Gegenübers, ihm die Hand zu entziehen. Also überließ Neddy ihm die Hand und wartete, wobei sich sein Gesicht, das vorher so bleich wie die elfenbeinerne Tastatur seines Klaviers gewesen war, mit einem rötlichen Farbton überzog, der sich mit dem Rot der Rose in seinem Knopfloch biss.

»Geben Sie Unterricht?«, erkundigte sich Junior.

»Ich, ah, nein, eigentlich nicht.«

»Geld spielt keine Rolle. Nennen Sie einen Preis, ich kann es mir

leisten. Und ich wäre ein sehr fleißiger Schuler.«

»Das glaube ich Ihnen ja, aber ich bin nicht geduldig genug, um zu unterrichten, ich bin Musiker, kein Lehrer. Aber wenn

Sie wollen, kann ich Ihnen ja einen guten Klavierlehrer nennen.«

Obwohl Neddy mittlerweile so dunkelrot wie eine Tomate angelaufen war, ließ Junior die Hand noch immer nicht los, sondern trat sogar noch ein Stück näher an ihn heran und beugte den Kopf vor, sodass sein Gesicht nur noch wenige Zentimeter von dem des Pianisten entfernt war. »Bei einem Lehrer, den Sie mir empfehlen, wurde ich mich sicher in guten Händen fühlen, aber mir wäre es viel lieber, Sie wurden mir das Klavierspielen beibringen, Neddy.

Konnten Sie es sich nicht noch einmal überlegen ...?«

Mit seiner Geduld sichtlich am Ende, wand der Pianist seine Hand aus Juniors Griff. Überzeugt, dass die Augen aller Anwesenden auf ihnen ruhen mussten, sah er sich nervös nach allen Seiten um, aber natürlich waren die Ausstellungsbesucher in ihre geistlosen Gespräche vertieft oder ergingen sich in schwachsinnigen Schwärmereien über die kitschtriefenden Bilder, und niemand bemerkte die unauffällige kleine Szene, die sich in ihrer Mitte abspielte.

Mit finsterem Blick und hochroten Wangen, die Stimme zu einem Flüstern gesenkt, erklärte Neddy: »Es tut mir Leid, aber Sie irren sich mit mir. Ich bin nicht so wie Renee und Sie.«

Der Name Renee sagte Junior im ersten Moment gar nichts.

Widerstrebend lenkte er seine Gedanken ein Stück in die Vergangenheit und kramte die schmerzliche Erinnerung hervor: der unglaublich gut aussehende Transvestit im Chanel-Kostüm, Erbe oder Erbin eines mit der Herstellung von Sicherheitsventilen gewonnenen Firmenvermögens.

»Ich sage ja nicht, dass es nicht in Ordnung ist, verstehen Sie«, flüsterte Neddy in ängstlich beschwichtigendem Tonfall, »aber ich bin nicht schwul, und ich habe kein Interesse daran, Ihnen das Klavierspielen oder sonst etwas beizubringen. Und nach allem, was Renee über Sie erzählt hat, weiß ich wirklich nicht, wie Sie auf die Idee kommen, dass auch nur einer seiner ... ihrer Freunde etwas mit Ihnen zu tun haben möchte. Renee ist, was sie ist, aber sie ist kein schlechter Mensch, sie ist eine großzügige und nette Person. Sie

verdient

es nicht, dass man sie schlägt und misshandelt und ... und all die schrecklichen Dinge, die Sie mit ihr gemacht haben. Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte.«

Mit fliegenden Mantelschoßen und einem Ausdruck gerechter Entrüstung kehrte er Junior den Rücken und schwebte durch die schnabulierende, schnatternde Menge davon.

Juniors Wangen färbten sich tomatenrot, als wäre das Erroten eine ansteckende Krankheit, die er sich von dem Klavierspieler eingefangen hatte.

Da Renee in dem Hoteigebäude wohnte, betrachtete sie die Cocktailbar vermutlich als ihr privates Jagdrevier. *Natürlich* kannten sie die Leute, die dort arbeiteten, und standen auf freundschaftlichem Fuß mit ihr. Bestimmt konnten sie sich an jeden Mann erinnern, den die reiche Erbin mit ihm ihr Pent-house nahm. Schlimmer noch: die rachsüchtige, bössartige Schlampe - oder der Scheißkerl, wie auch immer - hatte offensichtlich ein paar widerwärtige Geschichten über ihn erfunden, mit denen sie an einem ruhigen Abend Neddy, den Barkeeper und jeden, der sie hören wollte, unterhalten hatte. Die Barangestellten hielten Junior jetzt offenbar für einen gefährlichen Sadisten. Zweifellos hatte sie sich noch andere Schauermärchen ausgedacht, die ihm so ziemlich alles von der perversen Vorliebe für Korperausscheidungen bis zur Lust an gemtelter Selbstverstümmelung unterstellten.

Na großartig. Besser konnte es nicht kommen. Neddy, ein Freund von Celestma White, wusste also, dass Junior, bekanntermaßen eine gewalttätiger Sadist, die Vermssage *unter falschem Namen* besucht hatte. Wenn Junior wirklich ein heruntergekommener Perverser mit so bizarren Vorlieben war, dass sich selbst der Abschaum der Welt, selbst die geistig umnachtete Missgeburt eines sich selbst befruchtenden Hermaphroditen mit Grausen von ihm abwandte, war ihm zweifellos auch ein Mord zuzutrauen!

Wenn Neddy von Bartholmews - und/oder Celestmas - Tod erfuhr, wurde er innerhalb von zwölf Sekunden am Telefon sein und die Polizei auf seine Spur bringen. Vielleicht vierzehn Sekunden.

In unauffälligem Bogen, die schnatternde Spießerschar als Deckung

benutzend, folgte Junior dem Musiker durch den großen vorderen Ausstellungsraum.

Neddy machte ihm seine Sache leicht, indem er sich nicht herabließ, auch nur einen einzigen Blick zurückzuwerfen.

Schließlich blieb er bei einem jungen Mann stehen, der, dem Namensschildchen am Revers des Jacketts nach zu schließen, ein Mitarbeiter der Galerie sein musste. Die beiden steckten die Köpfe zusammen, dann verschwand der Pianist durch einen Rundbogen im angrenzenden Ausstellungsraum.

Neugierig darauf, was Neddy wohl gesagt hatte, ging Junior auf den jungen Angestellten zu, mit dem jener sich unterhalten hatte.

»Entschuldigen Sie, aber ich suche in diesem Gedränge schon eine Ewigkeit lang meinen Freund, und dann habe ich gesehen, wie er mit Ihnen gesprochen hat ... der Herr m Smoking und Trenchcoat... aber jetzt habe ich ihn wieder aus den Augen verloren. Er hat doch nicht gesagt, dass er schon geht, oder? Er wollte mich auf dem Heimweg m seinem Wagen mitnehmen.«

Der junge Mann hob die Stimme, um das Gebrabbel der kunstbeflissenen Schwachköpfe zu übertönen. »Nein, Sir. Er hat nur gefragt, wo die Herrentoilette ist.«

»Und wo *ist* sie?«

»Auf der anderen Seite des zweiten Ausstellungsraums geht links ein Gang ab. Am Ende des Gangs, hinter den Büros, befinden sich die Toiletten.«

Als Junior, an drei Bürotüren vorbei, zur Toilette gelangte, war Neddy schon dann verschwunden. Da die Tür abgeschlossen war, musste es sich um einen Raum mit nur einem Klo handeln.

Junior lehnte sich an den Türrahmen.

Der Gang war menschenleer. Nach einer Weile trat eine Frau aus einer der Bürotüren und ging m Richtung Ausstellungsräume davon, ohne Junior zu beachten.

Die 9-mm-Pistole steckte im Schulterhalfter unter Juniors Lederjacke. Der Schalldämpfer war allerdings nicht montiert, den hatte er m einer der Jackentaschen verstaut. Der verlängerte Lauf, der zu klobig war, um unauffällig unter der Jacke getragen zu werden, wäre beim Ziehen der Waffe wahrscheinlich im Halfter stecken geblieben.

Er wagte es nicht, Waffe und Schalldämpfer hier im Gang zusammenzubauen, wo ihn jemand hatte dabei beobachten können. Außerdem hatte es die Sache kompliziert, wenn Ned-dys Blut auf ihn gespritzt wäre. Folgen dieser Art waren nicht nur Ekel erregend, sondern auch in höchstem Maße belastend. Aus demselben Grund war ihm der Gedanke zuwider, hier ein Messer zu benutzen.

Eine Toilettenspülung rauschte.

Seit zwei Tagen hatte Junior darauf geachtet, nur stopfende Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, und am Spatnachmittag hatte er zusätzlich zur Vorbeugung ein Mittel gegen Durchfall eingenommen.

Hinter der Tür war das Geräusch von Wasser zu hören, das in ein Waschbecken plätscherte - Neddy, der sich die Hände wusch. Die Scharniere befanden sich nicht an der Außenseite der Tür. Sie ging also nach innen auf.

Der Wasserhahn wurde zuge dreht, gleich darauf horte Junior, wie ein Papiertuch vom Handtuchspender abgerissen wurde.

Im Gang war niemand zu sehen.

Die Wahl des richtigen Zeitpunkts war alles.

Junior lehnte jetzt nicht mehr lassig am Tür rahmen. Er stützte sich mit beiden Handflächen gegen die Tür.

Als er das Klicken horte, das ihm anzeigte, dass die Tür aufgeschlossen wurde, stürmte er in den kleinen Toiletten-raum.

Mit raschelndem Trenchcoat taumelte Neddy Gnathic, aus der Balance gebracht und zu Tode erschrocken, zurück.

Bevor der Pianist einen Schrei ausstoßen konnte, drängte Junior ihn zwischen Toilette und Waschbecken zurück und schmetterte ihn mit solcher Wucht gegen die Wand, dass

jenem die Luft aus der Lunge entwich und das Wasser im Spulkasten hörbar schwappte.

Hinter Juniors Rücken prallte die Tür schwungvoll von einem Gummistopper ab und flog dann mit einem dumpfen Schlag ins Schloss. Da die Tür jedoch nicht verschlossen war, konnten sie jeden Moment überrascht werden.

Neddy besaß zwar jede Menge musikalisches Talent, aber Junior war eindeutig der Kräftigere von beiden. An die Wand genagelt, die Kehle von Juniors Händen wie mit einem Schraubstock umklammert, wurde Neddy, sofern nicht ein Wunder geschah, keiner Klaviatur je wieder ein Glissando entlocken.

Weiß wie Tauben flogen seine Hände in die Höhe und flatterten aufgeregt, als wollten sie den Ärmeln des Trenchcoats entfliehen, als wäre er kein Musiker, sondern ein Zauberkünstler.

Während Junior mit unnachgiebiger Kraft zudruckte, drehte er den Kopf zur Seite, um die Augen zu schützen. Dann rammte er Neddy ein Knie zwischen die Beine und trieb ihm den letzten Rest an Kampfgeist aus.

Die sterbenden Tauben, die Neddys Hände waren, glitten flatternd an Juniors Armen herunter und zupften noch einmal kraftlos an seiner Lederjacke, bis sie schließlich schlaff herunterhingen.

Der stechende Vogelblick des Pianisten wurde stumpf. Die rosige Zunge hing ihm wie ein halb verspeister Wurm aus dem Mund. Junior lockerte den Griff und ließ Neddy an der Wand entlang zu Boden gleiten, dann wandte er sich der Tür zu, um sie zu verschließen. In dem Augenblick, als er die Hand nach dem Riegel ausstreckte, stellte er sich plötzlich vor, dass die Tür gleich auffliegen und Thomas Vanadium, von den Toten auferstanden, dort auftauchen würde. Der Geist trat zwar nicht in Erscheinung, aber der bloße Gedanke an eine gespenstische Begegnung dieser Art in der jetzigen Krisensituation erschütterte Junior bis ins Mark.

Auf dem kurzen Stück von der Tür zum Waschbecken, während er ein Plastikflaschchen mit einer Arznei aus der Jackentasche nestelte, mahnte sich Junior zur Ruhe. Langsam und tief durchatmen. Was geschehen ist, ist geschehen. In der Zukunft leben. Agieren, nicht reagieren. Konzentration. Die guten Seiten sehen.

Bis jetzt hatte er weder ein Brechreiz stillendes Mittel noch ein Antihistaminikum gegen allergische Ausschläge genommen, weil er die vorbeugenden Maßnahmen gegen diese körperlichen Reaktionen bis zum letzten vertretbaren Moment hinauszögern wollte, um sich bestmöglich dagegen zu schützen. Ursprünglich hatte er geplant, die Medikamente erst dann einzunehmen, wenn er Celestina zu

ihrer Wohnung gefolgt war und verhältnismäßig sicher sein konnte, dass er die Hohle seines Feindes Bartholomew ausfindig gemacht hatte.

Er zitterte so heftig, dass er den Deckel nicht von der Flasche schrauben konnte. Zwar erfüllte es ihn mit Stolz, dass er empfindsamer war als die meisten anderen Menschen, dass er so voller Gefühle war, aber in manchen Situationen erwies sich Empfindsamkeit auch als ein Fluch.

Herunter mit dem Deckel. In der Flasche gelbe Kapseln, gemischt mit ein paar blauen. Er schaffte es, eine von jeder Farbe in die linke Handfläche zu befördern, ohne den restlichen Inhalt der Flasche auf dem Boden zu verstreuen.

Das Ziel seiner Suche war nah, so nah, der richtige Bartholomew schon fast in Schussweite. Es machte ihn wütend, dass Neddy Gnathic ihm möglicherweise in letzter Sekunde das Spiel verdorben hatte.

Er schraubte die Flasche zu, steckte sie in die Tasche und trat nach dem Toten, versetzte ihm noch einen Tritt und spuckte nach ihm. Langsam und tief durchatmen. Konzentration.

Vielleicht bestand die gute Seite des Ganzen in der Tatsache, dass sich der Musiker im Todeskampf nicht die Hosen vollgemacht hatte. Wenn ein Mensch eines relativ langsamen gewaltsamen Todes starb, wie es beim Strangulieren der Fall war, verlor er manchmal die Kontrolle über seine Körperfunktionen. Das hatte Junior in einem Roman gelesen, einem Band aus dem Buchclub und daher sowohl lehrreich als auch glaubwürdig. Wahrscheinlich nicht in einem von Eudora Welty, eher von Norman Mailer. Jedenfalls roch es in der Herrentoilette zwar nicht so angenehm wie in einem Blumenladen, aber es stank auch nicht gerade.

Wenn das jedoch die gute Seite sein sollte, war es eine beschissen armselige gute Seite (und das war nicht als Wortspiel gedacht), er saß nämlich immer noch mit einer Leiche in diesem Männerklo fest. Einerseits konnte er nicht bis an sein Lebensende hier bleiben und sich von Leitungswasser und Papierhandtüchern ernähren, andererseits konnte er aber auch die Leiche nicht einfach hier liegen lassen, weil dann die Polizei in der Galerie anrücken würde, noch

bevor die Ver-mssage zu Ende war und er Gelegenheit hatte, Celestina zu ihrer Wohnung zu folgen.

Und noch etwas: Der junge Galenemitarbeiter wurde sich daran erinnern, dass Junior sich nach Neddy erkundigt hatte und diesem zur Herrentoilette gefolgt war. Er wurde eine Beschreibung liefern, und da er ein Kunstkennner war und als solcher über ein gutes visuelles Vorstellungsvermögen verfügte, wurde seine Beschreibung vermutlich sehr genau ausfallen, und das Phantombild des Polizezeichners wurde kein kubistisches Gebilde à la Picasso und auch kein verschwommenes impressionistisches Gekleckse sein, sondern ein bis ins kleinste Detail lebendig und realistisch ausgearbeitetes, wie von Norman Rockwell gemaltes Portrat, nach dem man ihn garantiert wiedererkennen wurde.

Auf der gewissenhaften Suche nach der guten Seite hatte Junior eine noch dunklere entdeckt.

Ein mulmiges Gefühl im Magen und ein Prickeln in der Kopfhaut versetzten Junior in Panik, weil er sowohl einen heftigen Brechanfall als auch einen allergischen Ausschlag befürchtete, Kotzen und hassliche Pusteln gleichzeitig. Hastig steckte er die Kapseln in den Mund; da er aber nicht genügend Speichel produzieren konnte, um sie hinunterzuschlucken, drehte er den Hahn auf und schöpfte mit beiden Händen

Wasser in den Mund, das ihm beim Trinken auf Jacke und Pullover tropfte.

Als er einen Blick in den Spiegel über dem Waschbecken warf, sah er dann nicht den kultivierten und selbstverwirklichten Mann, der zu werden er sich solche Muhe gegeben hatte, sondern das blasse Kind mit den großen Augen, das sich vor seiner Mutter versteckt hatte, wenn sie in der wechselhaften Stimmung ihrer kokaingetriebenen und amphetamine-mingesättigten Tage am finstersten Ende des Tunnels angelangt war, bevor sie die kalte Wirklichkeit gegen die wohlige Wärme der Psychiatrie eingetauscht hatte. Als wurde er in einer Zeitspirale rückwärts geschleudert in die verhasste Vergangenheit, spürte Junior, wie die Schutzmauern, die er so muhevoll errichtet hatte, in sich zusammenfielen.

Zu viel, viel zu viel, mit dem es fertig zu werden galt, und so ungerecht das Ganze: die fast aussichtslose Suche nach Bartholomew, allergische Ausschläge, Erbrechen und Diarrhoe, der

Verlust eines Zehs, der Verlust einer geliebten Frau, ein einsames Leben ohne Herzensgefährtin, Demütigungen durch Transvestiten, die furchtbaren Nachstellungen eines rachsüchtigen Geistes, Meditation, die ihre Wirkung verfehlte, weil er zu angespannt war, Zedd tot, die ständig drohende Gefahr, aus dem einen oder anderen Grund im Gefängnis zu landen, die Unfähigkeit, in der Stickerarbeit oder im Sex Seelenfrieden zu finden.

Junior suchte nach einem Inhalt in seinem Leben, einem fehlenden Element, ohne das es nicht vollständig war, etwas, das mehr war als eine Herzensgefährtin, mehr als Deutsch oder Französisch oder Karate, und so lange er denken konnte, hatte er nach diesem geheimnisvollen Etwas gesucht, nach diesem rätselhaften Ding, dieser Fähigkeit, diesem Was-auch-immer, dieser Kraft oder diesem Menschen, dieser Erkenntnis, aber das Problem war, dass er nicht wusste, *wonach* er suchte, und weil er so oft geglaubt hatte, es gefunden zu haben, und dann war es doch nicht das Richtige gewesen, fürchtete er, dass er, wenn er es *tatsächlich* einmal finden sollte, es achtlos wegwerfen würde, weil er es nicht als das Wun-

^Mttllll

derding erkannte, nach dem er seit seiner Kindheit gesucht hatte. Zedd zufolge war Selbstmitleid etwas Gutes, sofern man es als Sprungbrett zur Wut benutzte, weil die Wut - genau wie der Hass - eine heilsame Gefühlsäußerung war, wenn man sie in die richtige Bahn lenkte. Wut konnte einen Menschen zu ungeahnten Höchstleistungen anspornen, und wenn es nur die wütende Entschlossenheit war, die Idioten, die sich über ihn lustig machten, eines Besseren zu belehren, ihnen den eigenen Erfolg genüsslich unter die Nase zu reiben. Alle großen politischen Führer von Hitler bis Stalin und Mao, die der Geschichte der Menschheit ihren unauslöschlichen Stempel aufgedrückt hatten, waren von Wut und Hass getrieben und, jeder auf seine Weise, in ihrer Jugend von Selbstmitleid zerfressen worden.

Während er in den Spiegel blickte, der von Selbstmitleid hätte beschlagen sein müssen wie von einer heißen Dampfschicht, suchte Junior nach seiner Wut - und fand sie. Schwarze, ätzende Wut, tödlich wie das Gift der Klapperschlange. Mühelos filterte sein Herz ein Destillat aus reinem, unverfälschtem Zorn heraus.

Beschwingt von diesem berausenden Zorn, kehrte Junior dem Spiegel den Rücken und sah sich wieder nach der guten Seite um. Vielleicht war es das Toilettenfenster.

Kapitel 67

Als die kleine Wulfstan-Gesellschaft zu ihrem Tisch am Fenster geführt wurde, wogten dicke, watteartige Wolkenbäusche über der schwarzen Wasseroberfläche, als wäre die Bucht gerade aufgewacht und würde einen Berg Laken und Decken von sich schütteln.

Für den Kellner war Nolly einfach nur Nolly, Kathleen war Mrs. Wulfstan, und Tom Vanadium sprach er mit *Sir* an ... aber es war nicht die übliche Höflichkeitsfloskel, sondern ein *Sir*, in dem ein ehrerbietiger Ton mitschwang. Tom war dem Kellner nicht bekannt, aber sein zerklüftetes Gesicht verlieh ihm eine gewisse Würde; zudem besaß er, unabhängig von seinem Auftreten und seinem Benehmen, eine Ausstrahlung, ein undefinierbares *Etwas*, das seinen Mitmenschen Respekt und sogar Vertrauen einflößte. Sie bestellten Martinis für alle. Keiner der Anwesenden war auf strenge Abstinenz eingeschworen.

Tom erregte weniger Aufsehen, als Kathleen erwartet hatte.

Natürlich bemerkten ihn die anderen Gäste des Restaurants, aber nach ein paar erschrockenen beziehungsweise mitleidigen Blicken wandten sie sich gleichgültig wieder ab, obwohl die Gleichgültigkeit sicher nur gespielt war. Offensichtlich war derselbe Zug seiner Persönlichkeit, der ihm die ehrerbietige Aufmerksamkeit des Kellners einbrachte, dafür verantwortlich, dass die anderen Gäste höflich genug waren, seine Privatsphäre zu respektieren.

»In welcher Eigenschaft verfolgen Sie Cain eigentlich«, wandte sich Nolly an Tom, »nachdem Sie nicht mehr bei der Polizei sind?«

Statt einer Erwiderung zog Tom Vanadium eine Braue hoch, als wollte er damit sagen, dass es auf diese Frage mehr als nur eine nahe liegende Antwort gebe.

»Sie machen eigentlich nicht den Eindruck des typischen Bürgerwehrfanatikers.«

»Bin ich auch nicht. Ich habe lediglich beschlossen, das Gewissen zu sein, das Enoch Cam schon von Geburt an zu fehlen scheint.«

»Tragen Sie eine Waffe?«, fragte Nolly.

»Ich mochte Sie nicht belügen.«

»Also ja. Legal?«

Darauf schwieg Tom wieder.

Nolly seufzte. »Nun ja, wenn Sie ihn einfach nur einsacken wollten, hatten Sie das vermutlich gleich tun können, als Sie in die Stadt kamen.«

»Ich wurde genauso wenig einen Menschen einfach wegpusten, wie ich Selbstmord begehen wurde, nicht einmal eine Kellerassel wie Cam. Vergessen Sie nicht, ich glaube an ein Jüngstes Gericht.«

An Nolly gewandt, bemerkte Kathleen: »Das ist genau der Grund, warum ich dich geheiratet habe. Damit ich in den Genuss solcher Gespräche komme.«

»Über das Jüngste Gerichts meinst du?«

»Nein, über das >Wegpusten<«.

So geschmeidig waren die Bewegungen des Kellners, dass das korkbeschichtete Mahagonitablett mit den drei Martinis vor ihm her durch den Raum zu schweben und dann vor dem Tisch in der Luft zu hängen schien, während er je einen Cocktail vor die Dame, vor den Gast und zuletzt vor den Gastgeber stellte.

Nachdem sich der Kellner wieder entfernt hatte, sagte Tom: »Sie brauchen keine Angst zu haben, Sie konnten Beihilfe zu einem Verbrechen leisten. Wenn ich Cam abknallen musste, um zu verhindern, dass er jemandem etwas antut, wurde ich nicht zögern. Aber sonst wurde ich mich nie zum alleinigen Richter aufschwingen.«

Kathleen stieß Nolly mit dem Ellbogen an und sagte:

»>Abknallen<. Einfach wunderbar.«

Nolly hob sein Glas. »Auf die Gerechtigkeit, egal, ob auf die harte oder auf die weiche Tour.«

»Mmmm ...« Kathleen nippte genießerisch an ihrem Martini. »So kalt wie das Herz eines Killers und so knisternd wie eine Hundertdollarnote in der Brieftasche des Teufels.«

Bei diesem Vergleich zog Tom die Brauen hoch.

»Sie liest zu viele Krimis mit hartgesottene Detektiven als Helden«, bemerkte Nolly. »Neuerdings redet sie sogar davon, selbst welche zu schreiben.«

»Ich wette, ich konnte es, und sie wurden sich sogar verkaufen«, entgegnete sie. »Ich wäre vielleicht nicht so gut wie als Zahnärztin,

aber immer noch besser als manche Autoren, die ich in letzter Zeit gelesen habe.«

»Ich nehme an«, sagte Tom, »Sie machen Ihre Sache bei allem, was Sie sich in den Kopf setzen, so gut wie als Zahn-arztm.«

»Keine Frage«, pflichtete Nolly ihm bei und entblößte dabei sein strahlendes Gebiss.

»Tom«, sagte Kathleen, »ich glaube, ich weiß, warum Sie Polizist geworden sind. Das Waisenhaus St. Anselmo ... die Morde an den Kindern.«

Er nickte. »Danach war ich ein ungläubiger Thomas.«

»Sie haben sich gefragt«, sagte Nolly, »warum Gott es zulässt, dass die Unschuldigen leiden?«

»Eigentlich habe ich mehr an mir gezweifelt als an Gott, aber an ihm auch. Das Blut dieser Kinder klebt an meinen Händen. Ich sollte sie beschützen, aber ich habe versagt.«

»Waren Sie damals nicht viel zu jung, um ein Waisenhaus zu leiten?«

»Ich war dreiundzwanzig. Ich hatte die Aufsicht in einem der Stockwerke, in dem die Jungen schliefen. Es war das Stockwerk, in dem die Morde passiert sind ... Danach ... dachte ich, als Polizist konnte ich die Unschuldigen vielleicht besser beschützen. Und eine Zeit lang habe ich in diesem Beruf auch mehr Halt als im Glauben gefunden.«

»Ich kann Sie mir gut als Polizist vorstellen«, sagte Kathleen.

»>Wegpusten<, >Abknallen<, >Kellerasseln<, das alles geht Ihnen über die Lippen, als hätten Sie nie von etwas anderem gesprochen. Aber es fällt mir schwer, nicht zu vergessen, dass Sie auch Priester sind.«

»Ich war Priester«, berichtete er sie. »Und vielleicht werde ich ja irgendwann einmal wieder einer sein. Ich bin auf eigenen Wunsch seit siebenundzwanzig Jahren von meinem Gelübde und meinen Priesterpflichten entbunden. Eben seit dem Mord an diesen Kindern.«

»Aber warum haben Sie sich damals überhaupt für diesen Weg entschieden? Sie müssen unglaublich jung gewesen sein, als Sie ins Priesterseminar gingen.«

»Vierzehn. Normalerweise steckt die Familie dahinter, wenn ein so junger Mensch Priester werden will, aber in meinem Fall war es so, dass ich meine Angehörigen überreden musste.«

Er blickte gedankenverloren in die versammelte Gemeinde der Nebelgespenster hinaus, weiße, wabernde Massen, hinter denen die Bucht völlig verschwand, als wären die Seelen sämtlicher Seeleute, die je auf dem Meer geblieben waren, hier zusammengekommen und drängten nun, augenlosen Schatten gleich, denen dennoch nichts entging, ans Fenster.

»Schon als kleiner Junge«, fuhr Tom fort, »habe ich die Welt ganz anders gesehen als andere Leute. Ich will damit nicht sagen, dass ich kluger war. Mein IQ liegt vielleicht ein bisschen über dem Durchschnitt, aber nicht so, dass ich damit angeben konnte. Bin zweimal in Geografie und einmal in Geschichte durchgefallen. Kein Mensch wurde mich je für Einstein halten. Es ist nur .. ich habe immer eine solche Vielfalt, so viele Rätsel in der Welt gesehen, die andere Menschen gar nicht wahrgenommen haben, eine so vielschichtige Schönheit, Schichten um Schichten, wie ein Blätterteig, und jede Schicht noch überwältigender als die vorhergehende. Ich kann es Ihnen nicht erklären, ohne wie ein kompletter Idiot zu klingen, aber schon als Kind hatte ich den Wunsch, dem Gott zu

dienen, der ein solches Wunder geschaffen hatte, gleichgültig, wie merkwürdig und unbegreiflich er auch sein mag.«

Eine so eigenartige Erklärung für eine Berufung zum Priesteramt hatte Kathleen noch nie gehört, und es erstaunte sie auch einigermaßen, dass ein Priester Gott als »merkwürdig« bezeichnete. Tom wandte sich vom Fenster ab, und ihre Blicke begegneten sich. Seine rauchgrauen Augen wirkten wie von einer Eisschicht überzogen, als wären die Nebelgespenster durch das Fenster eingedrungen und hatten von ihm Besitz ergriffen. Doch dann flackerte die Kerze auf dem Tisch in einem kurzen Luftzug auf; das aufflammende Licht schmolz das Eis in seinen Augen, und Kathleen sah wieder die Wärme und die traurige Schönheit darin, die sie von Anfang an beeindruckt hatten.

»Da ich weniger philosophisch veranlagt bin als Kathleen«, bemerkte Nolly, »habe *ich* mich eher gefragt, wo Sie die Tricks mit der Münze gelernt haben. Wie kommt es, dass Sie Priester, Polizist

... und Hobbyzauberer in einem sind?«

»Na ja, es gab da einen Zauberkunstler ...«

Tom deutete auf den zur Neige gehenden Martini, der vor ihm auf dem Tisch stand. Auf dem Rand des Glases: in unmöglichem, schwankendem Gleichgewicht ... ein Vierteldollar.

»... er nannte sich König Obadiah, Pharao der Illusionen. Er reiste durchs ganze Land und trat in Nachtclubs auf ...«

Tom nahm die Münze vom Glas und schloss die Rechte darum, aber als er die Hand wieder öffnete, war sie leer.

»... und überall, wo er war, gab er zwischen den Auftritten

Gratisvorstellungen in Altersheimen, in Schulen für Gehörlose ...«

Obwohl der Vierteldollar unmöglich von einer Hand in die andere gewechselt sein konnte, ohne dass sie es bemerkt hatten, konzentrierten sich Kathleen und Nolly unwillkürlich auf Toms

Linke

»... und immer, wenn der gute Pharao nach San Francisco kam, was ein paar Mal im Jahr der Fall war, stattete er dem St. Anselmo einen Besuch ab, um den Jungen eine Freude zu machen ...«

Anstatt die linke Hand zu öffnen, hob Tom mit der Rechten sein Martiniglas an, und dort, auf dem Tischtuch unter dem Glas, lag die Münze.

»... also habe ich ihn überredet, mir ein paar einfache Tricks beizubringen.«

Als Tom jetzt die linke Handfläche nach oben drehte, lagen zwei 10-Cent-Stücke und ein Fünfer darauf.

»Einfach ist gut«, sagte Nolly.

Tom lächelte. »Ich habe im Laufe der Jahre viel geübt.«

Er schloss die Hand kurz zur Faust und warf Nolly die drei Münzen mit einer raschen Bewegung aus dem Handgelenk zu. Nolly zuckte zusammen, aber entweder waren die Münzen nie geworfen worden, oder sie hatten sich im Flug in Wohlgefallen aufgelöst - Toms Hand jedenfalls war leer.

Kathleen hatte nicht gesehen, wie Tom sein Glas auf den Tisch zurückgestellt hatte. Als er es jetzt hob, um den letzten Schluck Martini zu trinken, blitzten da, wo vorher der Vierteldollar gelegen

hatte, die zwei Zehner und der Fünfer auf.

Nach einer langen Pause, in der sie nachdenklich die Münzen betrachtete, sagte Kathleen: »Ich glaube nicht, dass es einen Krimiautor gibt, dessen Serienheld ein verbrecherjagender Priester ist, der außerdem zaubern kann.«

Während Nolly seinen Martini hob und dabei theatralisch auf die Stelle zeigte, an der das Glas gestanden hatte, als wäre die Tatsache, dass dort keine Münzen lagen, ein Beweis dafür, dass er ebenfalls über magische Kräfte verfügte, fragte er: »Noch eine Runde von diesem wunderbaren Zaubertrank?«

Da keiner der Anwesenden Einwände erhob, gaben sie die Bestellung auf, als der Kellner mit den Vorspeisen kam: Krabbenchips für Nolly, Scampi für Kathleen und Calamares für Tom. »Wissen Sie«, sagte Tom, als die zweite Runde Martinis vor ihnen stand, »es ist kaum zu glauben, aber es gibt wirklich Lokale, in denen man noch nie etwas von Martinis gehört hat.«

Nolly schauderte demonstrativ. »Im wilden Oregon. Ich werde keinen Fuß in diesen Staat setzen, solange es dort derartig unzivilisiert zugeht.«

»Nicht nur in Oregon. Sogar hier in San Francisco gibt es welche von der Sorte.«

»Möge Gott uns vor diesen schäbigen Spelunken bewahren«, sagte Nolly.

Auf diesen Trinkspruch stießen die drei fröhlich an.

Kapitel 68

Obwohl der Griff Öl hatte gebrauchen können und vernehmlich quietschte, ließen sich die nach außen zur Straße gehenden Fensterflügel leicht öffnen.

Im Fenstersturz sah man die glänzenden Sensoren einer Alarmanlage, die aber offensichtlich nicht eingeschaltet war. Die Fensterbank war etwa in Brusthöhe über dem Fußboden. Junior stützte sich mit beiden Händen auf und stemmte sich hoch. Da sich die beiden Fensterflügel nicht vollständig bis zur Außenmauer öffnen ließen, versperrten sie ihm die Sicht. Er musste sich weit hinauslehnen, bis er, bemüht, sein schwankendes Gleichgewicht auf der Fensterbank zu halten, die ganze Häuserzeile überschauen konnte, in deren ungefähre Mitte sich die Galerie befand.

Es herrschte so dichter Nebel, dass jedes Gefühl für Zeit und Raum verloren ging. Ein perlmuttner Lichtschimmer an beiden Enden der Häuserzeile deutete auf größere Straßenkreuzungen hin, war aber nicht hell genug, die schmale Hintergasse, die dazwischen lag, zu beleuchten. Ein paar Notbeleuchtungen - nackte Glühbirnen unter einfacher Glasabdeckung oder von einem Drahtgeflecht geschützt - brannten über den Lieferantenemgängen der Geschäfte, aber auch diese Lichter waren von dichten weißen Nebelschwaden verschleiert und deshalb so gedämpft, dass sie keinen helleren Schein verbreiteten als Gaslaternen.

Der Nebel verwischte aber nicht nur alle Konturen, sondern schluckte auch den Lärm der Stadt, sodass es in dem Gasschen erstaunlich still war. Viele Geschäfte hatten zu dieser abendlichen Stunde schon geschlossen, und soweit Junior das erkennen konnte, waren in dem gesamten Straßenabschnitt keine Lieferwagen oder anderen Fahrzeuge geparkt.

Da ihm nur allzu klar war, dass jeden Moment ein Gast, dessen Bedürfnis größer als seine Geduld war, an die verschlossene Tür klopfen konnte, ließ sich Junior in den Toilettenraum zurückfallen. Neddy saß, für die Arbeit passend gekleidet, aber für sein eigenes Begräbnis etwas zu fein herausgeputzt, schlaff, mit hängendem Kopf und auf die Brust gesunkenem Kinn an die Wand gelehnt da. Seine Hände lagen mit gespreizten Fingern flach neben ihm auf

dem Boden, als wollte er auf den Kacheln eine Melodie klimpern. Junior zerrte den Musiker zwischen Toilette und Waschbecken hervor.

»Mickriger, teiggesichtiger, geschwatziger Waschlapen«, zischelte Junior, der immer noch so wütend auf Neddy war, dass er ihn am liebsten als Toten noch mit dem Kopf in die Kloschüssel getaucht hatte. Hinein mit dem Kopf und darauf herumgetrampelt. In den Abfluss hineingestampft. Gestampft und gestampft und abgezogen und noch mal abgezogen.

Um sie sich zunutze zu machen, muss man die Wut kanalisieren, wie Zedd in wunderbar poetischen Worten in *Die Schönheit der Wut: Kanalisieren Sie Ihren Zorn, und seien Sie ein Siegertyp* erklärt. Es wurde Juniors Lage eindeutig verschlimmern, wenn er den Klempner rufen musste, um einen toten Musiker aus der Kanalisation zu befreien.

Mit diesem Gedanken brachte er sich selbst zum Lachen.

Unglücklicherweise war sein Gelächter so schrill und zittrig, dass es ihn zu Tode erschreckte.

Darauf konzentriert, seine schöne Wut zu kanalisieren, wuchtete Junior die Leiche auf die Fensterbank und ließ sie kopfüber hinausfallen. Der Nebel verschluckte sie mit einem Geräusch, das fast wie ein Schmatzen klang.

Er kletterte hinter dem Toten her durchs Fenster auf die Straße und schaffte es, nicht auf ihn zu treten.

Kein fragender Ruf, keine anklagende Stimme hallte von den Mauern des Gasschens wider. Er war allem mit der Leiche in diesem nebelverhangenen Augenblick der Großstadtnacht ... aber wie lange noch?

Einen anderen Toten hatte er vielleicht hinter sich herschleifen müssen, aber Neddy wog ungefähr so viel wie eine mannsgroße Baguette. Junior hob die Leiche auf und warf sie sich wie ein Feuerwehrmann beim Rettungseinsatz über die Schulter.

Ganz in der Nahe zeichneten sich die Umrisse einiger großer Mullcontainer ab, dunkle Rechtecke, die man in dem träge wogenden Nebel mehr ahnen als sehen konnte, Traumgebilde, so duster und unheimlich wie Sarkophage auf einem Friedhof, und einer so gut wie der andere geeignet, die Leiche eines Musikers

aufzunehmen.

Ein Problem galt es zu bedenken: Falls man Neddy entdeckte, bevor die Container geleert wurden, und nicht erst auf der Mullkippe, die, wenn es nach Junior ging, seine vorletzte Ruhestätte sein wurde, durfte er keine der Tonnen auswählen, in der die Abfälle der Galerie entsorgt wurden. Je unwahrscheinlicher es war, dass die Polizei Neddy mit der Greenbaum'schen Kitschfabrik in Verbindung brachte, umso unwahrscheinlicher war es *auch*, dass sie den Mord mit Junior in Verbindung brachte.

Geduckt wie ein Affe, lief er mit dem geschulterten Musiker ein Stück weit in nördlicher Richtung. Das alte Kopf-stempflaster des Gasschens hatte man irgendwann mit einer Asphaltdecke überzogen, aber an manchen Stellen war der neue Belag rissig geworden und weggebrockelt, sodass eine gefährlich unebene Oberfläche entstanden war, die durch den Nassefilm, der sich im Nebel darauf niedergeschlagen hatte, noch trügerischer wurde. Junior stolperte häufig und glitt immer wieder aus, aber mithilfe seiner kanalisierten Wut gelang es ihm, das Gleichgewicht zu wahren, bis er eine Mulltonne gefunden hatte, die ihm weit genug entfernt zu sein schien.

Der Container - etwa mannshoch, zerbeult, verrostet, mit Kondenswasser beschlagen - war größer als die meisten anderen Mullbehälter in der Straße und hatte einen zweigeteilten Deckel. Beide Deckelhalften standen offen.

Ohne Feierlichkeiten und ohne Gebet, dafür aber mit einer guten Portion gerechten Zorns schob Junior den toten Musiker über den Rand der Tonne. Ein paar schreckliche Sekunden lang hing sein linker Arm in dem locker geschnürten Gürtel des Trenchcoats fest. Mit einem schrillen, angstvoll gepressten Stöhnen durch die zusammengebitzenen *Zähne* riss er sich mit einer hektischen Bewegung los und ließ die Leiche fallen.

Das Geräusch, das aus dem Container drang, zeigte ihm, dass der Tote auf einer weichen Unterlage aus Abfällen gelandet und gleichzeitig dass der Behälter höchstens zur Hälfte gefüllt war. Dadurch erhöhten sich seine Chancen, dass die Leiche erst entdeckt werden würde, wenn sie, von der Mullabfuhr abgeladen, auf irgendeiner Mullahde landete ... und auch dann wurden vielleicht die einzigen Augen, die sie erblickten, die einer hungrigen

Rattenmeute sein.

Weiter, immer weiter, wie ein fuhrerlos dahinrasender Zug; die toten Nonnen - oder doch wenigstens einen toten Musiker - weit hinter sich lassen.

Zum offen stehenden Fenster, zurück in die Herrentoilette. Immer noch schäumend vor Wut. Voller Zorn zog er die Fensterflügel zu, durch deren schmaler werdende Öffnung der Nebel heremzungenelte. Nur für den Fall, dass vor der Tür jemand wartete, betätigte er, damit es möglichst echt klang, die Wasserspülung, obwohl stopfende Nahrungsmittel und die prophylaktische Einnahme einer Brechreiz stillenden Arznei dafür sorgten, dass seine Verdauung so robust war wie die eines tapferen Ritters im Schlachtgetummel. Er wagte es, einen Blick in den Spiegel über dem Waschbecken zu werfen, aber obwohl er erwartet hatte, dass ihm ein gespenstisch hohlwangiges Gesicht mit tiefen Schatten unter den Augen entgegenblicken wurde, hatte das grausige Erlebnis keine sichtbaren Spuren hinterlassen. Eilig kämmte er sich die Haare. Wahrhaftig, er sah so gut aus, dass ihn die Frauen bei seiner Rückkehr in die Ausstellungsräume der Galerie wie gewöhnlich mit lüsternen Blicken verfolgen wurden. So gut es ging, inspizierte er seine Kleider. Auch die sahen weniger zerknittert aus, als er erwartet hatte, und wiesen keine sichtbaren Schmutzflecken auf.

Er wusch sich gründlich die Hände.

Schließlich nahm er, nur um sicherzugehen, noch eine Dosis der mitgebrachten Medikamente ein. Eine gelbe, eine blaue Kapsel. Ein rascher, suchender Blick über den Fußboden. Der Musiker hatte nichts zurückgelassen, weder einen abgerissenen Knopf noch dunkelrote Blütenblätter von der Rose in seinem Knopfloch. Als Junior die Tür öffnete, stellte er fest, dass der Gang menschenleer war.

In beiden Ausstellungsräumen der Galerie war die Verms-sage noch in vollem Gange. Die Heerscharen der Kulturlosen, die außer für die herumgereichten Häppchen in keiner Hinsicht Geschmack an den Tag legten, ließen sich wortreich über Kunst aus und spulten ihre unmaßgeblichen Ansichten mit billigem Champagner hinunter.

Junior hatte die Nase so gestrichen voll von diesen Menschen und von der ganzen Ausstellung, dass ihm ein nervöser Brechanfall fast willkommen gewesen wäre. Selbst in seinem Elend hatte es ihm Spaß gemacht, diese aufdringlich hübschen Bilder mit seinem säuerlich stinkenden Mageninhalt zu besudeln: Kritik der beißendsten Art.

Auf dem Weg zum Ausgang fiel sein Blick im Hauptausstellungsraum auf Celestma White, die umringt war von schafskopfigen Bewunderern, geistlosen Schwatzern, tollpat-schigen Vollidioten, Deppen und Kretins, Armleuchtern, Hornochsen und Einfaltspinseln. Sie war immer noch so schön wie ihre empörend lieblichen Bilder. Für sie wurde Junior, sofern sich eine Gelegenheit dazu ergab, wesentlich mehr Verwendung haben als für ihre so genannte Kunst.

Die Straße vor dem Eingang der Galerie war m ebenso dichten Nebel getaucht wie das Gasschen hinter dem Gebäude. Die Lichter der vorbeifahrenden Autos bohrten sich in das Dunkel wie die Suchscheinwerfer von Bergungsunterseebooten, die in der ewigen Finsternis der Tiefsee arbeiten.

Er hatte einem Parkplatzwachter ein anständiges Summchen dafür zugesteckt, dass er seinen Mercedes in der hauseigenen Parkzone eines Restaurants m der Nahe stehen lassen durfte, sodass ihm der Wagen bei Bedarf jederzeit zur Verfügung stand. Er konnte ihn auch stehen lassen und Celes-tina zu Fuß folgen, sofern sie sich entschloss, nach Hause zu laufen.

Während sich Junior, in der Absicht, den Eingang der Galerie vom Fahrersitz seines Mercedes aus im Auge zu behalten, dem Wagen näherte, sah er nach der Uhrzeit. Sein Handgelenk wirkte nackt und bloß - seine Rolex war nicht mehr da!

Wie vom Donner gerührt, die Vision des auf ihn einstürmenden Unheils vor Augen, blieb er stehen.

Das maßgefertigte Goldgliederarmband der Uhr hatte einen Klappverschluss, sodass es sich leicht über die Hand abstreifen ließ, wenn dieses geöffnet war. Junior wusste sofort, dass der Verschluss aufgegangen sein musste, als er sich mit dem Arm im Gürtel von Neddys Trenchcoat verfangen hatte. Als er sich losgerissen hatte, war die Leiche in den Mullcontainer gefallen und hatte Juniors Uhr

mit in die Tiefe genommen.

Die Rolex war zwar ein teures Stück, aber es ging Junior nicht um ihren materiellen Wert. Er konnte sich, wenn er wollte, einen ganzen Haufen Rolexuhren kaufen und seine Arme vom Handgelenk bis zur Schulter damit drapieren.

Die Wahrscheinlichkeit, dass er einen deutlichen Fingerabdruck auf dem Glas hinterlassen hatte, war als gering einzuschätzen. Und die Oberfläche des Armbands hatte eine so tiefe Struktur, dass keine für die Polizei verwertbaren Abdrucke darauf haften konnten.

Auf der Rückseite des Gehäuses waren zum Gedenken allerdings die verhängnisvollen Worte eingraviert: *Für Eme/In Liebe/Tammy Bean.*

Tammy, die Analystin, Borsenmaklerin und Tierfutter fressende Katzenfetischistin, mit der er von Weihnachten 1965 bis Ende Februar 1966 Inert gewesen war, hatte ihm die Uhr als Gegenleistung für die vielen Aufträge, die er ihr vermittelt hatte, und als Dank für den unübertroffenen Sex mit ihm geschenkt. Junior konnte es nicht fassen, dass dieses Miststück fast zwei Jahre später wieder in sein Leben trat, um ihn fertig zu machen. Zedd lehrt uns, dass die Gegenwart nur ein fluchtiger Augenblick zwischen Vergangenheit und Zukunft ist, womit uns im Grunde nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten bleibt: Entweder wir leben in der Vergangenheit oder in der Zukunft. Die Vergangenheit ist, da sie vergangen und vergessen ist, ohne jede Bedeutung, es sei denn, wir beharren darauf, ihr eine gewisse Macht zu verleihen, indem wir nicht vollständig in der Zukunft leben. Junior bemühte sich stets, in der Zukunft zu leben, und er glaubte auch, mit seinem Bemühen Erfolg zu haben, aber offensichtlich hatte er noch nicht gelernt, Zedds Weisheiten uneingeschränkt in die Tat umzusetzen, denn die Vergangenheit holte ihn immer wieder ein. Jetzt wünschte er sich sehnlichst, er hätte nicht einfach nur Schluss gemacht mit Tammy Bean, sondern hatte sie statt-dessen erwürgt, hatte sie erwürgt, ihre Leiche nach Oregon gekarrt, sie von einem Aussichtsturm gestoßen, mit einem Kerzenstander auf sie eingedroschen, ihr die Rolex ins Maul gestopft und sie am Grund des Baggersees versenkt.

Möglicherweise beherrschte er die Sache mit dem Leben in der Zukunft noch nicht perfekt, aber was die Wut betraf, machte ihm

niemand etwas vor.

Vielleicht wurde die Uhr ja nicht mit der Leiche entdeckt werden. Vielleicht wurde sie unter Mullbergen verschwunden bleiben, bis die Halde in zweitausend Jahren von Archäologen ausgegraben wurde.

Vielleicht ist für die Katz, sagt uns Zedd in Erst handeln, dann denken: Lernen Sie Ihrem Gefühl zu vertrauen.

Er konnte Tammy Bean erschießen, nachdem er Bartholomew getötet hatte, sie noch vor dem Morgengrauen erledigen, bevor die Polizei sie ausfindig machte, sodass sie ihnen nicht mehr verraten konnte, wer »Eme« war. Oder er konnte in das Gasschen zurückgehen, in den Mulicontainer klettern und die Rolex herausholen.

Unschlüssig stand Junior auf dem Bürgersteig, unfähig, sich zu bewegen, so als ob der Nebel ein lahmendes Nervengas wäre. Er hatte absolut keine Lust, in diese Mulltonne zu klettern.

Da er wie immer ruckhaltlos ehrlich mit sich selbst war, musste er sich eingestehen, dass es sein Problem nicht lösen wurde, wenn er Tammy umbrachte. Vielleicht hatte sie mit Freunden und Kollegen über die Rolex gesprochen, so wie sie ihren Freundinnen zweifellos genussvoll und in allen Einzelheiten von Juniors unvergleichlichen Qualitäten als Liebhaber erzählt hatte. Außerdem hatten andere in den zwei Monaten seiner Affäre mit der Katzenfreundin garantiert gehört, wie sie ihn Eme genannt hatte. Er konnte unmöglich Tammy und alle ihre Freunde und Kollegen umbringen, zumindest nicht rechtzeitig genug, um der Polizei einen Strich durch die Rechnung zu machen.

Im Kofferraum seines Wagens bewahrte er für Notfälle eine Taschenlampe auf. Er holte sie heraus und steckte dem

Parkplatzwächter des Restaurants noch ein Extrasummen zu. Zurück zu dem Seitenstraßchen. Diesmal nicht durch die von Dumpfbacken wimmelnden Räume der Galerie. In strammem Schritt um den Hauserblock herum.

Wenn es ihm nicht gelang, die Rolex zu finden und zu seinem Wagen zurückzukehren, bevor die Vermisssage zu Ende war, hatte er seine beste Gelegenheit, sich von Celestina zu Bartholomew führen zu lassen, vertan.

In der Ferne das Klingeln der Straßenbahn. Schrill und deutlich zu hören trotz des dampfenden Nebels.

Eine Szene aus einem alten Film fiel ihm ein, den sich Naomi einmal unbedingt hatte ansehen wollen, eine Liebesgeschichte in Zeiten der Pest: Ein Pferdefuhrwerk war durch die nächtlichen Straßen von London oder Paris gerollt, und der Kutscher hatte eine Glocke gelautet und gerufen: »Bringt die Toten heraus, bringt die Toten heraus!« Hatte die Stadt San Francisco einen so praktischen Service im Angebot, hatte er Neddy Gnathic gar nicht erst im Mulicontainer entsorgen müssen. Schadhafter Asphalt im Wechsel mit glitschigem Kopf-stempflaster. Schnell, nur schnell. Vorbei am erleuchteten Fenster der Herrentoilette der Galerie.

Junior fragte sich besorgt, ob er unter den vielen Mulltonnen wieder die richtige herausfinden würde. Er schaltete die Taschenlampe jedoch nicht ein, weil er annahm, dass er sich besser orientieren konnte, wenn die äußeren Bedingungen, Lichtverhältnisse und Nebel, genauso waren wie vorher. Seine Annahme erwies sich als richtig, er erkannte den wichtigen Mulicontainer nämlich auf Anhieb, als dieser vor ihm auftauchte.

Nachdem er die Taschenlampe in den Gürtel gesteckt hatte, griff er mit beiden Händen nach dem oberen Rand des Containers. Das Metall war schartig, kalt und nass.

Ein guter Zimmermann kann seinen Hammer so präzise und elegant schwingen wie ein Dirigent seinen Taktstock. Ein Polizist, der den Verkehr regelt, kann seiner Arbeit einen fast tänzerischen Schwung geben. Aber von allen schlichten Tätigkeiten, die ein Mensch durch kraftvolle Geschmeidigkeit und Anmut in Poesie für das Auge verwandeln kann, birgt der Versuch, in einen Mullcontainer zu klettern, das geringste Potenzial zu optischer Verklärung.

Junior zog sich hoch, krabbelte über den Rand und ließ sich, fest entschlossen, auf den Füßen zu landen, schwer in die tiefe Tonne fallen. Aber er hatte zu viel Schwung, sodass er mit der Schulter gegen die Ruckwand des Containers krachte, auf die Knie stürzte und dann mit dem Gesicht voran in den Mull kippte.

Juniors Körper hatte wie ein Klöppel im Innern der Tonne einen

laut drohnenden Ton angeschlagen, der jetzt scheppernd wie das Gelaut einer schlecht gegossenen Kirchenglocke von den Mauern der angrenzenden Gebäude zurückgeworfen wurde und feierlich durch die nebelverhangene Nacht hallte.

Reglos wartete er, bis wieder Stille einkehrte und er hören konnte, ob das mächtige Gongen Neugierige in das Gasschen gelockt hatte. Da ihm kein Faulmsgestank in die Nase stieg, konnte Junior davon ausgehen, dass hier keine Lebensmittelreste entsorgt wurden. In der vollkommenen Dunkelheit, nur auf seinen Tastsinn angewiesen, kam er zu dem Schluss, dass fast alles in Plastiksacken verpackt war, deren Inhalt sich verhältnismäßig weich anfühlte - Papierabfälle vermutlich.

An seiner rechten Körperseite spürte er allerdings etwas, das harter als in Tuten verpackter Papiermuli war, einen großen, kantigen Gegenstand. Nachdem das blecherne Gongen verhallt war und er wieder klarer denken konnte, stellte er fest, dass sich ihm ein leicht feuchtes, warmes *Etwas* unangenehm an die rechten Wange drückte.

Wenn es sich bei dem großen kantigen Gegenstand um Neddy Gnathic handelte, musste das leicht feuchte, warme Etwas die herausquellende Zunge des erdrosselten Mannes sein.

Mit einem leisen, angeekelten Zischen ruckte Junior von dem Ding, was immer es auch sein mochte, ab, zog die Taschenlampe aus dem Gürtel und lauschte angestrengt, ob auf der Straße etwas zu hören war. Keine Stimmen. Keine Schritte. Nur Verkehrsgeräusche in der Ferne, die so gedämpft waren, dass sie wie das Gurren und Fauchen und leise drohende Knurren nach Beute suchender Kreaturen klangen, verirrter Raubtiere, die durch den Großstadtnebel streiften.

Schließlich knipste er die Taschenlampe an, und in ihrem Lichtkegel lag Neddy ganz entspannt und so schweigsam im Tod, wie er es im Leben nie gewesen war: auf dem Rücken ausgestreckt, den Kopf nach links gedreht, die schlaffe, angeschwollene Zunge obszön herausgestreckt.

Junior neigte sich heftig die von einem Kadaver abgeleckte Wange und wischte die Hand dann am Trenchcoat des Musikers ab.

Er war froh, dass er eine doppelte Dosis des Brechreiz stillenden

Mittels genommen hatte. Trotz den Ekel erregenden Umstände war sein Mageninhalt so stabil und sicher aufgehoben wie in einem Banksafe.

Neddys Gesicht wirkte nicht mehr so bleich wie zuvor. Sein Teint hatte eine graue, ins Bläuliche übergehende Schattierung angenommen.

Die Rolex. Da die Abfälle in dem riesigen Container zum größten Teil in Tüten verpackt waren, wurde es leichter sein, die Uhr zu finden, als Junior befürchtet hatte.

Also dann.

Frisch ans Werk.

Er musste in Bewegung bleiben, sich auf die Suche machen, die Uhr finden, und dann nichts wie raus hier, aber er konnte den Blick nicht von dem toten Musiker abwenden. Etwas an der Leiche machte ihn nervös ... nicht nur die Tatsache, dass sie tot war und widerwärtig und, sofern er hier mit ihr erwischt wurde, eine sichere Fahrkarte in die Todeszelle.

Es war ja nicht so, dass dies Juniors erste Begegnung mit einer Leiche gewesen wäre. In den vergangenen paar Jahren war ihm der Anblick der Toten so vertraut geworden wie einem Leichenbeschauer. Sie waren für ihn so unspektakulär wie ein Ruhrkuchen für einen Konditor.

Und doch hämmerte sein Herz angstvoll gegen die Rippen, und in seinem Nacken bildete sich eine Gänsehaut.

Sein Blick wurde auf makabre Weise wie ein in der Luft kreisender Aasgeier von der rechten Hand des Pianisten angezogen. Die Linke lag, mit der Handfläche nach unten, offen da. Aber die Rechte war zur Faust geballt und nach oben gekehrt.

Zaghafte streckte er die Hand nach der Faust des Toten aus, fand aber nicht den Mut, sie zu berühren. Er fürchtete, einen

Vierteldollar darin zu finden, wenn er die starren Finger aufbog. Lächerlich. Ausgeschlossen.

Was aber, wenn?

Dann sieh nicht hin.

Konzentrier dich. Konzentrier dich auf die Rolex.

Stattdessen starrte er weiter unverwandt die Hand im Licht-

kegel der Taschenlampe an: vier lange, schlanke, kalkweiße, zur Handwurzel hin angewinkelte Finger; der Daumen steif abstehend, als hoffte Neddy, per Anhalter aus der Mulltonne, aus dem Reich der Toten mitgenommen und an seinen Flügel in der Cocktailbar im Nob-Hill-Viertel zurückgebracht zu werden.

Konzentration. Er durfte nicht zulassen, dass die Angst seine Wut verdrängte.

Denk an die Schönheit der Wut. Kanalisier deinen Zorn und sei ein Siegertyp. Erst handeln, dann denken.

In einem plötzlichen Anfall von Tatendrang *zerrte* Junior an der zur Faust geballten Hand des Toten, bis die aus Fingern und Handfläche gebildete Falle aufsprang ... und es war keine Vierteldollarmunze dann. Auch nicht zwei Zehner und ein Fünfer. Und keine fünf 5-Cent-Stücke. Nichts. Gar nichts. Null.

Fast hatte er über sich selbst gelacht, aber ihm fiel sofort das erschreckend schrille Gelächter ein, das er ausgestoßen hatte, als er mit dem Gedanken gespielt hatte, Neddy Gna-thic ins Klo zu stopfen. Um zu verhindern, dass ihm dieser grelle, ganz und gar nicht fröhliche Laut noch einmal über die Lippen kam, biss er sich so fest auf die Zunge, dass sie fast geblutet hatte.

Die Rolex.

Für den Fall, dass sich die Uhr in Neddys Gürtel oder in seinen Armelklappen verfangen hatte, suchte er als erstes die unmittelbare Umgebung des Toten ab. Ohne Erfolg.

Er drehte Neddy auf die Seite und ließ ihn, da er keine goldene Uhr entdecken konnte, wieder auf den Rücken fallen.

Und dann bemerkte Junior etwas, das schlimmer war als ein Vierteldollar in der geschlossenen Hand: Die Augen des Toten schienen ihn, während er den Mull durchwühlte, zu beobachten.

Er wusste, dass sich in diesen starren, blicklosen Augen nichts anderes bewegen konnte als der Lichtreflex der Taschenlampe, in deren Schein er den Mull absuchte. Er wusste, dass es jeder

Vernunft entbehrte, und doch widerstrebte

es ihm, der Leiche den Rücken zu kehren. Immer wieder unterbrach er unvermittelt seine Suche, um abrupt den Kopf zu heben und Neddy misstrauisch zu betrachten, weil er meinte, aus den Augenwinkeln gesehen zu haben, wie ihm der Blick des Toten

folgte.

Dann glaubte er zu hören, wie sich von der Straße her Schritte näherten.

Er löschte das Licht und verharrte geduckt in der völligen Dunkelheit, den Rücken an die Containerwand gelehnt, weil er mit den Füßen zwischen den glitschigen, vom Nebel feuchten Plastiktüten kaum Halt fand.

Sofern Junior wirklich Schritte vernommen hatte, waren diese in dem Augenblick verstummt, als er erstarrt war, um sie besser hören zu können. Obwohl sein Herz laut hämmerte, wäre ihm kein Geräusch von draußen entgangen. Er hatte das Gefühl, dass die watteweichen Nebelmassen jetzt den ganzen Straßenlärm noch gründlicher verschluckten als zuvor.

Je länger er mit lauschend zur Seite geneigtem Kopf dahock-te und verhalten durch den Mund atmete, umso sicherer wurde er sich, dass er wirklich die Schritte eines Mannes gehört hatte, der sich der Mülltonne näherte. Ja, er konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass jemand dicht vor dem Container stand, jemand, der mit zur Seite geneigtem Kopf, verhalten durch den Mund atmend, genauso in die Tonne hineinlauschte, wie Junior auf ein Geräusch von draußen wartete.

Was, wenn ...

Nein. Er würde sich durch keine Mutmaßungen dieser Art in Panik versetzen lassen.

Gut, aber was, wenn ...

Vielleicht war für die Katz, aber Zedd hatte es versäumt, die Tiefgründigkeit zu vermitteln, die Junior benötigt hätte, um das »Was wenn« ebenso mühelos abzutun wie das »Vielleicht«.

Was, wenn ihm der uneinsichtige, egoistische, habgierige, kriecherische, gewalttätige, neurotische und bösertige Geist Thomas Vanadiums, der sich ihm schon einmal in einem anderen

Seitengässchen am helllichten Tag an die Fersen geheftet hatte, in den Gespensterstunden der Nacht hierher gefolgt war; und was, wenn dieser Geist jetzt unmittelbar vor dem Müllcontainer stand, und was, wenn er die beiden Deckelhälften zuklappte und einen Riegel durch die dafür vorgesehenen Ösen schob, und was, wenn Junior hier mit dem erwürgten, mausetoten

Neddy Gnathic gefangen war, und was, wenn die Taschenlampe bei dem Versuch, sie einzuschalten, den Dienst versagte, und was, wenn Neddy plötzlich in die pechschwarze Dunkelheit hinein fragte: »Hat jemand einen besonderen Musikwunsch?«

Kapitel 69

Roter Himmel am Morgen, für den Seemann Kummer und Sorgen;
roter Himmel am Abend, für den Seemann erquickend und labend.
In der Dämmerung dieses Januarabends, an dem Maria Ele-na
Gonzalez auf der Küstenstraße von Newport Beach in Richtung
Süden fuhr, hatten eigentlich sämtliche Seefahrer dieser Breiten die
Rumflasche erheben müssen, um den himmlischen Fruchtcocktail
zu feiern: reife Kirschen im Westen, Blutorangen im Zenit,
dunkelrote Trauben im Osten.

Barty, der mit Agnes auf der Rückbank des Wagens saß, blieb das
Naturschauspiel, das die Seeleute in festliche Stimmung versetzen
mochte, vorenthalten. Weder konnte er sehen, wie der rote Himmel
sein leuchtendes Antlitz im Spiegel des Meeres bewunderte noch,
wie sich die Wellen mit einem Gluthauch überzogen oder wie das
Firmament unter dem Schleier der Nacht allmählich wieder zu
ehrbarer Bescheidenheit ver-blassete.

Agnes überlegte, ob sie dem blinden Jungen den Sonnenuntergang
beschreiben sollte, aber ihre anfänglichen Bedenken gewannen die
Oberhand, und als die ersten Sterne am Himmel erschienen, hatte
sie die glorreiche Schlussapotheose dieses Tages mit keinem Wort
erwähnt. Zum einen befürchtete sie, mit ihrer Beschreibung der
Wirklichkeit nicht gerecht zu werden und mit ihren unzulänglichen
Worten Bartys kostbare Erinnerung an die Sonnenuntergänge zu
trüben, die er in seinem Leben schon gesehen hatte. Vor allem aber
schwiegte sie, weil sie ihn nicht daran erinnern wollte, wie viel er verloren
hatte.

Die letzten zehn Tage waren die schwierigsten ihres Lebens
gewesen, schwerer noch als die Zeit nach Joeys Tod. Damals hatte
sie zwar einen Ehemann, einen zärtlichen Geliebten und ihren
besten Freund verloren, aber ihr waren ihr unerschütterlicher
Glaube, ihr neugeborener Sohn und die Verheißung seiner Zukunft
geblieben. Sie hatte ihren kostbaren Jungen immer noch, auch wenn
seine Zukunft nun in einiger Hinsicht überschattet war, und sie
hatte sich auch ihren Glauben bewahrt, obwohl er nicht mehr ganz
so unerschütterlich war und ihr weniger Trost gab als bisher.
Bartys Entlassung aus der Hoag-Klinik hatte sich durch eine

Infektion verzögert, und danach hatte er noch drei Tage in einer Rehaklinik in der Nähe von Newport verbracht. Er musste vor allem lernen, sich in der ungewohnten Welt der Dunkelheit zurechtzufinden, weil die Sinnesfunktion, die er verloren hatte, weder durch fleißiges Üben noch durch eine Therapie wieder hergestellt werden konnte.

Normalerweise wäre ein Dreijähriger zu klein gewesen, um den Umgang mit einem Blindenstock zu erlernen, aber Barty war kein Kind wie alle anderen. Da anfangs kein Blindenstock in passender Größe zur Hand war, begann er mit einer Messlatte zu üben, die man für ihn auf sechzig Zentimeter gekürzt hatte. Am letzten Tag war sein maßgefertigter Blindenstock schließlich fertig, weiß mit einer schwarzen Spitze; der Anblick des Stocks und die Assoziationen, die er hervorrief, trieben Agnes die Tränen in die Augen, obwohl sie geglaubt hatte, sich innerlich für die schwere Aufgabe, die nun vor ihr lag, gewappnet zu haben.

Eigentlich hielten es die Fachleute nicht für ratsam, einem Dreijährigen schon die Brailleschrift beizubringen, aber in diesem Fall wurde eine Ausnahme gemacht. Also vereinbarte Agnes die Zeiten für seinen künftigen Unterricht, obwohl sie vermutete, dass er nicht mehr als ein, zwei Stunden brauchen würde, um das System der Schrift zu durchschauen und deren praktische Anwendung zu lernen.

Künstliche Augen waren bereits bestellt worden. In wenigen Tagen würden sie zu einer dritten Anprobe wieder nach Newport Beach fahren, bevor jene endgültig eingesetzt wurden. Sie bestanden nicht, wie gemeinhin angenommen, aus Glas, sondern es waren dünne Kunststoffschalen, die unter den Lidern genau in die leeren Augenhöhlen eingepasst wurden. Auf der Innenseite der durchsichtigen künstlichen Hornhaut wurde die Iris kunstvoll mit der Hand aufgemalt, und eine Verbindung zwischen den sechs Bewegungsmuskeln des Auges und der Bindehaut würde für die Beweglichkeit der Prothese sorgen.

So beeindruckt Agnes auch von den Mustern gewesen war, die man ihr gezeigt hatte, machte sie sich doch nicht die geringsten Hoffnungen, dass es gelingen würde, die einmalige Schönheit der smaragdgrün und saphirblau gesprenkelten Augen ihres Sohnes nachzubilden. Auch wenn ein noch so guter Künstler am Werk sein

mochte, würden doch Menschenhände und nicht die Hände Gottes diese Augen malen.

Noch hingen die Lider ohne Halt über den leeren, von Verbänden bedeckten Augenhöhlen, und wie Barty so mit seiner Sonnenbrille, den Blindenstock neben sich an den Sitz gelehnt, auf der Rückbank saß, sah er aus, als hätte man ihn für eine Rolle in einem Stück über sämtliche von Dickens beschriebenen traurigen Kinderschicksale ausstaffiert.

Am Vortag waren Jacob und Edom nach Bright Beach zurückgekehrt, um alles für Bartys Ankunft vorzubereiten. Als Maria jetzt in die Auffahrt einbog und am Haus vorbei zu der frei stehenden Garage an der hinteren Grenze des langgezogenen Grundstücks fuhr, eilten die beiden die Hintertreppe herunter und kamen über den Rasen herbeigerannt.

Jacob wollte das Gepäck ins Haus bringen und Edom verkündete, er wolle Barty tragen. Der Junge bestand jedoch darauf, den Weg zum Haus ohne Hilfe zurückzulegen.

»Aber es ist dunkel, Barty«, wandte Edom besorgt ein.

»Das kann man wohl sagen«, entgegnete Barty und fügte, als betretenes Schweigen auf seine Bemerkung folgte, hinzu: »Herrje, ich wollte nur einen kleinen Witz machen.«

Gefolgt von seiner Mutter, seinen beiden Onkeln und Maria, die sich alle zwei Schritte hinter ihm hielten, ging Bar-ty, den rechten Fuß auf dem betonierten Weg, den linken auf dem Rasen, die Einfahrt entlang, ohne die Hilfe seines Stocks in Anspruch zu nehmen, bis er auf eine Bodenerhebung stieß, auf die er offensichtlich gewartet hatte. Das Gesicht nach Norden gewandt, blieb er stehen, überlegte einen Moment und deutete dann in westliche Richtung. »Die Eiche ist da drüben.«

»Das stimmt«, bestätigte Agnes.

Indem er sich an der Eiche orientierte, die sich im rechten Winkel zu seiner Linken befand, konnte er den Winkel vom fünfundvierzig Grad berechnen, den er einschlagen musste, um zur Hintertreppe des Hauses zu gelangen. Er deutete mit dem Stock, den er bis dahin nicht benutzt hatte, in die Richtung. »Der Hintereingang?«

»Ausgezeichnet«, lobte ihn Agnes.

Weder übertrieben vorsichtig noch allzu forsch, ging der Junge über

den Rasen auf die Hintertreppe zu. Er lief so gerade und zielstrebig, wie es Agnes mit geschlossenen Augen nie geschafft hätte.

»Was sollen wir tun?«, fragte Jacob, der neben ihr ging.

»Lass ihn einfach«, sagte sie. »Lass ihn einfach er selbst sein.« Unter den ausladenden schwarzen Ästen des mächtigen Baums, der ihm mit den grünen Zungen seiner sich im Wind wiegenden Blätter unaufhörlich Mut zuflüsterte, nahm Bar-ty seinen Weg und war einfach er selbst, entschlossen und unbeirrbar.

Als er glaubte, nah genug beim Haus zu sein, tastete er mit dem Stock nach der Treppe. Noch zwei Schritte, dann schlug die Spitze des Stocks gegen die unterste Treppenstufe.

Tastend suchte er nach dem Geländer. Fand den Handlauf. Und stieg die Stufen zum Eingangspodest hinauf.

Die Küchentür, die offen stand und hell erleuchtet war, verfehlte er aber um einen halben Meter. Er tastete sich an der Hausmauer entlang, stieß an den Türrahmen, fand die Türöffnung, erforschte die Schwelle mit dem Stock und trat dann mit einem Schritt darüber.

Schließlich drehte er sich zu der Eskorte um, die seine vier Begleiter bildeten. Mit eingezogenen Schultern und steifem Hals waren sie in ängstlicher Erwartung stehen geblieben. »Und, was gibt's zum Abendessen?«, sagte er.

Jacob hatte fast zwei Tage damit zugebracht, die Kuchen, Torten und Platzchen zu backen, die Barty am liebsten aß, und er hatte auch das Abendessen bereitet. Da ihre Schwester die beiden Mädchen für diesen Abend hütete, konnte Maria zum Essen bleiben. Edom schenkte für alle Wem ein, außer für Barty, den Ehrengast, der dafür mit Malzbier bewirtet wurde, und obgleich es sicher keinen Anlass zum Feiern gab, verbreitete sich eine Atmosphäre der Normalität, der Zuversicht, der Hoffnung auf ein normales Familienleben, eine Atmosphäre, aus der Agnes neuen Mut schöpfte.

Als Maria, Jacob und Edom sich schließlich, nachdem das Essen beendet und der Abwasch erledigt war, verabschiedet hatten, machten sich Agnes und Barty gemeinsam auf den Weg zur Treppe. Bereit, ihn aufzufangen, sollte er ins Stolpern geraten, folgte sie ihm mit dem Blindenstock, den er, wie er ihr gesagt hatte, im Haus

lieber nicht benutzen wolle.

Mit einer Hand am Geländer stieg Barty langsam die ersten drei Stufen hoch, wobei er auf jeder kurz stehen blieb und erst den ganzen Fuß auf dem Treppenläufer vor und zurück bewegte, um festzustellen, wie tief die Trittfläche im Verhältnis zu seinem kleinen Fuß war, um daraufhin mit der Schuhspitze die Höhe der einzelnen Stufen zu erforschen.

Barty löste das Problem des Treppensteigens wie eine Mathematikaufgabe, indem er genau berechnete, wie er die Beine bewegen und die Füße platzieren musste, um das Hindernis erfolgreich zu überwinden. Die nächsten drei Stufen nahm er bereits zugiger als die vorangegangenen, und danach wurde sein Gang immer sicherer, bis seine Beinchen im gleichmäßigen Rhythmus einer Maschine ausschritten.

Agnes sah das dreidimensionale geometrische Bild fast vor sich, das ihr wunderbarer kleiner Sohn im Geist entworfen hatte und mit dessen Hilfe er jetzt in den ersten Stock gelangte, ohne ein einziges Mal ernsthaft ins Straucheln zu geraten - ihr Innerstes hin und her gerissen zwischen Stolz, Staunen und tiefer Traurigkeit.

Als sie darüber nachdachte, wie klug, geschickt und klaglos sich Barty auf die ungewohnte Dunkelheit einstellte, wünschte sie sich auf einmal, sie hatte ihm den überwältigenden Sonnenuntergang doch beschrieben, der ihre Heimfahrt begleitet hatte. Auch wenn ihre Worte dem großartigen Schauspiel vielleicht nicht gerecht geworden waren, hatte er doch die Möglichkeit gehabt, sich im Geist ein Bild davon zu machen; mit seiner reichen Fantasie hatte er die Welt, die er mit Augen nicht mehr sehen konnte, vielleicht in ebenso strahlendem Glanz in seiner Vorstellung neu erschaffen können.

Entgegen ihrer Hoffnung, dass der Junge die ersten paar Nächte bei ihr im Zimmer schlafen würde, bis er sich im Haus wieder sicher zurecht fand, äußerte er den Wunsch, im eigenen Bett schlafen zu dürfen.

Sie fürchtete, dass er die Treppe hrunterfallen konnte, wenn er in der Nacht auf die Toilette musste und in seiner Schlaftrunkenheit vielleicht die falsche Richtung einschlug. Dreimal schritten sie den

Weg zwischen seiner Zimmertür und der Flurtoilette ab. Sie hatte die Übung noch hundert Mal wiederholt und wäre vermutlich immer noch nicht zufrieden gewesen, aber Barty sagte: »Das reicht, ich kann es jetzt.«

Während Barty's Krankenhausaufenthalt waren sie von Robert Heinieins Jugendromanen zu seinen Science-Fiction-Büchern für Erwachsene übergegangen. Nun lag *Barty*, nachdem er die Sonnenbrille auf dem Nachttisch abgelegt hatte, im Schlafanzug und mit verbundenen Augen im Bett und lauschte fasziniert dem ersten Kapitel von *Doppelleben im Kosmos*.

Da Agnes ihrem Sohn nicht mehr an den Augen ansehen konnte, wie müde er war, verließ sie sich darauf, dass er ihr sagen würde, wann sie aufhören sollte vorzulesen. Auf seinen Wunsch hin klappte sie dann schließlich das Buch zu, als sie auf Seite siebenundvierzig, dem Ende des zweiten Kapitels, angelangt war. Sie beugte sich über ihn, um ihm einen Gutenachtkuss zu geben.

»Manu, wenn ich dich um etwas bitte, wirst du es dann tun?«

»Natürlich, Liebling. Tue ich das nicht immer?«

Barty schob die Decke zurück und setzte sich, mit dem Rücken an das mit Kissen gepolsterte Kopfteil gelehnt, auf. »Es wird dir vielleicht schwer fallen, aber es ist wirklich wichtig.«

Auf dem Bettrand sitzend, nahm sie seine Hand und betrachtete, anstatt ihm in die Augen zu sehen, wie sie es früher immer getan hatte, nachdenklichen die kindliche Linie seines kleinen Mundes.

»Sag es mir.«

»Du darfst nicht traurig sein. Versprochen?«

Agnes hatte geglaubt, es wäre ihr in dieser schweren Zeit gelungen, ihre furchtbare Seelenqual vor ihrem Sohn zu verbergen. Aber wie in so vielen anderen Dingen, erwies sich der Junge auch diesmal als hellsichtiger und reifer, als sie erwartet hatte. Nun hatte sie das Gefühl, versagt zu haben, und diese Schwäche schmerzte sie wie eine Wunde.

»Du bist die Kuchenfee«, sagte Barty.

»Das war ich einmal.«

»Und wirst es wieder sein. Und die Kuchenfee ... die ist niemals traurig.«

»Manchmal ist sogar die Kuchenfee traurig.«

»Die Leute freuen sich auf deinen Besuch immer wie auf den Weihnachtsmann.«

Weil Agnes kein Wort sagen konnte, druckte sie nur sanft seine Hand

»Ich spüre es sogar jetzt, wenn du mir /orhest. Die Traurigkeit, meine ich. Es verändert die Geschichte, sie ist nicht mehr so schön, weil ich nicht so tun kann, wie we^n ich nicht merken wurde, wie traurig du bist.«

»Das tut mir Leid, mein Herz«, brachte sie mit Mühe heraus, aber ihre Stimme war vor Kummer so belegt, dass sie ihr in den eigenen Ohren fremd klang.

Nach einem Moment des Schweigens fragte Barty: »Mami, du glaubst mir doch immer, oder?«

»Immer«, antwortete sie. Sie hatte noch nie erlebt, dass er sie belegen harte.

»Siehst du mich an?«

»Ja«, versicherte sie ihm, obwohl ihr Blick von seinem Mund zu den Händen gewandert war, die sich, ach so winzig, in die ihren schmiegen.

»Mami, sehe ich traurig aus?«

Automatisch richtete sie den Blick auf seine Augen, weil sie, entgegen der Behauptung der Wissenschaftler, die Augen an sich seien unfähig, Gefühle auszudrücken, genau wusste, was uns jeder Dichter sagen kann: dass man, um in die Seele eines Menschen zu blicken, zuallererst dorthin schauen muss, wo die Wissenschaft rein gar nichts zu finden behauptet.

Beim Anblick der weißen Kompressen in Bartys Gesicht zuckte sie zusammen, und ihr wurde bewusst, dass sie seine Gedanken und Stimmungen nach der operativen Entfernung beider Augen nicht mehr so leicht ablesen konnte. Das war ein kleinerer Verlust, den sie im Schatten der größeren Katastrophe bisher nicht wahrgenommen hatte. Da ihr seine Augen nichts mehr verraten konnten, musste sie lernen, die feinsten Nuancen seiner Körpersprache - die sich ebenfalls durch die Blindheit veränderte - und seines Tonfalls zu deuten, denn selbst das beste handbemalte

Implantat konnte kein Spiegel der Seele sein.

»Sehe ich traurig aus?«, wiederholte Barty seine Frage.

Da ihr selbst das sanfte, durch den Seidenschirm gedämpfte Licht noch unangenehm grell erschien, knipste sie die Lampe aus und sagte: »Rutsch ruber.«

Der Junge machte ihr Platz.

Sie streifte die Schuhe ab, setzte sich neben ihn aufs Bett, lehnte sich mit dem Rücken ans Kopfteil und nahm dann wieder seine Hand. Auch wenn für sie die Umgebung nicht ganz so dunkel war wie für Barty, fand sie es leichter, ihre Gefühle zu beherrschen, wenn sie ihn nicht sehen konnte. »Ich glaube, dass du traurig sein musst, Kleiner. Du kannst es gut verbergen, aber du musst einfach traurig sein.«

»Ich bin es aber nicht.«

»Affenkacke, wie es so schon heißt.«

»So heißt es doch gar nicht«, sagte Barty kichernd, der bei seiner ausgiebigen Lektüre auch einige Worte kennen gelernt hatte, die in diesem Haus nach allgemeiner Übereinkunft nicht benutzt wurden.

»Es heißt vielleicht nicht Affenkacke, aber das ist das schlimmste Wort, das *wir* in den Mund nehmen. Und genau genommen sagen wir hier im Haus sogar noch lieber *Affendreck*.«

»Affendreck ist nicht besonders schlagkraftig.«

»Auf die Schlagkraft kommt es nicht immer an.«

»Ich bin wirklich nicht traurig, Mami. Ehrlich. Es gefällt mir nicht, blind zu sein. Es ist ... hart.« Seine dünnes Stimmchen, melodisch wie die meisten Kinderstimmen und rührend in seiner Unschuld, schwang wie ein feiner musikalischer Reigen in der Dunkelheit und schien viel zu sanft zu sein, um von so bitteren Erfahrungen zu sprechen. »Echt hart. Aber es nutzt nichts, traurig zu sein. Davon kann ich auch nicht wieder sehen.«

»Nein, da hast du Recht«, musste sie ihm beipflichten.

»Außerdem bin ich vielleicht hier blind, aber ich bin es nicht überall.«

Das schon wieder.

Rätselhaft, wie immer, wenn er auf dieses Thema zu sprechen kam, fuhr er fort: »Wahrscheinlich gibt es mehr Orte, an denen ich blind

bin, als solche, an denen ich sehen kann. Und ich wäre natürlich lieber an einem von den Orten, an denen meine Augen gesund sind, aber das hier bin ich, der ich bin. Und weißt du, was?»

»Was?»

»Es gibt einen Grund dafür, dass ich hier zwar blind bin, aber nicht überall, wo ich bin.«

»Welchen denn?»

»Es muss etwas Wichtiges geben, was ich hier tun soll, was aber an den anderen Orten, wo ich bin, nicht so wichtig ist, etwas, das ich besser tun kann, wenn ich blind bin.«

t

»Was denn zum Beispiel?»

»Ich weiß nicht.« Er schwieg einen Moment. »Das ist ja das Spannende daran.«

Jetzt war es an Agnes, eine Weile zu schweigen. Dann sagte sie:

»Kindchen, dieses ganze Zeug macht mich immer noch ganz konfus.«

»Ich weiß, Mami. Irgendwann werde ich es besser begreifen, und dann erkläre ich es dir.«

»Darauf freue ich mich jetzt schon. Glaube ich wenigstens.«

»Und das ist kein Affendreck.«

»Das habe ich auch nicht angenommen. Und weißt du was?»

»Was?»

»Ich glaube dir.«

»Dass ich nicht traurig bin?«, fragte er.

»Dass du nicht traurig bist. Du bist es wirklich nicht, auch wenn mir das ... wenn mir das ein Rätsel ist, Kleiner.«

»Manchmal bin ich richtig verärgert«, sagte Barty. »Mühsam lernen zu müssen, wie ich mich im Dunkeln zurechtfinde ... davon habe ich manchmal die Schnauze gestrichen voll, wie man so schon sagt.«

»Das sagt man nicht«, sagte sie neckend.

»Wir sagen es.«

»Wenn wir es überhaupt sagen müssen, wäre es besser, wir würden sagen, wir haben die Nase voll.«

Er stöhnte vernehmlich. »Das ist es einfach nicht, Mami. Wenn ich schon blind bin, muss ich doch wenigstens sagen dürfen, dass ich die Schnauze voll habe.«

»Da magst du wiederum Recht haben«, sagte sie versöhnlich.

»Ich habe die Schnauze voll, und manche Dinge vermissem ich schrecklich. Aber ich bin nicht traurig. Und du darfst auch nicht traurig sein, weil das nämlich alles verdirbt.«

»Ich verspreche dir, dass ich mich bemühen werde. Und weißt du, was?«

»Was?«

»Vielleicht muss ich mich gar nicht so sehr bemühen, wie ich dachte, weil du es mir so leicht machst, Barty.«

Seit mehr als zwei Wochen hatte in Agnes' Inneren ein lärmender Aufruhr der Gefühle geherrscht, aber jetzt senkte sich eine gewisse Stille darüber, ein Frieden, der, sofern er von Dauer war, eines Tages vielleicht auch wieder Freude zulassen würde.

»Darf ich dem Gesicht befühlen?«, fragte Barty.

»Das Gesicht deiner alten Manu?«

»Du bist nicht alt.«

»Du kennst doch aus deinen Büchern die Pyramiden. Ich war schon vor ihnen da.«

»Affendreck.«

Muhelos fand er mit den Händen ihr Gesicht in der Dunkelheit. Strich ihr über die Stirn. Folgte mit den Fingerspitzen der Linie ihrer Augen. Ihrer Nase, ihres Mundes. Ihrer Wangen.

»Du hast geweint«, sagte er.

»Stimmt«, antwortete sie.

»Aber jetzt weinst du nicht mehr. Die Tränen sind getrocknet. Du fühlst dich genauso schon an, wie du aussiehst, Mami.«

Sie nahm seine kleinen Hände und bedeckte sie mit Küssen.

»Ich werde mich immer an dem Gesicht erinnern«, versprach er.

»Selbst wenn du weggehen musst und hundert Jahre wegbleibst, vergesse ich nicht, wie du aussiehst und wie du dich anfühlst.«

»Ich werde nicht weggehen«, versicherte sie ihm. Sie hatte bemerkt, dass seine Stimme vor Müdigkeit schleppend geworden war. »Aber jetzt ist es an der Zeit, dass du dich ins Reich der Traume begibst.« Agnes erhob sich vom Bett, schaltete die Lampe ein und deckte Barty noch einmal fest zu. »Sag dein Nachtgebet.«

»Mache ich gerade«, murmelte er schläfrig.

Nachdem sie wieder in die Schuhe geschlupft war, blieb sie für einen Moment stehen und beobachtete, wie er die Lippen bewegte, während er Gott für alles Gute dankte, das ihm gegeben wurde, und Fürbitte für diejenigen einlegte, die ihrer bedurften,

Dann streckte sie die Hand nach dem Schalter aus, löschte das Licht wieder und sagte: »Gute Nacht, kleiner Prinz.«

»Gute Nacht, große Königin.«

Schon auf dem Weg zur Tür, blieb sie noch einmal stehen und drehte sich zu ihm um. »Kleiner?«

»Hm?«

»Habe ich dir schon einmal gesagt, was dein Name bedeutet?«

»Mein Name ... Bartholomew?«, murmelte er schon halb im Schlaf.

»Nein. Lampion. Unter den französischen Vorfahren deines Vaters müssen Laternenmacher gewesen sein. Im Französischen ist ein Lampion eine kleine Laterne, wie man sie in früheren Zeiten unter anderem an den Kutschen hatte, Öllampen mit einem Zylinder aus buntem Glas.«

Lächelnd lauschte sie in der von keiner Angst beschwerten Dunkelheit den gleichmäßigen Atemzügen eines schlafenden Kindes.

Nach einer Weile flüsterte sie: »Du bist mein kleiner Lampion, Barty. Du leuchtest mir auf allen meinen Wegen.«

In dieser Nacht schlief sie so fest wie schon lange nicht mehr, tiefer, als sie geglaubt hatte, je wieder schlafen zu können, und sie wurde dabei von keinem einzigen Traum verfolgt, träumte weder von Not leidenden Kindern noch von Autounfällen auf regennasser Straße, noch von abertausend dünnen Blättern, die vom Wind kilometerlang raschelnd über eine menschenleere Straße getrieben wurden und in Wahrheit lauter Picknicks waren.

Kapitel 70

Ein bedeutungsvoller Tag, ein glorreicher Abend und die Verheißung eines neuen Morgens für Celestina: Es war der Beginn des Lebens, das sie sich seit ihren Kindertagen erträumt hatte. Auch als sich, nachdem die Gäste einzeln oder in Grüppchen gegangen waren, in der Galerie wieder die übliche Stille ausgebreitet hatte, lag für Celestina noch etwas von der knisternden Atmosphäre dieses festlichen Abends in der Luft.

Auf dem Büfett standen nur noch die leer geräumten Kanneplattens mit benutzten Papierservietten und ein paar Krümeln neben leeren Champagnerkelchen aus Plastik.

Sie selbst hatte vor lauter Nervosität nichts essen können. Den ganzen Abend über hatte sie ein und dasselbe Champagnerglas herumgetragen, ohne einen Schluck davon zu trinken, hatte sich regelrecht daran festgeklammert, als wäre es ein Rettungsanker, der verhindern konnte, dass sie in stürmischen Winden abtrieb.

Jetzt war ihr Rettungsanker Wally Lipscomb - Geburtshelfer, Kinderarzt, Vermieter und bester Freund -, der gut eine Stunde nach Beginn der Vernissage eingetroffen war. Während sie Heien Greenbaum zuhörte, die ihr die Verkaufszahlen des Abends nannte, hielt sie Wallys Hand so krampfhaft fest, dass sie sie bestimmt zerquetscht hätte, wenn sie so zerbrechlich wie die Champagnerkelche gewesen wäre.

Helens Bericht zufolge hatten bis zum Ende der Vernissage, an der Hälfte der Bilder ihre Käufer gefunden, ein noch nie da gewesener Erfolg in der Geschichte der Galerie. Da die Ausstellung insgesamt zwei volle Wochen dauern sollte, rechnete Heien fest damit, dass sie den gesamten Bestand, oder zumindest fast alles, verkaufen würden.

»Du wirst deinen Namen jetzt ab und zu in der Zeitung lesen«, verkündete Heien. »Mach dich aber darauf gefasst, dass der eine oder andere Kritiker, dem dein Optimismus ein Dorn im Auge ist, ziemlich gehässige Dinge schreibt.«

»Mein Vater hat mich schon gewarnt«, sagte Celestina. »Er sagt, die Kunst ist von Dauer, aber die Kritiker sind nur die herumschwirrenden Insekten eines einzigen Sommertags.«

Ihr Leben war so reich gesegnet, dass sie es mit einem Schwärm Heuschrecken hätte aufnehmen können, ganz zu schweigen von ein paar lästigen Mücken.

Es war kurz vor zehn Uhr abends, als der Taxifahrer Tom Vanadium auf dessen Wunsch hin einen Häuserblock von seinem neuen - vorübergehenden - Heim entfernt absetzte.

Auch wenn in den dichten Nebelschwaden selbst die alltäglichsten Gegenstände zu geheimnisvollen, weiß umhüllten Mumien und die Passanten zu anonymen Schatten wurden, hielt er es für geraten, sich dem Mietshaus so unauffällig wie nur möglich zu nähern.

Gleichgültig, wie lange sich sein Aufenthalt hier hinziehen würde, er hatte nicht die Absicht, das Gebäude jemals durch den Vordereingang oder durch die Tiefgarage zu betreten oder zu verlassen ... es sei denn am letzten Tag vielleicht.

Durch eine Seitenstraße gelangte er zum Hintereingang des Gebäudes, zu dem er einen Schlüssel besaß, der den Mietern normalerweise nicht ausgehändigt wurden. Er schloss die Stahltür auf und trat in einen kleinen, schummrig beleuchteten Vorraum mit grauen Wänden und blau gesprenkeltem Linoleumfußboden.

Linker Hand führte eine Tür zum hinteren Treppenhaus, zu dem der Schlüssel, den er bereits in der Hand hielt, pass-te. Rechter Hand befand sich ein Lieferantenaufzug, für den

ein Schlüssel benötigt wurde, den er ebenfalls erhalten hatte.

Er nahm den Lieferantenaufzug, den die Mieter eigentlich nur benutzen durften, wenn sie umzogen oder wenn größere Möbelstücke angeliefert wurden, und fuhr damit ins zweite Stockwerk des fünfgeschossigen Hauses hinauf. Der Hauptaufzug, der sich im vorderen Teil des Gebäudes befand, war für seine Zwecke zu stark frequentiert.

Die Wohnung, die genau über der von Enoch Cam lag, hatte Simon Magusson bereits über seine Firma gemietet, als jene im März 1966 frei geworden war, also vor zweimndzwanzig Monaten.

Bis die Angelegenheit erledigt und der teuflische Mistei Cam irgendeiner Art von Gerechtigkeit zugeführt war, konnten gut und gerne zwanzig bis fünfundzwanzig Prozent des Honorars, das Magusson für den Vergleich im Fall der ums Leben gekommenen Naomi Cam eingestrichen hatte, verbraucht sein. Der Anwalt ließ

sich seine Ehre und sein Ansehen einiges kosten.

Obwohl er es sicher abgestritten und in scherzhaftem Ton behauptet hatte, für einen Anwalt sei em Gewissen nur lastig, verfügte er dennoch über so etwas wie einen moralischen Kompass. Wenn er zu weit m die falsche Richtung ging, führte ihn die Magnetrnadel seiner Seele aus dem Land der Verlorenen auf den rechten Weg zurück. Die Mobherung der Wohnung bestand lediglich aus zwei gepolsterten Klappstühlen und einer Matratze im Wohnzimmer. Die Matratze lag, bar der Bequemlichkeit eines Bettgestells oder eines Sprungfederrahmens, auf dem nackten Fußboden

In der Küche gab es ein Radio, einen Toaster, eine Kaffeekanne, zwei billige Bestecksets, ein kleines Sammelsurium verschiedener Teller, Schalen und Becher vom Trödler und einen Kühlschrank, der mit Fertiggerichten und Muffins voll gestopft war.

Vanadium genügte diese spartanische Ausstattung. Er war am Vortag mit drei Koffern voller Kleider und persönlicher

HoKcplio-kpitpn ans Oreeon eingetroffen, und nun hoffte er, Junior Cam mit der ausgeklügelten Kombination aus detektivischer Spuarbeit und psychologischer Knegsführung innerhalb eines Monats zur Strecke bringen zu können, bevor das Ambiente selbst für einen, der alles, was über die Schlichtheit einer Klosterzelle hinausging, als übertriebenen Luxus empfand, allzu asketisch wurde.

Es war vielleicht ein bisschen zu optimistisch, nur einen Monat bis zum Abschluss des Projekts anzusetzen. Andererseits hatte er lange Zeit gehabt, eine perfekte Strategie zu entwerfen.

Von dieser Wohnung aus hatten Nolly und Kathleen m der ersten Phase der Schlacht ihre kleinen Scheingefechte, einschließlich der gespenstischen Serenaden, ausgeführt. Sie hatten alles ordentlich hinterlassen. Der einzige Hinweis darauf, dass sie sich je hier aufgehalten hatten, war eine Schachtel Zahnseide, die sie auf einer der Fensterbänke im Wohnzim-mei vergessen hatten.

Das Telefon war angeschlossen, und Vanadium wählte nun die Nummer von Sparky Vox, dem Hausmeister. Sparky bewohnte ein Souterrainapartment, das im oberen der zwei Kellergeschosse neben der Einfahrt zur Tiefgarage lag.

Schon in den Siebzigern, aber immer noch ausgesprochen vital und

stets zum Scherzen aufgelegt, machte Sparky von Zeit zu Zeit gern einen Abstecher nach Reno, wo er die Automaten futterte und sich an ein paar Runden Blackjack wagte. Die monatlichen steuerfreien Schecks, die Simon dem alten Mann unter der Hand zukommen ließ, wurden dankbar entgegengenommen und besiegelten seine Mitwirkung an dem Komplott.

Sparky war kein übler Kerl und nicht ohne weiteres käuflich, und wenn es darum gegangen wäre, einen anderen Mieter auszuspionieren, hatte er sich vermutlich um keinen Preis darauf eingelassen. Aber gegen Junior Cam hatte er eine ausgeprägte Abneigung. Er hielt ihn für so »verrückt und unheimlich wie einen syphilitischen Affen«.

Den Vergleich mit dem syphilitischen Affen fand Tom Vanadium zwar ziemlich abwegig, aber es stellte sich heraus, dass es eine nüchterne Beobachtung war, die auf persönlicher Erfahrung basierte. Sparky hatte als Fünfzigjähriger die Wartungs- und Instandhaltungsabteilung eines medizinischen Forschungslabors geleitet, in dem man unter anderem Affen absichtlich mit Syphilis infiziert hatte, um die Folgen der Infektion bis zum Tod der Tiere zu beobachten. Nach dem absonderlichen Verhalten, das er bei einigen der Primaten im Endstadium gesehen hatten, konnte nicht einmal die Begegnung mit Junior Cam den jetzigen Hausmeister noch aus der Fassung bringen.

Am Vorabend hatte er Vanadium bei einer Flasche Wein ein paar bizarre Geschichten aus Juniors Leben erzählt: der Abend, an dem er sich den Zeh abschoss; der Tag, an dem er aus einer meditativen Trance gerettet und von einer Blasenlahmung geheilt wurde; der Tag, an dem die psychotische Freundin in seiner Abwesenheit ein vietnamesisches Hangebauchschwein in die Wohnung brachte, es mit Abfuhrmittel futterte und in seinem Schlafzimmer einsperrte ... Tom Vanadium war überrascht, dass er nach all den Qualen, die Cam ihm zugefügt hatte, über diesen anschaulichen Bericht von den Missgeschicken des Gattenmorders lachen konnte. Eigentlich hatte er sogar das Gefühl, mit seinem Gelächter Victoria Bresslers und Naomis Andenken zu verletzen, und er war ihm und her gerissen zwischen dem Wunsch, mehr zu erfahren, und der Befürchtung, keine Buße könne den Schaden wieder gutmachen, den er seiner Seele zufügte, wenn er an einem Mann wie Cam etwas auch nur

ansatzweise Amüsantes fand.

Sparky Vox - weniger bewandert in theologischen und philosophischen Fragen als sein Gast, dafür aber mit einer Seelenkenntnis begabt, die jeder hochgebildete Jesuit, wenn auch vielleicht widerwillig, nur hatte bewundern können - zerstreute Vanadiums Gewissenskonflikt. »Der Haken an Filmen und Romanen ist der, dass sie uns vorgaukeln, das Böse wäre etwas Spektakuläres, Aufregendes - was aber absolut nicht der Wahrheit entspricht. Es ist im Gegenteil langweilig, deprimierend und stupide. Kriminelle Gestalten sind auf den billigen Nprvenkitzel und das schnelle Geld aus, und wenn sie beides bekommen, wollen sie mehr und immer mehr davon haben. Es sind oberflächliche, nichts sagende, langweilige Menschen, mit denen man sich keine fünf Minuten lang angeregt unterhalten konnte, wenn man das Scheißpech hatte, einen Abend in ihrer Gesellschaft verbringen zu müssen. Einige von ihnen sind vielleicht in mancher Hinsicht bauernschlau, aber sie verfügen so gut wie nie über echte *Klugheit*. Es muss Gottes Absicht sein, dass wir über sie lachen, wenn wir es nämlich nicht tun, zeigen wir auf die eine oder andere Weise unsere Achtung vor ihnen. Wenn man sich über einen Schweinehund wie Cain *nicht* lustig machen kann, wenn man ihn zu sehr fürchtet oder ihm auch nur mit zu großem Ernst begegnet, zollt man ihm mehr Respekt, als ich je bereit sein werde, ihm entgegenzubringen. Noch ein Glaschen Wem?«

Als Sparky jetzt, vierundzwanzig Stunden später, ans Telefon ging und Vanadiums Stimme erkannte, fragte er: »Brauchen Sie ein bisschen Gesellschaft? Ich habe noch eine Flasche von dem Merlot, den wir gestern getrunken haben.«

»Danke, Sparky, heute Abend nicht. Ich hatte vor, mich unten ein bisschen umzusehen, sofern Mister Neunzeh nicht mit einer Blasenlahmung ans Haus gefesselt ist.«

»Soviel ich gesehen habe, steht sein Auto nicht in der Garage. Ich schaue mal kurz nach.« Sparky legte gerauschvoll den Hörer neben das Telefon, um in die Garage hüberzulaufen. Als er wieder am Apparat war, sagte er: »Nein. Immer noch unterwegs. Wenn er einen draufmacht, wird es normalerweise spät.«

»Hören Sie es, wenn er kommt?«

»Wenn ich darauf achte, ja.«

»Sollte er innerhalb der nächsten Stunde zurückkommen, rufen Sie mich am besten unter seiner Nummer an, damit ich mich rechtzeitig aus dem Staub machen kann.«

»Wird gemacht. Sehen Sie sich auch mal die Bilder an, die er sammelt. Es soll Leute geben, die für solches Zeug Unsummen hinlegen, sogar Leute, die nie in der Klapsmühle waren.«

Wally und Celestma fuhren zum Essen in das armenische Restaurant, in dem Wally an jenem Tag im Jahr 1965, an dem er Celestma und Angel gegen Neddy Gnathic zu Hilfe geeilt war, einen Imbiss geholt hatte. Rote Tischdecken, weißes Geschirr, dunkel getafelte Wände, ein Arrangement weißer Kerzen in roten Glaszylindern auf jedem Tisch, das Duftgemisch aus Knoblauch, gebratenen Paprika- und Kubebe-Pfefferschoten und gegrillten Rindswurstchen - sowie das liebenswürdige, weitgehend aus der Sippschaft des Besitzers rekrutierte Bedienungspersonal - verbreiteten eine Atmosphäre, die gleichermaßen für festliche Anlässe wie für vertrauliche Gespräche geschaffen war, und beides war Celestma heute wichtig. Dies sollte in mehr als einer Hinsicht ein überaus bedeutungsvoller Abend in ihrem Leben sein.

Auch Wally hatten die vergangenen drei Jahre einigen Anlass zum Feiern gegeben. Nachdem er seine Praxis verkauft und sich nach den Sechzigstundenwochen, die er seit Jahren gewohnt war, acht Monate Nichtstun gegönnt hatte, hatte er eine ehrenamtliche Stelle in einem Kinderkrankenhaus übernommen, wo er vierundzwanzig Stunden pro Woche die Ärmsten der Armen behandelte. Da er sein Leben lang hart gearbeitet und fleißig gespart hatte, konnte er es sich jetzt leisten, sich auf das zu konzentrieren, was ihm die größte Genugtuung bereitere.

Für Celestma war er ein Geschenk des Himmels gewesen, weil er Angel mit seiner Liebe zu Kindern und mit seiner wiedergewonnenen Lebensfreude geradezu überschüttete. Er war Onkel Wally. Der watschelnde Wally, der wackelnde Wally, Wally das Walross, Wally der Werwolf. Wally mit der komischen Aussprache. Wackelohr-Wally. Witzbold-Wally. Wuterich-Wally. Er war Hully-Gully-Wally, der Freund aller kleinen Wichtel. Angel vergötterte ihn geradezu, und er hatte sie nicht mit mehr Inbrunst heben können, wenn sie einer der Söhne gewesen wäre, die er

verloren hatte. Aufgerieben zwischen Seminaren, ihrem Kellnerjob und dem Malen, konnte sich Celestma immer darauf verlassen, dass Wally jederzeit einsprang und einen Teil der Kinderbetreuung übernahm. Er

war nicht nur Angels Nennonkel, sondern ihr Vater in jedem außer dem rechtlichen und biologischen Sinne; er war nicht nur ihr Arzt, sondern der Schutzengel, der bei jeder kleinen Fieberattacke einen Riesenwirbel veranstaltete und sich um alles Sorgen machte, was einem Kind in dieser Welt zustoßen konnte.

»Heute zahle ich«, sagte Celestma in bestimmtem Ton, nachdem sie ihre Plätze eingenommen hatten. »Ich bin jetzt eine so erfolgreiche Künstlerin, dass unzählige Kritiker nur darauf warten, mich in der Luft zerreißen zu können.«

Er schnappte sich die Weinkarte, bevor sie einen Blick hineinwerfen konnte. »Wenn du zahlst, bestelle ich das Teuerste, was die hier haben, egal, wie es schmeckt.«

»Klingt einleuchtend.«

»Château de Großkotz, 1886. Wir konnten entweder davon eine Flasche nehmen oder dir ein neues Auto kaufen. Ich persönlich finde aber, dass der Durst Vorrang vor der Fortbewegung hat.«

»Hast du Neddy Gnathic gesehen?«, fragte sie ihn.

»Wo?« Er sah sich nach allen Seiten um.

»Nicht hier. Auf der Vermssage.«

»Sag nicht, dass er da war!«

»So, wie er sich benommen hat, hatte man schwören können, er hatte mir und Angel damals Schutz vor den Unbilden des Wetters geboten, anstatt uns in den Schnee hinauszujagen, um uns dem Kältetod auszuliefern.«

»Ihr Künstler musst immer alles so dramatisieren«, entgegnete Wally belustigt. »Oder sollte ich den Schneesturm vergessen haben, der 1965 in San Francisco getobt hat?«

»Du kannst unmöglich die Skiläufer vergessen haben, die auf der Lombard Street Slalom gefahren sind.«

»Richtig, jetzt erinnere ich mich. Auf dem Union Square sind Eisbaren über die Touristen hergefallen und Wolfsrudel haben Beutezüge durch Pacific Heights gemacht.«

Wally Lipscomb, das Gesicht so lang und schmal wie eh und je, haftete nicht mehr wie früher die düstere Miene eines Leichenbestatters an, sondern verfügte jetzt eher über die beweglichen Züge eines jener Zirkusclowns, die ihre Zuschauer mit einem übertrieben traurigen Stirnrunzeln ebenso leicht zum Lachen bringen konnten wie mit einem dümmlichen Grinsen. Celestma entdeckte Herzenswärme, wo sie einmal innere Gleichgültigkeit gesehen hatte, Verletzlichkeit, wo früher ein gepanzertes Herz gewesen war, Kraft und Zuversicht, wo einst die Hoffnung versiegt war: Sie sah nichts anderes als die Gute und Sanftmut, die es immer gegeben hatte, die jetzt aber in reicher Fülle wieder zum Vorschein kam. Sie liebte dieses lange, schmale, eigentlich wenig attraktive Gesicht, und sie liebte den Mann, zu dem es gehörte.

Es sprach vieles dagegen, dass sie als Paar glücklich werden konnten. In dieser Zeit, in der Rassenschranken angeblich keine Rolle mehr spielten, sah es im Gegenteil manchmal so aus, als würden sie sich von Jahr zu Jahr höher auftürmen. Auch der Altersunterschied wog schwer. Mit seinen fünfzig Jahren war er über fünfundzwanzig Jahre älter als sie, alt genug also, dass er ihr Vater hätte sein können, wie ihr Vater unweigerlich dezent, aber ausdrücklich - und beharrlich - betont wurde. Er war außerordentlich gebildet, hatte mehrere akademische Grade der Medizin erworben, sie aber hatte nur die Kunsthochschule besucht. Selbst dann jedoch, wenn sich die Hindernisse doppelt so hoch aufgetürmt hatten, wäre es mittlerweile an der Zeit gewesen, ihre Gefühle füreinander auszusprechen, um dann zu entscheiden, wie sie damit umgehen wollten. Celestma wusste, dass Wallys Liebe ihrer eigenen an Tiefe, Intensität und verhaltener Leidenschaft in nichts nachstand: Aus Achtung vor ihr und vielleicht auch, weil dieser ruhende Mensch an seiner Attraktivität zweifelte, versuchte er, die wahre Stärke seiner Gefühle vor ihr zu verbergen, und glaubte dabei wohl tatsächlich, Erfolg damit zu haben, obwohl er geradezu vor Liebe *strahlte*. Seine anfangs brüderlichen Küsse auf die Wange, seine Berührungen und seine bewundernden Blicke waren immer noch ohne Hintergedanken, wurden aber mit der Zeit immer zarter; und wenn er - wie an diesem Abend in der Galerie - ihr die Hand hielt, sei es, um ihr seine Unterstützung zu signalisieren, oder auch nur, um sie auf einer Kreuzung

oder an einer befahrenen Straße vor dem Verkehr zu schützen, druckte sich in seiner Miene ein sehnsuchtiges Verlangen aus, das Celestma lebhaft an die Dreizehnjährigen ihrer Schulzeit erinnerte, aus deren Blicken immer ehrfurchtige Bewunderung sprach, während sie im Widerstreit ihrer Sehnsuchte und ihrer Unerfahrenheit wie gelahmt waren und kein Wort herausbrachten. Dreimal hatte es in letzter Zeit so ausgesehen, als wäre Wally im Begriff, ihr seine Liebe zu gestehen, und er war offensichtlich darauf gefasst, sie damit zu überraschen, wenn nicht gar zu erschrecken, aber irgendwie war es nie der richtige Zeitpunkt gewesen.

Was Celestma betraf, so hatte die im Laufe des Abends immer deutlicher spurbare Spannung wenig damit zu tun, ob Wally die entscheidende Frage nun stellen würde oder nicht, weil sie nämlich sowieso fest entschlossen war, selbst die Initiative zu ergreifen, wenn er es diesmal wieder nicht schaffte, das Thema zur Sprache zu bringen. Sie beschäftigte vielmehr die Frage, ob Wally mit einem aufrichtigen Eheversprechen auch die Erwartung verband, dass sie mit ihm schlafen würde.

Sie selbst war in diesem Punkt in einem Zwiespalt der Gefühle. Sie sehnte sich nach ihm, wollte in den Arm genommen werden und sich von ihm verwöhnen lassen, wollte sein körperliches Verlangen befriedigen und ihr eigenes stillen. Aber sie war die Tochter eines Pfarrers. Vielleicht war die Vorstellung von Sünde und Verantwortung bei den Töchtern von Bankmanagern oder Bankern weniger tief verwurzelt als beim Kind eines Baptistenpfarrers. Sie war ein Anachronismus in dieser Zeit der freizugig ausgelebten Sexualität, Jungfrau, weil sie es so wollte, nicht aus Mangel an Gelegenheit. Zwar hatte sie kürzlich in einer Zeitschrift gelesen, dass selbst in diesem Zeitalter der freien Liebe neunundvierzig Prozent aller Frauen jungfräulich in die Ehe gingen, aber sie glaubte nicht daran, und hatte das Gefühl, dass ihr da eine Publikation in die Hände gefallen war, die durch eine Raum- und Zeitspalte zwischen dieser und einer prüderen Parallelwelt gerutscht war. Sie war zwar nicht prüde, aber auch nicht gerade übertrieben offenherzig, und ihre Ehre war ihr zu kostbar, um sie gedankenlos wegzuerwerfen. *Ehre!* Sie horte sich an wie eine jungfräuliche Maid aus vordenklichen Zeiten, die im Burggemauer

saß und sich nach ihrem Ritter Lancelot verzehrte. *Ich bin nicht nur eine Jungfrau, ich bin ein Unikum!* Aber selbst, wenn sie den Gedanken an Sünde einmal beiseite ließ und davon ausging, dass jungfräuliche Sittsamkeit so überholt war wie das Tragen einer Turnure, zog sie es immer noch vor zu warten, den Gedanken an künftige Liebesfreuden zu genießen und das Verlangen wachsen zu lassen, ohne den geringsten Anflug von Bedauern ins Eheleben einzutreten. Dennoch hatte sie beschlossen, sofern er bereit war, sich zu seiner Liebe zu bekennen - wie er es ihrer Überzeugung nach schon dreimal um ein Haar getan hatte -, alle Bedenken über Bord zu werfen, ihn in die Arme zu nehmen und sich ihm aus tiefstem Herzen hinzugeben.

Zweimal hatte es während des Essens den Anschein, als würde er das Thema gleich anschneiden, doch dann wich er wieder aus und schweifte zu irgendwelchen nebensächlichen Neuigkeiten ab oder begann ihr zu erzählen, was Angel wieder mal Lustiges gesagt habe.

Sie hatten ihre Weingläser bis auf einen kleinen Rest geleert und sahen sich gerade an, was die Karte an Nachspeisen zu bieten hatte, als Celestma plötzlich Zweifel kamen, ob sie sich nicht entgegen ihrem gefühlsmäßigen Eindruck und entgegen allen äußeren Anzeichen in Wallys Gefühlen tauschte. Sein Verhalten und seine Blicke schienen eine deutliche Sprache zu sprechen, und wenn das, was er ausstrahlte, keine Liebe war, konnte er nur gefährlich radioaktiv sein ... aber sie konnte sich auch irren. Sie mochte eine kluge, in vieler Hinsicht lebenskundige Frau mit der sensiblen Wahrnehmung einer Künstlerin sein, aber in der Liebe war sie völlig unerfahren und vielleicht naiver, als ihr bewusst war.

Während sie eingehend die Liste der Kuchen und Torten und selbst gemachten Eiskrems studierte, überließ sie sich ihren Zweifeln, und je starker der Gedanke, dass Wally sie vielleicht nicht auf *diese* Art liebte, an ihr fraß, umso sehnlicher wünschte sie sich, der Unsicherheit ein Ende zu bereiten, denn wenn sie ihm *nicht* dasselbe bedeutete wie er ihr, wurde ihr Vater sich damit abfinden müssen, dass sie zum katholischen Glauben übertrat und sich mit Angel in ein Nonnenkloster zurückzog, um ihr verwundetes Herz zu pflegen.

Zwischen den Baklava, die mit einer Zeile beschrieben waren, und

den blumigeren Ausführungen zu den Maamuls mit Walnüssen wurde die Spannung für Celestma unerträglich, der Zweifel zu zersetzend, und deshalb blickte sie auf und sagte mit einer Stimme, in der mehr mädchenhafte Unsicherheit schwang, als ihr lieb war: »Vielleicht ist das hier nicht der richtige Ort und der richtige Zeitpunkt, oder es ist der richtige Zeitpunkt, aber nicht der richtige Ort, oder der richtige Ort, aber nicht der richtige Zeitpunkt, vielleicht stimmen auch Ort und Zeitpunkt, aber das Wetter ist nicht richtig, ich weiß nicht ... o Gott, was rede ich da ... aber ich muss einfach wissen, ob du vielleicht, ob du möglicherweise, wie deine Gefühle, ich meine, ob du vielleicht glaubst, deine Gefühle *konnten* ...«

Wally starrte sie nicht etwa an, als wäre sie von einem Darnon der Sprachverwirrung besessen, sondern nestelte stattdessen mit fahrigem Fingern ein kleines Kastchen aus seiner Jacketttasche und platzte heraus: »Willst du mich heiraten?«

Er traf sie mit der großen, mit der *gewaltigen* Frage genau in dem Augenblick, als sie in ihrem unzusammenhängenden Gestammel innehielt, um Luft zu holen und weiteren Unsinn von sich zu geben, worauf ihr der hektische Atemzug in der Lunge stecken blieb, so grundlich stecken blieb, dass sie glaubte, ohne ärztliche Hilfe ganz sicher ersticken zu müssen, bis Wally das Kastchen aufklappte und ein wunderschöner Verlobungsring zum Vorschein kam, dessen Anblick bewirkte, dass der angehaltene Atemzug *explosionsartig* entwich und sie wieder ordentlich Luft bekam, wenn auch schniefend und unter Tränen und überhaupt völlig aufgelöst. »Ich liebe dich, Wally.«

Lächelnd, aber mit einem Anflug von Besorgnis in den Augen, der Celestma trotz ihren Tränen nicht entging, fragte Wally: »Heißt das, du wirst ...?«

»Werde ich dich auch morgen noch lieben, meinst du, und übermorgen und bis in alle Ewigkeit? Natürlich bis in alle Ewigkeit, Wally, immer und ewig.«

»Mich heiraten, meine ich.«

Ihr Mut verließ sie, und die Verwirrung hatte sie wieder im Griff.

»War das nicht die Frage, die du gestellt hast?«

»Und ist das deine Antwort?«

»Ach so!« Sie wischte sich mit den Handballen über die Augen.

»Warte! Gib mir eine zweite Chance. Ich kann es auch besser, ganz bestimmt.«

»Ich auch.« Mit diesen Worten klappte er das Schmuck-kästchen wieder zu. Holte tief Luft. Öffnete die Schachtel wieder. »Celestma, als ich dir begegnet bin, hat mein Herz zwar geschlagen, aber es war tot. Es war in meiner Brust erkaltet. Ich dachte, es wurde nie wieder warm werden, aber du hast das Kunststück zuwege gebracht. Du hast mir das Leben zurückgegeben, und dieses Leben möchte ich dir jetzt zu Füßen legen. Willst du mich heiraten?«

Celestma streckte ihm die linke Hand entgegen, die so stark zitterte, dass sie um ein Haar beide Weingläser umgestoßen hatte. »Ja, ich will.«

Keiner von beiden hatte bemerkt, dass sie mit diesen bewegenden Szenen ihres privaten Schauspiels in all seiner Unbeholfenheit und in all seinem Glanz die Aufmerksamkeit sämtlicher Anwesenden auf sich gezogen hatten. Das Jubelgeschrei, das sich erhob, als Celestma seinen Antrag annahm, erschreckte sie so, dass sie Wally den Ring, den er ihr an den Finger stecken wollte, aus der Hand schlug. Der Ring rollte klirrend über den Tisch, beide griffen danach, Wally erwischte ihn, und *diesmal* wurde das Verlöbnis unter begeistertem Applaus und Gelächter besiegelt, wie es sich gehorte.

Das Dessert ging aufs Haus. Der Kellner brachte die vier Hiehghths der Karte, damit sie nicht zwei banale Entscheidungen treffen mussten, nachdem sie eine so bedeutende gefällt hatten.

Nachdem der Kaffee serviert war und sie nicht mehr im Zentrum des allgemeinen Interesses standen, erklärte Wally, indem er lächelnd mit der Gabel auf das Aufgebot an Naschereien deutete:

»Ich wollte dir nur sagen, Gehe, dass mir diese Süßigkeiten hier reichen, bis wir verheiratet sind.«

Seme Worte erstaunten und rührten sie. »Ich bin hoffnungslos von gestern. Woher wusstest du, was in meinem Kopf vorgeht?«

»Es ist auch in deinem Herzen, und was in deinem *Herzen* vorgeht, ist für jeden sichtbar. Wird dein Vater die Trauung übernehmen?«

»Sobald er aus seiner Ohnmacht erwacht ist.« »Es wird eine

großartige Hochzeit werden.« »Sie muss nicht großartig sein«, entgegnete sie mit einem verführerischen Augenaufschlag, »aber wenn wir nicht mehr lange warten wollen, sollte die Hochzeit besser bald sein.«

Tom Vanadium hatte sich von Sparky einen Generalschlüssel geliehen, mit dem er Cains Wohnungstür aufschließen konnte, aber er zog es vor, ihn nicht zu benutzen, solange es einen anderen Weg gab, um in die Wohnung zu gelangen. Je seltener er sich in dem Hausflur blicken ließ, der von allen Mietern benutzt wurde, umso wahrscheinlicher war es, dass Cam nichts von seiner realen Anwesenheit im Haus ahnen und ihn auch weiterhin für einen Geist halten wurde. Wenn er mit seinem alles andere als alltäglichen Gesicht allzu vielen Mietern begegnete, wurden die Leute bloß anfangen, über ihn zu reden, und dann war es gut möglich, dass auch der Frauen-morder zufällig Wind davon bekam.

Er schob das Küchenfenster hoch und kletterte auf das Podest der Feuertreppe hinaus. Als er durch den nachtllichen Nebel über zwei Abschnitte der im Zickzack verlaufenden Eisentreppe zu dem Podest vor Cains Küchenfenster hinunterstieg, kam er sich wie ein im Dachgiebel statt in den

Katakomben hausender Vetter des Phantoms in der Oper vor, ausgestattet mit den dazugehörigen erschreckenden Narben, wenn auch nicht von unerwiderter Liebe zu einer Sopranistin verzehrt.

Sämtliche zur Feuertreppe hinausgehenden Fenster waren zum Schutz gegen Einbrecher mit drahtverstärkten

Verbund-glasscheiben versehen. Tom Vanadium beherrschte alle in der Gilde der Diebe und Einbrecher gebräuchlichen Tricks, aber er hatte es nicht nötig, sich mit Gewalt Zutritt zu verschaffen.

Während die Wohnung, nachdem man das durchfällge-plagte Schwein entfernt hatte, das eine verärgerte Freundin bei Cam abgesetzt hatte, gründlich gereinigt, mit neuem Teppichboden ausgelegt und gestrichen wurde, war der Gatten-morder für ein paar Tage in ein Hotel gezogen. Diese Gelegenheit hatte Nolly genutzt, um seinen Partner James Hunnicolt - Jimmy Gimmick - ms Haus zu schleusen, der daraufhin an der Außenseite des Fensters einen verborgenen Mechanismus zum Öffnen des Riegels installiert hatte.

Wie man es Vanadium erklärt hatte, tastete er die kannelierte Fensterumrandung aus Kalkstein ab, bis er auf einen Stahlzapfen

von einigen Millimetern Durchmesser stieß, der etwa zwei Zentimeter aus dem Gemäuer ragte. Der Zapfen war eingekerbt, damit man ihn leichter fassen konnte. Man musste kraftig und nachhaltig daran ziehen, aber wie versprochen löste sich der Verschlussnegel auf der Innenseite des Fensters.

Er schob die untere Hälfte des hohen Schiebefensters nach oben und schlupfte dann leise in die Küche. Da das Fenster auch als Fluchtweg diente, befand sich kein Einbauschrank darunter, sodass der Einstieg keine Muhe bereitete.

Die Küche ging nicht auf die Straße hinaus, von der Cam sich dem Haus nähern wurde, also konnte Vanadium es wagen, das Licht einzuschalten. Er brachte etwa eine Viertelstunde damit zu, den Inhalt der Schranke zu inspizieren, wobei er nach nichts Besonderem suchte, sondern sich nur eine Vorstellung davon machen wollte, wie der Verdachtigte lebte ... und zugegebenermaßen auf einen so belastenden Fund hoffte wie einen abgetrennten Kopf im Kühlschrank oder wenigstens eine Plastiktüte mit einem Kilo Marihuana in der Gefriertruhe.

Nachdem er nichts Lohnendes hatte entdecken können, knipste er das Licht wieder aus und ging ins Wohnzimmer hinüber. Falls Junior zurückkommen und einen Blick von der Straße heraufwerfen wurde, konnte er sehen, ob im Wohnzimmer Licht brannte, weshalb sich Vanadium mit einer kleinen Taschenlampe begnügte, deren Strahl er vorsichtshalber mit einer Hand abschirmte.

Nolly, Kathleen und Sparky hatten Vanadium auf die *Industriefrau* vorbereitet, aber als das Gabel-und-Ventilator-blatter-Gesicht schließlich im Lichtkegel der Taschenlampe aufblitzte, zuckte er dennoch erschrocken zusammen. Unwillkürlich bekreuzigte er sich. Der weiße Buick glitt durch die Nebelfluten wie ein Geisterschiff auf einsamer Fahrt über ein Geistermeer.

Wally steuerte den Wagen so vorsichtig und verantwortungsvoll, wie man es von einem Geburtshelfer, Kinderarzt und frisch gebackenen Verlobten erwarten konnte. Die Heimfahrt nach Pacific Heights dauerte doppelt so lange, wie sie bei klarer Sicht und an einem Abend ohne vorangegangenes Eheversprechen für diese Strecke gebraucht hatten.

Wenn es nach Wally gegangen wäre, hatte Celestma angeschnallt auf dem Beifahrersitz gesessen, aber sie bestand darauf, sich dicht an ihn zu schmiegen wie ein verliebtes Schulmadchen an ihren jugendlichen Schwärm.

Obwohl dies der glücklichste Tag ihres bisherigen Lebens war, mischte sich auch ein Anflug von Wehmut in ihre Freude. Sie musste an Phimie denken.

Aus unermesslichem Leid konnte das Glück mit der überwältigenden Kraft frischer Blüten und neuer Blatttnebe hervorbrechen. Dieses Wissen gab Celestma die schöpferische Inspiration für ihre Bilder und die Gewissheit, dass es uns in dieser Welt vergönnt ist, die Verheißung einer grenzenlosen Freude, die wir dereinst erleben werden, zu erkennen, um uns von ihr tragen zu lassen.

Aus Phimies Demütigung und ihrer Angst, aus ihrem Leiden und ihrem Tod war Angel hervorgegangen, für die Celestina im ersten Augenblick nur Hass empfunden hatte, die sie jetzt aber mehr hegte als Wally, mehr als sich selbst und sogar mehr als das Leben an sich. Durch Angel - und damit durch Phimie - war Celestma nicht nur Wally begegnet, sondern hatte auch besser begreifen können, was ihr Vater gemeint hatte, als er von *diesem bedeutungsvollen Tag* gesprochen hatte, eine Erkenntnis, die ihren Bildern Kraft verlieh und die Menschen, die ihre Werke sahen und kauften, so tief berührte.

Kein einziger Tag im Leben eines Menschen, so hatte ihr Vater gesagt, ist ein ereignisloser Tag, jeder Tag hat eine tiefere Bedeutung, so öde und trostlos er auch erscheinen mag, und gleichgültig, ob wir eine Näherin oder ein Königin, ein Schuhputzer oder ein Filmstar, ein berühmter Philosoph oder ein mit dem Downsyndrom geborenes Kind sind. Jeder Tag unseres Lebens bietet uns nämlich Gelegenheit, unseren Mitmenschen, sei es durch einen bewussten Willensakt oder durch das unbewusste Beispiel, das wir ihnen geben, einen Dienst zu erweisen. Der kleinste Akt der Menschenliebe - und sei es nur ein Wort der Zuversicht, wo es benötigt wird, ein Geburtstag, an den man sich erinnert, oder ein Kompliment, das ein Lächeln hervorruft - schwingt über große Entfernungen und Zeitspannen hinweg und wirkt sich auf das Leben von Menschen aus, die dem großherzigen Auslöser dieses

positiven Echos nicht einmal bekannt sind, denn Gute setzt sich fort und wächst, indem sie dies tut, bis Jahre später und an einem ganz anderen Ort aus einer einfachen Geste der Rücksichtnahme eine selbstlose und heroische Tat wird. Genauso kann jede kleine Niedertracht, jeder gedankenlose Ausdruck des Hasses, jede aus Neid und Bosheit begangene Tat, so unbedeutend sie auch sein mag, zur Saat werden, die am Ende fürchterbare Früchte hervorbringt und das Leben von

Menschen vergiftet, denen wir nie begegnet sind und die wir nie kennen lernen werden. Das Leben aller Menschen - der gegenwärtigen wie der vergangenen und der künftigen Generationen - ist so untrennbar und kunstvoll miteinander verwoben, dass das Schicksal aller auch das Schicksal jedes einzelnen ist und die Hoffnung der Menschheit im Herzen und in den Händen eines jeden ruht. Darum müssen wir uns nach jedem Rückschlag um neues Gelingen bemühen, und wenn etwas endet, müssen wir aus der Asche etwas Neues und Besseres entstehen lassen, so wie wir aus Schmerz und Trauer Hoffnung spinnen müssen, weil jeder von uns ein Fadchen im Webmuster der Menschengeschichte ist, das seinen unverzichtbaren Beitrag zur Stabilität und Beständigkeit des Ganzen leistet. Jeder einzelnen Stunde in jedem Menschenleben wohnt ein so großes, selten erkanntes Potenzial inne, die Welt zu beeinflussen, dass die aufregenden Momente, nach denen wir uns in unserer Unzufriedenheit oft sehnen, längst gekommen sind; alle aufregenden Momente, alle faszinierenden Möglichkeiten sind in diesem einen bedeutungsvollen Tag bereits vereinigt.

Oder, wie ihr Vater gern zu sagen und dabei seine eigene Beredsamkeit augenzwinkernd auf die Schippe zu nehmen pflegte: »Bring Licht in deinen eigenen kleinen Winkel, dann erhellst du die ganze Welt.«

»Bartholomew? Der Apostel Bartholomäus?«, fragte Wally, während er den Wagen durch irdische Wolkenbanke steuerte. Verblüfft entgegnete Celestina: »Du hebe Zeit, das ist ja unheimlich. Woher wusstest du, woran ich gerade denke?«

»Ich habe es dir doch schon gesagt ... in deinem Herzen kann man lesen wie in einem aufgeschlagenen Buch.«

In seiner Predigt, die ihm, eher zu seinem Unbehagen als zu seinem Stolz, zu unerwartetem Ruhm verhelfen hatte, hatte ihr Vater das

Leben des Apostels Bartholomäus als anschauliches Beispiel dafür herangezogen, dass jeder Tag im Leben eines jeden Menschen von höchster Bedeutung sei. Bartholomäus wird von vielen als der unbedeutendste der zwölf Apostel betrachtet. Andere wurden vermutlich sagen, dass

Thaddäus weniger bekannt ist, und wieder andere wurden vielleicht auch auf den ungläubigen Thomas deuten. Aber Bartholomäus hat sicherlich einen geringeren Einfluss als Petrus, Matthäus, Johannes, Jakobus oder Philippus. Ihr Vater hatte bewusst das Beispiel des wenig beachteten Bartholomäus gewählt, um anschaulich zu beschreiben, wie nachhaltig die Taten dieses Apostels, so wenig Beachtung sie zu seiner Zeit auch gefunden haben mochten, über die Jahrhunderte hinweg im Leben von abermillionen Menschen ihren Widerhall fanden ... und er hatte daraus die Schlussfolgerung abgeleitet, dass das Dasein eines jeden seiner Zuhörer, ob Zimmermädchen oder Automechaniker, Lehrerin oder Fernfahrer, Kellnerin, Ärztin oder Hausmeister, eine ebenso große Bedeutung hatte wie das nachhallende Leben des Bartholomäus, auch wenn jener oder jene das Licht des Ruhms nicht erreichte, niemand seine oder ihre Mühen mit Applaus bedachte.

Am Ende seiner viel beachteten Predigt hatte Celestinas Vater allen Menschen, die guten Willens seien, gewünscht, dass sich die großherzigen und selbstlosen Taten unzähliger, ihnen unbekannter Nachfolger des Bartholomäus segensreich auch auf ihr Leben auswirken möge. Und er hatte denen, die egoistisch, neidisch und lieblos waren oder Böses taten, vorausgesagt, dass ihre Taten, hundertfach verstärkt, auf sie zurückfallen würden, weil sie dem Sinn des Lebens zuwiderhandelten. Wenn der Geist des Bartholomäus im Herzen dieser Menschen keine Änderung bewirken könne, so werde er sie heimsuchen, um ihnen die Strafe aufzuerlegen, die sie verdienten.

»Ich wusste«, sagte Wally, während er vor einer roten Ampel bremste, »dass du jetzt an Phemie denkst und dass dir diese Gedanken die Worte deines Vaters in Erinnerung rufen, weil Phemie, so kurz ihr Leben auch gewesen sein mag, auch ein Bartholomäus war. Sie hat ihre Spuren hinterlassen.«

Durch fröhliches Lachen, nicht durch Tränen wollte Celestina ihrer Schwester jetzt die Ehre erweisen, die dieser gebührt-p ^{TMPI}!

sie ihr so viele frohe Erinnerungen und eine uner-
messliche Freude in Person von Angel geschenkt hatte. Und so
schluckte sie die Tränen hinunter und sagte: »Hör mal, Clark Kent,
wir Frauen brauchen unsere kleinen Geheimnisse, unsere
heimlichen Gedanken. Wenn du wirklich so leicht in meinem
Herzen lesen kannst, werde ich wohl in Zukunft einen bleiernen
Brustpanzer tragen müssen.«

»Klingt ungemütlich.«

»Keine Sorge, Liebster. Ich Sorge dafür, dass die Verschlüsse leicht
zu öffnen sind.«

»Sieh an, offensichtlich kannst du meine Gedanken lesen. Das ist
allerdings unheimlicher, als im Herzen zu lesen. Vielleicht hegt ja nur
ein schmaler Grad zwischen einer Pfarrerstochter und einer Hexe.«

»Vielleicht. Du solltest dich also lieber in Acht nehmen, mich
jemals zu verärgern.«

Die Ampel sprang auf Grün um, und sie setzten ihre Heimfahrt fort.
Junior Cam steuerte, die geborgene Rolex blitzend am Handgelenk,
seinen Mercedes mit einer Selbstbeherrschung, derer er sich, selbst
mit Zedds Hilfe, nicht für fähig gehalten hatte.

Er loderte innerlich derartig vor Wut, dass er am liebsten die
Tachonadel bis zum Anschlag hochgejagt hatte und ohne Rücksicht
auf rote Ampeln oder Stoppschilder mit Vollgas durch die steilen
Straßen der Stadt gebraust wäre, als konnte ihm der Fahrtwind,
wenn er nur schnell genug fuhr, am Ende Kühlung verschaffen. Am
liebsten hatte er ahnungslose Fußgänger über den Haufen gefahren,
ihnen sämtliche Knochen im Leib zerschmettert, sie in hohem
Bogen aus dem Weg geschleudert.

Er glühte derartig vor Wut, dass sein Wagen durch die Wär-
meübertragung seiner Handflächen auf das Lenkrad eigentlich
kirschrot in der Januarnacht hätte leuchten müssen, dass er klare,
trockene Schneisen in die kalten Nebelschwaden hätte schlagen
müssen. Groll, Rage, Aggression, Vehemenz: alle
diese Wörter, die er gelernt hatte, um seine Persönlichkeit
weiterzuentwickeln, nutzten ihm jetzt gar nichts, weil nämlich
keines auch nur annähernd die Wut beschreiben konnte, die weiß
glühend wie die Sonne in ihm brodelte und alles, was sein eifrig
erlernter Wortschatz beinhaltete, in den Schatten stellte.

Zum Glück aber löste sich der kalte Nebel um seinen Mercedes nicht in Hitzestrahlen auf, schließlich erleichterte dieser ihm die Verfolgung. Der Buick, in dem Celestina saß, verschwand fast in den Nebelschwaden, was einerseits die Gefahr erhöhte, dass er ihn aus den Augen verlor, andererseits aber auch seinen eigenen Wagen verbarg, sodass die beiden Verfolgten nicht merken wurden, dass die Scheinwerferlichter hinter ihnen immer die gleichen blieben. Obwohl Junior keine Ahnung hatte, wer der Fahrer des Buick sein mochte, hasste er den großen, schlaksigen Kerl. Er musste annehmen, dass dieser mit Celestina schlief, der Frau, die nie mit einem anderen ins Bett gegangen wäre, wenn sie ihn, Junior, zuerst kennen gelernt hatte, weil sie ihn, wie ihre Schwester, wie alle Frauen, für unwiderstehlich gehalten hatte. Er fand, dass er auf Grund seiner Beziehung zu ihrer Familie ein Vorrecht auf sie hatte; schließlich war er der Vater des unehelichen Balgs ihrer Schwester, und dieser gemeinsame Nachkomme machte sie irgendwie zu Blutsverwandten.

In seinem Meisterwerk *Die Schönheit der Wut: Kanalisieren Sie Ihren Zorn und seien Sie ein Siegertyp* macht Zedd deutlich, dass ein Mensch mit voll entfalteter Persönlichkeit seine Wut unmittelbar von einem Objekt auf ein anderes übertragen kann, um Einfluss und Macht zu gewinnen oder sonst ein beliebiges Ziel zu erreichen. Man sollte die Wut nicht als ein Gefühl betrachten, das sich bei jedem neuen Anlass allmählich aufbaut, sondern sie, beherrscht, aber nie nachlassend, im Herzen tragen und nähren, damit sie auch ohne unmittelbare Provokation in ihrer ganzen weiß glühenden Gewalt *augenblicklich* parat war, wenn man sie brauchte.

Mit ernsthaftem Eifer und tiefer Befriedigung übertrug Tumor seine Wut auf Celestina und den Mann an ihrer Seite.

Schließlich hielten diese beiden ihre schützende Hand über den echten Bartholomew, und damit waren sie Juniors Feinde.

Ein Mullcontainer und ein toter Musiker hatten ihn so tief gedemütigt, wie er noch nie in seinem Leben gedemütigt worden war, so tief wie nervöser Brechreiz und eruptive Diarrhö zusammen, und er duldet es nicht, dass man ihn demütigte. Demut war etwas für Versager.

Für kurze Zeit hatte Junior sich in der Dunkelheit des

Mull-contamers, zermartert von einer endlosen Flut von »Was wenn«, davon überzeugt, dass Vanadiums Geist gleich den Deckel zuschlagen und ihn mit einem lebendig gewordenen Toten einsperren wurde, so hilflos gefühlt wie ein kleines Kind. Gelahmt vor Angst, so weit wie möglich von dem verwesenden Pianisten entfernt in eine Ecke in den Mull gekauert, hatte er so heftig gezittert, dass ihm die Zähne wie Kas-tagnetten in rasendem Flamencorhythmus geklappert und die Knochen gehämmert hatten wie Stiefelabsätze auf einem Tanzboden. Er hatte sich das eigene Wimmern anhören müssen, es aber nicht unterdrücken können, hatte die brennenden Tränen der Scham auf seinen Wangen gefühlt, ihnen aber keinen Einhalt gebieten können, hatte gespürt, dass seine Blase unter den Nadelstichen der Angst zu platzen drohte, es aber mit heroischer Kraftanstrengung geschafft, sich *nicht* in die Hose zu machen.

Einen Moment lang hatte er geglaubt, vor Angst sterben zu müssen, ehe er sich ihrem Klammergriff entziehen konnte, aber zu guter Letzt hatte sie allmählich nachgelassen, und an ihrer Stelle hatte sich aus einer bodenlosen Quelle unendliches Selbstmitleid über ihn ergossen. Und Selbstmitleid war der beste Zündstoff für den Zorn; weshalb Junior jetzt, während er dem Buick durch dichten Nebel nach Pacific Heights folgte, eine mörderische Wut hatte.

Als Tom Vanadium schließlich in Cains Schlafzimmer angelangt war, dämmerte ihm allmählich die Erkenntnis, dass sich der Gattenmörder bei der kargen Einrichtung seiner Wohnung den Minimalismus zum Vorbild genommen hatte, den er im Haus von ihm selbst, dem Detective, in Spruce Hills gesehen hatte. Vanadium fand diese Vorstellung irgendwie unheimlich und aus Gründen, die er nicht genau hatte benennen können, richtig beängstigend, aber er war davon überzeugt, dass er sich mit seiner Beobachtung keineswegs tauschte.

Das Haus, das Cam zusammen mit seiner Frau Naomi in Spruce Hills bewohnt hatte, war völlig anders eingerichtet gewesen. Der Unterschied zwischen seinem damaligen und seinem jetzigen Heim - und die merkwürdige Übereinstimmung mit Vanadiums eigener Behausung - ließ sich weder durch den neu gewonnen Reichtum erklären noch dadurch, dass sich Cams Geschmack mit den Erfahrungen des Großstadtlebens geändert haben mochte.

Die kahlen weißen Wände, das nüchterne, streng angeordnete Mobiliar, der vollige Verzicht auf Nippes und Erinnerungsstücke, das alles trug zu dem Gesamtbild bei, das einer Mönchszelle so ähnlich war, wie man es außerhalb der Mauern eines Klosters überhaupt finden konnte. Lediglich der großzügige Grundriss der Wohnung zeigte an, dass es sich hier um eine weltliche Behausung handelte. Aber selbst wenn an Stelle der *Industriefrau* ein Kruzifix gewesen wäre, hatte man angesichts der großzügigen Bemessung des Raums nicht endgültig ausschließen können, dass es sich nicht doch um die Heimstatt eines Ordensbruders handelte, eines wohlhabenden nämlich.

So, so, das waren sie also: zwei Mönche - der eine im Dienste des ewigen Lichts, der andere im Dienste der immerwährenden Finsternis.

Bevor er sich daranmachte, das Schlafzimmer zu durchsuchen, ging er schnell noch einmal durch die Räume zurück, die er schon unter die Lupe genommen hatte, weil ihm plötzlich die drei grotesken Bilder einfielen, von denen Nolly, Kath-leen und Sparky ihm übereinstimmend erzählt hatten, und weil er sich fragte, wie er sie hatte übersehen können. Sie schienen nicht mehr da zu sein.

Allerdings war leicht zu erkennen, wo die Kunstwerke gehangen hatten, an den betreffenden Stellen ragten nämlich noch die Nagel aus dem Rauputz, und an den Nageln baumelten die verwaisten Bilderhaken.

Tom Vanadiums innere Stimme sagte ihm, dass das Entfernen der Bilder etwas zu bedeuten hatte, aber sein detektivischer Spürsinn reichte nicht aus, auf Anhieb zu erkennen, welcher Schluss daraus zu ziehen war.

Wieder im Schlafzimmer, warf er, bevor er sich den Inhalt der Nachttisch- und Kommodenschubladen und des Kleiderschranks ansah, einen Blick in das angrenzende Badezimmer, und nachdem er das Licht angeknipst hatte, weil es sich hier um einen fensterlosen Raum handelte ... entdeckte er an einer Wand Bartholomew, zerfetzt und durchlöchert und von aberhundert Wunden entstellt.

Wally hielt am Bordstein vor dem Haus, in dem er wohnte, und als Celestma zur Beifahrertur hübertratschte, sagte er: »Nein, warte

hier. Ich hole nur Angel und fahre euch dann nach Hause.«

»Du hebe Zeit, das Stuck können wir doch zu Fuß gehen, Wally.«

»Es ist kalt und neblig und spat, und um diese Stunde konnte sich alles mögliche Gesmdel auf der Straße herumtreiben«, erklärte er ihr in gespielter Ernst. »Ihr zwei seid jetzt Lips-comb-Frauen oder werdet es zumindest bald sein, und die Frauen der Lipscombs sind nie ohne Begleitschutz den nächtlichen Gefahren der Großstadt ausgesetzt.«

»Mmmh. Ich fühle mich eindeutig verwöhnt.«

Es war ein köstlicher, langer, ganz selbstverständlicher KUSS voll verhaltener Leidenschaft, der nur das Beste für die kommenden Freuden der Ehe ahnen ließ.

»Ich hebe dich, Gehe.«

»Ich hebe dich auch, Wally. Ich bin so glücklich wie noch nie.«

Ohne Motor und Heizung abzustellen, stieg er aus dem Wagen, dann beugte er sich noch einmal herunter, sagte: »Verriegle lieber die Türen, während ich weg bin«, und schlug dann die Fahrertur zu.

Zwar kam es Celestma ein bisschen paranoid vor, m einer so gutburgerhchen Gegend so ängstliche Sicherheitsvorkehrungen zu treffen, aber sie druckte dennoch beide Knöpfe hinunter.

Die Frauen der Lipscombs fügen sich eben bereitwillig den Wünschen ihrer Männer, es sei denn, sie sind anderer Meinung, oder sie sind nicht einmal anderer Meinung, sondern haben lediglich ihre störrischen fünf Minuten.

Der Fußboden des geräumigen Badezimmers war m hellem Marmor mit rautenförmigen Emlegarbeiten aus schwarzem Granit gekachelt. Die Platte des Waschtischs und die Duschwanne bestanden aus dem gleichen Marmor. Oberhalb der gekachelten Flächen waren die Wände nicht verputzt, wie in den anderen Räumen der Wohnung, sondern mit Gipsbauplatten verkleidet. Auf eine der Platten hatte Enoch Cain dreimal den Namen *Bartholomew* gekritzelt.

So, wie die krakeligen roten Buchstaben mit harten Strichen auf die Wand gemalt worden waren, musste der Schreiber eine unglaubliche Wut gehabt haben. Verglichen mit dem, was mit den drei Bartholomews gemacht worden war, als sie erst einmal

geschrieben waren, sah die Schrift selbst wie das Werk eines ruhigen, vernünftig denkenden Menschen aus.

Cain hatte mit einem scharfen Gegenstand, vermutlich einem Messer, auf die roten Buchstaben eingestochen und gehackt und die Wand mit solcher Wucht bearbeitet, das zwei der drei Bartholomews kaum noch zu entziffern waren. Die Gipsbauplatte war mit Hunderten von Scharten und Lochern übersät.

Der verschmierten Schrift und der Tatsache nach zu urteilen, dass die Buchstaben an einigen Stellen vor dem Trocknen verlaufen waren, konnte es sich bei dem Schreibgerät nicht um einen Filzstift gehandelt haben, wie Vanadium im ersten Moment angenommen hatte. Beim Anblick der mitt-

lerweile getrockneten roten Spritzer auf dem heruntergeklappten Toilettendeckel und auf dem Marmorboden regte sich ein Verdacht m Vanadium.

Er befeuchtete den rechten Daumen mit Spucke, rubbelte damit über einen der getrockneten Spritzer auf dem Fußboden, rieb dann Daumen und Zeigefinger aneinander und schnüffelte an den wieder aufgefrischten Spuren. Was er roch, war Blut.

Aber wessen Blut?

Ein anderes Kind, das man nach elf Uhr nachts geweckt hatte, wäre vielleicht quengelig, ganz sicher aber benommen, schlaftrunken und wenig gesprachig gewesen. Wenn Angel jedoch einmal wach war, war sie *richtig* wach, saugte die Farben-Formen-Stimmungen um sich herum formlich auf, bestaunte die üppige Vielfalt der Schöpfung und bestätigte ganz allgemein das, was Wallys Test gezeigt hatte, dass sie nämlich eine außergewöhnlich rege Fantasie besaß.

Während sie zur Beifahrertur hereinkletterte und es sich auf Celestmas Schoß gemächlich machte, sagte Angel: »Onkel Wally hat mir einen Schokokeks gegeben.«

»Hast du ihn im Schuh versteckt?«

»Wieso im Schuh?«

»Oder ist er unter deiner Kapuze?«

»Er ist in meinem Bauch!«

»Dann kannst du ihn nicht mehr essen.«

»Ich *habe* ihn doch schon gegessen.«

»Dann ist er für immer und ewig weg. Wie schade.«

»Das war doch nicht der einzige Schokokeks auf der Welt. Ist das der meiste Nebel, den es gibt?«

»Es ist der meiste Nebel, den ich je gesehen habe.«

Als Wally in den Wagen stieg und die Fahrertur zuzog, fragte Angel: »Mami, woher kommt der Nebel? Und sag nicht, dass er aus Hawaii ist.«

»New Jersey.«

»Bevor sie mich verpetzt«, ließ sich Wally vernehmen, »ich habe ihr einen Schokokeks gegeben.«

»Zu spät.«

»Manu dachte, ich habe ihn im Schuh versteckt.«

»Ich musste sie bestechen, sonst wäre sie vor Montag nicht in Schuhen und Mantel gewesen«, sagte Wally.

»Was ist Nebel?«, wollte Angel wissen.

»Wolken«, entgegnete Celestma.

»Was machen die Wolken hier unten?«

»Sie sind zu Bett gegangen, weil sie müde sind«, sagte Wally, während er den Gang einlegte und die Handbremse löste. »Und wie steht es mit dir?«

»Kriege ich noch einen Keks?«

»Die wachsen doch nicht auf Bäumen«, sagte Wally.

»Ist in mir jetzt eine Wolke?«

»Wie kommst du denn darauf, Herzchen?«, fragte Celestma.

»Weil ich den Nebel eingeatmet habe.«

»Halt sie lieber fest«, sagte Wally mit ernster Stimme zu Celestma, während er den Wagen an einer Kreuzung abbremste. »Sonst fliegt sie dir noch weg, und wir müssen die Feuerwehr rufen, damit sie sie wieder herunterholen.«

»An was wachsen sie denn?«, hakte Angel nach.

»Blumen«, sagte Wally.

Und Celestma fugte hinzu: »Die Keks sind die Blütenblätter.«

»Und wo gibt es die Schokokeksblumen?«, fragte Angel.

»Auf Hawaii«, sagte Wally.

»Das hab ich mir gedacht«, meinte Angel und zog die Stirn dabei vor lauter Zweifeln kraus. »Mrs. Ornwall hat mir Käse gemacht.«

»Sie kann wunderbaren Käse machen, unsere Mrs. Ornwall«, sagte Wally und nickte.

»In einem Sandwich«, sagte Angel, wie um das klarzustellen.

»Warum wohnt sie bei dir, Onkel Wally?«

»Sie ist meine Haushälterin.«

»Kann nicht Mami deine Haushälterin sein?«

»Deine Mutter ist Künstlerin. Außerdem willst du die arme Mrs. Ornwall doch wohl nicht arbeitslos machen, oder?«

»Käse kann jeder brauchen«, entgegnete Angel und wollte damit offensichtlich sagen, dass es Mrs. Ornwall nie an Arbeit mangeln wurde. »Mami, du hast das falsch gedacht.«

»Was habe ich falsch gedacht, Schatzchen?«, fragte Celestma, während Wally wieder an den Randstein fuhr und anhielt.

»Der Schokokeks ist nicht für immer und ewig weg.«

»Ist er doch in deinem Schuh?«

Angel drehte sich auf Celestmas Schoß um, hielt ihrer Mutter den Zeigefinger unter die Nase und sagte: »Riech mal.«

»Das ist zwar nicht besonders höflich, aber ich muss sagen, es riecht gut.«

»Das ist der Schokokeks. Nachdem ich ihn gegessen habe, ist er *ivusch-wusch* in meinen Finger gewandert.«

»Wenn sie immer *wusch-tvusch* dahin wandern, wirst du bald einen richtig fetten Finger haben.«

Wally stellte den Motor ab und schaltete die Scheinwerfer aus. »Zu Hause, wo das Herz wohnt.«

»Welches Herz?«, wollte Angel wissen.

Wally setzte zum Reden an, aber ihm fiel keine passende Antwort ein.

Lachend sagte Celestma: »Tja, bei ihr kann man nie das letzte Wort haben.«

»Vielleicht wohnt dort ja nicht das Herz«, sagte Wally zu Angel.

»Sondern ein ganzer Sack Flohe.«

Neben dem Waschbecken stand eine geöffnete Schachtel mit Pflastern unterschiedlicher Größe, eine Flasche

Desinfektionsalkohol und ein Fläschchen Jod.

Tom Vanadium sah in dem kleinen Abfalleimer unter dem Waschbecken nach und entdeckte dann ein Knäuel blutgetränkter Kosmetiktücher. Und zwei zerknüllte Pflasterhüllen.

Offensichtlich stammte das Blut von Cam selbst.

Sofern sich der Gattenmörder versehentlich geschnitten hatte, deutete das Geschreibsel an der Wand auf eine mörderische Laune und lange genährte Wut hin.

Wenn er sich die Verletzung jedoch absichtlich zugefügt hatte, nur um den Namen mit seinem Blut zu schreiben, musste das Potenzial seiner Wut noch größer sein und sich hinter einer bedrohlichen Mauer des Wahnsinns aufgestaut haben.

In jedem Fall war es eine rituelle Handlung, den Namen mit Blut zu schreiben, und Rituale dieser Art waren immer ein sicheres Zeichen für eine ernst zu nehmende psychische Störung. Es würde leichter sein als erwartet, den Gattenmörder zur Strecke zu bringen, weil er offensichtlich bereits einen schweren Sprung in der Schüssel hatte. Das war nicht mehr der Enoch Cain, den Vanadium vor drei Jahren in Spruce Hills kennen gelernt hatte. Dieser Mann war zwar absolut skrupellos, aber kein rasendes wildes Tier gewesen, von kalter Entschlossenheit getrieben, aber kein Wahnsinniger. *Dieser* Cain wäre viel zu berechnend und beherrscht gewesen, um sich von Gefühlswallungen hinreißen zu lassen, diese blutige Graffiti zu produzieren und den Namen Bartholomew symbolisch zu verstümmeln.

Während Vanadium die verschmierte und verwüstete Wand betrachtete, breitete sich auf seiner Kopfhaut ein nervöses Kribbeln aus, kroch ihm über den Nacken, bohrte sich ihm gleich darauf in die Adern und setzte sich in den Knochen fest. Er hatte das schreckliche Gefühl, es plötzlich mit einer unbekannten Größe zu tun zu haben, nicht mehr mit dem Perversen, den er zu durchschauen glaubte, sondern mit einem neuen, noch monströseren Enoch Cain.

Den Rucksack mit Angels Puppen und Malsachen in der Hand, überquerte Wally vor Celestina den Gehweg und stieg dann die

Eingangstreppe hinauf.

Celestina, die Angel auf dem Arm trug, folgte ihm dichtauf.
Das Mädchen sog die trägen Nebelwolken in tiefen Zügen ein.

»Halt mich lieber fest, Mami, sonst fliege ich weg.«

»Wohl kaum, so schwer, wie du nach all dem Käse und den
Schokokeksen bist.«

»Warum fährt uns das Auto da nach?«

»Was für ein Auto?«, fragte Celestina, die vor der Treppe stehen
blieb und sich umdrehte, um zu sehen, was Angel meinte.
Angel deutete auf einen Mercedes, der etwa zehn Meter hinter dem
Buick angehalten hatte und dessen Scheinwerfer in diesem
Augenblick erloschen.

»Er fährt uns nicht nach, Schatz. Das ist bestimmt ein Nachbar.«

»Kriege ich einen Schokokeks?«

Schon auf der Treppe, sagte Celestina: »Du hattest schon einen.«

»Kriege ich ein Mars?«

»Nein, auch kein Mars.«

»Kriege ich ein Milky Way?«

»Es geht nicht um eine bestimmte Marke. Du kriegst überhaupt
keine Schokolade mehr.«

Wally schloss die Haustür auf und trat dann zur Seite.

»Kriege ich Vanillewaffeln?«

Celestina schob sich mit Angel auf dem Arm an Wally vorbei ins
Haus.

»Keine Vanillewaffeln. Sonst bekommst du einen Zuckerschock und
kannst die ganze Nacht nicht schlafen.«

Als Wally in den Hausflur trat, fragte Angel: »Kriege ich ein
Auto?«

»Ein *Auto*?«

»Krieg ich eins?«

»Du kannst doch nicht allein fahren«, sagte Celestina zu ihr.

»Ich kann es ihr doch beibringen«, sagte Wally und eilte ihnen
voraus zur Wohnungstür, wo er einen Schlüsselbund aus der
Manteltasche zog.

»Er bringt es mir bei«, verkündete Angel triumphierend.

»Dann werden wir dir wohl auch ein Auto kaufen müssen.«

»Ich will eins, das fliegen kann.«

»Es gibt keine fliegenden Autos.«

»Klar gibt's die«, mischte sich Wally ein, während er die beiden Sicherheitsschlösser öffnete. »Aber man kriegt erst mit einundzwanzig einen Führerschein dafür.«

»Ich bin drei.«

»Dann musst du nur noch achtzehn Jahre warten«, sagte Wally, öffnete die Tür und trat beiseite, um Celestma vorbeizulassen. Als Wally ihr in die Wohnung folgte, sah ihm Celestma lachend entgegen. »Vom Auto bis ins Wohnzimmer eine durch und durch wohl einstudierte Choreografie. Ein toller Vorgeschmack auf dieses Ehegedons.«

»Ich muss mal Pipi«, sagte Angel.

»Das sagt man nicht vor allen Leuten«, ermahnte Celestma das Mädchen.

»Man sagt es wohl, wenn man ganz dringend muss.«

»Nicht einmal dann.«

»Gib mir zuerst einen KUSS«, sagte Wally.

Angel druckte ihm schmatzend einen KUSS auf die Wange.

»Und ich?«, sagte Celestma schmollend. »Verlobte kommen eigentlich zuerst.«

Bevor Celestma Zeit hatte, Angel abzusetzen, kusste Wally sie, und wieder war es herrlich, wenn auch kurzer als beim ersten Mal. »Das war ein ekliger KUSS«, merkte Angel an.

»Ich komme um acht Uhr zum Frühstück«, sagte Wally zu Celestma. »Wir müssen einen Termin festsetzen.«

»In zwei Wochen, wäre das zu früh?«

»Ich muss vorher noch Pipi«, sagte Angel.

»Ich hebe dich«, sagte Wally, und Celestma wiederholte die Worte, worauf er fortfuhr: »Ich warte im Flur, bis ich höre, dass du beide Sicherheitsschlösser verriegelt hast.«

Celestma stellte Angel ab, die wie der Blitz zum Badezimmer rannte. Wally trat in den Hausflur hinaus und zog die Tür hinter

sich zu.

Ein Schloss. Zwei.

Celestma blieb stehen und lauschte, bis sie horte, wie die Haustur geöffnet wurde und dann zufiel.

T-nnap «rand sie. an die Tür gelehnt, da und hielt den Knauf mit dem Druckknopf für das zweite Sicherheitsschloss m der Hand, als befürchtete sie, davonzuschweben wie ein mit Wolken gefülltes Kind, wenn sie ihn losließ.

Der erste, der m sein Blickfeld kam, war Bartholomew, in rotem Mantel mit roter Kapuze, getragen von dem großen, schlaksigen Mann, diesem Ebenbild eines Ichabod Crane, der außerdem einen Rucksack geschultert hatte.

Beladen mit dem Kind und dem Rucksack, machte der Kerl einen relativ hilflosen Eindruck, und Junior erwog kurz, aus dem Mercedes zu springen, geradewegs auf den Celestma bumsenden Schweinehund zuzumarschieren und ihm eine Kugel mitten ms Gesicht zu verpassen. Mit einer Kugel im Hirn wurde er schneller umkippen, als wenn ihn der kopflose Reiter mit einem Beil erwischte hatte, und er wurde das Kind mit sich zu Boden reißen, und Junior wurde den Wechselbalg als Nächsten erschießen, drei Kugeln m den Kopf, vier, um ganz sicher zu gehen.

Das Problem war Celestma, die im Buick wartete. Wenn sie nämlich sah, was los war, wurde sie vielleicht auf den Fahrersitz hinuberrutschen und davonbrausen. Weiße Abgaswolken, die aus dem Auspuff quollen und sich im Nebel auflösten, zeigten ihm, dass der Motor noch lief, sodass sie ihm vielleicht entkommen konnte, wenn sie schnell schaltete.

Zu Fuß hinterherrennen. Sie am Steuer erschießen. Vielleicht. Ihm blieben fünf Kugeln, wenn er eine auf den Mann und vier auf Bartholomew abfeuerte.

Aber mit dem Schalldämpfer taugte die Waffe nur für kurze Entfernungen. Die Kugel trat, wenn sie einen Schalldämpfer passieren musste, langsamer aus der Mundung aus als gewöhnlich, unter Umständen auch mit einem leichten Drall, was die Treffgenauigkeit mit zunehmender Entfernung erheblich verminderte.

Der daumenlose junge Gauner, der ihm die Waffe m der Old St.

Mary's Church in der Tüte eines China-Imbisses überbracht hatte, hatte ihn auf das Problem mit der Freifgenauigkeit aufmerksam gemacht. Junior war geneigt, den warnenden Hinweis ernst zu nehmen, weil er annahm, dass man jenem achtfindigen Verbrecher die Daumen zur Strafe dafür abgeschnitten hatte, dass er vergessen hatte, diese oder eine ähnlich wichtige Information an einen Kunden weiterzugeben, was erklärte, warum er jetzt geflissentlich auf jede Kleinigkeit achtete.

Es war natürlich auch möglich, dass er sich die beiden Daumen selbst abgeschossen hatte, um doppelt sicherzugehen, dass man ihn nicht zum Militärdienst einziehen und nach Vietnam schicken wurde.

Wie dem auch sei, wenn es Celestma gelang, zu entkommen, gab es eine Zeugin, und der Polizei wurde es völlig gleichgültig sein, ob sie eine untalentierte Schlampe war, die sentimental Kitsch produzierte. Sie wurde gesehen haben, wie er aus dem Mercedes gestiegen war, und trotz des Nebels in der Lage sein, eine halbwegs brauchbare Beschreibung des Wagens abzuliefern. Und noch hoffte er ja, die ganze Sache durchziehen zu können, ohne sein angenehmes Leben im Russian-Hill-Viertel aufgeben zu müssen. Zudem war er nicht gerade ein Meisterschütze. Etwas anderes als ein Schuss aus kurzer Entfernung kam für ihn also ohnehin nicht in Frage.

Ichabod reichte Celestma das Kind durch die geöffnete Beifahrertür in den Wagen, dann ging er zur Fahrerseite hinüber, legte den Rucksack auf die Rückbank und setzte sich wieder ans Steuer.

Hatte Junior gewusst, dass sie nur anderthalb Häuserblocks weit führen, wäre er ihnen nicht im Mercedes gefolgt, sondern den Rest des Weges zu Fuß gegangen. Als er dann ein paar Wagenlängen hinter dem Mercedes einparkte, fragte er sich, ob sie ihn wohl bemerkt hatten.

Jetzt hatte er sie hier auf der Straße vor sich, alle drei zusammen, ein perfektes Ziel - der Mann, Celestma, der kleine Bastard. Alle drei auf einmal, das wurde gewaltige Folgen nach sich ziehen, besonders wenn er sie mit Kopfschüssen aus kurzer Entfernung erledigte, aber er war so voll gepumpt mit hoch

wirksamen Mitteln gegen Brechreiz, Durchfall und allergische Reaktionen, dass er sich gegen die verräterischen Zeichen seiner außergewöhnlichen Sensibilität hinreichend geschützt fühlte. Tatsächlich war er diesmal sogar erpicht auf die sichtbaren Folgen seiner Tat, weil sie ihm eindeutig beweisen wurden, dass der Junge tot war und seine eigene *ganze* Qual zu guter Letzt doch noch ein Ende hatte.

Allerdings machte ihm der Gedanke Sorgen, dass er ihnen vielleicht aufgefallen war, weil er zweimal unmittelbar nach ihnen am Straßenrand gehalten hatte, und dass sie ihn nun im Auge behielten und bereit waren, die Beine in die Hand zu nehmen, sobald er Anstalten machte, auszusteigen. In diesem Fall wurden sie unter Umständen längst im Haus sein, bevor er sie abknallen konnte. Und tatsächlich deutete Bartholomew in dem Augenblick, als Celestma mit ihm die Treppe zum Haus erreichte, in Juniors Richtung, und die Frau drehte sich um. Er hatte den Eindruck, dass sie direkt zu ihm hinstarrte, obwohl er es in dem dichten Nebel nicht mit Sicherheit hatte sagen können.

Sofern sie wirklich Misstrauen gegen ihn geschöpft hatten und in Alarmbereitschaft versetzt waren, ließen sie es sich zumindest nicht anmerken. Ohne erkennbare Eile traten sie ins Haus, und aus ihrem Verhalten schloss Junior, dass sie ihn doch nicht entdeckt hatten. Hinter den Fenstern im Erdgeschoss, die rechts der Haustür lagen, gingen die Lichter an.

Warte hier im Wagen. Lass ihnen Zeit, zur Ruhe zu kommen. Um diese Zeit wurden sie bestimmt erst einmal das Kind zu Bett bringen. Dann wurden Ichabod und Celestma ins Schlafzimmer gehen und sich ausziehen.

Wenn Junior Geduld hatte, konnte er sich in die Wohnung schleichen, den Jungen in dessen Bett ermorden, anschließend Ichabod erledigen und immer noch Gelegenheit haben, mit Celestma zu schlafen.

Er nährte jetzt nicht mehr die Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft. Wenn Celestma erst einmal Bekanntschaft mit Junior Cains Sexmasche gemacht hatte, wurde sie, wie alle Frauen, mehr wollen, aber der Zeitpunkt für eine tief empfundene Liebesbeziehung war jetzt verpasst. Nach all den Qualen, die er

durchhtten hatte, war es jedoch nur gerecht, wenn er sich wenigstens einmal mit ihrem süßen Körper tröstete. Eine kleine Wiedergutmachung Schuldentilgung.

"Wenn Celestmas kleine Nuttenschwester nicht gewesen wäre, wurde es keinen Bartholomew geben. Keine Bedrohung. Juniors Leben wäre anders, besser verlaufen.

Celestma hatte beschlossen, den kleinen Bastard unter ihre Fittiche zu nehmen, und sie hatte Junior damit den Krieg erklärt, obwohl er ihr nie etwas getan hatte, nicht das Geringsste. Im Grunde verdiente sie ihn nicht, nicht einmal eine schnelle Nummer vor dem großen Kanonenschlag, und wenn er es sich recht überlegte, wurde er sie, nachdem er Ichabod erschossen hatte, vielleicht um eine Kostprobe vom Cain'-schen Glücksbringer betteln lassen, und sie ihr dann aber verwehren.

Ein vorbeibrausender Iaster wirbelte den Nebel auf, sodass weiße Schwaden vor dem Wagenfenster durcheinander wogten und einen Strudel bildeten, in dem man völlig die Orientierung verlor. Junior fühlte sich ein bisschen schwindelig. Ei fühlte sich eigenartig. Hoffentlich hatte er sich keine Grippe eingefangen.

Im Mittelfinger der rechten Hand spürte er einen klopfenden Schmerz unter den beiden Pflastern. Er hatte sich heute bei dem Versuch geschnitten, seine Messer mit einem elektrischen Wetzgerät zu schärfen, und die Wunde war wieder aufgeplatzt, als er Neddv Gnathic hatte erwürgen müssen. Ohne die Notwendigkeit, stets auf der Hut und für Bartholomew und seine Beschützer bereit zu sein, hatte er sich überhaupt nicht erst geschnitten.

In den vergangenen drei Jahren hatte er wegen der beiden White-Schwestern viel Leid ertragen müssen, unter anderem die jüngste Demütigung im Mulicontainer mit dem toten ik/i.oiWr Celestmas durrhalsigem Freund mit einem Hang zum postmortalen Lecken. Die Erinnerung an diesen Horror flammte so lebhaft in ihm auf - jede perverse Einzelheit fest gefroren in einem einzigen scharfen, verheerenden Gedächtnisbild -, dass Junior plötzlich einen unerträglichen Druck in der Blase verspürte, obwohl er sich ausgiebig und wohltuend in einer Seitenstraße erleichtert hatte, die dem Restaurant gegenüberlag, in dem sich die Kitschpostkartenkleckse immer bei einem gemütlichen

Abendessen mit Ichabod vergnügt hatte.

Das kam überhaupt noch hinzu. Junior war das Mittagessen entgangen, weil ihn Vanadiums Geist um ein Haar eingeholt hatte, als er sich vor dem Essen nach Krawattennadeln und seidenen Emstecktuchern umgesehen hatte. Dann hatte er auch noch das Abendessen verpasst, weil er Celestina im Auge behalten musste, als sie sich von der Galerie aus nicht gleich auf den Heimweg gemacht hatte. Er war hungrig. Er war buchstäblich am Verhungern. Auch das hatte er ihr zu verdanken. Diese Schlampe. Wieder wirbelten vorbeibrausende Fahrzeuge die Nebel Schwaden in wilden Strudeln durcheinander.

Eure Taten . . . werden, hundertfach verstärkt, auf euch zurückfallen .. der Geist des Bartholomäus . . . wird euch heimsuchen ... und euch die Strafe auferlegen, die ihr verdient.

So deutlich und machtvoll - und mindestens ebenso erschreckend - wie die flammende Erinnerung an sein Märtyrium im Mullcontamer spulten diese Worte in einer Schwindel erregenden Endlosschleife im Tonband seines Gedächtnisses ab. Er wusste nicht mehr, wo er sie gehört und wer sie gesprochen hatte, aber eine ungefähre Ahnung schob sich verschwommen an den Rand seines Bewusstseins.

Bevor Junior Zeit hatte, das Tonband seiner Erinnerung noch einmal abzuspielen, um eingehender darüber nachzudenken, tauchte Ichabod in der Haustür auf. Als der Mann zu seinem Buick ging, sah es aus, als würde er durch den Nebel wie ein Gespenst über einer Moorlandschaft schweben. Der Mann ließ den Motor an, wendete zugig und fuhr die Straße hinauf zu dem Haus zurück, in dem er Bartholomäus zuvor abgeholt hatte.

In Cams Schlafzimmer erfasste der abgeschirmte Lichtstrahl der Taschenlampe ein knapp zwei Meter hohes Regal, in dem etwa einhundert Bücher standen. Das oberste Bord war vollständig, das nachstiefere zum größten Teil leer geräumt.

Vanadium fielen die gesammelten Werke des Selbsthilfe-Quacks von Caesar Zedd ein, die in Cams Haus in Spruce Hills einen Ehrenplatz eingenommen hatten. Der Gattenmörder besaß von jedem von Zedds Büchern sowohl eine gebundene als auch eine

Taschenbuchausgabe, mindestens Die teureren gebundenen Ausgaben hatten wie neu ausgesehen, so als ob er sie nur mit Samthandschuhen anfasste; in den Taschenbüchern war der Text dagegen an vielen Stellen unterstrichen gewesen, und die Lieblingspassagen waren durch Eselsohren an den entsprechenden Seiten gekennzeichnet.

Ein rascher Blick über die Buchrücken verriet Vanadium, dass die hoch geschätzte Zedd-Sammlung fehlte.

In dem begehbaren Kleiderschrank, den Vanadium als Nächstes inspizierte, befanden sich weniger Kleidungsstücke, als er erwartet hatte. Nur die Hälfte der Kleiderbügel waren belegt. Die leeren Bügel schlugen leise und unheimlich klirrend aneinander, während er Cams Garderobe einer oberflächlichen Prüfung unterzog.

Auf einem Bord über den leeren Kleiderbügel lag ein einsames Mark-Cross-Gepäckstück, ein eleganter und teurer Kleidersack, der zwei Anzüge fasste. Sonst war das Bord, auf dem genügend Platz für drei weitere Koffer oder Taschen gewesen wäre, leer.

Nachdem Angel die Klospülung betätigt hatte, stand sie jetzt auf einem Schemel am Waschbecken und wusch sich die Hände.

»Putz dir auch die Zähne«, sagte Celestma, die in der offen stehenden Badezimmertür am Pfosten lehnte.

»Hab ich schon gemacht.«

»Das war vor dem Schokokeks.«

»Ich hab mir die Zähne nicht schmutzig gemacht«, protestierte Angel.

»Wie soll das gehen?«

»Ich hab nicht gekaut.«

»Dann hast du ihn wohl durch die Nase emgesogen?«

»Ich hab ihn ganz runtergeschluckt.«

»Was passiert mit Leuten, die flunkern?«

Mit Unschuldsschick: »Ich flunkere nicht, Mami.«

»Was tust du dann?«

»Ich ...«

»Ja?«

»Ich meine nur ...« »Ja?«

»Ich putze nur die Zähne.«

»Braves Kind. Ich hole unterdessen deinen Schlafanzug.«

Junior im Nebel. So verzweifelt bemüht, in der Zukunft zu leben, wo man die Siegertypen traf. Von der Erinnerung jedoch gnadenlos wieder in die nutzlose Vergangenheit gezogen.

Die endlose Leier der rätselhaften Drohung in seinem Kopf: *Der Geist des Bartholomäus ... wird euch heimsuchen ... und euch die Strafe auferlegen, die ihr verdient.*

Er spulte die Worte zurück und spielte sie noch einmal ab, aber der Sinn der Drohung blieb ihm weiterhin verborgen. Es war seine eigene Stimme, die er da horte, als hatte er den Text irgendwann einmal in einem Buch gelesen, aber er vermutete, dass ein anderer die Worte zu ihm gesagt hatte und dass ...

Ein Polizeiauto raste, ohne Sirenengeheul zwar, aber mit rotierendem Signallicht, heran.

Erschrocken richtete Junior sich kerzengerade auf und griff nach der Pistole mit dem Schalldämpfer, stellte jedoch zu seiner Erleichterung fest, dass der Einsatzwagen nicht scharf abbremsste, um vor dem Mercedes an den Straßenrand einzuschwenken, wie er schon befürchtet hatte.

Das rotierende Signallicht, dessen verschwommen rot und blau schimmernde Strahlen in gleichmäßigem Rhythmus den Nebel durchkämmten wie körperlose Geister auf der Suche nach einem, von dem sie Besitz ergreifen konnten, wurde immer kleiner.

Als Junior einen Blick auf seine Rolex warf, merkte er, dass er keine Ahnung hatte, wie lange er hier schon saß, seit Icha-bod im Buick davongefahren war. Eine Minute vielleicht, vielleicht aber auch zehn.

In der Erdgeschosswohnung auf der rechten Seite des Hauses brannte immer noch Licht.

Ihm war es lieber, sich ins Haus zu wagen, solange noch Licht brannte. Schon bei dem Gedanken, heimlich im Dunkeln durch unbekanntes Terrain schleichen zu müssen, jagte ihm einen Schauer nach dem anderen durch die Eingeweide.

Er streifte sich ein paar Schutzhandschuhe aus dünnem Latex über. Beugte und streckte die Finger. Also dann.

Raus aus dem Wagen, über den Bürgersteig, die Treppe hinauf, vom Mercedes durch den Nebel zum Mord. Schusswaffe in der Rechten, Sperrzeugpistole in der Linken, drei Messer in Scheiden am Körper verborgen.

Die Haustür war nicht verschlossen. Es war kein Einfamilienhaus mehr; man hatte es in mehrere Mietwohnungen aufgeteilt.

Vom Hausflur im Erdgeschoss führte eine Treppe zu den darüber liegenden drei Stockwerken. Jeder, der die Treppe herunterkam, wurde schon lange, bevor er unten war, zu hören sein.

Kein Aufzug. Er musste nicht befürchten, dass plötzlich mit nicht mehr als einem leisen Phngen eine Tür zur Seite glitt und unerwünschte Augenzeugen in den Flur entließ.

Eine Wohnung rechts, eine links. Junior wandte sich nach rechts, zum Apartment Nummer eins, in dem vor nicht allzu langer Zeit die Lichter hinter Gardinenverhangenen Fenstern angegangen waren.

Wally Lipscomb fuhr den Buick in die Garage, stellte dort den Motor ab und war schon im Begriff auszusteigen, als er feststellte, dass Celestma ihre Handtasche im Wagen vergessen hatte.

Im Grunde wunderte sich Wally, dass sie es geschafft hatten - in der Aufregung des Verlöbnisses und der erfolgreichen

Ausstellungseröffnung und bei der Quirlichkeit, die Angel trotz der späten Stunde, von einem Schokokeks gestärkt, an den Tag gelegt hatte - den kleinen roten Wirbelwind von hier in den Buick und in ihre Wohnung zu bugsieren, ohne mehr zu vergessen als nur eine Handtasche. Gehe hatte von einer Cho-reografie gesprochen, aber Wally sah es eher als einen Moment der Ordnung im Chaos, dem faszinierend-frohlich-frustrierend-kostlich-aufregenden Chaos eines Lebens voller Zuversicht und Liebe und Kinder, das er weder für Ruhe und Frieden noch für ein Königreich eingetauscht hatte.

Ohne Seufzen und Klagen wurde er sich mit der Tasche auf den Rückweg zu Celestma machen. Er empfand es nicht als eine lastige Muhe, ihr die Tasche zu bringen. Vielmehr wurde es ihm die Gelegenheit geben, sich noch einen Gutenacht-kuss abzuholen.

Ein Nachttisch, zwei Schubladen.

In der oberen Schublade entdeckte Tom Vanadium neben den Dingen, die er erwartet hatte, den Ausstellungsprospekt einer

Galerie. Im abgeschirmten Schein der Taschenlampe leuchtete der Name *Celestma White* auf dem Hochglanzpapier, als wäre er mit phosphoreszierender Tinte gedruckt.

Im Januar 1965, im ersten Monat des Komats, in dem Vanadium, wie sich herausstellte, acht Monate lang liegen sollte, hatte Cam Nolly um Hilfe bei der Suche nach Seraphims neugeborenem Kind gebeten. Als Vanadium sehr viel später

davon erfahren hatte, war er davon ausgegangen, dass Cam Max Bellims Nachricht auf seinem Anrufbeantworter gehört, sie mit Seraphims angeblichem »Unfalltod« in San Francisco in Verbindung gebracht und sich auf die Suche nach dem Kind gemacht hatte, dessen Vater er offenbar war. Eine andere Erklärung für sein Interesse an dem Baby konnte es nicht geben.

Anfang 1966, aus dem Koma erwacht und so weit wieder hergestellt, dass er Besucher empfangen konnte, hatte Vanadium eine überaus anstrengende einstündige Unterhaltung mit seinem alten Freund Harnson White geführt. Aus Rücksicht auf das Andenken seiner verstorbenen Tochter, nicht aus Sorge um seinen Ruf als Pfarrer hatte dieser sich geweigert, zuzugeben, dass Phimie vergewaltigt und von ihrem Peiniger geschwängert worden war ... obwohl Max Belhni die Schwangerschaft bereits bestätigt und mit dem Gespür eines Polizisten geahnt hatte, dass sie die Folge einer Vergewaltigung war. Harnson vertrat offensichtlich den Standpunkt, dass Phimie tot war und nicht wieder lebendig wurde, wenn man die Wunde wieder aufriss, und dass man als Christ, auch wenn ein Verbrechen geschehen war, zwar nicht vergessen, aber vergeben und auf die Gerechtigkeit Gottes vertrauen sollte.

Harnson war Baptist, Vanadium Katholik, und als solche betrachteten sie den gleichen Glauben zwar aus unterschiedlichen Blickwinkeln, aber doch nicht von verschiedenen *Planeten* aus, obwohl genau dieser Eindruck nach ihrer Unterhaltung bei Vanadium hängen blieb. Natürlich stimmte es, dass sie Cam nicht wegen der Vergewaltigung vor Gericht bringen konnten, da Phimie ja tot war und keine Aussage mehr machen konnte. Und man musste sich auch die unbequeme Wahrheit eingestehen, dass es - ohne Aussicht auf entsprechende Folgen für den Täter - alte Wunden in den Herzen der Familie White aufreißen wurde, wenn man sich mit der Frage beschäftigte, ob Cam unter Umständen der

Vergewaltiger war. Dennoch erschien es Vandmm geradezu naiv, wenn nicht gar moralisch fragwürdig, nur auf die göttliche Gerechtigkeit zu bauen.

Da Vanadium jedoch Verständnis für den tiefen Schmerz seines Freundes hatte und weil er wusste, dass die Trauer über den Verlust eines Kindes den vernunftigsten Menschen dazu bringen konnte, sich von Gefühlen statt vom gesunden Menschenverstand leiten zu lassen, akzeptierte er Harrisons Entscheidung, die Angelegenheit nicht weiter zu verfolgen. Am Ende, nachdem Vanadium genügend Zeit zum Nachdenken gehabt hatte, kam er zu dem Schluss, dass Harrison viel stärker in seinem Glauben war als er und dass er selbst vielleicht für alle Zeiten mit einer Polizeimarke besser bedient war als mit einem Priesterkragen.

Schon an dem Tag, an dem Vanadium an der Trauerfeier für Seraphim teilgenommen und anschließend an Naomis Grab Halt gemacht hatte, um Cam auf den Zahn zu fühlen, war ihm der Verdacht gekommen, dass Phimie nicht, wie behauptet, an den Folgen eines Autounfalls gestorben war, aber er hatte keine Sekunde an die Möglichkeit einer Verbindung mit dem Gattenmörder gedacht. Darm, dass er jetzt diesen Ausstellungsprospekt in der Nachttischschublade gefunden hatte, sah er einen Indizienbeweis mehr für Cams Schuld.

Der Fund beunruhigte Vanadium auch deshalb, weil er annahm, Cam habe, nachdem er bei Nolly nicht weitergekommen war, auf anderen Wegen herausgefunden, dass Celes-tma das Kind in ihre Obhut genommen hatte und wie ihr eigenes großzog. Aus unerfindlichen Gründen hatte dieses auf neun Zehen wandelnde Rätsel ursprünglich angenommen, das Kind sei ein Junge; wenn er Celestma jedoch aufgespurt hatte, musste er inzwischen die Wahrheit kennen.

Warum sich Cam, selbst wenn er der Vater war, für das kleine Mädchen interessierte, war für Tom Vanadium auch wieder so ein Rätsel. Diesem absolut egozentrischen, gespenstisch leeren Menschen war nichts heilig; Vaterschaft bedeutete ihm nichts, und ganz gewiss wurde er dem Kind gegenüber, das aus dem Verbrechen an Phimie hervorgegangen war, keinerlei Verpflichtung empfinden.

Vielleicht ging er der Sache nur aus Neugierde nach, weil

er wissen wollte, wie dieses Kind aussah, das er gezeugt hatte; sofern jedoch eine andere Motivation hinter seinem Interesse steckte, waren es ganz sicher keine menschenfreundlichen Beweggründe. Was immer Cams Absichten sein mochten, er wurde sich als eine Plage für Celestma und das kleine Mädchen erweisen - wenn nicht gar als Gefahr.

Weil Harnson sich in bester Absicht weigerte, alte Wunden aufzureißen, konnte Cain sich Celestma jederzeit und überall nähern, ohne Gefahr zu laufen, von ihr als der mögliche Vergewaltiger ihrer Schwester erkannt zu werden. Sein Gesicht war für sie das Gesicht eines beliebigen Fremden.

Und jetzt war Cain auf sie aufmerksam geworden, zeigte Interesse an ihr. Von dieser Entwicklung in Kenntnis gesetzt, wurde Harnson seine Haltung zweifellos überdenken.

Mit dem Prospekt in der Hand ging Vanadium noch einmal ins Badezimmer zurück, schaltete die Deckenbeleuchtung ein und betrachtete nachdenklich die verwüstete Wand, den Namen in den roten, wütend zerhackten Lettern.

Sein Gefühl und auch sein Verstand sagten ihm, dass es eine Verbindung zwischen Celestma und dieser Person, diesem Bartholomew, gab. Der Name hatte Cain in der Nacht, nachdem er seine Frau umgebracht hatte, im Albtraum verfolgt, und nur aus diesem Grund hatte Vanadium ihn auch in die Strategie seines Psychokneges einbezogen, ohne natürlich zu wissen, welche Bedeutung er für den Verdächtigen hatte. Und so deutlich er auch spürte, dass es eine Verbindung gab, kam er doch nicht dahinter, welcher Art diese sein mochte. Irgendeine wichtige Einzelheit fehlte ihm.

Im hellen Licht des Badezimmers sah er sich den Ausstellungsprospekt noch einmal genauer an und entdeckte dabei Celestinas Portrat. Sie und ihre Schwester mochten sich zwar nicht so ähnlich wie Zwillinge sehen, aber die Ähnlichkeit war doch verbluffend.

Wenn Cain die eine Schwester attraktiv gefunden hatte, wurde ihn auch der Reiz der anderen nicht kalt lassen. Vielleicht besaßen die Schwestern über ihre äußere Schönheit hinaus ja auch etwas, was Cain noch starker anzuziehen ver-

mochte. Unschuld vielleicht oder Herzensgute: beides gefundenes Fressen für einen Teufel.

Das Thema der Ausstellung lautete: »Dieser bedeutungsvolle Tag«. Vanadium spürte in seinem Innern ein Kribbeln, als würden in seinem Mark eine Sorte von Termiten wohnen, die Menschen schmackhafter fanden als Holz.

Natürlich kannte er die Predigt. Das Gleichnis von Bartholomäus. Das Thema der Kettenreaktion im Leben der Menschen. Die Beobachtung, dass ein kleiner Akt der Güte immer größere Kreise der Menschlichkeit zog, die sich wiederum in einer anderen Zeit und an einem anderen Ort auf das Leben anderer, uns unbekannter Menschen auswirken konnten.

Vanadium hatte den von Enoch Canaan so gefürchteten Bartholomäus allerdings nie mit dem Bartholomäus aus Harnston Whites Predigt in Verbindung gebracht, der Predigt, die zuerst im Dezember 1964, einen Monat vor dem Mord an Naomi, und dann ein zweites Mal im bewussten Januar ausgestrahlt worden war. Selbst jetzt, angesichts des mit Blut an die Wand geschmierten und zerfetzten *Bartholomäus* und des Prospekts, auf dem *Dieser bedeutungsvolle Tag* prangte, konnte er den Bezug nicht erkennen. So sehr er sich auch bemühte, die beiden Strange der Beweiskette aneinander zu fügen, sie blieben durch ein fehlendes Glied getrennt.

Was er als Nächstes in dem Prospekt entdeckte, war zwar nicht das fehlende Kettenglied, nach dem er suchte, aber es erschreckte ihn so sehr, dass das gefaltete Papier in seinen Händen zitterte. Celestmas Ausstellung war am heutigen Abend eröffnet worden, und die Vermessung war seit mehr als drei Stunden zu Ende.

Zufall. Nichts weiter. Ein Zufall.

Aber Kirche und Quantenphysik sind sich dann einig, dass es so etwas nicht gibt. Hinter jedem Zufall steht ein geheimnisvoller Sinn und Plan ... beziehungsweise dem scheinbaren Chaos liegt eine nicht sichtbare Ordnung zugrunde. Wie immer man es auch ausdrücken wollte. Im Ergebnis blieb es das Gleiche.

Kein Zufall also.

Die Verwüstung an der Wand. All die Kerben und Einstiche.

Welche Wut wohl dazu gehörte, so etwas zu tun.

Offensichtlich fehlten Koffer und Taschen. Auch ein Gutteil der

Kleidung. Das konnte auf einen Wochenendausflug hindeuten. Man kritzelt seinen Namen mit dem eigenen Blut an die Wand, spielt *Psyche** mit einem Gipsplattendouble von Janet Leigh ... und fliegt dann übers Wochenende nach Reno, um es sich bei Blackjack, Kabarett und üppigen Büfets gut gehen zu lassen. Nicht sehr wahrscheinlich.

Er eilte ins Schlafzimmer zurück und knipste dort die Nachttischlampe an, ohne sich Gedanken darum zu machen, ob das Licht von der Straße aus zu sehen war.

Die fehlenden Bilder. Die fehlenden Werke von Zedd. Solche Dinge nahm man nicht auf einen Wochenendausflug nach Reno mit. Man nahm sie mit, wenn man damit rechnete, möglicherweise nie wieder zurückzukommen.

Trotz der späten Stunde wählte er Max Bellmis Privatnummer. Er und der Kommissar des Morddezernats waren seit mehr als dreißig Jahren miteinander befreundet, seit der Zeit, als Max in dieser Stadt als Streifenpohzist angefangen hatte und Vanadium als junger Pnester dem San Franciscoer Waisenhaus St. Anselmo zugeteilt worden war. Bevor er sich für den Pohzeidienst entschied, hatte auch Max erwogen, Priester zu werden, und vielleicht hatte er schon damals eine Ahnung des künftigen Polizisten in Toni Vanadium gesehen.

Als Max den Hörer abnahm, stieß Vanadium einen Seufzer der Erleichterung aus und fing an zu reden, während er noch Luft holte: »Ich bin's, Tom. Also vielleicht bin ich ja nur ubernervos, aber es gibt etwas, was du für mich tun konntest, und am besten tust du's jetzt gleich.«

»Nicht du bist nervös«, sagte Max. »Du machst deine *Mitmenschen* nervös. Sag schon, was los ist.«

Zwei hochwertige Sicherheitsschlösser. Ausreichender Schutz gegen den gewöhnlichen Einbrecher, aber kein ernst zu nehmendes Hindernis für einen Mann mit voll entwickelter Persönlichkeit und kanalisierter Wut.

Indem Junior die 9-mm-Pistole mit dem Schalldämpfer unter den linken Arm klemmte, hatte er beide Hände frei für die Arbeit mit dem automatischen Sperrwerkzeug.

Er fühlte sich wieder etwas schwindelig, aber diesmal kannte er den

Grund dafür. Es war aber nicht der erste Vorbote einer beginnenden Grippe. Er muhte sich, den Kokon seines bisherigen Lebens zu sprengen, strebte danach, in neuer und vollkommenerer Gestalt geboren zu werden. Bisher war er eine Larve gewesen, eingeschlossen in einer Puppe aus Angst und Verwirrung, aber jetzt wurde er zur Imago, zum fertig ausgebildeten Schmetterling, weil er die Kraft seiner herrlichen Wut genutzt hatte, um sich zu voller Schönheit zu entwickeln. Wenn Bartholomew erst einmal tot war, wurde Junior Cain endlich die Flügel ausbreiten und *fliegen*. Er lauschte mit dem rechten Ohr an der Tür, hielt den Atem an, horte aber nichts und wandte sich dann zuerst dem oberen der beiden Schlosser zu. Leise schob er die dünne Picknadel der Sperrzeugpistole in den Schlosszylinder unter die Stiftreihe. Jetzt bestand eine zwar minimale, aber reale Gefahr, dass von innen etwas zu hören war. Er betätigte den Abzug. Die flache Stahlfeder im Innern der Pistole trieb die Picknadel gegen die Zuhaltungen, sodass Kern- und Gehäusestifte an der Scherhölme auf gleiche Höhe kamen. Das Klicken des Hammers gegen die Feder und der Picknadel gegen die Stifte verursachte zwar kein lautes Geräusch, aber jemand, der auf der anderen Seite in der Nähe der Tür stand, hatte es vermutlich hören können; wenn sich Celestma dagegen in einem entfernteren Zimmer aufhielt, wurden die Geräusche nicht bis zu ihr dringen.

In der Regel wurden nicht alle Stifte gleich beim ersten Mal an der Scherhölme genau auf gleiche Höhe gebracht. Man musste mindestens drei Mal abdrücken, unter Umständen bis zu sechs Mal, je nachdem, wie das Schloss beschaffen war. Er entschied sich dafür, bei jedem der beiden Schlosser drei Mal abzudrücken, bevor er versuchte, die Tür zu öffnen. Je weniger Lärm, desto besser. Vielleicht war das Glück auf seiner Seite.

Tock, tock, tock. Tock, tock, tock.

Er drehte am Turknauf. Die Tür ließ sich tatsächlich nach innen aufdrücken, aber er öffnete sie zunächst nur einen winzigen Spalt breit.

Ein Mann mit voll entwickelter Persönlichkeit braucht sich, wie Zedd uns lehrt, nicht auf die Schicksalsgötter zu verlassen, weil er das eigene Glück so zuverlässig in die Hand nimmt, dass er den

Gottern ungestraft ins Gesicht spucken kann.

Junior ließ die Sperrpistole in die Tasche seiner Lederjacke gleiten und nahm jetzt die echte Pistole, geladen mit zehn Hohlspitzpatronen, in die Hand. Sie fühlte sich an, als würden ihr übernatürliche Kräfte innewohnen: für Bartholomew wie das Kreuz für Dracula, wie Weihwasser für den Teufel, wie Kryptonit für Superman.

So rot, wie Angel sich für ihren Abendausflug ausstaffiert hatte, so gelb war sie jetzt für den Ruckzug ins heimische Bett gekleidet. Ein zweiteiliger gelber Schlafanzug. Gelbe Sockchen. Eine hellgelbe Schleife, die Celestina dem Mädchen auf dessen Bitte hin in die widerspenstige krause Haarpracht gebunden hatte. Die Sache mit der Schleife hatte vor ein paar Monaten angefangen. Angel hatte darauf bestanden, sie wolle im Schlaf hübsch aussehen, falls ihr im Traum ein schöner Prinz begegne.

»Gelb, gelb, gelb, gelb«, verkündete Angel zufrieden, während sie sich in der Spiegeltur des Wandschranks betrachtete.

»Immer noch mein kleines Smartie.«

»Ich träume nachher von kleinen Küken«, sagte Angel zu Celestina, »und wenn ich ganz gelb bin, denken die, ich gehöre zu ihnen.«

»Du könntest allerdings auch von Bananen träumen«, sagte Celestina, die damit beschäftigt war, das Bett aufzuschlagen.

»Ich will aber keine Banane sein.«

Wegen der Albträume, die sie gelegentlich plagten, zog es Angel manchmal vor, im Bett ihrer Mutter statt im eigenen Zimmer zu schlafen, und heute war eine solche Nacht.

»Warum mochtest du ein Küken sein?«

»Weil ich noch nie eins war. Mami, bist du jetzt mit Onkel Wally verheiratet?«

»Wie kommst du denn darauf?«, fragte Celestina verwundert.

»Du hast genau so einen Ring wie Mrs. Moeller von gegenüber.« Mit ihrer außergewöhnlichen Beobachtungsgabe registrierte das Mädchen augenblicklich jede kleinste Veränderung in ihrer Umgebung. Der funkelnde Verlobungsring an Celestinas linker Hand war ihr nicht entgangen.

»Außerdem hat er dich eklig gekusst«, fugte Angel hinzu, »wie so Kusse im Film.«

»Du bist ja eine richtige kleine Detektivin.«

»Kriege ich einen anderen Namen?«

»Vielleicht.«

»Heiße ich dann Angel Wally?«

»Angel Lipscomb, obwohl das eigentlich nicht so schön klingt wie Angel White, findest du nicht?«

»Ich will Wally heißen.«

»Das geht nicht. Und jetzt ab ins Bett mit dir.«

So flink wie ein Küken schlupfte-hupfte-flatterte Angel ins Bett ihrer Mutter.

Bartholomew war tot, nur wusste er noch nichts davon. Die Pistole in der Hand, den Kokon gesprengt, bereit, seine

Schmetterlingsflugel zu entfalten, drückte Junior die Wohnungstür auf, blickte in ein verlassenes, gemütlich eingerichtetes und im warmen Lampenschein getauchtes Wohnzimmer und wollte eben über die Schwelle treten, als die Haustür aufging und Ichabod im Treppenhaus stand.

Der Kerl trug eine Handtasche unter dem Arm, was immer das bedeuten mochte, und er kam mit einem einfältigen Gesichtsausdruck zur Tür herein, der sich aber augenblicklich änderte, als er Junior sah.

Da war sie also wieder, die verhasste Vergangenheit, holte ihn just in dem Augenblick ein, als er glaubte, sie endgültig abgeschüttelt zu haben. Dieser große, schlaksige, widerliche Celestma-Lover und Bartholomew-Beschützer war weggefahren, nach Hause gegangen, aber er konnte nicht in der Vergangenheit bleiben, wohin er gehörte, und jetzt machte er den Mund auf, um wahrscheinlich *Wer sind Sie?* zu fragen, oder vielleicht auch, um einen warnenden Ruf von sich zu geben, also feuerte Junior drei Kugeln auf ihn ab. Celestma deckte Angel fest zu und sagte: »Mochtest du denn, dass Onkel Wally dem Daddy wird?«

»Das ist das Tollste überhaupt.«

»Das glaube ich auch.«

»Ich hatte ja noch nie einen Daddy.«

»Aber dafür, dass du jetzt Wally bekommst, hat sich das Warten doch gelohnt, oder?«

»Ziehen wir zu Onkel Wally?«

»So läuft das normalerweise.«

»Zieht Mrs. Ornwall dann aus?«

»Das müssen wir uns alles noch überlegen.«

»Wenn sie auszieht, dann musst du mir Käse machen.«

Der Schalldämpfer verschluckte die Geräusche zwar nicht vollständig, aber die drei leisen Schüsse, jeder wie ein unterdrücktes Husten hinter vorgehaltener Hand, wurden kaum über den Hausflur hinaus zu hören sein.

Die erste Kugel traf Ichabod in den Oberschenkel, weil Junior sie abfeuerte, während er die Pistole von der Hüfte hochhob, aber als Nächstes folgten zwei Volltreffer in den Oberkörper. Das war nicht schlecht für einen Amateur, auch wenn die Entfernung zum Zielobjekt so gering war, dass man fast von einem Nahkampf hatte sprechen können. Junior stellte selbstzufrieden fest, dass er seine Sache im Krieg ausnehmend gut gemacht hatte, wenn ihn die Verstümmelung seines linken Fußes nicht daran gehindert hatte, in Vietnam zu kämpfen.

Die Handtasche an sich gepresst, als wollte er selbst im Tod noch verhindern, dass sie ihm gestohlen wurde, fiel der Kerl um, streckte alle viere von sich und regte sich dann nicht mehr. Er war ohne Ausruf des Schreckens und ohne einen Todesschrei zu Boden gegangen, so lautlos, dass Junior ihn hätte küssen können, außer dass er keine Manner kusste, ob tot oder lebendig, obwohl ihn einmal ein Mann in Frauenkleidern an der Nase herumgeführt und ein toter Pianist ihn im Dunkeln abgeschmatzt hatte.

Mit einem Stimmchen, das so hell wie ihre nächtliche Aufmachung war, hob Angel, Seelenschwester aller Küken dieser Welt, den Kopf vom Kissen und fragte: »Gibt es eine Hochzeitsfeier?«

»Eine wunderbare Hochzeitsfeier«, versprach Celestina, während sie einen Schlafanzug aus der Kommodenschublade nahm.

Angel gähnte nun doch herzhaft. »Torte?«

»Keine Hochzeit ohne Torte.«

»Ich mag Torte. Ich mag Hundebabys.«

Celestma knöpfte sich die Bluse auf und sagte: »Norma-lerweise haben Hundebabys nichts bei einer Hochzeit zu suchen.«

In diesem Moment klingelte das Telefon.

»Wir verkaufen keine Pizza«, sagte Angel, weil sie in letzter Zeit manchmal Anrufe für eine neu eröffnete Pizzeria bekamen, deren Nummer sich nur in einer Ziffer von ihrer unterschied.

Noch vor dem zweiten Klingelton nahm Celestma den Hörer ab und sagte: »Hallo?«

»Miss White?«

»Ja?«

»Hier spricht Detective Bellmi vom Polizeipräsidium San Francisco. Ist bei Ihnen alles in Ordnung?«

»In Ordnung? Ja. Wieso ..,«

»Ist jemand bei Ihnen?«

»Meine kleine Tochter«, sagte sie und dachte zu spät daran, dass der Anrufer vielleicht gar kein Polizist war, sondern irgendein Kerl, der wissen wollte, ob sie mit Angel allein in der Wohnung war.

»Bitte, regen Sie sich nicht auf, MISS White, ich habe einen Einsatzwagen zu ihrer Wohnung geschickt.«

Und plötzlich glaubte Celestma diesem Bellmi, dass er ein Polizist war, nicht weil seine Stimme so seriös und amtlich klang, sondern weil ihr Herz ihr sagte, dass der Moment gekommen war, dass die lange gefurchtete Bedrohung Gestalt angenommen hatte: die dunkle Gefahr, vor der Phemie sie vor mehr als drei Jahren gewarnt hatte.

»Wir haben Grund zu der Annahme, dass der Mann, der Ihre Schwester vergewaltigt hat, hinter Ihnen her ist.«

Er wurde kommen. Sie wusste es. Sie hatte es immer gewusst, aber beinahe wieder vergessen. Angel war etwas Besonderes, und weil das so war, schwebte sie in ebenso großer Gefahr wie die neugeborenen Kinder von Bethlehem, nachdem König Herodes befohlen hatte, sie zu töten. Schon vor langer Zeit hatte Celestma in den Ereignissen ein vielschichtiges und geheimnisvolles Muster wahrgenommen, und in den Augen der Künstlerin gehörte es zur Symmetrie des Entwurfs, dass der Vater früher oder später auftauchte.

»Haben Sie Ihre Türen abgeschlossen?«, erkundigte sich Bellmi.

»Es gibt nur die Wohnungstür. Ja. Sie ist abgeschlossen.

»Wo sind Sie jetzt?«

»In meinem Schlafzimmer.«

»Wo ist Ihre Tochter?«

»Hier bei mir.«

Angel hatte sich, gelbe Neugier von Kopf bis Fuß, im Bett aufgesetzt.

»Hat Ihre Schlafzimmertür ein Schloss?«, fragte Belhni nun.

»Kein sonderlich stabiles.«

»Schließen Sie trotzdem ab. Und legen Sie nicht auf. Bleiben Sie am Apparat, bis meine Männer bei Ihnen sind.«

Junior war klar, dass er den Toten schlecht im Hausflug liegen lassen konnte, um sich erst einmal ein paar schöne Stunden mit Celestma zu machen.

Wie er aus Filmen, Krimmalhorsespielen und sogar aus eigener Erfahrung wusste, hatten es Spuren dieser Art so an sich, dass sie, oft im denkbar ungünstigsten Moment, entdeckt wurden. Die Entdeckung brachte unweigerlich die Polizei mit quietschenden Reifen, heulenden Sirenen und zitternd vor Tatendrang an den Schauplatz des Geschehens, weil diese Idioten die vergangenheitsbesessenen Versager dieser Welt waren, völlig aufgefressen von ihrer albernen Faszination für Spuren aller Art. Er rampte die 9-mm-Pistole in den Gürtel, packte Ichabod bei den Füßen und schleifte ihn hastig zur Tür des Apartments Nummer eins. Die Leiche hinterließ tiefrote Blutschmierer auf den hellen Kalkstemplatten.

Es waren keine richtigen Blutlachen, lediglich ein verschmierter Streifen, den Junior rasch wegwischen konnte, sobald er die Leiche aus dem Treppenhaus geschafft hatte, aber dennoch steigerte der Anblick seine Wut. Er war hier, um die Angelegenheiten zu Ende zu bringen, die in Spruce Hills ihren Anfang genommen hatten, um sich von rachsüchtigen Geistern zu befreien, um seinem Leben eine Wende zum Besseren zu geben und sich Hals über Kopf in eine strahlende neue Zukunft zu stürzen. Er war nicht hier, um verdammte *Hausmeisterdienste* zu leisten.

Da die Schnur nicht so lang war, dass sie das Telefon mitnehmen konnte, legte sie den Hörer auf den Nachttisch neben die Lampe.

»Was ist los?«, erkundigte sich Angel.

»Sei still, Liebes«, sagte sie, während sie zur Tür lief, die nur einen Spaltbreit offen stand.

Die Fenster waren verriegelt. Darauf achtete sie immer.

Sie wusste auch, dass die Wohnungstür abgeschlossen war; schließlich hatte Wally extra gewartet, bis er das Einrasten der Sicherheitsschlösser gehört hatte. Dennoch trat sie in den unbeleuchteten Flur hinaus, eilte an Angels Zimmer vorbei, erreichte die Tür zum hell erleuchteten Wohnzimmer ... und sah einen Mann, der rückwärts durch die offen stehende Wohnungstür kam und etwas hinter sich her schleifte, einen dunklen, großen, arg ramponierten Gegenstand hinter sich her-schleifte, einen ...

Großer gutiger Gott, *nein*.

Er hatte Ichabod schon halb über die Schwelle gezogen, als er horte, wie jemand »*Nein*« sagte.

In dem Moment, als er einen Blick über die Schulter warf, machte Celestma auf dem Absatz kehrt und rannte davon. Er sah gerade noch, wie sie im Innenflur verschwand.

Konzentration. Zuerst Ichabod ganz in die Wohnung schaffen. Erst handeln, dann denken. Nein, nein, richtige Konzentration setzte unbedingt grundliches »-lernen« voraus: sondieren, kontrollieren, analysieren. Der Schlampe nach, der Schlampe nach! Langsam und tief durchatmen. Die schöne Wut kanalisieren. Ein Mann mit voll entfalteter Persönlichkeit ist selbstbeherrscht und ruhig. *Handeln, handeln, handeln!*

Plötzlich schienen sich Zedds wichtigste Lehrsätze, die doch zuvor eine schlussige Philosophie und einen sicheren Weg zum Erfolg gebildet hatten, gegenseitig zu widersprechen.

Eine Tür fiel krachend ins Schloss, und nach ganz kurzem inneren Widerstreit, ob es besser sei, zu »-lernen« oder zu handeln, ließ er Ichabod quer über der Schwelle hegen. Er muss-te Celestma erwischen, bevor sie Gelegenheit hatte zu telefonieren, dann konnte er zurückkommen und die Leiche ganz in die Wohnung ziehen. Celestma schlug die Tür zu, drückte auf den Schließknopf im

Turknauf, schob-ruckte-stemmte die Kommode vor die Tür und horte, verwundert über ihre eigene Kraft, wie Angel in die Sprechmuschel sagte: »Mami verrückt die Möbel.« Sie niss Angel den Hörer aus der Hand, rief Bellmi »Er ist hier« zu, warf den Hörer aufs Bett, sagte zu Angel: »Bleib dicht bei mir«, rannte zum Fenster und zerrte die Vorhänge beiseite. Bedingungslose Entschlossenheit und Kontrolle. Es spielt keine große Rolle, ob der Schritt, den man bedingungslos tut, klug überlegt oder hoffnungslos überstürzt ist, und es spielt *absolut* keine Rolle, ob das, was man tut, in den Augen der Gesellschaft »gut« oder »schlecht« ist. Solange man bedingungslos und ohne Vorbehalte handelt, hat man automatisch die Kontrolle, weil nur äußerst wenige Menschen bereit sind, irgendetwas, sei es richtig oder falsch, klug oder unklug, bedingungslos zu tun, sodass denen, die sich kopfüber in eine Sache stürzen, der Erfolg fast immer sicher ist, auch wenn deren Handlungsweise tollkühn und ihr Anliegen absurd erscheinen sollte. Juniors Anliegen war alles andere als absurd, es ging um sein Leben, seine Rettung, und er verfolgte dieses Anliegen bedingungslos und mit allen Fasern seines Körpers, mit ganzem Herzen und mit all seinem Verstand. Drei Türen im dunklen Flur: eine, die offen stand, zur Rechten, zwei zur Linken, beide geschlossen. Zuerst nach rechts. Die Tür mit dem Fuß aufstoßen, zwei Schüsse abfeuern, weil das vielleicht ihr Schlafzimmer war, in dem sie eine Pistole aufbewahrte. Spiegel zerbersten: ohrenbetäubendes Klirren, mit dem Scherben auf Porzellan, Glas auf Terrakottaplatten prasselt, viel lauter als die Schüsse selbst. Er stellte fest, dass er ein völlig leeres Badezimmer verwüstet hatte. Zu viel Lärm, der andere Mieter aufmerksam machen konnte. Keine Zeit mehr für ein romantisches Beisammensein, keine Aussicht, auch bei der anderen Schwester einen Treffer zu landen. Celestina erledigen, Bartholomew toten, und dann nichts wie weg. Das erste Zimmer auf der linken Seite. Tempo. Die Tür auftreten. Offensichtlich ein größerer Raum, kein Badezimmer diesmal und dunkler. Die Pistole mit beiden Händen halten und herumschwenken. Zwei dicht aufeinander folgende Schüsse:

gedämpftes Husten, gedämpftes Husten.

Lichtschalter links neben der Tür. Blinzeln in der plötzlichen Helligkeit.

Kinderzimmer. Bartholomews Zimmer. Einrichtung m fröhlichen satten Farben. Pu-der-Bar-Poster an der Wand.

Zu seiner Überraschung Puppen. Einige Puppen. Offensichtlich hatte der kleine Bastard eine Vorliebe für weibische Spiele, ein Zug, den er ganz sicher nicht von seinem Vater geerbt hatte.

Keiner da.

Es sei denn unter dem Bett, im Schrank?

Reine Zeitverschwendung, dort zu suchen. Höchstwahrscheinlich hielten sich Frau und Junge im letzten Zimmer versteckt.

Wie ein gelber Blitz sauste Angel zu ihrer Mutter und griff nach einem der gerafften Vorhänge, als wollte sie sich dahinter verstecken.

Da es ein Sprossenfenster mit kleinen Scheibenquadraten war, konnte man nicht einfach das Glas einschlagen, um

hi-nauszuklettern.

Ein tief ms Mauerwerk gesetztes Fenster. Zwei Verriegelungen auf der rechten Seite, eine am oberen, eine am unteren Rand. Eine abnehmbare Handkurbel, die auf der breiten Fensterbank lag. Die Muffe für den Drehmechanismus im unteren Querholm des

Blendrahmens.

Celestma versuchte den Zapfen der Kurbel in die Muffe zu stecken.

Es ging nicht. Ihre Hände zitterten. Metallnppen am Zapfen der Kurbel mussten genau in die entsprechenden Rillen in der Muffe greifen. Sie probierte es noch einmal mit fliegenden Händen.

O Gott, bitte, hilf mir.

Der Wahnsinnige versuchte die Tür einzutreten.

Kurz zuvor war er in Angels Zimmer gestürmt, was gewaltigen Lärm verursacht hatte, aber jetzt dröhnte es noch lauter, so laut, dass sämtliche Bewohner des Hauses davon aufwachen mussten.

Die Kurbel saß. *Drehen, drehen.*

Wo blieb der Einsatzwagen? Warum horte man keine Sirenen?

Der Fenstermechanismus quietschte, die zwei hohen Flügel begannen sich nach außen zu öffnen, aber zu langsam, und die

kalte, bleiche Nacht hauchte ihren frostigen Atem ins Zimmer. Der Verrückte trat wieder gegen die Tür, und weil diese sich wegen der dahinter stehenden Kommode keinen Millimeter bewegte, trat er noch einmal fester dagegen, aber auch diesmal ohne Erfolg.

»Beeil dich«, flüsterte Angel.

Junior trat einen Schritt zurück, zielte auf das Turschloss und feuerte zwei Schüsse ab. Die eine Kugel sprengte nur einen Splitter aus dem Pfosten, aber die andere durchschlug die Tür, worauf ein berstendes Geräusch zu hören war, das nicht nur nach splitterndem Holz klang, und der Messingknopf wackelte so, dass er fast herausfiel.

Er stemmte sich gegen die Tür, die aber immer noch nicht nachgeben wollte, und zu seiner eigenen Verwunderung gab er ein wütendes Gebrüll von sich, aus dem alles andere als Selbstbeherrschung sprach, obwohl niemand, der ihn gehört hatte, an seiner Entschlossenheit und Kontrolle hatte zweifeln können. Noch einmal nahm er das Turschloss ins Visier, aber als er zum zweiten Mal abdrücken wollte, musste er feststellen, dass keine Patronen mehr im Magazin waren. Seine Munitionsvorräte hatte er auf sämtliche Taschen verteilt.

Auf keinen Fall wurde er so kurz vor dem Ziel, in einem Moment, in dem Sekunden über Erfolg oder Misserfolg entscheiden konnten, seine kostbare Zeit mit dem Nachladen der Waffe vergeuden. So wurde nur ein Mann handeln, der erst dachte und dann handelte, der geborene Verlierer also.

Die Kugeln hatten ein tellergroßes Loch in die Tür gerissen. In dem Lichtschein, der aus dem Schlafzimmer drang, konnte Junior erkennen, dass vom Schloss eigentlich nichts mehr übrig geblieben war. Dafür sah er beim Blick durch das Loch die Rückseite eines Möbelstücks, das von der anderen Seite vor die Tür geschoben worden war, was auch erklärte, warum sie nicht aufging.

Er presste den linken Arm an sich und warf sich dann gegen die Tür. Das hinderliche Möbelstück war schwer, aber es verrutschte um einen Zentimeter. Wenn es sich einen Zentimeter weit bewegen ließ, wurde es auch zwei Zentimeter weichen, also war das Hindernis nicht unüberwindbar, und er war schon so gut wie *drinnen*.

Celestma konnte zwar keine Schüsse vernehmen, aber das, was da durch die Tür geflogen kam, waren eindeutig Kugeln. Die vor die Tür geschobene Kommode, die sonst auch als Toilettentisch diente, hatte einen fest verschraubten Spiegel-aufsatz. Eine Kugel bohrte sich durch dessen Sperrholzru-cken, machte aus dem Spiegelglas ein Spinnwebpuzzle und blieb - *plock* - über dem Bett in der Wand stecken, von der daraufhin kleine Putzbrockchen heruntereselten.

Die beiden hohen Fensterflügel hatten sich erst eine Handspanne weit geöffnet, als die Auswärtsbewegung ins Stocken kam. Der Mechanismus gab ein knirschendes Geräusch von sich, das wie ein gestottertes Eingeständnis seines Problems klang, *K-k-k-korrosion*, und dann bewegte sich gar nichts mehr.

Nicht einmal Angel, dieses winzige Engelchen, konnte sich durch einen so engen Spalt quetschen.

Im Flur heulte der Wahnsinnige wütend auf.

Das verfluchte Fenster. Dieses verfluchte klemmende Fenster.

Celestma zog mit aller Kraft an der Kurbel und spürte, wie sie ein ganz klein wenig nachgab, aber als sie ihre Anstrengung verdoppelte, sprang der Zapfen aus der Fassung und rutschte schnarrend an der Fensterbank ab.

Auch diesmal horte sie keinen Schuss, wenn auch das laute Krachen von splitterndem Holz ihr verriet, dass mindestens zwei weitere Kugeln die Tür durchschlugen.

Celestma wandte sich vom Fenster ab, schnappte sich Angel, schob

sie zum Bett und flüsterte: »Auf den Boden, kriech drunter.«

Im ersten Moment sträubte sich Angel, vielleicht, weil das böse Schreckgespenst aus ihren Traumman manchmal unter dem Bett lauerte.

»*Mach schon!*«, drängte Celestma mit angstvoller Stimme.

Endlich legte sich Angel auf den Bauch und krabbelte unter das Bett. Das Letzte, was man von ihr sah, waren zappelnde gelbe Sockchen, die unter dem herunterhängenden Bettzeug verschwanden.

Vor drei Jahren hatte sich Celestma im St. Mary's Hospital unter dem noch frischen Eindruck von Phimies eindringlicher Warnung geschworen, dass sie bereit sein würde, wenn die Bestie kam, aber

da war der Wahnsinnige nun, und sie hatte nicht weniger bereit sein können. Die Zeit vergeht, die Angst vor der Bedrohung lässt nach, die Anforderungen des

Lebens werden größer, man schuftet sich als Kellnerin ab, man macht seinen Hochschulabschluss, das Kind wird größer und lebhafter, so kraftsprühend, so lebendig, dass man einfach weiß, es wird ewig leben, und schließlich ist man auch die Tochter eines Pfarrers und glaubt deshalb an die Macht der Liebe, an den Friedensfürst, vertraut darauf, dass die Frommen das Land ererben und dann wohnen werden allezeit, und darum hat man in drei langen Jahren keine Pistole gekauft, hat keinen Selbstverteidigungskurs belegt und irgendwie vergessen, dass die Frommen, die eines Tages das Land ererben werden, zwar diejenigen sind, die auf Gewalt verzichten, die aber auch wieder nicht so lammfromm sind, dass sie sich nicht verteidigen, wenn ihnen Gefahr droht, denn wer dem Bösen nicht die Stirn bietet, begeht eine Sünde, und wer sich bewusst weigert, sein Leben zu verteidigen, begeht die Todsünde des passiven Selbstmords, und wer es versäumt, ein kleines, gelbes, kindliches Smartie zu beschützen, kann gleich eine Fahrkarte für den Zug lösen, mit dem die Sklavenhändler selbst in die ewige Sklaverei befördert wurden, der die Herren von Dachau und Vaterchen Stalin von der Macht zur Strafe transportierte, also dann, lass dir hier und jetzt, im Angesicht der Bestie, die sich gegen die Tür wirft und das Hindernis beiseite schiebt, in den wenigen kostbaren Sekunden, die dir noch bleiben, ein Herz und *kämpfe*.

Als Junior durch die verrammelte Tür ins Schlafzimmer drängte, zog ihm die Schlampe einen Stuhl über. Einen kleinen Holzstuhl mit Sprossenlehne und einem festgebundenen Sitzkissen. Sie schwang ihn wie einen Baseballschläger, und offenbar flössen in den Adern der Whites auch ein paar Tropfen SchlagmannbSut, sie schlug namhch so kraftig zu, dass sie einen Ball von Brooklyn bis in die Bronx hatte dreschen können.

Hatte sie ihn, wie augenscheinlich beabsichtigt, an der linken Seite getroffen, so wäre es ihr vielleicht gelungen, ihm den Arm oder ein paar Rippen zu brechen. Da er den Stuhl aber kommen sah und sich deshalb so schnell wegduckte, wie ein Laufer, der zum nächsten Base hechtet, bevor ein gegnerischer

Spieler ihn mit dem Ball berührt, traf ihn der Schlag lediglich im Rücken.

Allerdings war auch dieser Ruckentreffer nicht von Pappe, sondern erinnerte ihn eher an Vietnam, wie er es den Frauen manchmal zu beschreiben pflegte. Wie von einer Granate getroffen, ging er zu Boden, kam mit dem Kinn auf und schlug die *Zähne* so heftig zusammen, dass er sich die Zunge abgebissen hatte, wenn sie im Weg gewesen wäre.

Da ihm klar war, dass sie nicht einfach zurücktreten wurde, um ihre Schlagkraft zu bewundern, rollte er sich blitzschnell zur Seite weg, froh, dass er sich überhaupt bewegen konnte, dem stechenden Schmerz im Rücken nach zu urteilen, hatte sie ihm nämlich ebenso gut das Rückgrat brechen können, um ihn für alle Zeiten zu lahmen. Der Stuhl krachte genau an der Stelle herunter, an der Junior noch eine Sekunde zuvor gelegen hatte.

Das verrückte Weibsstück drosch mit einer solchen Wucht zu, dass ihre Arme vom harten Ruckschlag dieses Bodentreffers wie betäubt sein mussten. Sie taumelte rückwärts und zog dabei den Stuhl, einen Moment lang unfähig, ihn hochzuheben, hinter sich her. Beim Eindringen in das Schlafzimmer hatte Junior geplant, die Pistole wegzuworfen und eines der Messer zu ziehen. Aber jetzt war ihm nicht mehr nach einem Nahkampf zumute. Zum Glück hatte er es hingekriegt, die Pistole nicht fallen zu lassen.

Die Schmerzen waren einfach zu groß, als dass er sich schnell hatte auffaffen können, um die vorübergehende Hilflosigkeit seiner Gegnerin auszunutzen. Mühsam kam er wieder auf die Füße und kramte, vorsichtig zurückweichend, in einer seiner Taschen nach Ersatzpatronen.

Irgendwo musste die Frau Bartholomew versteckt haben.

Vermutlich im Schrank.

Zuerst die Malerin, dann zu dem Kind.

Er war ein Mann mit einem Plan, konzentriert, bedingungslos entschlossen, bereit, erst zu handeln und dann zu denken, sobald er *fähig* war zu handeln. Ein stechender Schmerz lahmte seine Hand. Die Patronen rutschten ihm durch die Finger und fielen zu Boden.

Eure Taten ... werden, hundertfach verstärkt, auf euch zurückfallen.

Schon wieder diese rätselhaften Worte, in endloser Schleife abgespult in seiner Erinnerung. Diesmal horte er sogar ganz deutlich, wie sie gesprochen wurden. Scharf akzentuiert und mit tiefem Timbre verschaffte sich diese Stimme, die sich deutlich von seiner unterschied, Gehör.

Er druckte das Magazin aus dem Pistolengriff und ließ es dabei beinahe fallen.

Celestma umkreiste ihn, wobei sie den Stuhl halb trug, halb hinter sich herzog, sei es, weil ihre Nerven immer noch zum Zerreißen gespannt waren und die Kraft in ihren Armen nachließ ... oder weil sie Junior zu einem unvorsichtigen Schritt zu verleiten hoffte, indem sie Schwache vortauschte. Verzweifelt bemüht, mit der Pistole fertig zu werden, ohne seine Gegnerin aus den Augen lassen zu müssen, umkreiste er sie genauso wie sie ihn.

Sirenengeheul.

Der Geist des Bartholomäus ... wird euch heimsuchen ... und euch die Strafe auferlegen, die ihr verdient.

Reverend Whites salbungsvolle, irgendwie theatrale und doch ernsthafte Stimme ließ diese Drohung in Juniors Erinnerung so aufleben, wie er sie an jenem Abend vom Tonband gehört hatte, während er mit Seraphim einen schweißtreibenden Horizontalboogie in ihrem Zimmer getanzt hatte.

Er hatte die Drohung des Pfarrers vergessen, verdrängt. Damals hatten ihn die Worte, nicht mehr als bizarre Hintergrundmusik beim Liebespiel, belustigt, und er hatte keinen ernsthaften Gedanken auf ihren tieferen Sinn, auf die darin enthaltene Rachedrohung verschwendet. Jetzt, in diesem Augenblick höchster Gefahr, brach sich der brodelnde Sud seiner unterdrückten

Erinnerungen gewaltsam Bahn, und

Junior erkannte zu seinem fassungslosen Entsetzen, dass *der Pfarrer ihn mit einem Fluch belegt hatte.*

Das Sirenengeheul schwoll an.

Die heruntergefallenen Patronen schimmerten auf dem Teppich.

Sich bücken, um sie aufzuheben? Nein. Damit hatte er einen

gezielten Schlag auf den Schädel geradezu herausgefordert.

Gelestina, die prügelnde Pfarrerstochter in ihrem Element, griff

wieder an. Ein Bein abgebrochen, eines abgeknickt, der Querholm gesplittert, war der Stuhl nicht mehr eine so wirksame Waffe wie zuvor. Sie holte aus, Junior duckte sich, sie schlug zu, er sprang ruckartig zur Seite, sie wich keuchend vor ihm zurück.

Die Nutte wurde allmählich müde, trotzdem hatte Junior nicht die Absicht, den Nahkampf mit ihr zu wagen. Ihr standen die Haare zu Berge. In ihren Augen blitzte eine solche Wildheit, dass es ihn nicht gewundert hatte, wenn er dann die schmalen Pupillen einer Dschungelkatze entdeckt hatte. Sie hatte die Zähne zu einem bössartigen Grinsen gebleckt.

Die Frau sah aus, als wäre sie genauso schwachsinnig wie Juniors Mutter.

Viel zu nah, diese Sirenen.

Eine andere Tasche. Neue Patronen. Er setzte alles daran, wenigstens zwei davon ins Magazin zu drucken, aber seine Hände zitterten und waren glitschig vor Schweiß.

Der Stuhl. Ein Schlag, der ihn nur streifte, keinen großen Schaden anrichtete, ihn aber zum Fenster zurücktrieb.

Die Sirenen waren jetzt *vor dem Haus*.

Bullen an der Haustur, das verrückte Weib mit dem Stuhl, der Fluch des Ptarriers ... das alles zusammen war mehr, als selbst ein bedingungslos entschlossener Mann bewältigen konnte. Raus aus der Gegenwart, hinein in die Zukunft.

Er ließ Pistole, Magazin und Patronen fallen.

Im Moment, als die Wahnsinnige wieder zum Schlag ausholen wollte, griff Junior nach dem Stuhl. Er versuchte aber nicht, ihn ihr aus den Händen zu reißen, sondern benutzte ihn dazu, um sie so kraftvoll zurückzustoßen, wie er nur konnte.

Sie stolperte über ein abgebrochenes Stuhlbein, verlor den Halt und fiel rücklings gegen das Bett.

Lediglich so behende wie eine altersschwache Katze und jaulend vor Schmerzen, schaffte es Junior doch, auf die Fensterbank zu springen und sich gegen die Scheiben zu werfen. Die beiden Fensterflügel waren bereits einen Spaltbreit geöffnet - aber weiter ging es auch nicht.

Geduckt auf der Fensterbank stehend, druckte der Wahnsinnige

nicht nur mit Muskelkraft gegen die leicht geöffneten Flügel des hohen Sprossenfensters, sondern stemmte sich geradezu mit seinem ganzen Körpergewicht dagegen, um sich gewaltsam einen Fluchtweg aus dem Schlafzimmer zu bahnen.

Durch das harte Hämmern ihrer Herzschläge und durch ihren keuchenden, pfeifenden Atem hindurch horte Celesti-na, wie Holz splitterte, eine kleine Glasscheibe zerbarst und Metall quietschend in Bewegung kam. Der Schweinehund wurde entkommen.

Das Schlafzimmer lag nicht zur Straßenseite hin. Das Fenster ging auf einen anderthalb Meter schmalen Fußweg zwischen diesem und dem gegenüberliegenden Gebäude hinaus. Die Polizei würde seine Flucht möglicherweise nicht einmal bemerken.

Sie hatte noch einmal mit dem Stuhl auf ihn losgehen können, aber der war im Begriff, sich in alle Bestandteile aufzulösen. Daher ließ sie das Möbelstück zugunsten der vielversprechenderen Schusswaffe fallen, bückte sich und hob hastig das weggeworfene

Pistolenmagazin vom Boden auf.

Die Sirenen verstummten mit einem letzten Seufzer. Offensichtlich hatten die Polizisten endlich vor dem Haus gehalten.

Celestma griff nach einer der messingglänzenden Patronen auf dem Teppich.

Eine zweite Glasscheibe zerbrach. Das unangenehme Splittern von Holz. Mit dem Rücken zu ihr tobte der Wahnsinnige fauchend und wutschäumend am Fenster wie eine rasende Bestie im Käfig.

Sie kannte sich mit Schusswaffen zwar nicht aus, aber da sie ihn bei seinen Bemühungen, die Patronen ins Magazin zu drücken, beobachtet hatte, ahnte sie immerhin, wie man die Pistole lud. Sie steckte eine Patrone ins Magazin, dann eine zweite. Genug.

Der festgefressene Öffnungsmechanismus gab nach, die Scharniere ebenfalls, und die Fensterflügel bewegten sich nach außen.

Am anderen Ende der Wohnung wurden Mannerstimmen laut:

»Polizei!«

»Hier! Hier drüben!«, schrie Celestma, während sie das Magazin in den Pistolengriff rammte.

Als sie, noch auf den Knien, die Waffe hob, wurde ihr bewusst, dass

sie im Begriff war, dem Verrückten in den Rücken zu schießen, weil sie ja keine Übung hatte, um auf ein Bein oder einen Arm zu zielen. Der Gedanke stürzte sie in einen schier unerträglichen moralischen Zwiespalt, aber gleichzeitig sah sie das Bild ihrer toten Schwester vor sich, wie diese in blutige Tücher gehüllt auf dem Operationstisch lag. Sie drückte auf den Abzug und bebte dann unter dem Ruckschlag.

Eine Sekunde, bevor Celestma die Waffe abfeuerte, hatten die Fensterflügel nachgegeben. Der Mann stürzte hinaus und war ihren Blicken entzogen. Sie hatte keine Ahnung, ob sie ihn getroffen hatte.

Aus Fenster. Das warme Zimmer sog kühlenden nächtlichen Nebel auf. Sie beugte sich über die Fensterbank in die vorbeiziehenden diesigen Schwaden hinaus.

Der schmale, backsteingepflasterte Weg lag etwa zwei Meter unter ihr. Der Wahnsinnige hatte beim Sprung aus dem Fenster ein paar Mulltonnen umgeworfen, aber er lag nicht etwa leblos zwischen den verstreuten Abfällen.

Aus Nebel und Dunkelheit drang das Geräusch hastiger Schritte auf Backsteinpflaster. Er rannte zur Rückseite des Gebäudes.

»Waffe fallen lassen!«

Celestma schleuderte, noch bevor sie sich umdrehte, die Pistole von sich, und als die beiden Polizeibeamten dann zur Tür hereinstürmten, schrie sie: »Er entkommt!«

Vom Seitenweg über Hintergässchen zu Seitenweg und Straße rannte Junior durch die Stadt und die Nacht und den Nebel aus der Cam-Vergangenheit in die Tombak-Zukunft.

Im Lauf dieses bedeutungsvollen Tages hatte er seine schwelende Wut mithilfe der von Zedd gelehrt Techniken zu glühender Wut kanalisiert. Und nun steigerte sich die glühende Wut ganz ohne sein Zutun zu weiß glühendem Zorn.

Als waren rachsüchtige Geister nicht schlimm genug, hatte er auch noch drei Jahre lang, ohne es zu wissen, gegen die furchtbare Macht eines pnesterhchen Fluchs gekämpft, gegen schwarze Baptistenmagie, die ihm das Leben zur Hölle machte. Jetzt war ihm klar, warum er von nervösen Brechanfällen, gigantischer Diarrhoe und Hasschen, Ekel erregenden Ausschlägen gequält worden war.

Die vergeblichen Bemühungen, eine Herzenspartnerin zu finden, die Demütigung durch Renee Vivi, die beiden unangenehmen Trippererkrankungen, die verheerende meditative Trance, seine Unfähigkeit, Französisch und Deutsch zu lernen, seine Einsamkeit, seine innere Leere, die gescheiterten Versuche, den kleinen Bastard, der aus Phimies Schoß gekrochen war, zu finden und zu töten. Das alles und noch mehr, viel mehr, war das verfluchte Werk dieses scheinheiligen Christen mit seinem gemeinen, gehässigen Voodoozauber. Als kultivierter, bedingungslos entschlossener Mensch mit voll entfalteter Persönlichkeit, der sich auf seine Urmstinkte verlassen konnte, hatte Junior in ruhigen Gewässern, in ewigem Sonnenschein und getragen von einer nie nachlassenden Brise durchs Leben segeln müssen; aber stattdessen wurde er unaufhörlich von grausamen Sturmwinden durch unerbittliche Nächte gejagt, und Schuld daran war nicht etwa sein Mangel an Verstand oder Gefühl oder Charakterstärke, Schuld daran war *schwarze Magie*.

Kapitel 71

Im St. Mary's Hospital, in dem Wally drei Jahre zuvor Angel ans Licht der Welt geholt hatte, kämpfte er nun um sein Leben, kämpfte um eine Chance, das Kind aufwachsen zu sehen und ihr der Vater zu sein, den sie brauchte. Man hatte ihn bereits in den Operationssaal gebracht, als Celestma und Angel wenige Minuten nach dem Krankenwagen eintrafen.

Sie waren von Max Bellini in einem Polizeiwagen zur Klinik gebracht worden. Tom Vanadium - ein Freund ihres Vaters, den sie, abgesehen davon, dass sie ihm ein paar Mal in Spruce Hills begegnet war, kaum kannte - saß wie auf glühenden Kohlen, sprunghaft, die Insassen anderer Autos im Blick, als müsste einer von ihnen der Amokläufer sein.

Soweit Celestma wusste, war Tom ein Polizeibeamter des Staates Oregon, weshalb sie nicht recht verstand, was er hier zu suchen hatte.

Ebenso schleierhaft war ihr, welchem furchtbaren Unglück er dieses entstellte Gesicht zu verdanken haben mochte, das völlig aus den Fugen geraten zu sein schien. Sie hatte ihn das letzte Mal bei Phimies Beerdigung gesehen. Als er vor einigen Minuten an ihrer Tür aufgetaucht war, hatte sie ihn lediglich an seinem Feuermal wiedererkannt.

Da ihr Vater diesen Mann jedoch schätzte und bewunderte, war sie dankbar für seine Gegenwart. Im Übrigen konnte man sich einen Mann, der das überlebt hatte, was ihm ein so kubistisches Gesicht beschert hatte, in einer Krisensituation wie dieser wohl nur an seiner Seite wünschen.

Auf dem Rücksitz des Polizeiwagens, in ihren verängstigten kleinen Engel schützend im Arm, staunte Celestma immer noch über den gezeigten Kampfgeist und die unerschütterliche Ruhe, die ihr jetzt so sehr zugute kam. Die Vorstellung, was ihr und ihrer Tochter hatte passieren können, konnte sie nicht erschüttern, weil sie mit ihren Gedanken und Gefühlen bei Wally war ... und weil sie ihr ganzes Leben lang so reich mit dem Wasser der Hoffnung genährt worden war, dass sie in Zeiten der Dürre aus diesem großen Reservoir schöpfen konnte.

Belhni ging, wie er Celestma versicherte, nicht davon aus, dass

Enoch Cain die Stirn hatte, den Polizeifahrzeugen zu folgen, um im Krankenhaus ein zweites Mal zuzuschlagen. Dennoch postierte er einen uniformierten Beamten vor der Tür des Warteraums, der den Freunden und Verwandten der Patienten in der Intensivstation zur Verfügung stand. Und der gesteigerten Wachsamkeit des Beamten nach zu urteilen, schloss Belhni die Möglichkeit, dass Cain hier auftauchen würde, um zu Ende zu bringen, was er in Pacific Heights begonnen hatte, nicht völlig aus.

Wie alle Krankenhauswartezimmer, in denen der Tod mit erwartungsvollem Grinsen geduldig ausharrt, war dieser Raum sauber, aber trist, und die funktionelle Einrichtung ließ keinen Gedanken an Luxus aufkommen, als konnten fröhliche Farben und eine behagliche Atmosphäre den gestrengen Sensenmann beleidigen und ihn veranlassen, eine umso reichere Ernte einzufahren.

Manchmal hielten sich nach Mitternacht genauso viele besorgte Angehörige im Warteraum auf wie zu jeder anderen Tageszeit. In dieser frühen Morgenstunde schien jedoch nur Wallys Leben an einem seidenen Faden zu hangen; die einzige Wache, die hier gehalten wurde, galt ihm.

Angel, die nach dem brutalen Überfall im Schlafzimmer ihrer Mutter noch unter Schock stand und nicht recht begriff, was mit Wally geschah, war weinerlich und verängstigt. Eine umsichtige Ärztin flößte ihr mit einem Glas Orangensaft ein ~ u,,,

B^.^rmnCTsiTuftpl ein. und eine Krankenschwester brachte Kissen. In ihrem gelben Schlafanzug und einem rosa-farbenen Bademantel auf zwei aneinander geschobene, mit Kissen gepolsterte Stühle gebettet, gab sie sich bald wie immer dem Schlaf ebenso uneingeschränkt hin, wie sie sich dem Leben in die Arme warf, wenn sie wach war.

Nachdem Bellini Celestmas erste Aussage aufgenommen hatte, hatte er einen Richter aus dem Bett geholt und mit Engelszungen überredet, einen Durchsuchungsbefehl für Enoch Cams Wohnung im Russian-Hill-Viertel auszustellen, deren Überwachung er bereits angeordnet hatte. Celestmas Beschreibung des Angreifers traf haargenau auf Cain zu. Darüber hinaus hatte man den Mercedes des Verdächtigen verlassen vor ihrem Haus gefunden. Belhni schien zuversichtlich zu sein, dass man den Mann bald ausfindig machen und festnehmen würde.

Tom Vanadium dagegen war überzeugt, dass es nicht leicht sein wurde, Cams Aufenthaltsort zu ermitteln, um ihn ding fest zu machen, weil dieser offenbar Vorkehrungen für den Fall getroffen hatte, dass bei seinem Überfall auf Celestma etwas schief gehen wurde. Vanadiums Vermutung nach hatte der Verrückte entweder irgendwo in der Stadt einen Schlupfwinkel vorbereitet ... oder er befand sich bereits außerhalb des Zuständigkeitsbereichs der Polizei von San Francisco.

»Na ja, vielleicht hast du ja Recht«, bemerkte Belhm in leicht säuerlichem Ton, bevor er sich verabschiedete, »aber du hattest natürlich auch den Vorteil, seiner Wohnung einen illegalen Besuch abstaten zu können, während ich mich mit so lastigen Formalitäten wie einem Durchsuchungsbefehl aufhalten muss.«

Celestma spürte die ungezwungene Kameradschaft im Ton der beiden Männer, aber auch eine gewisse Spannung, die vielleicht etwas mit der erwähnten illegalen Wohnungsdurchsuchung zu tun hatte.

Nachdem Belhm gegangen war, stellte Tom Vanadium Celestma eine Flut von Fragen, die sich vor allem auf Phi-mies

Vergewaltigung bezogen. Obwohl das Thema schmerzhaft für sie war, kam ihr die eingehende Befragung gerade recht. Ohne diese Ablenkung hatte sie sich im Geist vielleicht Schrecken über Schrecken ausgemalt, bis Wally in ihrer Fantasie hundert Tode gestorben wäre.

»Ihr Vater bestreitet, dass eine Vergewaltigung stattgefunden hat, offensichtlich aus dem, wie ich es nennen wurde, fehlgeleiteten Wunsch heraus, auf die gottliche Gerechtigkeit zu vertrauen.«

»Zum Teil ist es so«, räumte sie ein. »Aber anfangs wollte mein Vater, dass Phimie die Wahrheit sagt, damit der Täter vor Gericht gestellt und verurteilt werden konnte. Er ist zwar ein glaubiger Baptist, aber nicht frei vom Wunsch nach Vergeltung.«

»Freut mich zu hören«, sagte Vanadium. In seinem dünnen Lächeln mochte eine Spur Ironie mitschwingen, aber es war schwierig, die feinen Nuancen des Ausdrucks in diesem zertrümmerten Gesicht zu deuten.

»Und auch als Phimie tot war ... hat er die Hoffnung nicht aufgegeben, den Namen des Vergewaltigers herauszubekommen,

um ihn hinter Gitter zu bringen. Aber dann hat irgend-etwas seinen Entschluss verändert... vor ungefähr zwei Jahren. Plötzlich wollte er nichts mehr davon wissen, wollte es Gott überlassen, Gerechtigkeit zu üben. Er meinte, falls der Vergewaltiger wirklich so verrückt ist, wie Phimie behauptet hat, waren Angel und ich vielleicht in Gefahr, wenn wir seinen Namen erfahren und damit zur Polizei gehen wurden. Bloß nicht in ein Wespennest stechen, keine schlafenden Hunde wecken und all das. Ich weiß nicht, was ihn veranlasst hat, seine Meinung zu ändern.«

»Ich weiß es«, sagte Vanadium. »Jetzt. Dank Ihrer Aussage. Was ihn veranlasst hat, seine Meinung zu ändern, das war ich. Dieses Gesicht ... das war Cams Werk. Ich lag 1965 fast ein Jahr lang im Koma. Als ich daraus erwacht bin und mich so weit erholt hatte, dass ich Besucher empfangen konnte ... habe ich Ihren Vater um ein Gespräch gebeten. Vor ungefähr zwei Jahren ... wie Sie sagen. Von Max Bellim wusste ich, «= mrht durch einen Unfall, sondern bei der Geburt

ihrer Kindes gestorben ist, und Max hat unwillkürlich sofort an eine Vergewaltigung gedacht. Ich habe Ihrem Vater erklärt, warum ich Cain für den Täter halte, und ihn gebeten, mir alle nur möglichen Einzelheiten zu geben. Ich vermute aber ... als er mir so gegenüber saß und mein Gesicht gesehen hat, ist er wohl zu dem Schluss gekommen, dass Cain tatsächlich das größte Wespennest aller Zeiten ist und dass er seine Tochter und seine Enkelin keiner unnötigen Gefahr aussetzen sollte.«

»Und jetzt das.«

»Und jetzt das. Aber auch wenn Ihr Vater an einem Strang mit mir gezogen hatte, hatte das nichts geändert. Da Phimie nie einen Namen genannt hat, hatte ich Cain auch dann nicht anders oder erfolgreicher zur Strecke bringen können.«

Auf ihrem Behelfslager neben ihrer Mutter gab Angel im Schlaf ein leises, angstliches Wimmern von sich. Welche Geister es auch sein mochten, die sich im Traum um sie scharten, es waren ganz sicher keine niedlichen kleinen Küken.

Celestma murmelte beruhigende Worte, legte dem Kind eine Hand auf die Stirn und strich ihm über Stirn und Haare, bis der schlimme Traum unter der Berührung verflog.

Tom Vanadium, immer noch auf der Suche nach dem fehlenden Glied in der Kette, nach einem Hinweis, der ihm half, Cains merkwürdige Besessenheit von dem Namen Bartholomew zu begreifen, stellte weitere Fragen, bis Celestma plötzlich ahnte, was das gesuchte Verbindungsglied sein mochte, und ihm ihre Vermutung mitteilte: Cains perverses Vergnügen daran, während der stundenlangen Vergewaltigung ihrer Schwester das Tonband mit dem Predigtentwurf ihres Vaters laufen zu lassen.

»Phimie hat mir erzählt, dass er es offenbar witzig fand, aber es hat ihn auch ... erregt, die Stimme unseres Vaters als Geräuschkulisse zu benutzen, vielleicht, weil es auf diese Weise noch demütigender für sie war und weil er wusste, dass er auch unseren Vater damit demütigen konnte. Aber wir haben ihm diesen Teil der Geschichte nie erzählt. Keine von uns beiden hat einen vernünftigen Grund dafür gesehen.«

Eine Weile lang saß Tom Vanadium vornübergebeugt auf dem Stuhl, starrte angestrengt mit einem Ausdruck auf den Boden, der nicht auf sein Interesse für die trostlosen PVC-Platten zurückzuführen sein konnte, und grübelte über das nach, was sie ihm gesagt hatte. Dann: »Ich sehe die Verbindung, aber sie ist mir noch nicht ganz klar. Er hatte also ein perverses Vergnügen daran, sie vor dem Hintergrund der Predigt Ihres Vaters zu vergewaltigen ... und vielleicht hat sich ihm, ohne dass er sich dessen bewusst war, die Botschaft tief eingeprägt. Ich glaube nicht, dass unser feiger Gattenmörder über die Fähigkeit verfügt, Schuldgefühle zu empfinden ... aber vielleicht hat Ihr Vater eine Art Wunder bewirkt und diese Saat in ihm gepflanzt.«

»Meine Mutter sagt immer, eines Tages würden sicher auch Schweine fliegen können, sollte es ihm je einfallen, diese davon zu überzeugen, dass sie Flügel haben.«

»Allerdings, in seiner Predigt ist Bartholomäus nur der Apostel, die biblische Figur, und er dient ihm als Sinnbild für die unvorhersehbaren Folgen, die auch die belanglosesten Taten eines Menschen haben ...«

»Und?«

»Er ist keine reale Person, kein Mensch, den Cain zu fürchten hatte. Wieso hat er also diese Besessenheit entwickelt, mit der er jemanden namens Bartholomew sucht?« Er sah Celestma fragend

in die Augen, als konnte er dann eine Antwort finden. »Gibt es diesen Bartholomew wirklich? Und wie passt das zu seinem Überfall auf Sie? Besteht überhaupt eine Verbindung zwischen dem einen und dem anderen?«

»Wahrscheinlich sind wir am Ende genauso verrückt wie er, wenn wir uns weiter bemühen, seine verdrehten Gedanken nachvollziehen zu wollen.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich glaube, dass er nicht einfach verrückt, sondern geradezu abgrundtief schlecht ist. Und auf eine Art und Weise dumm, wie es schlechte Menschen oftmals an sich haben. Zu überheblich und eitel, um die eigene Dummheit zu erkennen ... und darum ständig in die eigenen Fallstricke verheddert. Aber trotzdem gefährlich, gerade, weil

er dumm ist. Viel gefährlicher als einer, der sich über die Folgen seiner Handlungen bewusst ist.«

Mit seiner monotonen, eigenartig hypnotischen Stimme, seiner nachdenklichen Art, den schonen grauen Augen in diesem verwüsteten Gesicht, der leisen Melancholie in seinem Blick und seiner offenkundigen Klugheit wirkte Tom Vanadium so stark und unerschütterlich wie massiver Granit und gleichzeitig fast überirdisch.

»Sind alle Polizisten so philosophisch veranlagt wie Sie?«, fragte Celestma.

Er lächelte. »Diejenigen, die vorher Priester waren ... o ja, wir sind ein nachdenklicher Haufen. Von den anderen ... nicht viele, aber vermutlich mehr, als Sie denken.«

Im Flur waren Schritte zu hören, und sie blickten ängstlich gespannt zur offenen Tür, wo jetzt der Chirurg in seinem grünen Operationskittel auftauchte.

Celestma sprang auf. Das Herz hämmerte ihr plötzlich wie der schwere Schritt, der dem Überbringer schlechter Nachrichten vorausseilt, aber sie selbst konnte nirgendwohin eilen, konnte nur verwurzelt in ihrer Hoffnung dastehen ... und horte im Geist in den zwei Sekunden, bevor der Arzt zu sprechen begann, mindestens sechs Varianten einer vernichtenden Diagnose.

»Er hat die Operation gut überstanden. Wir behalten ihn noch eine Weile im Aufwachraum, aber dann wird er hierher auf die

Intensivstation gebracht. Sein Zustand ist momentan kritisch, aber da gibt es verschiedene Abstufungen, und ich glaube, sein Zustand wird sich noch vor morgen Abend so weit verbessern, dass wir ihn dann nur noch als ernst bezeichnen müssen. Er wird durchkommen.«

Dieser bedeutungsvolle Tag. In jedem Ende ein neuer Anfang. Und gottlob, kein Ende in diesem Fall.

Für kurze Zeit befreit von der Last, stark sein zu müssen für ihren schlafenden Engel und für Wally, wandte sie sich Tom Vanadium zu, sah in dessen grauen Augen sowohl das Leid der Welt als auch eine Zuversicht, die der ihren an Kraft in nichts nachstand, sah in seinem zerstörten Gesicht die

Hoffnung auf einen Sieg des Guten über das Böse, lehnte sich Halt suchend an ihn und wagte es endlich, ihren Tränen freien Lauf zu lassen.

Kapitel 72

In seinem mit Stickarbeiten, Sklent und Zedd beladenen Ford-Lieferwagen verließ Junior Cain - Tombak für den Rest der Welt - die Bay Area durch die Hintertür. Er nahm den Highway 24 nach Walnut Creek, wo es Walnüsse geben mochte oder auch nicht, jedenfalls aber einen Nationalpark mit einem Berg, der nach dem Teufel benannt war: Mount Diablo. Auf dem Highway 4 nach Antioch überquerte er das Flussdelta westlich von Bethel Island. Für diejenigen, die ihren Sprachschatz in Fortgeschrittenenkursen verbessert hatten, hieß Bethel so viel wie »heilige Stätte«.

Vom Teufel zur heiligen Stätte und weiter über den Highway 160, der stolz als landschaftlich reizvolle Strecke ausgewiesen war, obwohl jetzt, in den Stunden nach Mitternacht, alles in eintöniges Schwarz getaucht war. Dem gewundenen Lauf des Sacramento folgend, schlängelte sich der Highway 160 an einer Hand voll kleiner, weit verstreuter Städtchen vorbei.

Zwischen Isleton und Locke wurden Junior erstmals die schmerzenden Stellen im Gesicht bewusst. Er konnte keine Schwellungen, Kratzer oder blauen Flecke entdecken, und auch der Rückspiegel zeigte ihm nur das gewohnte ansehnliche Gesicht, das Gesicht, das die Herzen der Frauen schneller schlagen ließ als alle Amphetamine dieser Welt.

Sonst tat ihm auch alles andere, insbesondere der Rücken, von den Schlägen weh, die er hatte einstecken müssen. Ihm fiel ein, dass er ja mit dem Kinn auf dem Boden aufgeschla-

gen war, und vermutete deshalb, dass sein Gesicht mehr abbekommen haben musste, als ihm vor Ort bewusst gewesen war.

Wenn das stimmte, wurden bald Blutergüsse sichtbar werden. Aber Blutergüsse verblassten mit der Zeit wieder; bis dahin wurde er vielleicht sogar noch unwiderstehlicher auf Frauen wirken und den Wunsch in ihnen wecken, ihn zu trösten und ihm den Schmerz wegzuküssen ... besonders, wenn sie erfuhren, dass er sich die Verletzungen in einem brutalen Kampf zugezogen hatte, als er seiner Nachbarin gegen einen Vergewaltiger zu Hilfe geeilt war. Als ihn die schmerzenden Stellen auf Stirn und Wangen jedoch immer heftiger plagten, hielt er an einer Tankstelle bei Courtland an, zog eine Flasche Pepsi aus einem Automaten und spulte damit

dann eine weitere Kapsel der Antihistaminika hinunter. Außerdem nahm er eine Brechreiz stillende Tablette, vier Aspirin und - obwohl er kein Rumoren in den Eingeweiden spürte - eine weitere Dosis von dem Durchfallmittel

So gewappnet, erreichte er eine Stunde vor Morgengrauen endlich die Stadt Sacramento. Sacramento, was auf Italienisch und Spanisch so viel wie »Sakrament« hieß, bezeichnete sich als die Welthauptstadt der Kamelien und veranstaltete deshalb alljährlich Anfang März ein zehntätiges Kamelifestival ... für das schon jetzt, Mitte Januar, auf Plakatwänden Werbung gemacht wurde. Die Kamelie, ein blühendes Strauchgewächs, wurde nach dem mährischen Jesuitenpater Georg Joseph Kamel benannt, der die aus Asien stammende Pflanze Ende des 17. Jahrhunderts nach Europa gebracht hatte.

Teufelsberge, heilige Inseln, sakramentale Flüsse und Städte, Jesuiten: an jeder Ecke religiöse Bezüge, die Junior nervös machten. Es war eine gespenstische Nacht, daran konnte kein Zweifel bestehen. Junior wäre nicht sonderlich erstaunt gewesen, hätte er beim Blick in den Rückspiegel Thomas Vanadiums blauen Studebaker Lark Regal gesehen, nicht den echten Wagen, aus dem Baggersee aufgetaucht, um sich ihm an die Stoßstange zu heften, sondern ein Geisterfahrzeug, gesteuert von dem verlauchten, räudigen Affengeist des Bullen, auf dem Beifahrersitz neben ihm eine amöbenhafte Naomi, Victoria Bressler, Ichabod, Bartholomew Prosser und Neddy Gnathic auf der Rückbank versammelt: ein Studebaker voller Gespenster wie ein Wagen voller neckender Clowns in der Zirkusmanege, obwohl es kein bisschen komisch sein würde, wenn die Türen aufflogen und diese rachsüchtigen Geister herauspurzelten.

Bis er den Flughafen erreicht, eine kleine private Chartergesellschaft ausfindig gemacht und den Nachtwächter bewegt hatte, den Firmeninhaber aus den Federn zu scheuchen, der ihn an Bord einer zweimotorigen Cessna auf der Stelle nach Eugene, Oregon, bringen sollte, war aus dem unangenehmen Ziehen im Gesicht ein pochender Schmerz geworden.

Dem Firmeninhaber und im Personalunion Piloten dieses Fluges war es nur recht, dass er nicht mit Scheck oder Kreditkarte, sondern bar und im Voraus mit knisternden Hundertdollarscheinen bezahlt

wurde. Dennoch griff er nur zögernd und mit unverhohlenem Ekel nach dem Geld, als konnte er sich von den Scheinen eine ansteckende Krankheit holen. »Was ist mit Ihrem Gesicht los?« An Haaransatz, Wangen, Kinn und Oberlippe hatten sich allesamt zig tiefrote, harte Knotchen gebildet, die sich glühend heiß anfühlten. Da Junior schon einmal einen besonders schweren allergischen Ausschlag erlebt hatte, wusste er, dass es diesmal etwas anderes ... und Schlimmeres war. »Allergische Reaktion«, erklärte er dem Piloten kurz angebunden.

Wenige Minuten nach Tagesanbruch starteten sie bei klarem Wetter von Sacramento aus zum Flug nach Eugene. Junior hatte die Aussicht bewundert, wenn sich sein Gesicht nicht angefühlt hatte, als wurde es von sämtlichen bösen Zwergen aus allen Märchen, die seine Mutter ihm als Kind erzählt hatte, mit weiß glühenden Zangen bearbeitet.

Kurz nach halb zehn vormittags landeten sie in Eugene. Der Taxifahrer, der Junior kurze Zeit später zum größten Einkaufszentrum der Stadt kutscherte, schien dessen entstelltem Gesicht im Rückspiegel mehr Aufmerksamkeit zu schenken als dem Straßenverkehr. Als Junior schließlich ausstieg und dem Fahrer das Geld durch das heruntergeklappte Fenster reichte, wartete dieser nicht einmal, bis ihm sein glutgesichtiger Fahrgast den Rücken gekehrt hatte, bevor er sich mehrmals bekreuzigte. Wahrscheinlich hatte Junior wie ein syphilitischer Hund geheult oder wäre vor Schmerzen in die Knie gegangen, hatte er die physische Qual nicht nutzen können, um seine Wut anzustacheln. Die mit Knotchen übersäte Gesichtshaut war inzwischen so empfindlich, dass ihn die leichte Brise wie eine neunschwanzige Katze peitschte. Gestählt durch eine Wut, deren Schönheit größer war als die Monstrosität seiner Züge, ging er auf der Suche nach einem Wagen, dessen Besitzer den Zündschlüssel stecken gelassen hatte, über den Parkplatz.

Was er stattdessen entdeckte, war eine ältere Frau, die aus einem roten Pontiac ausstieg, an dessen Radioantenne ein Fuchsschwanz baumelte. Nachdem Junior mit einem raschen Rundblick festgestellt hatte, dass sie unbeobachtet waren, zog er ihr den Knauf seiner 9-mm-Pistole über den Hinterkopf.

Er hatte gute Lust gehabt, sie zu erschießen, aber die Pistole war nicht die mit dem Schalldämpfer. Diese hatte er in Celestmas Schlafzimmer zurücklassen müssen. Jetzt hatte er nur noch die Pistole aus Frieda Bliss' Sammlung, und die gab so viel Lärm von sich wie Frieda an jenem Abend Kotze.

Die alte Frau sackte mit einem pergamentenen Rascheln wie ein kunstvoll gefalteter Omgamibogen m sich zusammen. Ihre Bewusstlosigkeit wurde eine Weile anhalten, und Junior wurde Eugene langst hinter sich gelassen haben, bis sie zu sich kam und ihr wieder einfiel, wer sie war, ganz zu schweigen von der Automarke, die sie gefahren hatte.

Die Türen eines Pickups, der auf dem Parkplatz neben dem Pontiac stand, waren unverschlossen. Junior hievte die Alte auf den Fahrersitz des Pickups. Sie war so leicht und unangenehm kantig und raschelte so vernehmlich, dass sie ebenso gut ein riesiges mutiertes Insekt hatte sein können, das zur Tarnung Menschengestalt angenommen hatte. Immerhin war er froh, dass er sie nicht erschossen hatte: Der stachelige Klettengeist der Alten hatte sich womöglich als so unausrottbar wie eine Kakerlakemnvasion erwiesen. Mit einem Schaudern warf er ihr die Handtasche nach und knallte dann die Tür des Pickups zu.

Dann raffte er die Autoschlüssel der Alten vom Asphalt auf, schob sich hinter das Steuer des Pontiacs und machte sich schließlich auf die Suche nach einer Apotheke, wo er den einzigen Halt bis Spruce Hills einzulegen gedachte.

Kapitel 73

Wally war nicht vom Tod heimgeholt worden, aber die beiden hatten eindeutig das Tanzbein miteinander geschwungen. Als Celestina die abgetrennte Kabine betrat, in der sein Bett stand, erschrak sie trotz den beruhigenden Worten des Chirurgen beim Anblick seines Gesichts. Grau und hohlwangig lag er da ... als wären sie ins 18. Jahrhundert zurückversetzt worden und man hätte ihn so grundlich mit Blutegeln zur Ader gelassen, dass alle Lebenssaft aus ihm herausgesaugt waren.

Er war ohne Bewusstsein. Man hatte ihn an einen Herzmonitor angeschlossen und ihm eine Infusionskanüle gesetzt. An seiner Nasenscheidewand war ein Sauerstoffgerät festgeklemmt, das leise zischte, und aus seinem offenen Mund entwich der Atem mit einem kaum hörbaren Pfeifen.

Lange Zeit stand sie am Bett und hielt seine Hand, davon überzeugt, dass er ihre Anwesenheit in irgendeinem Winkel seines Unterbewusstseins spürte, auch wenn nichts darauf hindeutete, dass er sie wahrnahm.

Sie hatte sich einen Stuhl heranziehen können. Aber dann hatte sie ihm nicht ins Gesicht sehen können.

Nach einer Weile spürte sie einen schwachen Handedruck. Und einige Minuten nach diesem ermutigenden Zeichen flatterten seine Lider, und er öffnete die Augen.

Im ersten Moment war er verwirrt und betrachtete mit gerunzelter Stirn den Überwachungsmonitor und das Infusionsgestell, das über ihm aufragte. Als Celestina in sein Gesichtsfeld kam, wurde sein Blick klarer, und das Lächeln, das er für sie hervorzauberte, brachte ebenso große Freude in ihr Herz wie der Diamantring, den er ihr so wenige Stunden zuvor an den Finger gesteckt hatte.

Dem Lächeln folgte unvermittelt ein neuerliches Stirnrunzeln, und er fragte mit bruchiger Stimme: »Angel ...?«

»Es geht ihr gut. Ihr ist nichts passiert.«

Durch das mit dem Monitor verbundene Fernmessgerät darauf aufmerksam gemacht, dass der Patient das Bewusstsein wieder erlangt hatte, kam eine matronenhafte Krankenschwester

herbeigeeilt. Sie machte großes Aufhebens um ihn, maß ihm die Temperatur und löffelte ihm zwei Eiswürfel in den ausgetrockneten Mund. Im Gehen warf sie Celestina einen viel sagenden Blick zu und klopfte dabei auf die Armbanduhr.

Wieder allem mit Wally, sagte Celestina: »Man hat mir gesagt, dass ich dich nicht länger als zehn Minuten und auch nicht zu oft besuchen darf, wenn du wieder bei Bewusstsein bist.«

Er nickte. »Müde.«

»Die Ärzte sagen, dass du wieder ganz gesund wirst.«

Lächelnd und mit einer Stimme, die kaum mehr als ein Hauch war, flüsterte er: »Muss einen Hochzeitstermin einhalten.«

Sie beugte sich über ihn, kusste ihn auf die Wangen, auf das rechte und das linke Auge, die Stirn, die trockenen, aufgesprungenen Lippen. »Ich hebe dich so sehr. Ich wollte sterben, als ich dachte, du hattest mich verlassen.«

»Sprich nie wieder vom Sterben«, entgegnete er tadelnd.

»In Ordnung. Nie wieder«, sagte sie und trocknete sich die Augen mit einem Papiertaschentuch.

»War es ... Angels Vater?«

Celestina war erstaunt, wie sicher er intuitiv ins Schwarze getroffen hatte. Als sie drei Jahre zuvor nach Pacific Heights umgezogen war, hatte sie ihm von der Befürchtung erzählt, dass die Bestie sie eines Tages finden würde, aber sie hatte

das Thema seit mindestens zweieinhalb Jahren nicht mehr erwähnt.

»Nein«, erklärte sie ihm mit einem Kopfschütteln. »Es war nicht Angels Vater. Du bist ihr Vater. Es war lediglich der Schweinehund, der Phimie vergewaltigt hat.«

»Haben sie ihn erwischt?«

»Ich hatte ihn fast erwischt. Mit seiner eigenen Pistole.«

Wally zog die Brauen hoch.

»Und ich habe ihn mit einem Stuhl verdroschen und ihm ein paar blaue Flecken verpasst.«

»Wow!«

»Wusstest du etwa nicht, dass du im Begriff bist, eine Amazone zu heiraten?«

»Klar wusste ich das.«

»Er konnte fliehen, als die Polizei aufgetaucht ist. Sie glauben, dass er ein total durchgedrehter Psychopath ist, der es möglicherweise noch einmal versucht, wenn sie ihn nicht bald finden.«

»Das fürchte ich auch«, sagte er besorgt.

»Sie wollen nicht, dass ich in meine "Wohnung zurückgehe.«

»Ich wurde auf sie hören.«

»Und sie finden es sogar gefährlich, wenn ich mich zu lange im St. Mary's aufhalte, weil er mich hier bei dir vermuten wird.«

»Ich komme gut ohne dich klar. Jede Menge Freunde hier.«

»Morgen wirst du bestimmt von der Intensivstation verlegt. Dann hast du ein Telefon auf dem Zimmer, wo ich dich anrufen kann.

Und ich komme, sobald es geht.«

Er fand die Kraft, ihre Hand fester zu drücken als beim ersten Mal.

»Pass auf dich auf. Pass auf Angel auf.«

Sie kusste ihn noch einmal. »In zwei Wochen«, sagte sie.

Mit einem reumütigen Lächeln antwortete er: »Bis dahin bin ich vielleicht so weit wieder hergestellt, dass ich eine Hochzeit überstehe, aber für eine Hochzeitsreise wird es dann bestimmt noch nicht reichen.«

»Für die Hochzeitsreise haben wir noch ein ganzes Leben lang Zeit.«

Kapitel 74

Zu Fuß, wie seit Jahren, wenn er unterwegs war, erreichte Paul Damascus das Pfarrhaus am Nachmittag des 12. Januars, einem Freitag.

Ein kalter Wind fing sich mit gespenstischem Heulen hoch oben im bronzenen Hohlraum der Kirchturmglocke, schüttelte tote Nadeln von den Bäumen und stemmte sich Paul entgegen, als wollte er ihn m bössartiger Absicht am Weiterkommen hindern. Schon etliche Kilometer zuvor, zwischen den beiden Stadtchen Brookings und Pistol River, hatte er den Entschluss gefasst, zu dieser Jahreszeit nie wieder so weit in den Norden zu wandern, auch wenn in den Reiseführern behauptet wurde, an der Küste von Oregon herrsche im Winter ein relativ gemäßigtes Klima.

Obwohl er unangekündigt und als Fremder kam und m den Augen der Welt als Sonderimng gelten musste, wurde er von Grace und Harnson White mit offenen Armen aufgenommen. Windzerzaust stand er vor ihnen auf der Schwelle und platzte mit erhobener Stimme, um das Heulen des Sturmwindes zu übertönen, mit dem heraus, was er zu sagen hatte, als fürchtete er, sie konnten ihm die Tür vor der Nase zuschlagen, sollte er nicht schnell genug reden: »Ich bin von Bright Beach m Kalifornien hierher gekommen, um Ihnen von einer außergewöhnlichen Frau zu erzählen, deren Leben sich noch auf das Dasein unzähliger Menschen auswirken wird, wenn sie langst nicht mehr ist. Ihr Mann ist am Abend der Geburt ihres Sohnes gestorben, aber vorher hat er dem Jungen noch den Namen Bartholomew mitgegeben, weil ihn >Die-ser bedeutungsvolle Tag< so tief beeindruckt hat. Jetzt ist der Junge erblindet, und ich hatte gehofft, dass Sie seiner Mutter vielleicht ein wenig Trost spenden können und wollen.« Die Whites schlugen ihm weder die Tür vor der Nase zu, noch zuckten sie auch nur mit der Wimper angesichts seines etwas ungeschickt und hastig vorgetragenen Anliegens. Vielmehr baten sie ihn ms Haus, luden ihn später zum Abendessen ein und boten ihm noch später für die Nacht ihr Gästezimmer an.

Ihm waren noch nie freundlichere Menschen begegnet als diese beiden, aber darüber hinaus schienen sie auch em ehrliches Interesse für seine Geschichte zu haben. Dass sie sich für Agnes

Lampion begeistern konnten, wunderte ihn nicht, war diese doch eindeutig eine außergewöhnliche Frau. Dass sie seine eigene Geschichte aber offenbar ebenso interessant fanden, überraschte Paul. Vielleicht wollten sie nur höflich sein, aber die gespannte Aufmerksamkeit, mit der sie ihn über seine langen Streifzüge, über die Orte, an denen er gewesen war, über die Gründe seiner Wanderleidenschaft und über Perri ausfragten, sprach für sich. In dieser Nacht schlief er so tief, wie er nicht mehr geschlafen hatte, seit er aus der Apotheke nach Hause gekommen war und Joshua Nunn und den Sanitäter in feierlichem Schweigen an Perris Bett angetroffen hatte. Er träumte nicht von beschwerlichen Wanderungen durch trostlose Landschaften, ob Salzwüste oder schneegepeitschte, eisige Weiten, und als er am Morgen erwachte, fühlte er sich an Körper, Geist und Seele erfrischt. Harnson und Grace hatten ihn bei sich aufgenommen, obwohl sie in Trauer waren und die Kirchenpflichten sie liefen, weil tags zuvor ein mit ihnen befreundetes Mitglied der Gemeinde gestorben war. »Sie hat uns der Himmel geschickt«, versicherte ihm Grace beim Frühstück am Samstagmorgen. »Mit Ihren Geschichten haben Sie uns in einem Moment Mut schöpfen lassen, in dem wir ihn am dringendsten benötigt haben.«

Die Beerdigung war für zwei Uhr nachmittags angesetzt, und im Anschluss daran sollten Freunde und Verwandte des Toten hier im Pfarrhaus zusammenkommen, um das Brot miteinander zu brechen und des geliebten Verstorbenen zu gedenken.

Den ganzen Vormittag über machte sich Paul nützlich, indem er Grace bei den Essensvorbereitungen half und Geschirr, Besteck und Gläser auf der Anrichte im Esszimmer bereitstellte.

Um elf Uhr zwanzig war er in der Küche damit beschäftigt, Zuckerguss auf einer großen Schokosahnetorte zu verteilen, während der Reverend gekonnt eine gefüllte Kokos-schichttorte bestrich.

Grace, die eben einen Berg Geschirr gespült hatte, trocknete sich die Hände ab und begutachtete das Werk der beiden Männer, da klingelte auf einmal das Telefon. Sie nahm den Hörer ab, und in dem Moment, als sie »Hallo« sagte, flog die Vorderseite des Hauses in die Luft.

Eine Detonation, so gewaltig, dass Fußboden und Wände wackelten und sich ein Kreischen unter dem Dachfirst erhob, als wären mit einem Schlag ganze Kolonien von Fledermäusen gleichzeitig aufgeflattert. Grace ließ den Hörer fallen. Harnson glitt das Messer, mit dem er den Tortenguss verteilt hatte, aus der Hand.

In dem Lärmchaos aus berstendem Glas, splitterndem Holz und brechendem Mauerwerk horte Paul das Heulen eines durchdrehenden Motors und schrilles, anhaltendes Hupen, und machte sich sofort einen Reim darauf, was passiert sein musste. Ein betrunkenen oder rücksichtsloser Autofahrer war mit hohem Tempo in das Pfarrhaus gerast.

Harnson, der zu dem gleichen verbluffenden, aber nicht von der Hand zu weisenden Schluss gekommen war, sagte: »Bestimmt ist jemand verletzt worden.« Dicht gefolgt von Paul, eilte er von der Küche ins Esszimmer.

Auf der zur Straße gelegenen Seite des Wohnzimmers, wo ehemals ein schönes Erkerfenster gewesen war, fand der sonnige Tag nun ungehindert Eingang ins Pfarrhaus. Fetzen von Büschen und Strauchern, die von draußen hereingetragen worden waren, säumten die Schneise der Verwüstung. Mitten im Raum, festgepflegt in einem umgestürzten Sofa und einem zusammengeschobenen Haufen zertrümmerter Möbel, stand, mit gebrochenen Stoßdämpfern und geplatzten Reifen zur linken Seite heruntergesackt, ein verbeulter roter Ponti-ac. Ein Teil der zersprungenen Windschutzscheibe vibrierte noch kurz und brach dann in sich zusammen, und unter der gestauchten Motorhaube trat zischender Dampf aus.

Obwohl sie die Ursache des Lärms geahnt hatten, stockte Paul und Harnson beim Anblick der Verwüstung, der sich ihnen bot, der Atem. Sie hatten damit gerechnet, dass ein Wagen in der Mauer des Hauses stecken geblieben war, aber dass dieser so weit in den Raum gerast war, hatten sie nicht erwartet. Welche Geschwindigkeit notwendig war, um mit solcher Wucht ins Haus katapultiert zu werden, überstieg Pauls Vorstellungsvermögen, und er fragte sich, ob rücksichtsloses Fahren und Alkoholeinfluss als Erklärung für diese Katastrophe überhaupt ausreichend waren.

Die Fahrertür ging auf, wobei ein zerbrochener Beistelltisch zur

Seite flog, und ein Mann kletterte aus dem Pontiac.

Angefangen bei seinem Gesicht, waren zwei Dinge bemerkenswert an ihm. Der Kopf war vollständig mit Mullbinden umwickelt, sodass er wie Claude Rains als Doktor Griffin in *Der Unsichtbare* aussah, beziehungsweise wie Humphrey Bogart in dem Film über den entsprungenen Sträfling, der sich einer Gesichtsoperation unterzieht, um die Polizei in die Irre zu führen, und schließlich ein neues Leben mit Lauren Bacall beginnt. Oben sprossen ein paar blonde Haarbüschel aus dem aufwändigen Verband hervor, der sonst lediglich Augen, Nasenlocher und Lippen frei ließ.

Der zweite bemerkenswerte Aspekt war die Pistole, die er in der Hand hielt.

Der Anblick des dick verbundenen Gesichts zog beim Reverend offensichtlich sämtliche Mitleidsregister. Er loste sich entschlossen aus der Schreckensstarre und eilte auf den Mann zu ... bevor er die Waffe bemerkte.

Für einen Fahrer, der seine Kräfte gerade im Nahkampf mit einem Haus gemessen hatte, war der mumifizierte Mann erstaunlich sicher auf den Beinen und zielstrebig in seinem Handeln. Er drehte sich zu Harrison White um und jagte ihm zwei Kugeln in die Brust.

Paul merkte erst, dass Grace ihnen ins Wohnzimmer gefolgt war, als sie zu schreien begann. In dem Augenblick als Harrison zu Boden stürzte, wollte sie sich an Paul vorbeidrängen und ihrem Mann zu Hilfe eilen.

Mit ausgestrecktem Arm nahm der Schütze den am Boden liegenden Pfarrer wie bei einer Hinrichtung ins Visier.

Grace war klein und zierlich, Paul dagegen alles andere als das. Andernfalls wäre es ihm vielleicht nicht gelungen, sie mitten im Lauf aufzufangen, wie ein Fliegengewicht hochzuheben und in den Armen aus der Gefahrenzone zu befördern.

Die Pfarrei war ein sauberes, ordentliches und sogar recht hübsches Haus, aber doch alles andere als großartig. Keine geschwungene Freitreppe hatte den angemessenen glanzvollen Rahmen für einen Auftritt Scarlett O'Haras geliefert. Ins Obergeschoss gelangte man vielmehr über ein schmales, geschlossenes Treppenhaus, dessen Tür sich in einer Ecke des Wohnzimmers befand.

In der Nähe dieser Ecke stand Paul, als er Grace daran hinderte, in

ihr sicheres Verderben zu rennen. Bevor er recht wusste, was er tat, hatte er die Tür aufgerissen und eilte so behende die Treppe hinauf wie Doc Savage, Zorro, Simon Templar oder irgendein anderer der Romanhelden, in deren Abenteuern er sich all die Jahre über hineinversetzt hatte.

Von unten waren zwei Schüsse zu horten, und Paul wusste, dass der Reverend nicht mehr unter den Lebenden war.

Auch Grace wusste dies offensichtlich. Sie wurde schlaff vor Entsetzen und horte auf, sich in seinen Armen zu sträuben.

Als er sie jedoch im oberen Flur absetzte, rief sie verzweifelt nach ihrem Mann - »Harry!« - und wollte die schmale Treppe wieder hinunterstürzen.

Paul hielt sie zurück. Sanft, aber bestimmt drängte er sie in das Gästezimmer, wo er die Nacht zugebracht hatte. »Bleiben Sie hier! Warten Sie.«

Am Fußende des Betts: eine Truhe aus Zedernholz. Einen Meter lang, einen halben Meter breit, vielleicht funfundsieb-zig Zentimeter hoch. Messmagniffe.

Dem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, mit dem Grace nun Paul ansah, als er die Truhe hochhob, musste das gute Stück wohl schwer sein. Er selbst hatte es nicht zu sagen vermocht, weil er in einer eigenartigen Verfassung war: Sein Adrenalin Spiegel war so hoch, dass das Herz ihm das Blut schneller durch seine Adern pumpte, als Zeus seine Blitze hatte schleudern können. Die Truhe kam ihm nicht schwerer vor als ein Federkissen, was aber nicht der Realität entsprechen konnte, selbst wenn sie leer war.

Ohne klare Erinnerung daran, wie er aus dem Gästezimmer in den Flur gekommen war, fand er sich auf dem Treppenabsatz wieder und blickte von dort aus nach unten.

Der bandagierte Mann kam aus dem verwüsteten Wohnzimmer nach oben gestürmt, wobei Mullfetzen mit jedem seiner keuchenden Atemzügen aufflatterten, als wollten diese damit beweisen, dass er kein Pharao war, der nach Jahrhunderten wieder zum Leben erwachte, um einen unbekümmerten Archäologen zu bestrafen, der alle Warnungen in den Wind geschlagen und sein Grab geschändet hatte. Das hier war also keine Episode aus einem Groschenroman.

Paul ließ die Truhe die Treppe hmunterpoltern.

Ein Schuss, Sphttergranate aus Zedernholz.

Mit einem Schmerzensschrei stürzte der überrumpelte Morder unter dem wohlriechenden Gewicht in die Tiefe, begleitet vom Klirren und Scheppern der Messinggriffe.

Zurück ins Gästezimmer. Eine Nachttischlampe beiseite gefegt und das Nachtschränkchen gepackt.

Dann wieder zum Treppenabsatz.

Unten hatte der Morder inzwischen die Truhe beiseite gestoßen und rappelte sich benommen auf. Durch seine Tut-anchamun-Bmden hindurch spähte er zu Paul herauf und feuerte, ohne zu zielen, fast halbherzig, einen Schuss ab, bevor er dann im Wohnzimmer verschwand.

Paul stellte das Nachtschränkchen ab und wartete, bereit, das Möbelstück m die Tiefe zu stoßen, sofern es der bandagierte Schütze wagen sollte, sich noch einmal an der Treppe zu zeigen. Aus dem Wohnzimmer hallten zwei Schusse herauf, und unmittelbar nach dem zweiten wurde das Pfarrhaus von einer Explosion erschüttert, die das lange erwartete Jüngste Gericht anzukündigen schien. Es war eine gewaltige Detonation, nicht vergleichbar mit dem Aufprall eines außer Kontrolle geratenen Pontiacs.

Orangefarbener Feuerschein flammte im Wohnzimmer auf, eine Hitzewelle raste über Paul hinweg, und gleich darauf wälzten sich schwarze, rußige Rauchwolken wie durch einen Schornstein die Treppe herauf.

Das Gästezimmer. Grace zum Fenster ziehen. Den Riegel aufmachen. Sinnlos. Verzogen oder mit Farbe verkleistert. Kleine Scheiben, stabile Sprossen, unmöglich, sie herauszubrechen.

»Halten Sie die Luft an, und kommen Sie schnell!«, drängte er, während er sie mit sich m den Flur zog.

Dichter Rauch, der das Atmen schwer machte und ihm die Sicht nahm. Züngelnde Hitze sagte ihm, dass die Flammen dem Rauch gefolgt waren und, noch verborgen und bedrohlich nah im undurchdringlichen Dunkel lauernd, an der Treppe leckten.

Zur Vorderseite des Hauses, durch einen Flur, m dem es plötzlich so finster wie m einem Tunnel war, hin zu einem blassen Lichtschein

in der hitzewabernden Dunkelheit. Ein Fenster am Ende des Flurs. Dieses Fenster ließ sich mühelos öffnen. Ein frischer, kühlender Luftzug, willkommenes Tageslicht.

Draußen loderten Flammen rechts und links des in der Mauer klaffenden Lochs. Die Frontseite des Hauses brannte lichterloh.

Es gab kein Zurück. In der rauchgeschwängerten Dunkelheit wurden sie innerhalb kürzester Zeit die Orientierung verlieren, sie wurden stürzen, ersticken, ein Raub der Flammen werden.

Zumal der Luftstrom, der vom offenen Fenster aus gmg, dem Feuer Nahrung gab und es weiter anfachte, sodass bald der ganze obere Flur in Flammen stehen wurde.

»Schnell, ganz schnell«, sagte er, während er Grace half, durch das feuergerahmte Fenster auf das Dach der Eingangsveranda hinauszuklettern.

Hustend und Speichel spuckend, der bitter nach giftigen Chemikalien schmeckte, folgte er Grace nach und schlug dann hektisch auf sich herum, als er merkte, dass die Flammen sein Hemd versengten.

Wie herbstrotz gefärbter wilder Wein krochen üppig belaubte Flammenranken am Haus empor. Unter ihnen stand auch die Veranda in hellen Flammen. Schindeln schwelten unter ihren Sohlen, ein ganzer Flammenkranz zog sich um das Dach, auf dem sie standen.

Grace lief auf den Rand zu.

Mit einem warnenden Ruf brachte Paul sie zum Stehen.

Obwohl die Entfeinerung zum Boden nur drei Meter betrug, war das Risiko zu groß, wenn sie blindlings über den Feuerrand in die Tiefe sprang. Sie konnte zwar Glück haben und auf dem Rasen landen, wenn sie aber auf den gepflasterten Weg stürzte, konnte sie sich, je nachdem, wie sie aufkam, die Beine oder gar das Rückgrat brechen. Wie durch Zauberkräfte war sie plötzlich wieder in Pauls Armen, und er rannte los, als das Feuer gerade durch die Schindeln brach und das Dach unter ihnen nachzugeben begann. Durch dichte Rauchschwaden flog er, über Flammen hinweg, die fluchtig an seinen Sohlen leckten.

Er versuchte im Sprung, das Gewicht nach hinten zu verlagern, m

der Hoffnung, dass er unter ihr landen und ihren Sturz mit seinem Körper abfedern würde, falls sie auf dem Weg statt auf dem Rasen aufkamen.

Offensichtlich hatte er sein Gewicht nicht weit genug verlagert, denn zu seiner Verblüffung landete er im winterlich verblichenen Gras auf den Füßen. Die Wucht des Aufpralls erschütterte ihn, dann kniete er sich langsam hm. Er legte Grace, die er immer noch schützend in den Armen hielt, so sanft auf den Rasen, wie er Perns zerbrechlichen Körper früher auf deren Lager gebettet hatte ... als hatte er es so und nicht anders geplant. Dann richtete er sich schwingvoll, vielleicht aber auch recht mühsam auf, je nachdem, ob die Wahrnehmung, die er in diesem Augenblick von sich selbst hatte, von seinen Romanheftchen gespeist wurde oder der Realität entsprach, und blickte sich suchend nach dem Mann mit dem bandagierten Gesicht um.

Ein paar Nachbarn kamen über den Rasen auf Grace zugerannt, andere näherten sich von der Straße her. Aber der Mörder war verschwunden.

Die Sirenen schrillten so laut, dass Paul den Widerhall in seinen Zahnfüllungen zu spüren glaubte, dann bog mit kreischenden Bremsen und quietschenden Reifen ein Feuerwehrgewagen um die Ecke, dem gleich darauf ein zweiter folgte.

Zu spät. Das Pfarrhaus brannte lichterloh. Wenn sie Glück hatten, konnten sie gerade noch die Kirche retten.

Erst jetzt, als sein Adrenahnspegel etwas zu sinken begann, kam ihm die Frage in den Sinn, wer um alles in der Welt ein Interesse daran haben konnte, einen so gutigen, friedliebenden und gottesfürchtigen Mann wie Harnson White zu toten.

Dieser bedeutungsvolle Tag, dachte Paul, und schauderte plötzlich angsterfüllt bei dem Gedanken an die Unvermeidlichkeit, mit der Dinge endeten und Neues begann.

Kapitel 75

Dank den großzügigen Spesen, die Simon Magusson zahlte, konnten sie sich eine Dreizimmersuite in einem guten Hotel leisten. Ein Zimmer für Vanadium, eines für Celestma und Angel und ein gemeinsamer Salon.

Sie hatten die Suite für drei Tage gemietet, in denen Tom, wie er vermutete, mehr nächtliche Stunden auf seinem Wachposten im gemeinsamen Wohnzimmer als in seinem Bett verbringen wurde. Am Samstagvormittag um elf Uhr warteten sie, nachdem sie gerade vom Krankenhaus gekommen waren und im Hotel eingchecked hatten, im Wohnzimmer auf die Polizeibeamten, die das Gepäck mit den Kleidern und Toilettenartikeln vorbeibringen sollten, die Renate Moeller auf Celestmas Anweisungen herausgesucht hatte. Sie verkürzten sich die Wartezeit mit einem vorgezogenen Mittagessen - beziehungsweise verspäteten Frühstück -, das der Zimmerservice auf einem fahrbaren Serviertisch gebracht hatte. In den nächsten paar Tagen wurden sie alle Mahlzeiten in der Suite einnehmen. Wahrscheinlich hielt sich Cam ja auch nicht mehr in San Francisco auf. Aber selbst wenn er nicht das Weite gesucht hatte, war die Stadt doch so groß, dass eine zufällige Begegnung eher unwahrscheinlich war. Nachdem Tom Vanadium jedoch die Rolle des Bewachers übernommen hatte, war er nicht bereit, auch nur die Spur eines Risikos einzugehen, zumal sich der unnachahmliche Mister Cam als ein wahrer Meister der Überraschungen erwiesen hatte.

Tom schrieb diesem Morder keine übernatürlichen Kräfte zu. Enoch Cam war ein Mensch aus Fleisch und Blut, weder allmächtig noch allwissend. Bosheit und Dummheit gehen jedoch, wie er Celestma in der Nacht zuvor erklärt hatte, oft Hand in Hand, und Hochmut ist die Frucht dieser Verbindung. Und ein hochmutiger Mensch, der nicht einmal halb so schlau ist, wie er glaubt, der Gut und Böse nicht unterscheiden kann und keiner Reue fähig ist, kann manchmal so atemberaubend ohne Rücksicht auf Verluste handeln, dass gerade diese Bedenkenlosigkeit paradoxerweise seine größte Stärke ist. Weil er zu *allem* fähig ist und Dinge riskiert, die einem »normalen« Verrückten nicht im Traum einfallen wurden, ist er in seiner Handlungsweise für seine Gegner nicht berechenbar, und er

macht sich dieses Überraschungsmoment zunutze. Wenn er außerdem über einen animalischen Instinkt, eine Art primitiver Schläue verfügt, kann er auf die negativen Folgen seiner skrupellosen Taten sehr schnell reagieren ... und dadurch tatsächlich den Eindruck übermenschlicher Fähigkeiten erwecken. Sie mussten, wenn sie klug und umsichtig handeln wollten, ihre Strategie so planen, als wäre Enoch Cam der Teufel persönlich, als würde jede Fliege, jeder Käfer und jede Ratte dem Mörder Augen und Ohren leihen, als konnte er mit den üblichen Mitteln nicht zur Strecke gebracht werden.

Außer über Strategien hatte Tom in letzter Zeit viel über die Frage der Schuld nachgedacht: seine eigene, nicht Cams. Hatte er, indem er den Namen, den Cam im Traum ausgesprochen hatte, aufgegriffen und zu einem Teil seiner psychologischen Knegsführung gemacht hatte, die irrationale Angst des Mörders vor diesem Bartholomew überhaupt erst erzeugt oder doch zumindest dazu beigetragen, dass sie eine so wahnhafte Form annehmen konnte? Hatte Cam einen anderen Weg eingeschlagen, der ihn nie in Celestmas und Angels Nahe geführt hatte, wenn er nicht durch Tom mit der Nase auf diese Fahrt gestoßen worden wäre? Der Gattenmörder war abgrundtief schlecht; und seine Bosheit hatte sich, gleichgültig, von welchen Kräften er in seinem Tun getrieben wurde, auf die eine oder andere Weise geäußert. Hatte er Naomi nicht von jenem Aussichtsturm gestoßen, so hatte er jede andere sich bietende Gelegenheit beim Schöpf ergriffen, sich durch ihre Ermordung zu bereichern. Ware ihm Victoria nicht in die Hände gefallen, so hatte statt ihrer eine andere Frau ihr Leben lassen müssen. Hatte Cam nicht die merkwürdige Wahnvorstellung entwickelt, ein Mensch namens Bartholomew könne eines Tages sein Verderben sein, so hatte er die Leere in seinem Herzen mit einer anderen, ebenso absonderlichen Besessenheit ausgefüllt, die ihn möglicherweise auch zu Celestma geführt, sich aber jedenfalls in einer Gewalttat gegen irgendjemanden, wenn nicht gegen sie, entladen hatte.

Tom hatte in bester Absicht gehandelt ... aber auch mit der ihm eigenen Klugheit und dem Urteilsvermögen, das Gott ihm gegeben und an dem er ein Leben lang gefeilt hatte. Gute Absichten allem können den Weg zur Holle pflastern; aber mehr als gute Absichten,

die, wie es bei Tom der Fall war, auf Selbstzweifeln, gründlicher Überlegung und durch Erfahrung erworbenem Wissen beruhen, kann man nicht verlangen. Unbeabsichtigte Folgen, die man hatte vorhersehen müssen, können, wie er wusste, in die ewige Verdammnis führen, aber solche, die wir nicht vorhersehen können, sind, so hoffte er wenigstens, Teil eines höheren Plans, für den wir keine Verantwortung tragen.

Dennoch saß er brütend über dem üppigen Frühstück aus Beeren mit Schlagsahne, Rosinenbrötchen und Zimtbutter. In besseren Welten schlugen klügere Tom Vanadiums andere Taktiken ein, die keine so deprimierenden Folgen hatten und schneller dazu führten, dass ein Enoch Cam dingfest gemacht und vor Gericht gestellt wurde. Aber er war keiner dieser Tom Vanadiums. Er war der Tom, der er hier war, mit all seinen Fehlern und Beschwerden, und es tröstete ihn keineswegs, dass er sich anderswo vielleicht als ein besserer Mensch erwiesen hatte.

Auf einem Stuhl thronend, der mit zwei dicken Kopfkissen eekoolstert war, damit sie höher saß, zog Angel einen knusprigen gebratenen Speckstreifen aus ihrem Doppeldeckersandwich und fragte Tom: »Woher kommt Speck?«

»Du weißt, woher er kommt«, sagte ihre Mutter mit einem Gähnen, das verriet, wie erschöpft sie nach den Aufregungen der schlaflosen Nacht war.

»Ja, aber ich will wissen, ob *er* es auch weiß«, sagte das Mädchen. Unverwundlich, wie nur Kinder es sein können, die sich ihre unschuldige Arglosigkeit noch bewahrt haben, war Angel auf der Taxifahrt vom Krankenhaus zum Hotel frisch und munter aus dem tiefen Schlaf erwacht, zu dem ihr die verabreichten Beruhigungsmittel verholfen hatten. Natürlich hatte sie keine Vorstellung davon, wie schwer Wally wirklich verletzt war, und wenn Cams Überfall, den sie von ihrem Versteck unter dem Bett aus hatte mit ansehen müssen, sie in Angst und Schrecken versetzt hatte, so schien sie doch keinen dauerhaften seelischen Schaden davongetragen zu haben.

»Weißt du, woher der Speck kommt?«, fragte sie Tom noch einmal.

»Aus dem Supermarkt«, antwortete er.

»Und woher hat ihn der Supermarkt?«

»Vom Bauern.«

»Woher kriegen ihn die Bauern?«

»Er wächst an Buschen.«

»Das glaubst du?«, sagte das Mädchen kichernd.

»Ich habe so was mal gesehen«, versicherte ihr Tom. »So etwas Herrliches wie ein Feld voller Speckbusche hast du noch nie im Leben gerochen, mein Kind.«

»Quatsch«, sagte Angel knapp.

»Was glaubst du denn, woher der Speck kommt?«

»Von Schweinen!«

»Das glaubst du wirklich?«, fragte er mit seiner ausdruckslosen Stimme, die für seinen Geschmack manchmal etwas melodischer hatte sein können, die aber, wie er wuss-te, allen seinen Worten ein gewisses feierliches und darum überzeugendes Gewicht verlieh.

»Du glaubst wirklich, etwas

so Köstliches konnte von einem fetten, stinkenden, schmutzigen, grunzenden alten Schwein kommen?«

Mit gerunzelter Stirn betrachtete Angel den leckeren Speckstreifen, den sie zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, und revidierte offenbar im Geist das, was sie bishe über Speck zu wissen geglaubt hatte.

»Wer hat dir das mit den Schweinen erzählt?«, fragte Tom

»Meine Mami.«

»Ah. Nun ja, deine Mami lügt allerdings nie.«

»Das stimmt«, sagte Angel mit einem Blick auf ihre Mutter, »aber manchmal nimmt sie mich auf den Arm.«

Celestma lächelte geistesabwesend. Seit ihrer Ankunft im Hotel, seit einer Stunde also, hatte sie laut überlegt, ob sie ihre Eltern in Spruce Hills gleich anrufen oder lieber warten sollte, bis sie ihnen am Nachmittag vielleicht nicht nur erzählen konnte, dass sie einen Verlobten hatte, und nicht nur, dass sie einen Verlobten hatte, der angeschossen und um ein Haar getötet worden war, sondern auch, dass sich seine Verfassung von kritisch zu ernst verbessert hatte. Im Übrigen, so erklärte sie Tom, wurde nicht nur die Nachricht von Cams Auftauchen ihre Eltern in Sorge versetzen, sondern sie wurden auch erschüttert sein über die Ankündigung, dass ihre

Tochter einen Weißen zu heiraten gedachte, der doppelt so alt war wie sie. »Meine Eltern hegen keinerlei Vorurteile, aber sie haben sehr genaue Vorstellungen davon, was sich schickt und was nicht.« Was sie ihnen zu sagen hatte, wurde sich ganz oben auf der Familienstammbaum der Dinge wiederfinden, die sich nicht schickten. Abgesehen davon wusste Celestma aus Erfahrung, dass ihre Eltern mit den Vorbereitungen für die Beerdigung eines Gemeindeglieds alle Hände voll zu tun haben wurden. Dennoch beschloss sie um zehn nach elf, nachdem sie eine Weile lustlos an ihrem Frühstück gestochert hatte, zu Hause anzurufen. Während Celestma, mit dem Telefon auf dem Schoß, auf dem Sofa Platz nahm und sich selbst Mut zuredete, bevor sie die Nummer wählte, fragte Angel, an Tom gerichtet: »Was ist eigentlich mit deinem Gesicht passiert?«

»Angel!«, rief Celestma strafend von der anderen Seite des Zimmers herüber. »Das ist unhöflich.«

»Ich weiß. Aber woher soll ich es denn wissen, wenn ich nicht frage.«

»Du musst nicht alles wissen.«

»Doch, muss ich«, widersprach Angel

»Ein Rhinoceros hat mich über den Haufen gerannt«, verriet ihr Tom.

Angel sah mit ungläubig an. »So ein dickes, hässliches Vieh?«

»Richtig.«

»Mit so fiesen Augen und einem Horn auf der Nase?«

»Genau das.«

Angel zog eine Grimasse. »Ich mag keine Rhinoceroser.«

»Ich auch nicht.«

»Warum hat es dich über den Haufen gerannt?«

»Weil ich ihm im Weg war.«

»Warum warst du ihm im Weg?«

»Weil ich über die Straße gegangen bin, ohne nach links und rechts zu schauen.«

»Ich darf nicht einfach über die Straße gehen.«

»Jetzt weißt du auch, warum«, sagte Tom.

»Bist du traurig?«

»Warum sollte ich traurig sein?«

»Weil dem Gesicht ganz zermatscht aussieht.«

»Ach, du hebe Zeit«, rief Celestma entnervt aus.

»Ist schon gut«, beruhigte sie Tom. Und an Angel gewandt, fuhr er fort: »Nein, ich bin nicht traurig. Und weißt du auch, warum?«

»Warum?«

»Siehst du das hier?« Er stellte den Pfefferstreuer vor sie auf den Serviertisch und hielt den Salzstreuer versteckt in seiner Hand.

»Pfeffer«, sagte Angel.

»Aber wir tun so, als ob ich das wäre, ja? Also hier bin ich und gehe auf die Straße, ohne nach links und rechts zu schauen ...«

Er schob den Pfefferstreuer über das Tischtuch und schwenkte ihn dabei hin und her, um anzudeuten, dass er völlig unbekümmert vor sich hin schlenderte.

»... und *bumm*! rennt mich das Rhinoceros über den Haufen, ohne sich auch nur zu entschuldigen ...«

Er warf den Streuer um und richtete ihn dann mit einem Stöhnen wieder auf.

»... und als ich auf der anderen Seite ankomme, sind meine Anziehsachen ganz zerfetzt, und ich habe dieses Gesicht.«

»Du musst es anzeigen.«

»Das sollte ich wirklich«, sagte Tom. »Die Sache ist nur ...« Mit der nonchalanten Geste eines Magiers zauberte er den hinter der Handfläche verborgenen Salzstreuer hervor und stellte ihn neben den Pfefferstreuer. »Das bin ich auch.«

»Nein, das bist du«, sagte Angel und klopfte mit der Fingerspitze gegen das Pfeffer.

»Also, das ist ja das Interessante an den wichtigen Entscheidungen, die wir treffen. Wenn wir einen richtig großen Fehler machen, wenn wir etwas furchtbar falsch machen, bekommen wir eine zweite Chance, auf dem *richtigen* Weg weiterzugehen. Ich habe also in dem Augenblick, in dem ich ohne zu Schauen auf die Straße getreten bin, eine andere Welt geschaffen, in der ich eben *doch* nach links und rechts geschaut und das Rhinoceros gesehen habe.

Und so ...«

Tom schob die beiden Streuer vor sich über den Tisch und bewegte sie in zwei Linien, die sich zuerst ein Stück weit voneinander entfernten, dann aber genau parallel verliefen.

»... ist der *eine* Tom zwar mit dem Rhinoceros zusammengestoßen und hat jetzt dieses zermatschte Gesicht, aber der andere Tom, in seiner eigenen Welt, hat ein ganz normales Gesicht. Der arme, nur noch ganz normal.«

Angel beugte sich über den Salzstreuer und betrachtete ihn eingehend, dann fragte sie: »Wo ist seine Welt?«

»Genau hier, wo unsere auch ist. Aber wir können sie nicht sehen.« Sie blickte sich nach allen Seiten um. »Dann ist er also unsichtbar, wie die grinsende Katze in *Alice im Wunderland!*«

»Seine Welt ist genauso wirklich wie unsere, aber wir können sie nicht sehen, und die Menschen in seiner Welt können uns nicht sehen. Es gibt Millionen und Abermillionen Welten, die alle gleichzeitig existieren und füreinander unsichtbar sind, und in denen wir immer wieder von neuem die Chance haben, ein gutes Leben zu führen und alles richtig zu machen.«

Menschen wie Enoch Cam entscheiden sich allerdings nie zwischen Gut und Böse oder Richtig und Falsch, sondern immer nur zwischen zwei Übeln. Für sich selbst erschaffen sie unzählige Welten der Verzweiflung. Für andere erschaffen sie Welten voller Qualen und Schmerz.

»Verstehst du nun, warum ich nicht traurig bin?«, fragte er. Nachdem Angel eine Weile Toms zernarbtes Gesicht betrachtet hatte, sagte sie: »Nein.«

»Ich bin aber nicht traurig«, sagte Tom, »weil ich weiß, dass ich hier in dieser Welt zwar dieses Gesicht habe, dass es aber einen anderen Tom Vanadium gibt, viele Tom Vanadiums sogar, die nicht so ein Gesicht haben. Irgendwo bin ich ganz fröhlich und munter, und das war's.«

Angel dachte einen Moment lang über seine Worte nach, dann sagte sie: »Ich wäre traurig. Magst du Hunde?«

»Wer mag Hunde nicht?«

»Ich will ein Hundebaby. Hattest du schon mal ein Hundebaby?«

»Als ich klein war.«

In ihrer Ecke auf dem Sofa hatte Celestma endlich den Mut gefunden, die Nummer ihrer Eltern zu wählen.

»Glaubst du, dass Hunde sprechen können?«, fragte Angel.

»Darüber habe ich mir, ehrlich gesagt, noch nie Gedanken gemacht«, erwiderte Tom.

»Im Fernsehen gab es mal ein Pferd, das sprechen konnte.«

»Na ja, wenn Pferde sprechen können, warum nicht auch Hunde?«

»Das finde ich auch.«

Die Verbindung nach Spruce Hills war offensichtlich hergestellt, denn Celestma sagte: »Hallo, Mutter, ich bin's.«

»Und was ist mit Katzen?«, bohrte Angel weiter.

»Mutter?«, sagte Celestma.

»Wenn schon Hunde, warum nicht auch Katzen?«

»Mutter, was ist los?«, fragte Celestma, deren Stimme plötzlich besorgt klang.

»Das glaube ich auch«, sagte Angel.

Tom schob den Stuhl zurück, erhob sich vom Tisch und eilte zu Celestma.

Mit einem Satz auf den Füßen - »Mutter, bist du noch da?« -, wandte sie sich Tom zu, und ihr Gesicht nahm einen gespenstischen Ausdruck an.

»Ich will einen *sprechenden* Hund«, erklärte Angel.

»Schüsse«, rief Celestma, als Tom vor ihr stand. »Pistolenschüsse.«

In einer Hand hielt sie den Hörer, mit der anderen nass sie sich an den Haaren, als konnte sie sich dadurch, dass sie sich einen physischen Schmerz zufügte, aus einem Albtraum befreien. »Er ist in Oregon«, flüsterte sie tonlos.

Der unnachahmliche Mister Cam, der Überraschungs-künstler.

Meister des Unwahrscheinlichen.

Kapitel 76

Furunkel.« In einem gestohlenen schwarzen Dodge Charger 440 Magnum jagte Junior Cam wie eine Rakete aus Spruce Hills davon in Richtung Eugene, so schnell es die kurvenreichen Straßen im südlichen Oregon eben erlaubten, die er gewählt hatte, weil er die grundlicher von der Polizei überwachte Interstate 5 meiden wollte.

»Karbunkel, um genauer zu sein.«

Während der Fahrt hatte er sich abwechselnd in euphorischen Lachkrämpfen gewunden und vor Schmerzen und Selbstmitleid gebrüllt. Der Voodoopriester war tot und der Bann mit dem Tod dessen, der ihn verhängt hatte, gebrochen. Und doch blieb Junior diese letzte furchtbare Heimsuchung nicht erspart.

»Em Furunkel ist eine eitrige Entzündung eines Haarbalgs und seiner Talgdrüse.«

Einen knappen Kilometer vor dem Flughafen Eugene hatte er am Straßenrand angehalten, um die Binden abzuwickeln und die brennende, aber völlig wirkungslose Salbe, die er in der Apotheke gekauft hatte, mit einem Papiertaschentuch abzuwischen. Obwohl er so leicht mit dem Tuch tupfte, dass der Druck wahrscheinlich nicht einmal gereicht hatte, um die Oberflächenspannung einer Wasserpfütze zu brechen, verursachte ihm die Berührung solche Schmerzen, dass er fast das Bewusstsein verloren hatte. Der Rückspiegel zeigte ihm Ansammlungen hasslicher roter Knoten mit gelb glänzenden Erhebungen in der Mitte, bei deren Anblick er tatsächlich

lieh für kurze Zeit ohnmächtig wurde, lange genug jedenfalls, um zu träumen, er sei ein Furcht erregendes, aber verkanntes Monster, das in sturmgepeitschter Nacht von einer wutenden Meute von Dorfbewohnern mit Fackeln und Mistgabeln gejagt wurde, bevor ihn der pochende Schmerz wieder ins Leben zurückrief.

»Karbunkel sind Ansammlungen mehrerer ineinander übergehender Furunkel.«

Wäre die Befürchtung nicht gewesen, dass die Nachricht von dem Mann mit dem bandagierten Gesicht, der in Spruce Hills einen Pfarrer ermordet hatte, bereits im Radio verbreitet wurde, so wäre es Junior lieber gewesen, er hatte den Verband nicht abgemacht, als er den Dodge stehen ließ und in höchster Eile zu dem Privatterminal

des Flughafens lief, wo der Pilot aus Sacramento auf ihn wartete. Beim Anblick seines Fluggasts erbleichte der Pilot und fragte: *Allergische Reaktion* wogegen?, worauf Junior antwortete: *Kamelien*, weil Sacramento die Welthauptstadt der Kamelien war und er nichts weiter wollte als schnellstmöglich dahin zurück, wo er seinen neuen Ford-Lieferwagen, seine Sklents, Zedds gesammelte Werke und alles, was er für ein Leben in der Zukunft benötigte, zurückgelassen hatte. Der Pilot konnte seinen Widerwillen nicht verheimlichen, und Junior wusste, dass er jetzt hier festsitzen wurde, hatte er nicht auch für den Rückflug schon im Voraus bezahlt.

»Normalerweise wurde ich Sie mit einem Rezept für ein Antibiotikum nach Hause schicken und Ihnen raten, alle zwei Stunden heiße Kompressen aufzulegen, um die Schmerzen zu lindern und das Abfließen des Eiters zu beschleunigen.«
Inzwischen lag Junior, nur sechs Wochen vor dem Kame-henfestival, an einem Samstagnachmittag in Sacramento in der Notaufnahme eines Krankenhauses auf einer Untersuchungshege und musste die Behandlung eines Khmkarztes über sich ergehen lassen, der so jung war, dass sich der Verdacht aufdrängte, er wurde nur Doktor *spielen*.

»Aber ein Fall wie Ihrer ist mir noch nie begegnet. Normalerweise bilden sich Furunkel auf dem Rücken und am Hals. Und in feuchten Körperregionen wie den Achselhohlen und dem Schritt. Im Gesicht seltener. Und nie in einer solchen Häufung wie bei Ihnen. Wirklich, so etwas habe ich noch nie gesehen.«

Klar hast du so was noch nie gesehen, du unfähiger, puber-tierender Idiot. Du bist ja nicht mal alt genug, um einen furz gesehen zu haben, und selbst wenn du alter wäfst als dem eigener Großvater, hattest du so was noch nicht gesehen, Dr. Kildare, weil das hier nämlich ein echter Fall von Voodoopriesterfurunkeln ist, und die erlebt man eben nicht alle Tage.

»Ich weiß nicht recht, was ungewöhnlicher ist - die Lokalisation der Furunkel, ihre Größe oder ihre Anzahl.«
Gib mir ein Messer, solange du darüber nachdenkst, dann schneide ich dir die Gurgel durch, du hirnloser verkrachter Medizinstudent.
»Ich werde veranlassen, dass Sie stationär aufgenommen werden,

dann können wir die Dinger unter klinischen Bedingungen öffnen. Einige werden wir mit einer sterilen Nadel punktieren, andere sind allerdings so groß, dass ein chirurgischer Schnitt und vielleicht auch die Entfernung des Karbunkelherdes notwendig sein wird. Normalerweise wird das mit lokaler Betäubung gemacht, aber in diesem Fall werden wir zwar keine Vollnarkose, wohl aber ein Sedativum benötigen ... das heißt, wir versetzen Sie in einen

Dämmer Schlaf. «

Ich werde dich in einen Dämmer Schlaf versetzen, du blödsinniger Schwatzer. Wo hast du eigentlich deinen Doktor gemacht, du sabbernder Schwachkopf? In Botswana? Im Königreich Tonga?

»Hat man Sie direkt hierher gebracht, oder haben Sie die Versicherungsformalitäten schon erledigt, Mr. Tombak?«

»Bar«, erklärte Junior. »Ich hinterlege die erforderliche Kautions bar.«

»Dann werde ich jetzt gleich alles Notige veranlassen«, sagte der Arzt und griff nach dem Vorhang, der die Liege vom übrigen Raum abtrennte.

»Um Himmels willen«, bar Tumor mi* •••••*«

me, »können Sie mir nicht schnell etwas gegen die Schmerzen geben, bitte?«

Der Wunderknabe im Arztkittel drehte sich mit einer mitfühlenden Miene zu ihm um, die so aufgesetzt wirkte, dass man ihn, wenn er Schauspieler gewesen wäre, selbst aus der billigsten Arztserie hochkam hinausgeworfen, aus der Gewerkschaft ausgeschlossen und wahrscheinlich in einer Sondersendung im Fernsehen vor begeistertem Publikum live ausgepeitscht hätte. »Wir werden den Eingriff noch heute Nachmittag vornehmen, da möchte ich Ihnen eigentlich so kurz vor der Anästhesie und den Sedativa kein Schmerzmittel mehr geben. Aber keine Angst, Mr. Tombak. Wenn wir die Furunkel erst einmal aufgeschnitten haben, werden Sie beim Aufwachen aus dem Dämmer Schlaf feststellen, dass die Schmerzen zu neunzig Prozent verschwunden sind.«

Seinem Elend überlassen, wartete Junior auf den Eingriff, und er war so begierig darauf, unters Messer zu kommen, wie er es noch wenige Stunden zuvor nicht für möglich gehalten hätte. Allein die Aussicht auf diese kleine Operation erregte ihn mehr als alle

erotischen Abenteuer, die er zwischen seinem dreizehnten Lebensjahr und dem vergangenen Donnerstag genossen hatte. Der pubertierende Arzt kehrte mit drei Kollegen zurück, die sich hinter dem Vorhang um sein Bett drängten und unisono verkündeten, dass sie in ihrem ganzen Leben noch keinen so schweren Fall gesehen hätten. Der älteste von ihnen, ein kurzsichtiger, dicklicher Mann mit beginnender Glatze, bestand darauf, Junior über seinen Familienstand, seine familiären Beziehungen, seine Träume und sein Selbstwertgefühl auszufragen; es stellte sich heraus, dass der Kerl ein Psychiater war, der sich ganz unverhohlen über die Möglichkeit einer psychosomatischen Ursache der Erkrankung ausließ.

Dieser Schwachkopf.

Endlich dann: das demütigende rückenfreie Hemd, die ersehnten Betäubungsmittel und sogar eine hübsche Krankenschwester, die ihn zu mögen schien, und schließlich seli-pes Veraessen.

Kapitel 77

Am Montag, dem 15. Januar, traf Paul Damascus zusammen mit Grace White im Hotel in San Francisco ein. Mehr als zwei Tage lang war er in Spruce Hills nicht von ihrer Seite gewichen, hatte nachts im Flur vor ihrer Tür auf dem Fußboden geschlafen und sie tagsüber auf allen ihren Wegen begleitet. Bis zu Harrisons Beerdigung, die an diesem Morgen stattgefunden hatte, waren sie bei Freunden der Familie untergekommen, dann hatten sie die nächstbeste Maschine nach Kalifornien genommen, wo sich Mutter und Tochter endlich in die Arme schließen konnten.

Der Mann gefiel Tom Vanadium auf Anhieb. Sein Polizistengespräch sagte ihm, dass Paul Damascus ein ehrlicher und verlässlicher Mann war. Der Priester in ihm vermutete, dass jener sogar über noch eindrucksvollere menschliche Qualitäten verfügte.

»Wir wollten gerade das Abendessen beim Zimmerservice

bestellen«, sagte Tom und reichte Paul die Speisekarte.

Obwohl Grace nichts essen wollte, bestellte Tom für sie mit und wählte das aus, was Celestina, wie er inzwischen wusste, am liebsten aß, weil er davon ausging, dass der Geschmack der Mutter wahrscheinlich den der Tochter geprägt hatte.

Die beiden trauernden Frauen, die aneinander geschmiegt mit vom Weinen verquollenen Augen in einer Ecke des Zimmers saßen, fanden Trost in der Umarmung und in ihren Gesprächen und überlegten gemeinsam, wie sie sich gegenseitig helfen konnten, die tiefe, furchtbare Lücke, die plötzlich in ihrem Leben klaffte, zu füllen.

Eigentlich hatte Celestina vorgehabt, zur Trauerfeier nach Oregon zu fliegen, aber Tom, Max Belhni, die Polizei von Spruce Hills und Wally Lipscomb - mit dem sie seit Sonntag nahezu stündlich telefonierte -, sie alle hatten strikt von der Reise abgeraten. Ein Mann, der so geistesgestört und skrupellos war -wie Enoch Cam, wurde sich möglicherweise auch von einem noch so großen Polizeiaufgebot nicht davon abschrecken lassen, im Beerdigungsinstitut oder auf dem Friedhof aufzutauchen, wenn er damit rechnete, sie dort anzutreffen.

Angel leistete den beiden Frauen nicht Gesellschaft, sondern saß auf dem Fußboden vor dem Fernseher und schaltete zwischen

Rauchende Colts und *Die Monkees* hin und her. Obwohl sie noch so klein war, dass keine der beiden Sendungen sie wirklich interessierte, imitierte sie von Zeit zu Zeit, wenn Marshall Dillon in Aktion trat, die Geräusche einer Schießerei, oder erfand ihre eigenen kleinen Verse und sang diese dann zur Musik der Monkees. Irgendwann erhob sie sich von ihrem Platz vor dem Fernseher und lief zu Tom, der in eine Unterhaltung mit Paul vertieft war. »Es ist wie bei *Rauchende Colts* und den *Monkees*. Die beiden Sendungen laufen gleichzeitig im Fernsehen, aber die Monkees können die Cowboys nicht sehen ... und die Cowboys können die Monkees nicht sehen.«

In Paul Damascus' Ohren klang diese Bemerkung wie das sinnlose Geplapper eines Kindes, aber Tom wusste augenblicklich, dass sie sich auf seine Erklärung darauf bezog, warum er nicht traurig über sein entstelltes Gesicht war: der Salz- und der Pfefferstreuer, die die beiden Toms symbolisierten, das unfallfluchtige Rhinoceros, die verschiedenen Welten, die gleichzeitig nebeneinander existierten.

»Ja, Angel. Das ist ungefähr das, was ich sagen wollte.«

Sie setzte sich wieder vor den Fernseher.

»Sie ist ein besonderes Kind«, bemerkte Tom nachdenk-

lich

»Wirklich süß«, stimmte Damascus ihm zu.

»Süß« war allerdings nicht die Eigenschaft, die Tom im Sinn hatte.

»Wie verkraftet sie den Tod ihres Großvaters?«, fragte Damascus.

»Sie ist ein tapferes kleines Ding.«

Es gab Momente, in denen Angel bekümmert zu sein schien über das, was man ihr von ihrem Großvater erzählt hatte, und in diesen Momenten wirkte sie ernst und niedergeschlagen. Aber sie war schließlich erst drei, zu jung, um die Endgültigkeit des Todes zu begreifen. Wahrscheinlich hatte sie sich nicht gewundert, wenn Harrison White irgendwann zur Tür hereinspaziert wäre, während *Solo für O.N.K.E.L* oder *Hoppla Lucy* im Fernsehen lief.

Paul Damascus nutzte die Wartezeit, bis der Zimmerservice das Abendessen brachte, um Tom in allen Einzelheiten von Enoch Cams Überfall auf das Pfarrhaus zu berichten. Das meiste hatte Tom schon von befreundeten Beamten der hiesigen Mordkommission gehört, die in Kontakt mit ihren Kollegen in

Spruce Hills standen. Aber der Bericht von Paul Damascus war wesentlich anschaulicher. Die Brutalität des Überfalls nährte m Tom die Überzeugung, dass Celestma und ihre Mutter - und nicht zuletzt Angel - weiterhin in großer Gefahr schwebten, solange dieser Mann, welche Motive ihn auch immer treiben mochten, frei herumlief. Vielleicht sogar solange er lebte.

Als das Essen kam, überredete Tom die beiden Frauen, sich um Angels willen mit an den Tisch zu setzen, auch wenn sie keinen Appetit hatten. Nach dem Chaos und Durcheinander der vergangenen Tage brauchte das Kind alle Stabilität und Sicherheit, die man ihm bieten konnte. Und nichts war besser geeignet, Ruhe und Normalität in einen hektischen und anstrengenden Tag zu bringen, als ein gemeinsames Abendessen mit der Familie und mit Freunden.

Obwohl sie es, als hätten sie eine stillschweigende Übereinkunft getroffen, vermieden, über Tod und Trauer zu sprechen, blieb die Stimmung bedrückt. Angel saß wortlos am Tisch und schob das Essen gedankenverloren auf dem Teller herum. Tom beobachtete ihr Tun interessiert, merkte aber auch, dass es ihre Mutter mit Besorgnis erfüllte, weil sie es offenbar anders deutete als er.

Er schob seinen Teller beiseite. Dann zog er eine der Vier-teldollarmunzen aus der Tasche, mit denen er bei Kindern ebenso gut ankam wie bei Mordern.

Beim Anblick der Münze, die er über den Handrücken rollen ließ, hellte sich Angels Miene auf. »Das kann ich auch lernen«, behauptete sie.

»Das kannst du, sobald deine Hände größer sind«, sagte Tom.

»Weißt du was? Eines Tages werde ich es dir beibringen.«

Darauf schloss er die Münze in der rechten Faust ein, wedelte mit der Linken darüber und sagte m monotonem Singsang:

»Hokuspokus Fidibus«, und als er gleich drauf die rechte Hand öffnete, war die Münze verschwunden.

Mit schief gelegtem Kopf betrachtete Angel seine Linke, die er im selben Augenblick zur Faust geballt hatte, und deutete darauf: »Sie ist da drinnen.«

»Ich fürchte, da irrst du dich.« Er zeigte ihr die linke Handfläche,

und sie war so leer wie die Hand eines blinden Bettlers im Land der Diebe. Unterdessen hatte er die Rechte wieder zur Faust geballt.

»Wo ist sie bloß?«, fragte Grace, die sich trotz ihrem Kummer um ihres Enkelkinds willen Muhe gab, die bedruckte Stimmung etwas aufzulockern.

Angel beäugte Toms geballte Rechte mit misstrauischem Blick.

Schließlich sagte sie: »Nicht da drinnen.«

»Die Prinzessin hat Recht«, sagte er und zeigte den Anwesenden, dass die Hand tatsächlich leer war, um die Münze dann aber gleich darauf hinter Angels Ohr hervorzuholen.

»Das ist keine Zauberei«, sagte das Mädchen.

»Für mich sah es aber ganz danach aus«, meinte Celestma.

»Für mich auch«, fiel Paul Damascus ein.

»Nein«, sagte Angel beharrlich. »Das kann ich auch lernen, wenn ich will. So wie alleme anziehen und Danke sagen.«

»Ja, das konntest du«, pflichtete Tom ihr bei.

Mit dem Daumennagel schnippte er den Vierteldollar von seinem gekrümmten Zeigefinger in die Luft, hob fast im gleichen Moment beide Hände mit gespreizten Fingern, um zu zeigen, dass sie leer waren, und um seine Zuschauer abzulenken. Doch beim zweiten Hinschauen wirbelte die Münze nicht mehr - *blink, blink* - durch die Luft, wie es gerade noch den Anschein gehabt hatte. Sie war vor den verblüfften Augen der Zuschauer verschwunden, als wäre sie in den Zahlschlitz eines unsichtbaren Münzautomaten gefallen, der im Gegenzug unergründliche Rätsel ausspuckte.

Die Erwachsenen am Tisch applaudierten, aber die skeptischere Zuschauerin blinzelte zuerst zur Decke, wohin die Münze ihrer Meinung nach geflogen sein musste, dann auf den Tisch, wo sie zwischen Wasserglasern oder im Buttermais hatte landen müssen.

Zuletzt wandte sie sich Tom zu und sagte: »Keine Zauberei.«

Angels kritisches Urteil löste bei Grace, Celestma und Paul Damascus Staunen und Belustigung aus.

Aber Angel blieb unbeirrt. »Keine Zauberei«, sagte sie. »Aber vielleicht kann ich es doch nicht lernen.«

Die feinen Härchen in Toms Nacken sträubten sich, als waren sie statisch aufgeladen, seine Hände zitterten und er hielt in gespannter

Erwartung den Atem an.

Seit seiner Kindheit hatte er auf diesen Moment gewartet - sofern es wirklich *dieser Moment* war -, aber er hatte die Hoffnung, dass die ersehnte Begegnung je stattfinden würde, schon fast aufgegeben gehabt. Er hatte damit gerechnet, andere Menschen mit seiner besonderen Wahrnehmung unter Physikern oder Mathematikern, Mönchen oder Mystikern zu finden, aber ganz sicher nicht in der Gestalt eines dreijährigen Mädchens, das bis auf einen roten Gürtel und zwei rote Haarschleifen von Kopf bis Fuß in Ultramannblau gekleidet war.

Sem Mund fühlte sich trocken an, als er, an Angel gerichtet, sagte:

»Also, für mich sieht das doch sehr nach Zauberei aus ... der ganze Trick mit der weggeschnippten Münze.«

»Zauberei sind Kunststücke, bei denen keiner weiß, wie es gemacht wird.«

»Und du weißt, was ich mit dem Vierteldollar gemacht habe?«

»Klar.«

Er konnte nicht genug Speichel im Mund sammeln, um das heisere Kratzen aus seiner Stimme wegzuspülen. »Dann konntest du das Kunststück auch lernen.«

Sie schüttelte so energisch den Kopf, dass die roten Schleifen auf und ab hupften. »Nein. Weil du ihn nicht einfach hm und her bewegt hast.«

»Hm und her bewegt?«

»Von einer Hand in die andere oder sonst wohin.«

»Was habe ich dann damit gemacht?«

»Du hast ihn in *Rauchende Colts* geschnippt«, sagte Angel.

»*Wohin?*«, fragte Grace.

Mit rasendem Herzen zog Tom eine zweite Münze aus der Hosentasche. Für die Erwachsenen führte er die übliche Einleitung vor - ein wenig Fingerspiel und den ganzen Klamauk -, weil für ein Zauberkunststück dasselbe galt wie für ein Schmuckstück: Jeder Diamant muss in den passenden Rahmen gefasst sein, damit er eindrucksvoll zur Geltung kommen kann.

Genauso umständlich vollführte er das eigentliche Kunststück, weil er nicht wollte, dass die Erwachsenen das sahen, was Angel sah; sie

sollten glauben, es sei bloße Fingerfertigkeit - ein Zaubertnck eben. Nach dem üblichen Hokuspokus schloss er kurz die Rechte um die Münze und warf sie dann mit viel Gefuchtel der Linken aus dem Handgelenk in Angels Richtung.

Als auch diese Münze verschwand, kamen von den drei Erwachsenen wieder erstaunte Rufe und Applaus, und sie blickten erwartungsvoll auf Toms Hände, die er mit einem letzten eleganten Schlenker geschlossen hatte.

Angel fixierte dagegen einen Punkt in der Luft über dem Tisch. Einen Moment lang zog sie nachdenklich die Stirn kraus, doch dann wich das Stirnrunzeln einem freudigen Lächeln.

»Ist die Münze jetzt auch in *Rauchende Colts* verschwunden?«, fragte Tom mit belegter Stimme.

»Möglich«, entgegnete Angel. »Vielleicht aber auch in *Die Monkees* ... oder da, wo du nicht von einem Rhinuzaross über den Haufen gerannt worden bist.«

Tom öffnete die leeren Hände und hob dann sein Wasserglas an die Lippen. Das klirrende Eis strafte seine ruhige Miene Lügen.

An Paul Damascus gewandt, fragte Angel: »Weißt du, woher Speck kommt?«

»Von Schweinen«, antwortete Paul.

»Nooooooooo«, sagte Angel und kicherte angesichts dieser Unwissenheit.

Celestma warf Tom Vanadium einen fragenden Blick zu. Sie hatte zwar nicht gesehen, wie die Münze in der Luft verschwunden war, wohl aber den erstaunlichen Effekt ihres plötzlichen Verschwindens. Dennoch schien sie zu spüren, dass hinter dem Trick mehr steckte als bloße Fingerfertigkeit, beziehungsweise dass er eine Bedeutung hatte, die ihr entgangen war.

Bevor Celestma anfangen konnte, bohrende Fragen zu stellen und dabei vielleicht in gefährliche Nähe der Wahrheit zu kommen, fing Tom hastig an, von König Obadiah, Pharao der Illusionen, zu erzählen, der ihm alle Taschenspielertricks beigebracht habe, die er kenne.

Später, als sie mit dem Essen fertig waren, aber noch bei einer Tasse Kaffee am Tisch saßen, drehte sich die Unterhaltung um ernstere Dinge, wenn auch für kurze Zeit einmal nicht um den

verstorbenen Harnson White. Wie lange sich die beiden Frauen mit dem Kind versteckt halten mussten, wann und wo sie beginnen konnten, wieder ein normales Leben zu führen, soweit das für sie überhaupt möglich war: Das waren die Fragen, um die es im Augenblick vorrangig ging.

Je länger sie in ihrem Versteck ausharren mussten, umso größer wurde die Wahrscheinlichkeit, dass Celestma alle Vorsicht außer Acht lassen und nach Pacific Heights zurückkehren würde. Tom kannte sie inzwischen gut genug, um zu wissen, dass sie der Gefahr eher ins Auge blickte als davor weglaufen würde. Sich verstecken zu müssen wurde sie nervös machen. Sie würde schnell die Geduld verlieren, wenn sie Tag um Tag, Stunde um Stunde ausharren musste, ohne einen festen Zeitpunkt im Auge zu haben, zu dem sie ihr gewohntes Leben wieder aufnehmen konnte. Wenn ihre Nerven erst einmal blank lagen, wurden ihre persönliche Würde und ihr Gerechtigkeitsempfinden sie zwingen, zu handeln - und sie wurde sich dabei vermutlich mehr von Gefühlen als von Vernunft leiten lassen.

Um so viel Zeit wie möglich zu gewinnen, solange die Erinnerung an Enoch Cams Überfall noch frisch war, schlug Tom Celestma vor, für zwei Wochen unterzutauchen, sofern der Mörder nicht früher gefasst wurde. »Und wenn Sie dann bei Wally einziehen, sollten Sie die beste Alarmanlage einbauen lassen, die Sie kriegen können, und eine Zeit lang Ihre Aktivitäten einschränken, vielleicht sogar einen Leibwächter engagieren, wenn Sie es sich leisten können. Am klügsten wäre es, ganz aus San Francisco zu verschwinden, sobald Wally wieder auf den Beinen ist. Er ist doch bereits in den Ruhestand gegangen, oder? Und als Malerin können Sie überall arbeiten. Verkaufen Sie die Häuser hier, machen Sie anderswo einen Neuanfang und sorgen Sie dafür, dass Sie nach Ihrem Umzug nicht so leicht aufzuspüren sind. Ich kann Ihnen helfen, das zu organisieren.«

»Ist es so schlimm?«, fragte Celestma kleinlaut, obwohl sie die Antwort offenbar kannte. »Ich liebe San Francisco. Die Stadt inspiriert mich bei meiner Arbeit. Ich habe mir hier eine Existenz aufgebaut. Ist es *wirklich* so schlimm?«

»Es ist so schlimm und noch schlimmer«, warf Grace mit fester Stimme ein. »Selbst wenn er gefasst wird, wirst du insgeheim

immer in der Angst leben müssen, dass er eines Tages entkommen konnte. Solange du weißt, dass er dich finden konnte, wirst du nie wieder richtig m Frieden leben. Und wenn du diese Stadt so sehr hebst, dass du Angel dafür in Gefahr bringst ... dann weiß ich nicht, Kind, auf wen

du über all die Jahre gehört hast. Auf mich ganz bestimmt nicht.« Es war bereits beschlossene Sache, dass Grace bei Celestma und später - nach der Hochzeit - bei Celestma und Wally wohnen sollte. In Spruce Hills hatte sie gute Freunde, die ihr fehlen wurden, aber sonst gab es außer dem schmalen Stuck Erde, m dem sie einmal neben Harnson ihre letzte Ruhestatte finden wurde, nichts, was sie in Oregon hielt. Das Feuer hatte ihr Heim und ihre gesamte persönliche Habe vernichtet, sämtliche Kostbarkeiten von Celestmas Grundschulurkunden für gute Leistungen im Rechtschreiben bis zum letzten unersetzlichen Ermnerungsfoto. Sie hatte nur noch den Wunsch, m der Nahe ihrer Enkelin und der einzigen Tochter zu sein, die ihr geblieben war, um an dem neuen Leben, das diese gemeinsam mit Wally Lipscomb aufbauen wurde, teilzuhaben. Wenn auch seufzend, nahm sich Celestma den Rat ihrer Mutter doch zu Herzen und sagte: »Na schon. Beten wir darum, dass er gefasst wird. Aber wenn nicht ... zwei Wochen, und dann machen wir es so, wie Sie vorgeschlagen haben, Tom. Allerdings halte ich überhaupt nichts davon, zwei Wochen lang m einem Hotel eingesperrt zu sein, ohne auch nur ein einziges Mal frische Luft schnappen zu konn-nen vor lauter Angst.«

»Kommen Sie mit zu mir«, schlug Paul Damascus vor, ohne lange zu überlegen. »Nach Bright Beach. Das ist weit weg von San Francisco, und er käme sicher nicht auf den Gedanken, Sie dort zu suchen. Warum sollte er auch? Da gibt es keinerlei Verbindung. Mein Haus ist groß genug. Sie sind herzlich willkommen. Und Sie waren nicht unter Fremden.«

Obwohl Paul Damascus ihrer Mutter das Leben gerettet hatte, reagierte Celestma zurückhaltend auf das Angebot, immerhin kannte sie den Mann kaum.

Grace' Antwort dagegen kam ohne das geringste Zögern. »Das ist sehr großzügig von Ihnen, Paul, und ich für mein Teil nehme das Angebot an. Sprechen Sie von dem Haus, in dem Sie mit Ihrer Fern

gelebt haben?«

»Genau das«, antwortete er.

Tom hatte keine Ahnung, wer Fern sein mochte, aber etwas in der Art, in der Grace die Frage gestellt und Paul Damascus dabei angeschaut hatte, ließ ihn vermuten, dass sie Dinge wusste, die ihr Respekt und Bewunderung für jene Frau einflößten.

»Also gut«, sagte Celestma mit einem Ausdruck der Erleichterung.

»Sie sind nicht nur ein außerordentlich mutiger, sondern auch ein sehr großzügiger Mensch, Paul.«

Bei Paul Damascus' ohvfarbenem Teint konnte man nur schwer sagen, ob er errötete oder nicht, aber Tom glaubte zu erkennen, dass der Farbton von dessen Wangen jetzt dem seiner rostroten Haare um ein paar Schattierungen ähnlicher geworden war. Und so offen und gerade jener den Menschen sonst in die Augen zu sehen pflegte, so geflissentlich wich er Celestmas Blick jetzt aus.

»Ich bin kein Held«, wehrte er nachdrücklich ab. »Ich habe Ihre Mutter eher zufällig mitgerettet, als ich mich selbst in Sicherheit gebracht habe.«

»Schoner Zufall«, sagte Grace, ein wenig tadelnd angesichts seiner Bescheidenheit.

Angel, die sich fast während der gesamten Unterhaltung mit einem Keks beschäftigt hatte, leckte sich die letzten Krümel von den Lippen und fragte jetzt Paul Damascus: »Hast du ein Hundebaby?«

»Leider nein.«

»Hast du eine Ziege?«

»Wurde es einen Einfluss darauf haben, ob du mich besuchst oder nicht, wenn ich eine hatte?«

»Kommt ganz darauf an«, sagte Angel.

»Worauf?«

»Wohnt deine Ziege im Haus oder im Garten?«

»Ich habe, ehrlich gesagt, überhaupt keine Ziege.«

»Gut. Hast du Käse?«

Celestma bedeutete Tom mit einem Zeichen, dass sie ein Wort unter vier Augen mit ihm sprechen wollte. Während Angel mit ihrem gnadenlosen Veihor fortfuhr, trat Tom zu deren Mutter an das große Fenster auf der gegenüberliegenden Seite des Raums.

Das Schiff der Dunkelheit segelte über die Stadt hinweg und warf seine nächtlichen Netze aus, in deren schwarzen Schlingen sich Millionen Lichter wie phosphoreszierende Fische fingen.

Eine Weile blickte Celestma versonnen hinaus, und als sie sich schließlich Tom zuwandte, spiegelten sich in ihren Augen zugleich die dunklen Schatten der Nacht und die funkelnden Lichter der

Großstadt. »Was hat das alles zu bedeuten?«

Er überlegte flüchtig, ob er sich dumm stellen sollte, aber ihm war klar, dass sie zu klug war, um sich tauschen zu lassen. »*Rauchende Colts* meinen Sie? Hören Sie, ich weiß, dass Sie alles tun werden, um Angel zu schützen, weil Sie dieses Kind so sehr lieben. Ihre Liebe gibt Ihnen mehr Kraft und Entschlossenheit als alles andere. Aber so viel sollen Sie wissen ... es gibt noch einen anderen Grund, warum Sie auf sie aufpassen müssen. Sie ist etwas Besonderes. Ich möchte nicht näher erklären, inwiefern sie etwas Besonderes ist und woher ich das weiß, weil das hier weder der richtige Ort noch der richtige Zeitpunkt ist ... nicht so kurz nach dem Tod Ihres Vaters und nicht, solange Wally im Krankenhaus hegt und Sie noch unter dem Schock des Überfalls stehen.«

»Aber ich muss es wissen.«

Er nickte. »Das müssen Sie. Sicher. Aber Sie müssen es nicht jetzt sofort wissen. Später, wenn Sie ruhiger geworden sind und klarer denken können. Wir dürfen jetzt nichts überstürzen, dazu ist die Sache zu wichtig.«

»Wally hat ein paar Tests mit ihr gemacht. Für ein Kind ihres Alters besitzt sie offenbar eine außergewöhnliche Auffassungsgabe für Farben, räumliche Bezüge und geometrische Formen. Sie hat möglicherweise eine besonders ausgeprägte Fähigkeit der visuellen Wahrnehmung.«

»O ja, das hat sie«, sagte er. »Ich weiß, wie klar sie die Dinge sieht.«

Eines sah Celestma ebenfalls ganz klar, während sie Tom so Auge in Auge gegenüberstand. »Es ist nicht zu übersehen, dass Sie in vieler Hinsicht auch etwas Besonderes sind. Aber wie Angel verfügen Sie außerdem über eine besondere Fähig-

keit, die nicht auf den ersten Blick sichtbar ist ... habe ich Recht?«

»Ich habe eine bestimmte Begabung, und sie ist tatsächlich nicht

ganz alltäglich«, sagte er. »Aber nichts Weltbewegendes. Im Großen und Ganzen ist es nichts weiter als eine besondere Wahrnehmungsfähigkeit, die mir in die Wiege gelegt wurde. Angels Begabung ist nicht dieselbe, aber durchaus ähnlich gelagert. Mir ist in meinen fünfzig Lebensjahren bisher niemand außer ihr begegnet, der in dieser Hinsicht so ist wie ich. Ich bin innerlich noch ganz aufgewühlt vor Staunen, dass ich sie gefunden habe. Aber mir wäre es lieber, wir würden uns dieses Thema für Bright Beach und einen besser geeigneten Abend aufheben. Sie fahren morgen mit Paul los, einverstanden? Ich bleibe hier und kümmere mich um Wally. Sobald er kräftig genug ist, die Strapazen der Fahrt auf sich zu nehmen, komme ich mit ihm nach. Sie mochten doch sicher, dass er auch hört, was ich zu sagen habe. Abgemacht?« Hin und her gerissen zwischen ihrer Neugier und dem Bedürfnis nach innerer Ruhe, sah sie Tom lange nachdenklich an, und schließlich sagte sie: »Abgemacht.«

Tom starrte auf die ozeanischen Tiefen der Stadt hinunter, auf die Neonfisch-Autos, die in Schwärmen durch die dunklen Gräben zwischen den Hauserklippen huschten.

»Ich werde Ihnen etwas von Ihrem Vater erzählen, das Sie vielleicht tröstet«, sagte er, »aber drängen Sie mich bitte nicht, mehr zu sagen, als ich im Augenblick mochte. All das gehört zu den Dingen, über die ich mit Ihnen reden werde, wenn wir in Bright Beach sind.«

Darauf sagte sie nichts.

Tom, der ihr Schweigen als Zustimmung deutete, fuhr fort: »Ihr Vater ist für immer aus dieser Welt gegangen, aber in anderen Welten lebt er noch. Das ist nicht nur eine Frage des Glaubens. Ware Albert Einstein noch am Leben und hier bei uns, so würde er Ihnen bestätigen, dass ich die Wahrheit sage. An vielen Orten sind ihr Vater und auch Phemie noch bei Ihnen. An vielen Orten ist sie nicht bei Angels Geburt gestorben. In manchen Welten wurde sie nie vergewaltigt, hat sich nie ein Schatten auf ihr Leben gelegt. Aber dann hegt auch ein Zwiespalt, nicht wahr? In diesen Welten existiert nämlich Angel nicht... und doch ist Angel ein Wunder und ein Geschenk Gottes.« Sein Blick wanderte von der Stadt zu der Frau, die vor ihm stand. »Wenn Sie also heute Nacht im Bett liegen und vor Kummer keinen

Schlaf finden, dann denken Sie bitte nicht nur daran, was Sie mit Ihrem Vater und Phimie verloren haben. Denken Sie auch an das, was Sie in dieser Welt haben, in anderen aber nicht ... Angel. Gleichgültig, ob Gott katholisch oder baptistisch ist, ob Jude, Moslem oder Quantenmechaniker, er entschädigt uns für unseren Schmerz, er entschädigt uns hier in dieser Welt, nicht nur in irgendeiner Parallelwelt und auch nicht erst in einem Leben nach dem Tod. Für jedes Leid, das uns trifft, wird uns etwas geschenkt ... wir müssen es nur erkennen, wenn wir es sehen.«

Aus ihren Augen, diesen schimmernden Seen, sprach der Wunsch, mehr zu erfahren, aber sie hielt sich an die Abmachung. »Ich habe das alles nur zur Hälfte verstanden, und ich weiß nicht einmal genau, welche Hälfte das ist, aber aus unerfindlichen Gründen spüre ich, dass es wahr ist. Danke. Ich werde heute Nacht darüber nachdenken, wenn ich nicht schlafen kann.« Sie trat einen Schritt näher und küsste ihn auf die Wange. »Wer sind Sie, Tom Vanadium?«

Lächelnd zuckte er die Achseln. »Früher war ich ein Menschenfischer. Jetzt jage ich sie. Besonders einen bestimmten.«

Kapitel 78

Als sich am späten Nachmittag des Dienstags in Brighton Beach eine immer dunkler schimmernde Flut über den Himmel walzte, beeilten sich die Möwen, in ihren sicheren Hafen zu gelangen, und auf der Erde streckten sich die Schatten, die den ganzen Tag über wacker ihren Mann gestanden hatten, lang aus, um sich zur nächtlichen Ruhe zu betten.

Mit einer überfüllten Maschine von San Francisco südwärts bis zum Flughafen von Orange County, dann weiter mit einem Leihwagen an der Küste entlang in Richtung Süden, brachte Paul Damascus Grace, Celestma und Angel zum Haus der Lampions. »Bevor ich mit Ihnen zu mir nach Hause fahre, möchte ich Sie gern mit jemandem bekannt machen. Diejenige erwartet uns nicht, aber das macht bestimmt nichts aus.«

Mit mehlbestäubter Wange, die Hände an einem rotweiß karierten Geschirrtuch abtrocknend, machte Agnes die Tür auf, sah den Wagen, der in der Einfahrt stand und rief erstaunt aus: »Paul! Heute nicht zu Fuß?«

»Ich konnte die drei Damen hier nicht Huckepack nehmen«, entgegnete er. »Auch wenn sie gertenschlank sind, wiegen sie zusammen mehr als ein Rucksack.«

Auf dem kurzen Weg von der Veranda zur Diele machten sie sich miteinander bekannt, dann sagte Agnes: »Kommen Sie mit in die Küche. Ich bin gerade beim Kuchenbacken.«

Die Düfte, die durch das Haus zogen, hatten den gottesfürchtigsten Mönch beim Bußfasten schwach werden lassen.

»Wonach duftet es denn hier so köstlich?«, erkundigte sich Grace.

»Pflirsich-, Rosinen- und Wainusskuchen«, sagte Agnes, »mit anständig knusprigem Boden und einer Schokoladenstreuselkruste.«

»Das hier muss eine wahre Teufelswerkstatt sein«, sagte Celestma. In der Küche trafen sie auf Barty, der gerade am Tisch saß, und beim Anblick des Jungen mit seinen Augenklappen krampfte sich Paul das Herz zusammen.

»Du musst Barty sein«, bemerkte Grace. »Ich habe schon alles von

dir gehört.«

»Setzen Sie sich doch«, sagte Agnes und bat ihre Gäste an den Tisch. »Mit dem Kuchen dauert es noch eine Weile, aber ich kann Ihnen schon einmal Kaffee anbieten.«

Es dauerte einen Moment, bis Celestma auf den Namen Barty reagierte. Ein eigenartiger Ausdruck trat in ihre Augen. »Barty? Ist das eine Abkürzung für ... Bartholomew?«

»Das bin ich«, sagte Barty.

An ihre Mutter gewandt, fragte Celestma: »Was hast du damit gemeint, als du gesagt hast, du hast schon alles von Barty gehört?«

»An dem Abend, als Paul zu uns gekommen ist, hat er uns die ganze Geschichte erzählt. Von Agnes ... und Bartys Krankheit. Und auch von seiner verstorbenen Frau Fern. Mir kommt es so vor, als wurde ich Bnght Beach schon kennen.«

»Dann haben Sie uns einiges voraus. Sie müssen uns unbedingt alles über sich erzählen«, sagte Agnes. »Ich setze das Kaffeewasser auf... oder mochten vielleicht Sie das übernehmen?«

Grace und Celestma, die sich wie selbstverständlich in die Kuchenroutine einfügten, übernahmen nicht nur das Aufbrühen des Kaffees, sondern halfen Agnes dann auch beim Backen.

Um den Tisch herum standen sechs Regiestühle, einer für jeden der Anwesenden, aber nur Paul und Barty hielt es am Tisch.

Fasziniert von dieser aufregenden neuen "Welt, kehrte Angel nur sporadisch zwischen ihren Erkundungsgängen an den Tisch zurück, um von ihrem Apfelsaft zu trinken und ihre neuesten Entdeckungen zum Besten zu geben: »Sie haben gelbes Schrankpapier. Sie haben Kartoffeln in einer Schublade. Sie haben vier Sorten Eingemachtes im Kühlschrank. Sie haben eine Socke mit Vogelbildern über dem Toaster.«

»Das ist keine Socke«, sagte Barty. »Es ist eine Haube.«

»Eine was?«

»Eine Toasterhaube.«

»Warum sind da Vogel drauf? Essen Vogel gerne Toast?«

»Na klar«, sagte Barty. »Aber ich glaube, Maria hat die Vogel nur draufgestickt, weil es schon aussieht.«

»Habt ihr eine Ziege?«

»Ich hoffe nicht«, sagte Barty.

»Ich auch nicht«, sagte Angel und brach dann zum nächsten Erkundungsgang auf.

Die Harmonie, mit der Agnes, Celestma und Grace schon bald wie ein eingespieltes Team zusammenarbeiteten, war die wahre Poesie der Küche. Paul hatte schon früher bemerkt, dass sich bei den meisten Frauen in der ersten Minute ihres Kennenlernens entschied, ob sie sich sympathisch oder unsympathisch waren, und wenn sie sich mochten, gingen sie von der ersten Begegnung an so locker und selbstverständlich miteinander um, als wären sie schon seit einer Ewigkeit befreundet. Innerhalb einer halben Stunde konnte man, wenn man diesen dreien so zuhörte, meinen, sie waren gleichaltrig und von Kindesbeinen an unzertrennlich. Seit der Ermordung des Reverend hatte Paul weder Grace noch Celestma je unbeschwert erlebt. Hier nun ruckte ihre Trauer in der Geschäftigkeit des Backens und in der Freude darüber, neue Freunde gefunden zu haben, zum ersten Mal ein wenig in den Hintergrund.

»Schon«, bemerkte Barty, als konnte er Pauls Gedanken lesen.

»Ja. Schon«, pflichtete Paul ihm bei.

Er schloss die Augen, um nachzuempfinden, wie Barty seine Umgebung wahrnahm. Die süßen Düfte, das melodische Löffelklappern, das blecherne Geklirr von Töpfen und Pfannen, das rhythmische Schlagen eines Ruhrbesens, die Hitze der Backrohren, die Unterhaltung der Frauen: Ganz allmählich merkte er, wie sich seine anderen Sinne dadurch, dass er auf das Sehen verzichtete, schärften.

»Schon«, sagte Paul noch einmal und öffnete die Augen wieder.

Angel tauchte wieder am Tisch auf, um einen Schluck Apfelsaft zu trinken und zu verkünden: »Sie haben einen Jesus als Keksdose.«

»Die hat Maria aus Mexiko mitgebracht«, sagte Barty. »Die hat sie ziemlich witzig gefunden. Ich übrigens auch. Sie ist zum Schreien. Mami sagt, es ist keine Gotteslästerung, weil es die Leute, die sie gemacht haben, nicht so gemeint haben, und weil Jesus will, dass wir Kekse kriegen, und weil es uns außerdem daran erinnert, dankbar für die schonen Dinge zu sein, die wir bekommen.«

»Deine Mutter ist sehr klug«, sagte Paul.

»Kluger als alle Eulen der Welt«, antwortete der Junge.

»Warum hast du Hauben auf den Augen?«, wollte Angel wissen.

Barty lachte. »Das sind keine Hauben.«

»Also, Socken sind es nicht.«

»Es sind Augenklappen«, erklärte Barty. »Ich bin blind.«

Angel betrachtete die Verbände eingehend und mit miss-trauischem Blick. »Wirklich?«

»Ich bin seit fünfzehn Tagen blind.«

»Warum?«

»Öfter mal was Neues«, sagte Barty mit einem Achselzucken.

Die beiden Kinder waren gleichaltrig, aber wenn man ihnen zuhörte, glaubte man, Angel m einem ihrer amüsanten Geplänkel mit einem Erwachsenen zu hören, der eine gute Portion Geduld, einen ausgeprägten Sinn für Humor und ein Gespür für die ferne Ironie mitbrachte, die sich aus dem Generationsunterschied oft ergab.

»Was ist das da auf dem Tisch?«, fragte Angel.

Barty legte eine Hand auf den Gegenstand, den sie offenbar meinte, und sagte: »Ich habe mir mit meiner Mami ein Buch angehört, als ihr gekommen seid. Das ist ein sprechendes Buch.«

»Bücher können sprechen?«, fragte Angel erstaunt.

»Ja, wenn man blind ist wie ein Maulwurf und weiß, wo man sie bekommt.«

»Glaubst du, dass Hunde sprechen können?«, fragte sie weiter.

»Wenn sie das konnten, wäre bestimmt längst einer von ihnen Präsident. Jeder mag Hunde.«

»Pferde können sprechen.«

»Nur im Fernsehen.«

»Ich kriege ein Hundebaby, das sprechen kann.«

»Wenn überhaupt jemand so etwas kriegt, dann du«, meinte Barty.

Agnes lud alle ein, zum Abendessen zu bleiben. Kaum waren die Kuchen fertig, wurden große Topfe, Pfannen, Siebe und andere schwere Geschütze aus dem Kuchenarsenal der Lampions aufgeföhren.

»Maria kommt mit Francisca und Bomta vorbei«, sagte Agnes.

»Wir können den lisch eigentlich gleich ganz ausziehen. Barty, ruf Onkel Jacob und Onkel Edom an, und frag sie, ob sie zum Essen ruberkommen wollen.«

Paul beobachtete Barty, wie dieser vom Stuhl rutschte und die mit Leben erfüllte Küche m gerader Linie und ohne das geringste Zeichen von Unsicherheit durchquerte.

Dem Jungen dicht auf den Fersen folgte Angel, die interessiert zusah, wie er auf einen Stufenhocker kletterte und den Hörer des Wandtelefons abnahm. Er wählte mit kaum merklichem Zögern die einzelnen Ziffern und sprach dann nacheinander mit seinen beiden Onkeln.

Vom Telefon lief Barty schließlich zielstrebig zum Kühlschrank. Er öffnete die Tür, nahm eine Flasche Orangenlimonade heraus und kehrte damit ohne Umwege und Zögern zu seinem Platz zurück.

Angel folgte ihm mit zwei Schritten Abstand, und als sie an seinem Stuhl stehen blieb und zusah, wie er die Limonadenflasche öffnete, fragte Barty: »Warum bist du mir nachgegangen?«

»Woher weißt du das?«

»Ich weiß es eben«, sagte Barty und fuhr, m Pauls Richtung gewandt, fort: »Es stimmt doch, dass sie mir nachgegangen ist, oder?«

»Auf Schritt und Tritt«, sagte Paul.

»Ich wollte sehen, wie du hinfällst«, sagte Angel.

»Ich falle nicht hm. Jedenfalls nicht sehr oft.«

Bald darauf traf Maria Gonzalez mit ihren beiden Töchtern ein. Normalerweise hatte man von einer Dreijährigen erwartet, dass sie die Gesellschaft der alteren Mädchen suchte, aber Angel schien sich für niemanden außer Barty zu interessieren.

»Warum die Klappen?«

»Weil ich meine neuen Augen noch nicht habe.«

»Woher kriegst du denn neue Augen?«

»Aus dem Supermarkt.«

»Nimm mich nicht auf den Arm«, sagte Angel. »Du gehörst nicht zu denen.«

»Zu wem?«

»Zu den Erwachsenen. Die dürfen das machen, aber wenn du das

tust, ist das gemein.«

»Na gut. Ich kriege meine neuen Augen von einem Arzt. Es sind keine echten, nur Plastikaugen, die da eingesetzt werden, wo meine Augen früher waren.«

»Warum?«

»Damit meine Lider einen Halt haben. Und weil es eklig aussieht, wenn ich nichts in den Augenhohlen habe. Dann müssen die Leute kotzen. Alte Damen fallen in Ohnmacht. Und kleine Mädchen wie du machen sich in die Hose und rennen schreiend weg.«

»Kann ich es sehen?«, bat Angel.

»Hast du eine frische Hose dabei?«

»Hast du Angst, es mir zu zeigen?«

Die beiden Augenklappen wurden von zwei Gummibändern zusammengehalten, sodass Barty nur daran zu ziehen brauchte, um beide gleichzeitig zu lüften.

Verwegene Piraten, skrupellose Geheimagenten, Außerirdische mit einer Vorliebe für menschliche Hirnmasse, Schwerverbrecher, die die Weltherrschaft an sich reißen wollten, blutrünstige Vampire, mörderische Werwölfe, unmenschliche Gestaposchergen, wahnsinnige Wissenschaftler, grausame Satansanbeter, gemeingefährliche Missgeburten, hassverzehrt Ku-Klux-Klan-Adepten, perverse Messerschht-zer und gefühllose Kampfmaschinen von fremden Planeten hatten in den Groschenromanen, die Paul seit seiner Kindheit verschlang, unzählige Opfer erstochen, verbrannt, erschossen, erwürgt, aufgeschlitzt, in Fetzen gerissen, erschlagen, niedergemetzelt, zerstampft, erhängt, ausgesaugt, ausgeweidet, geköpft, vergiftet, ertrankt, mit Strahlen vernichtet, in die Luft gejagt, zerquetscht, verstummelt und aufs Unsäglichste gefoltert. Aber nicht eine einzige Szene in den Aberhunderten von schauerlichen Geschichten hatte Paul so tief in der Seele berührt wie nun der Anblick der leeren Augenhohlen dieses Kindes. Es waren keine blutigen Wunden, ihm bot sich nicht etwa ein grasshcher Anblick. Paul zuckte nur deshalb zusammen und wandte den Blick ab, weil ihn der so deutlich sichtbare Verlust des Jungen zwang, darüber nachzudenken, wie entsetzlich verwundbar und ausgeliefert die Unschuldigen im Angesicht der gewaltigen, gleichgültigen Kräfte

der Natur waren, und weil er um den dünnen Schorf fürchtete, der sich über der Wunde seiner Trauer um Fern gebildet hatte. Statt also Barty anzusehen, beobachtete er Angel, die den augenlosen Jungen eingehend musterte. Sie hatte weder mit Entsetzen auf die eingefallenen, schlaffen Lider reagiert noch zeigte sie eine Spur von Erschrecken, als sich eines der Lider zitternd öffnete und die dunkle Hohle darunter zum Vorschein kam. Jetzt trat sie sogar dichter an Barty heran, und als sie seine Wange direkt unterhalb des fehlenden linken Auges berührte, zuckte er nicht erschrocken zurück.

»Hattest du Angst?«, fragte Angel.

»Und wie.«

»Hat es wehgetan?«

»Nicht besonders.«

»Hast du immer noch Angst?«

»Nicht mehr oft.«

»Aber manchmal?«

»Manchmal, ja.«

Plötzlich merkte Paul, dass es in der Küche still geworden war, dass die Frauen so reglos dastanden wie Exponate in einem Wachsfigurenkabinett, um die beiden Kinder anzustarren.

»Erinnerst du dich an Sachen?«, fragte Angel, indem sie mit den Fingerspitzen sachte den Wangenknochen unter Bartys Auge abtastete.

»Wie sie aussehen, meinst du?«

»Genau.«

»Klar erinnere ich mich. Es ist doch erst fünfzehn Tage her.«

»Wirst du es vergessen?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht.«

Celestma legte Agnes, die neben ihr stand, den Arm um die Taille, wie sie es früher vielleicht mit ihrer Schwester getan hatte.

Schließlich zog Angel die Hand zurück und berührte gleich darauf Bartys rechtes Auge, und auch diesmal zuckte der Junge nicht zurück, als er ihre Fingerspitzen an seinem geschlossenen, schlaff herunterhangenden Lid spürte. »Ich passe auf, dass du nichts

vergisst.«

»Wie soll das gehen?«

»Ich kann sehen«, sagte sie. »Und ich kann sprechen, genau wie dem Buch da.«

»Das kannst du allerdings«, sagte Barty.

»Also bin ich deine sprechenden Augen.« Angel zog die Hand zurück und sagte dann: »Weißt du, woher Speck kommt?«

»Von Schweinen.«

»Wie kann denn etwas so Leckerer von einem fetten, stinkenden, schmutzigen, grunzenden alten Schwein kommen?«

»Eine reife gelbe Zitrone sieht auch süß aus«, bemerkte Barty mit einem Achselzucken.

»Du sagst also, von Schweinen?«, hakte Angel nach.

»Woher denn sonst?«

»Du sagst immer noch, von Schweinen?«

»Ja. Speck kommt von Schweinen.«

»Das glaube ich auch. Kriege ich eine Orangenlimonade?«

»Ich hol dir eine«, sagte er.

»Ich hab gesehen, wo sie steht.«

Nachdem sie sich eine Flasche Limonade aus dem Kühlschrank geholt hatte, kehrte sie zum Tisch zurück und setzte sich, wie um zeigen zu wollen, dass ihre Inspektion des Hauses jetzt beendet war.

»Du bist in Ordnung, Barty.«

»Du auch.«

Als Edom und Jacob kamen, wurde das Abendessen aufgetragen, und war schon das ein Genuss, so war die Unterhaltung noch wohlthuender ... auch wenn die Zwillinge von Zeit zu Zeit Kostproben ihrer unerschöpflichen Kenntnisse über Zugunglücke und tödliche Vulkanausbrüche zum Besten gaben. Paul trug nicht viel zu der Unterhaltung bei, sondern zog es vor, sich als stiller Zuhörer daran zu erfreuen. Hatte er diese Menschen nicht gekannt und wäre er als Fremder während des Abendessens hereinspaziert, er hätte sie für eine einzige große Familie gehalten, die Herzlichkeit und die Vertrautheit nämlich - und, soweit es die Zwillinge betraf, die Exzentrik -, die man in ihren Gesprächen spürte, ließen nicht darauf schließen, dass sie sich erst seit so kurzer Zeit kannten.

Nichts an ihnen war unaufrichtig oder gekünstelt, und sie wichen keinem noch so schwierigen Thema aus, auch wenn es ihnen manchmal die Tränen in die Augen trieb, weil der Tod von Reverend White noch eine so frische Wunde im Herzen derer war, die ihn liebten. Aber in der wohltuenden Art von Frauen, die Paul auch dann noch ein Rätsel blieb, wenn er ihnen bei ihrem Tagwerk zusah, erinnerten sie sich unter Tränen auch wieder an Dinge, die ihnen ein Lächeln

entlockten und sie trösteten, und immer erblühte aus der Saat der Verzweiflung eine neue Blume der Hoffnung.

Als die Sprache darauf kam, dass Barty seinen Namen der berühmten Predigt des Reverend verdankte, reagierte Agnes mit Staunen, was Paul aber irgendwie überraschte. Er hatte die Predigt bei der ersten Übertragung gehört, und nachdem er erfahren hatte, dass sie auf Bitten der Zuhörer drei Wochen später noch einmal wiederholt werden sollte, hatte er Joey gedrängt, sich die Sendung doch einmal anzuhören. Joey hatte sie am Sonntag, dem 3. Januar 1965 - drei Tage vor der Geburt seines Sohnes -, gehört.

»Er muss sie sich im Autoradio angehört haben«, sagte Agnes, die tief in den vielen Schichten der voll gepackten Truhe ihrer Erinnerungen kramte. »Er wollte möglichst viel Arbeit im Voraus erledigen, um in der Woche nach der Geburt zu Hause bleiben zu können. Darum hat er sich sogar am Sonntag mit ein paar potenziellen Kunden verabredet. Er hatte viel zu tun, und ich wollte vor dem großen Tag noch meine Kuchen ausliefern und allen anderen Verpflichtungen nachkommen. Wir haben weniger Zeit miteinander verbracht als sonst, da hat er bestimmt keine Gelegenheit gehabt, mir von der Predigt zu erzählen, die ihn offensichtlich so stark beeindruckt hat. Aber eines der letzten Worte, die er zu mir gesagt hat, war ... >Bartholomew<. Er wollte, dass ich das Baby Bartholomew nenne.«

Dass es, wie allerdings Grace bereits von Paul erfahren hatte, eine solche Verbindung zwischen den Familien der Lampions und der Whites gab, war Celestina ebenso neu wie Agnes. Der Enthüllung folgten weitere Erinnerungen an die Ehemänner, die Grace und Agnes verloren hatten, und der wehmütig geäußerte Wunsch, die beiden hätten sich irgendwann einmal kennen lernen können.

»Ich wünschte auch, mein Rico hätte Ihren Harnson kennen

gelernt«, warf Maria in Erinnerung an den Mann ein, der sie sitzen gelassen hatte. »Vielleicht hatte der Reverend mit Worten zuwege gebracht, was ich mit einem kraftigen Tntt m seinen *trasero* nicht geschafft habe.«

»Das ist Spanisch für >Hmtern<«, mischte sich Barty erklärend ein. Angel fand das sichtlich zum Schreien komisch, während Agnes mit leidgeprüfter Miene sagte: »Danke für die Nachhilfe in Spanisch, Professor Lampion.«

Was Paul allerdings *nicht* überraschte, war Agnes' Angebot an die Whites, bei ihr und Barty zu bleiben, solange sie sich versteckt halten mussten.

»Paul«, sagte sie, »du hast ein sehr hübsches Haus, aber Celestma und Grace sind es gewohnt zu arbeiten. Sie können ihre Hände nicht in den Schoß legen. Sie kriegen einen Koller, wenn sie nichts zu tun haben. Habe ich nicht Recht, meine Lieben?«

Die beiden stimmten ihr zu, betonten aber, dass sie sich nicht aufdrängen wollten.

»Unsinn«, fegte Agnes ihre Einwände beiseite, »was heißt denn hier aufdrängen? Sie können mir beim Backen und bei der Auslieferung der Kuchen helfen und mir bei all den Dingen zur Hand gehen, die während Bartys Krankenhausaufenthalt liegen geblieben sind. Sie werden es entweder amüsant finden oder zu Tode erschöpft sein, aber ich garantiere Ihnen, dass Sie sich nicht langweilen werden. Wir haben zwei Zimmei, die leer stehen. Eins für Celestma und Angel und eins für Grace. Wenn Wally kommt, kann Angel ja zu Grace umziehen oder bei mir im Zimmer schlafen.«

Ihre selbstverständliche Freundlichkeit, die Aussicht auf eine sinnvolle Beschäftigung und das Gefühl, zu Hause und unter Freunden zu sein, das sich bei allen eingestellt hatte, kaum dass sie über Agnes' Schwelle getreten waren - all das bewirkte, dass Celestma und Grace das Angebot verlockend fanden. Sie wollten Paul jedoch nicht das Gefühl geben, seine Gastfreundschaft werde von ihnen nicht gewürdigt.

Er hob die Hand, um ihren besorgten Einwänden Einhalt zu gebieten. »Ich habe geahnt, dass Agnes Sie überreden wurde, bei ihr zu bleiben, und da ich mir nicht die doppelte Muhe machen wollte, Ihr Gepäck aus meinem Haus wieder abholen zu müssen, bin ich

eben mit Ihnen zuerst hierher gekommen. Das war sozusagen der eigentliche Grund. Ich weiß, dass Sie hier am glücklichsten sein werden, auch wenn Sie bei mir jederzeit willkommen sind, sollte Agnes versuchen, Sie zu Tode schinden zu wollen.«

Barty und Angel - die Paul gegenüber nebeneinander saßen - horten manchmal den Erwachsenen zu und beteiligten sich auch gelegentlich an der allgemeinen Unterhaltung, aber die meiste Zeit führten sie in leisem Ton ihre eigenen Gespräche. Wenn sie nicht gerade verschworensch die Köpfe zusammensteckten, konnte Paul ihr fröhliches Geplapper verstehen, in das er, je nachdem, worüber am Tisch gerade geredet wurde, von Zeit zu Zeit hineinhorte. Als er das Wort *Rhmuzaross* aufschnappte, spitzte er die Ohren, verlor dann aber den Faden, nur um kür? darauf die Ohren wieder auf Empfang zu schalten, als er merkte, dass Celestma, die zwei Plätze weiter gesessen hatte, aufgesprungen war und die beiden Kinder entgeistert anstarrte.

»Er hat den Vierteldollar also nicht wirklich in *Rauchende Colts* geschnippt«, erklärte Barty gerade, während Angel aufmerksam nickend zuhörte, »weil das überhaupt kein Ort, sondern eine Fernsehsendung ist. Das heißt, vielleicht hat er ihn an einen Ort geworfen, wo ich nicht blind bin, oder an einen, wo er nicht dieses zermatschte Gesicht hat oder wo du aus irgendeinem Grund heute nicht hierher gekommen bist. Es gibt so viele Orte, dass niemand sie zahlen kann, nicht einmal ich, und ich kann wirklich ziemlich gut zahlen. Das spurst du auch, stimmt's ... die vielen

Wirklichkeiten, die es gibt?«

»Ich *sehe* sie. Manchmal. Nur ganz kurz. Eine Sekunde vielleicht. Das ist dann immer so, wie wenn man zwischen zwei Spiegeln steht. Weißt du, was ich meine?«

»Ja«, sagte Barty.

»Wenn man zwischen zwei Spiegeln steht, sieht man sich dauernd wieder, unendlich viele Male.«

»Solche Dinge siehst du?«

»Für eine Sekunde. Manchmal. Gibt es einen Ort, an dem Wally nicht angeschossen worden ist?«

»Ist Wally der Mann, der dem Vater wird?«

»Ja, genau.«

»Klar. Es gibt jede Menge Orte, an denen niemand auf ihn geschossen hat, aber es gibt auch Orte, an denen er angeschossen wurde und jetzt tot ist.«

»Ich mag diese Orte nicht.«

Paul hatte zwar Tom Vanadiums Munzentncks gesehen aber auch .das, was die Kinder sagten, war ein Buch mit sieben Siegeln für ihn, und er nahm an, dass es den anderen genauso erging wie ihm - mit Ausnahme von Angels Mutter vielleicht. Mittlerweile waren alle Anwesenden, Celestmas Beispiel folgend, verstummt. Ohne zu merken, dass sie und Barty ms Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt waren, sagte Angel: »Kriegt er die Münzen eigentlich zurück?«

»Wahrscheinlich nicht.«

»Er muss ja reich sein. Das viele Geld einfach so wegzwerfen.
«

»Ein Vierteldollar ist nicht so viel Geld.«

»Es ist eine *Menge*«, widersprach Angel. »Als ich das letzte Mal bei Onkel Wally war, hat er mir einen Schokokeks gegeben. Magst du Schokokekse?«

»Es geht so.«

»Konnte man einen Schokokeks an einen Ort werfen, wo du nicht blind bist oder wo Wally nicht angeschossen worden ist?«

»Wenn man einen Vierteldollar dahin werfen kann, kann man es wahrscheinlich auch mit einem Schokokeks tun.«

»Konnte man ein Schwein dahin werfen?«

»Er konnte das vielleicht, wenn er genug Kraft hat, es hochzuheben, aber ich konnte weder ein Schwein noch einen Schokoladenkeks, noch sonst irgendwas irgendwohin werfen. Ich weiß einfach nicht, wie das geht.«

»Ich auch nicht.«

»Aber ich kann im Regen spazieren gehen, ohne nass zu werden«, erklärte Barty.

Agnes, die am Kopfende des Tisches saß, fuhr kerzengerade in die Höhe, als sie das Wort *Regen* aus dem Mund ihres Sohnes horte, und auf das Stichwort *nass* rief sie m scharfem Ton:

»Barty!«

Angel hob den Kopf und stellte verwundert fest, dass sie von allen Seiten angestarrt wurde.

Barty drehte den Kopf so, dass seine verbundenen Augen ungefähr in die Richtung seiner Mutter blickten und sagte:

»Ups.«

Als Agnes sah, dass die Augen aller Anwesenden in erwartungsvollem Staunen auf ihr ruhten, ließ sie den Blick langsam von einem zum anderen wandern. Paul. Maria. Francis-ca. Bonita.

Grace. Edom. Jacob. Schließlich Celestma.

Die beiden Frauen sahen sich lange an, dann sagte Celestma:

»Großer Gott, was geht hier vor?«

Kapitel 79

Unter einem Himmel, der so schwarz war wie ein Hexenkessel, fluchteten sich am Nachmittag des darauf folgenden Dienstags in Bright Beach die Möwen abermals aus dem finsternen Gebräu an ihre geschützten Schlafplätze, und auf der Erde sammelten sich, wie von einem Fluch heraufbesworen und zusammengebraut aus Krotenaugen, Froschzehen, Fledermaushaaren und Otterzungen, die dräuenden Schatten des aufziehenden Sturms.

Mit dem Flugzeug von San Francisco südwärts bis zum Flughafen von Orange County, dann weiter mit einem Leihwagen an der Küste entlang in Richtung Süden, folgte Tom Vanadium auf den Spuren von Paul Damascus und dessen drei Schutzbefohlenen dem Weg, den Paul ihm beschrieben hatte, um Wally Lipscomb zum Haus der Lampions zu bringen.

Elf Tage waren vergangen, seitdem Wally mit seinem Körper die drei Kugeln aufgefangen hatte. Er litt noch immer unter einer leichten Schwäche in den Armen, wurde schneller müde als vor dem Tag, an dem er versehentlich auf die falsche Seite einer Pistole geraten war, klagte über Muskelkater und ging auf einen Stock gestützt, um sein verletztes Bein zu entlasten. Der ärztlichen Versorgung und den Rehabilitationsmaßnahmen, die er noch benötigte, konnte er sich in Bright Beach ebenso gut unterziehen wie in San Francisco. Bis zum März sollte sich sein Zustand wieder normalisiert haben, soweit man bei den zahlreichen Narben, die zurückbleiben wurden, und angesichts der Tatsache, dass an der Stelle, an der einmal die Milz gesessen hatte, jetzt ein Hohlraum war, von *Normalität* sprechen konnte.

Celestina kam ihnen an der Tür entgegen, um Wally sturmisch zu umarmen. Er ließ seinen Stock fallen - den Tom auffing - und erwiderte ihre Umarmung so überschwänglich, kusste sie so leidenschaftlich, dass man ihm keine Spur von Schwäche mehr anmerkte.

Auch Tom kam in den Genuss einer freudigen Umarmung und eines schwesterlichen Kusses, was er dankbar über sich ergehen ließ. Zu lange führte er schon das Leben eines Einzelgängers, wie es für einen Menschen] aber wohl vorbestimmt war, der zuerst einen langen, beschwerlichen Weg der Genesung beschritten hatte und

sich nun auf einem Rachefeldzug befand, den er selbst allerdings eher als Kampf für die Gerechtigkeit bezeichnet hatte. In den wenigen Tagen, die er als Beschützer von Celestma, Grace und Angel in San Francisco verbracht hatte, und in der darauf folgenden Woche mit Wally hatte Tom das Gefühl gehabt, zu einer Familie zu gehören, auch wenn die familiären Bande nur freundschaftlicher Natur waren, und es hatte ihn überrascht festzustellen, wie wichtig ihm dieses Gefühl war.

»Alle warten schon gespannt«, sagte Celestma.

Tom wusste, dass sich hier in der vergangenen Woche etwas ereignet hatte, eine bedeutende neue Entwicklung, weil Celestma das am Telefon erwähnt hatte, ohne allerdings näher darauf einzugehen. Er hatte also keine Ahnung, was ihn erwartete, als Celestma ihn und Wally ins Wohnzimmer der Lampions lotste, aber selbst wenn er versucht hatte, sich die Szene auszumalen, die er dort vorfinden würde, hatte er ganz sicher keine *spiritistische Sitzung* erwartet.

Und genau das war es, wonach es auf den ersten Blick aussah: eine *Seance*. Acht Personen saßen an dem Tisch, der voll-ständig leer geräumt war. Nichts zu essen, keine Getränke, kein Tischschmuck. Und in allen Gesichtern der leuchtende, freu-^dig-gespannte Blick von Menschen, die der Offenbarungen des Mediums harnten: beklommen und erwartungsvoll zugleich.

Von den acht Personen am Tisch waren Tom nur drei bekannt. Grace White, Angel und Paul Damascus. Celestma stellte ihm rasch die anderen vor. Agnes Lampion, ihre Gastgeberin. Edom und Jacob Isaacson, Agnes' Bruder. Maria Gonzalez, Agnes' beste Freundin. Und Barty.

Man hatte ihn am Telefon von dem Jungen erzählt. So merkwürdig es angesichts der unbegreiflichen "Wahnvorstellung von Enoch Cain auch sein mochte, dass es im Leben dieser Menschen tatsächlich einen Bartholomew gab, musste Tom Celestma doch in einem Punkt Recht geben: Der Gat-tenmörder konnte unmöglich etwas von diesem Kind wissen ... und er konnte gewiss keinen vernünftigen Grund haben, es zu fürchten. Die einzige Verbindung, die zwischen ihnen bestand, war Harnson Whites Predigt, die Predigt, der dieser Junge seinen Namen zu verdanken hatte und die möglicherweise in Enoch Cains Unterbewusstsein die Saat eines

schlechten Gewissens gelegt hatte.

»Tom, Wally, tut mir Leid, dass die Begrüßung so knapp ausfällt«, entschuldigte sich Agnes Lampion. »Später, beim Essen, werden wir jede Menge Zeit haben, uns ausgiebiger miteinander bekannt zu machen. Aber die Leute hier warten seit einer geschlagenen Woche ungeduldig darauf, Ihre Geschichte zu hören, Tom. Wir halten es keine Sekunde länger aus.«

»Meine Geschichte?«

Celestma wies Tom den Platz an der Stirnseite des Tisches zu, Agnes gegenüber, die am anderen Ende saß. Während sich Wally umständlich auf dem freien Stuhl zu Toms Linken niederließ, holte Celestma zwei Gegenstände von der Anrichte und stellte sie vor Tom auf den Tisch, bevor sie den Platz zu seiner Rechten einnahm. Salz- und Pfefferstreuer.

»Als Erstes«, forderte Agnes ihn vom anderen Ende des Tisches auf, »mochten wir die Geschichte von dem Rhinoceros und den anderen Toms hören.«

Er zögerte, weil er außer mit zwei Vertrauenslehrern im Priesterseminar noch nie mit jemandem über seine besondere Wahrnehmungsgabe gesprochen hatte, wenn man von den wenigen Worten absah, die er in San Francisco mit Celestma zu dem Thema gewechselt hatte. Im ersten Moment war es ihm unangenehm, mit Fremden darüber zu reden. Es kam ihm vor, als würde er eine Beichte vor Laien ablegen, die nicht befugt waren, die Absolution zu erteilen. Aber kaum hatte er begonnen, vor diesem aufmerksam schweigenden Publikum zu sprechen, fielen die anfänglichen Zweifel von ihm ab, und das was er zu offenbaren hatte, ging ihm so selbstverständlich über die Lippen wie eine belanglose Bemerkung über das Wetter.

Am anschaulichen Beispiel des Salz- und Pfefferstreuers demonstrierte er ihnen, genau wie er es zehn Tage zuvor vor Angel getan hatte, warum er wegen seines entstellten Gesichts nicht traurig war.

Als am Ende der Salz-Tom und der Pfeffer-Tom in ihren unterschiedlichen, aber parallel existierenden Welten nebeneinander standen, sagte Maria: »Klingt wie Sciencefiction.«

»Wissenschaft. Quantenmechanik. Das ist eine ... physikalische

Theorie. Mit *Theorie* meine ich aber keine bloße Spekulation. Die Quantenmechanik funktioniert wirklich. Sie liegt sogar der Erfindung des Fernsehens zugrunde. Bis zum Ende dieses Jahrhunderts, vielleicht sogar schon in den Achtzigerjahren, wird uns eine aus der Quantenmechanik entwickelte Technologie leistungsfähige und billige Heimcomputer beschere[n], Computer, die so klein sind wie eine Aktenmappe, so klein wie eine Brieftasche oder gar eine Armbanduhr, und die mehr Daten schneller verarbeiten können als die unförmigen Rechnerkolosse, wie wir sie heute kennen. Computer von der Größe einer Briefmarke. Es wird schnurlose Telefone geben, die man überallhin mitnehmen kann. Irgendwann wird es möglich sein, ungeheuer leistungsfähige Computer aus einem einzigen Molekül zu bauen, und dann wird sich die gesamte Technik - und mit ihr die ganze menschliche Gesellschaft - grundlegend und zum Positiven verändern.«

In der Erwartung, bei seinen Zuhörern auf Unglauben und Verstand[s]losigkeit zu stoßen, ließ er den Blick über die Runde schweifen.

»Keine Angst«, beruhigte ihn Celestma, »nach dem, was wir in der vergangenen Woche erlebt haben, können wir Ihnen soweit folgen.« Selbst Barty schien aufmerksam zuzuhören, nur Angel malte, leise vor sich hin summend, die Figuren in einem Malbuch aus.

Tom war davon überzeugt, dass Angel die wahre Vielschichtigkeit des Universums intuitiv erfasste, aber sie war schließlich erst drei Jahre alt und weder gewillt noch in der Lage, sich ernsthaft mit der wissenschaftlichen Theorie zu befassen, die ihr intuitives Wissen untermauerte.

»Na schon. Also ... bei den Jesuiten wird man darin bestärkt, sich auf allen Gebieten weiterzubilden, für die man sich interessiert, nicht nur in der Theologie. Mein Interesse galt schon immer der Physik.«

»Wegen der besonderen Wahrnehmungsgabe, die Sie schon als Kind an sich beobachtet haben«, sagte Celestma in Erinnerung an das, was er ihr in San Francisco erklärt hatte.

»Ja. Darauf komme ich später noch. Ich will nur kurz klarstellen, dass mein Interesse für die Physik aus mir noch lange keinen Physiker macht. Und selbst wenn ich einer wäre, könnte ich die

Quantenmechanik nicht einmal in einem Jahr, geschweige denn in einer Stunde erklären. Manche Leute behaupten, die Quantentheorie sei so verrückt und kompliziert, dass kein Mensch alles, was damit zusammenhangt, begreifen könne. Manche Phänomene, die sich in quanten-physikalischen Experimenten gezeigt haben, scheinen dem gesunden Menschenverstand zu widersprechen, und ich will Ihnen ein paar Beispiele nennen, um Ihnen eine Vorstellung davon zu geben. Da wäre zum einen die Tatsache, dass auf der subatomaren Ebene die Wirkung manchmal vor der Ursache kommt. Es kann, mit anderen Worten, ein Ereignis eintreten, bevor das, was es auslöst, stattgefunden hat. Und ein nicht minder merkwürdiges Beispiel: Wird ein Experiment unter ständiger Beobachtung durchgeführt, verhalten sich die Elementarteilchen anders, als wenn das Experiment unbeobachtet abläuft und das Ergebnis erst überprüft wird, wenn es beendet ist ... woraus man schließen konnte, dass der Wille des Menschen, auch wenn er sich nur im Unterbewusstsein äußert, die Wirklichkeit gestaltet.«

Er vereinfachte die Zusammenhänge und vermengte mehrere Gedankenstränge, weil er nicht wusste, auf welche Weise er sonst seinen Zuhörern in der Kürze der Zeit ein Gefühl dafür vermitteln sollte, wie erstaunlich, wie rätselhaft, wie unheimlich die Welt war, die sich in der Quantenmechanik offenbarte.

»Und mehr noch«, fuhr er fort. »Jeder Punkt im Universum ist mit jedem anderen Punkt verbunden, gleichgültig, wie weit sie voneinander entfernt sind, sodass mir jeder Punkt auf dem Mars auf irgendeine geheimnisvolle Weise genauso nah ist wie jeder hier im Raum. Das bedeutet, dass Informationen - ebenso wie Gegenstände und sogar Personen - *zeitgleich* ohne Kabel- oder Ultrakurzwellenübertragung zwischen Brighton Beach und London hin- und herwechseln können. Oder zwischen der Erde und einem weit entfernten Stern. Wir haben nur noch nicht herausgefunden, wie das zu bewerkstelligen ist. Im Grunde sind auf einer tiefen, elementaren Ebene alle Punkte des Universums miteinander *identisch*. Die Wechselwirkung reicht so weit, dass die Luftturbulenzen, die entstehen, wenn in Tokio ein großer Vogelschwarm auffliegt, die Wetterverhältnisse in Chicago beeinflussen.«

Angel sah von ihrem Malbuch auf. »Was ist mit Schweinen?«

»Was soll damit sein?«, fragte Tom sie.

»Kannst du ein Schwein dahin werfen, wo du die Münze hingeworfen hast?«

»Dazu komme ich noch«, versprach er.

»Wow!«, rief sie beeindruckt.

»Er will damit nicht sagen, dass er auch wirklich ein Schwein wirft«, klarte Barty sie auf.

»Wetten, dass er es doch tut?«, sagte Angel und beschaffte sich dann wieder mit ihren Stiften.

»Eine der grundlegenden Theorien der Quantenmechanik«, fuhr Tom in seinem Vortrag fort, »besagt, dass es eine unendliche Zahl von Realitäten gibt, Welten, die parallel zu unserer existieren und die wir nicht sehen können. Beispielsweise ... Welten, in denen Deutschland auf Grund bestimmter Entscheidungen und Handlungen bestimmter Personen auf beiden Seiten den Zweiten Weltkrieg gewonnen hat. Und andere Welten, in denen die Nordstaaten den Sezessionskrieg verloren haben. Und wieder andere Welten, in denen es einen Atomkrieg zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion gegeben hat.«

»Welten«, fiel Jacob ein, »in denen der Tankwagen 1960 nicht in Bakersfield auf dem Bahnübergang liegen geblieben ist. Also ist auch kein Zug hienübergefahren, und diese sieben Menschen sind nicht ums Leben gekommen.«

Die Bemerkung gab Tom Rätsel auf. Er konnte nur vermuten, dass Jacob jemanden kannte, der bei dem Ereignis umgekommen war ... obwohl sein Tonfall und sein Gesichtsausdruck den Verdacht aufkommen ließen, eine Welt ohne das Unglück von Bakersfield sei in seinen Augen weniger erfreulich als eine, in der es stattgefunden hatte.

Ohne auf den Einwurf einzugehen, sprach Tom weiter: »Und Welten wie unsere ... nur dass sich meine Eltern nie begegnet sind und ich nie geboren wurde. Welten, in denen Wally nicht angeschossen wurde, weil er zu feige oder einfach nur zu dumm war, am entscheidenden Abend mit Celestma essen zu gehen und sie um ihre Hand zu bitten.«

Inzwischen kannten alle Anwesenden Celestma so gut, dass sie

dieses letzte Beispiel mit liebevollem Gelächter quittierten.

»Selbst unter einer unendlichen Zahl von Welten«, widersprach

Wally, »konnte es keine geben, in der ich *so* dumm wäre.«

»Und jetzt«, sagte Tom, »werde ich dem Ganzen eine menschliche und moralische Komponente hinzufügen. Wenn einer von uns an einem Punkt anlangt, an dem er eine wichtige moralische Entscheidung treffen muss, die Einfluss auf seine ganze

charakterliche Entwicklung und auf das Leben

anderer Menschen hat, und er trifft dann die falsche Entscheidung,

so spaltet sich meiner Überzeugung nach in *diesem Moment* eine neue Welt ab. Wenn ich eine moralisch fragwürdige oder auch nur törichte Entscheidung treffe, entsteht eine andere Welt, in der ich

das Richtige getan habe, und in dieser Welt wird mir für eine gewisse Zeitspanne die Möglichkeit eröffnet, ein besserer Tom Vanadium zu werden als der, der in der Welt der falschen

Entscheidung lebt. In so vielen Welten ist Tom Vanadium ein unvollkommener Mensch, aber irgendwo ... irgendwo strebe ich unbeirrbar auf den Stand der Gnade zu.«

»Jedes Leben«, ließ sich Barty vernehmen, »ist wie die Eiche in unserem Garten, nur viel größer. Zuerst ein Stamm und dann die vielen Äste, Millionen Äste, und jeder Ast ist das gleiche Leben, das eine andere Richtung nimmt.«

Überrascht beugte sich Tom vor und musterte den blinden Jungen interessiert. Am Telefon hatte Celestina lediglich erwähnt, dass er ein Kind mit besonderen Begabungen war, was aber noch lange keine Erklärung für die Treffsicherheit seines Vergleichs mit der Eiche war.

»Und vielleicht«, nahm Agnes den Faden der Spekulationen auf, »werden wir letztlich, wenn unser Leben in diesen vielen Ästen endet, nach der Form und der Schönheit des Baums beurteilt.«

»Und wenn wir zu viele falsche Entscheidungen treffen«, fiel Grace White ein, »entstehen zu viele Äste ... krumme, knorrige, unschöne Wucherungen.«

»Zu wenige Entscheidungen dagegen«, sagte Maria, »konnten bedeuten, dass wir zwar bewundernswert wenige moralische Verfehlungen begehen, aber gleichzeitig alle Risiken scheuen und das Geschenk des Lebens nicht in vollem Maße ausschöpfen.«

»Autsch«, sagte Edom, was ihm ein liebevolles Lächeln von Maria, Agnes und Barty einbrachte.

Tom verstand weder Edoms Reaktion noch das Lächeln, aus dem diese auslief, aber es beeindruckte ihn in jeder Hinsicht, wie selbstverständlich diese Menschen seine Erklärungen aufnahmen und mit welchem Vorstellungsvermögen sie seine Spekulationen fortführten. Es war fast so, als wäre ihnen das, was er ihnen erzählt hatte, längst in groben Umrissen bekannt, und er hatte nur ein paar weiterführende Einzelheiten dazu geliefert.

»Tom«, sagte Agnes, »vor ein paar Minuten hat Celestma Ihre ... besondere Wahrnehmungsgabe« erwähnt. Was genau hat das zu bedeuten?«

»Von meiner Kindheit an habe ich ... die Wirklichkeit als ein wesentlich komplexeres Gebilde wahrgenommen als das, was ich mit meinen fünf physischen Sinnen aufnehmen kann. Ein Wahrsager behauptet, die Zukunft voraussagen zu können. Ich bin kein Wahrsager. Was immer ich sein mag ... jedenfalls *spüre* ich viele der Möglichkeiten, die in jedem Ereignis enthalten sind, und ich *weiß*, dass sie gleichzeitig mit meiner Wirklichkeit existieren, nebeneinander, jede Welt so real wie meine eigene. Ich spüre es in meinem Innern, in Fleisch und Blut ...«

»Sie spüren die vielen Wirklichkeiten«, warf Barty ein.

»Besondere Begabung, wie?«, murmelte Tom mit einem Seitenblick auf Celestma.

Lächelnd entgegnete sie: »Scheint mir ein besonders bedeutungsvoller Tag zu werden heute.«

»Ja, Barty«, fuhr Tom fort. »Ich spüre die Tiefe, die vielen Schichten, aus denen sich das Leben zusammensetzt. Manchmal ist es ... unheimlich. Aber meistens regt es meine Gedanken an. Ich kann diese anderen Welten nicht sehen und mich nicht zwischen ihnen hin und her bewegen. Aber mit dieser Münze hier kann ich beweisen, dass das, was ich spüre, kein Hirngespinnst ist.« Damit zog er einen Vierteldollar aus der Jackentasche und hielt ihn zwischen Daumen und Zeigefinger hoch, damit ihn alle, außer Barty natürlich, sehen konnten. »Angel?«

Das Mädchen blickte von seinem Malbuch auf.

»Isst du gern Käse?«, fragte Tom.

»Fisch ist Nahrung fürs Gehirn, aber Käse schmeckt besser.«

»Hast du schon einmal Schweizer Käse gegessen?«

»Scheibletten schmecken mir am besten.«

»Was fällt dir als Erstes ein, wenn du an Schweizer Käse denkst?«

»Kühe.«

»Was noch?«

»Heidi.«

»Was noch?«

»Scheibletten.«

»Barty«, sagte Tom, »hilf du mir mal.«

»Locher«, sagte Barty.

»Ja, genau, Locher«, stimmte Angel zu.

»Vergesst einmal für den Augenblick Bartys Baum und stellt euch vor, alle diese Welten waren aufeinander geschichtete Scheiben Schweizer Käse. Durch manche Locher kann man nur bis zur nächsten Scheibe sehen. Durch andere sieht man drei oder vier Scheiben weit, bis sich die Locher nicht mehr überschneiden. In den Schichten der vielen Welten gibt es ebenfalls kleine Locher, aber sie sind ständig in Bewegung und verschieben sich von einer Sekunde zur nächsten. Ich kann sie zwar nicht wirklich sehen, habe aber ein unheimliches Gespür dafür. Seht genau her.«

Diesmal schnippte er den Vierteldollar nicht senkrecht in die Luft. Er drehte die Hand ein bisschen und schnippte die Münze in Agnes' Richtung.

In der Mitte des Tisches, unmittelbar unter dem Kronleuchter, rotierte die kleine, silbrig funkelnde Scheibe in der Luft, drehte sich und verschwand dann kreiselnd aus dieser Welt in eine andere. Angehaltener Atem und ein paar erstaunte Ausrufe. Ein fröhliches Kichern und Beifall von Angel. Die Reaktionen fielen erstaunlich moderat aus.

»Normalerweise vollführe ich jede Menge Hokuspokus mit den Händen, um die Leute abzulenken, damit sie nicht merken, dass das, was sie sehen, echt ist. Sie halten das Verschwinden der Münze für einen Zaubertrick.«

^e Anwesenden sahen ihn erwartungsvoll an, als mussten

jetzt weitere Kunststücke folgen, als wurden sie jede Woche in irgendeiner Fernsehshow sehen, wie jemand eine Münze in eine andere Realität warf, so selbstverständlich wie die Akrobaten und Jongleure, die gleichzeitig zehn Teller auf langen Stocken kreisen ließen

»Also«, sagte Tom, »die Leute, die es für einen Trick halten, sind normalerweise starker beeindruckt als Sie jetzt, obwohl Sie immerhin wissen, dass es echt ist.«

»Was können Sie noch?«, fragte Maria, was seine Verwunderung noch steigerte.

Unvermittelt, ohne donnerndes Geschütz, ohne ein Sperrfeuer von Blitzen, ging der Wolkenbruch nieder. Wie ein Marsch gesetzter Sturmtrupp stampfte der Regen über das Dach.

Wie auf Kommando richteten die Anwesenden die Augen zur Decke und quittierten das prasselnde Geräusch des Regens mit einem Lächeln. Auch Barty mit seinen Verbänden und bei den leeren Augenhöhlen hob lächelnd den Kopf.

Verblüfft über ihr seltsames Verhalten, sogar ein wenig irritiert, antwortete Tom auf Marias Frage. »Ich fürchte, sonst kann ich nichts ... nichts von dieser fantastischen Art jedenfalls.«

»Sie haben das sehr gut gemacht, Tom«, sagte Agnes in dem beschwichtigenden Ton, den man bei einem Kind anspricht, das sich beim Vorspielen am Klavier Mühe gibt, aber nur mäßiges Talent zeigt. »Wir sind wirklich beeindruckt.«

Als sie gleich darauf den Stuhl zurückschob und sich vom Tisch erhob, folgten die anderen ihrem Beispiel.

An Tom gewandt, sagte Celestina im Aufstehen: »Letzten Dienstag mussten wir noch den Rasensprenger aufdrehen. Heute wird es besser gehen.«

Mit einem Blick zum nächstgelegenen Fenster, wo der nächtliche Regen die Scheibe kusste, fragte er: »Rasensprenger?«

Die Neugier, mit der man Tom bei seiner Ankunft erwartet hatte, war nur wie der dünne Äther auf den Gipfeln des Himalaja gewesen, verglichen mit der knisternden Hochspannung, die jetzt geradezu greifbar in der Luft lag.

Hand in Hand gingen Barty und Angel den Erwachsenen voraus

durch die Küche zur Hintertür des Hauses. Über der kleinen Prozession lag eine feierliche Atmosphäre, die Tom faszinierte, und als sie auf die Veranda hinaustraten, brannte er geradezu darauf, endlich zu erfahren, warum alle - außer ihm selbst und Wally - in einer Hochstimmung waren, der nur noch ein Hohengrad zur Euphorie fehlte.

Als sich die Gesellschaft in der nasskalten Luft, die schwach nach Ozon und weniger schwach nach Jasmin roch, vollzählig auf der Veranda versammelt und am Treppenabsatz und Geländer aufgereiht hatte, sagte Barty: »Mr. Vanadium, Ihr Kunststück mit der Münze war wirklich klasse. Aber jetzt kommt etwas von Hemlein.«

Eine Hand locker auf dem Treppengeländer, lief der Junge leichtfüßig die Stufen hinunter und trat dann auf den aufgeweichten Rasen, in den Regen hinaus.

Seine Mutter, der sein Ausflug in das regnerische Dunkel nichts auszumachen schien, schob Tom sachte zum Treppenabsatz, von wo aus er die beste Sicht hatte.

Anfangs war Tom so beeindruckt davon, wie sicher und flink der blinde Junge die Treppe bewältigt hatte und über den Rasen lief, dass ihm an diesem Spaziergang durch den sintflutartigen Regen nichts Ungewöhnliches auffiel.

Auf der Veranda brannte keine Lampe. Auch aus der Umgebung fiel kein Licht in den Garten. Barty war ein grauer Schatten in regengepeitschter Dunkelheit.

Edom, der neben Tom stand, sagte: »Es gießt wie aus Eimern.«

»Kann man wohl sagen.«

»August 1931. Gelber Fluss in China. Drei Millionen siebenhunderttausend Menschen kamen bei einem Dammbruch ums Leben«, sagte Edom.

Da Tom nicht wusste, was er mit dieser Information anfangen sollte, entgegnete er: »Das ist eine ganze Menge.«

In gerader Linie ging Barty von der Verandatreppe auf die mächtige Eiche zu.

»13. September 1928. Lake Okeechobee, Florida. Zweitausend Menschen verloren bei einer Überschwemmung ihr Leben.

»Zweitausend, gar nicht mal so schlimm«, bemerkte Tom albernerweise, weil ihm nichts Besseres einfiel. »Ich meine verglichen mit beinahe vier Millionen.«

Etwa drei Meter vor dem Stamm der Eiche änderte Barty die Richtung und fing an, um den Baum herumzugehen.

Es war erstaunlich zu sehen, wie perfekt sich der Junge nach nur drei Wochen an die Blindheit gewohnt hatte und wie sicher er sich bewegte, aber das versammelte Publikum wartete offensichtlich auf etwas Spektakuläreres als diesen Beweis seines unfehlbaren Orientierungssinns.

»27. September 1962. Barcelona, Spanien.

Vierhundert-funfundvierzig Todesopfer bei einer Überschwemmung.«

Tom wäre unauffällig von Edom abgeruckt, wäre er nicht auf der rechten Seite von Jacob flankiert gewesen. Die Bemerkung dieses noch misstrauischeren Zwillinges über das Zugunglück von Bakersfield war ihm noch gut in Erinnerung.

Der weit gespannte Baldachin der Eiche schützte das Gras darunter nicht vor der Nasse. Die Blätter schöpften den Regen aus der Luft und gossen ihn nicht etwa Tropfen für Tropfen, sondern gleich schwallweise auf die Erde.

Barty umrundete die Eiche einmal und kehrte dann zur Veranda zurück. Er lief die Treppe hinauf und blieb vor Tom stehen.

Trotz dem unzureichenden Licht war das Wunder nicht zu übersehen, das der Junge vollbracht hatte: Kleidung und Haare waren so trocken, als hätte er einen Regenmantel mit Kapuze darüber getragen.

Staunend ging Tom vor Barty in die Knie und befühlte den Ärmel von dessen Hemd.

»Ich bin da gelaufen, wo kein Regen ist«, sagte der Junge.

Bis er Angel begegnet war, hatte Tom fünfzig Jahre lang keinen Menschen gefunden, der so war wie er ... und jetzt gleich zwei innerhalb von nicht einmal zwei Wochen. »Das, was du da gerade getan hast, kann ich nicht.«

»Ich kann dafür das mit der Münze nicht«, antwortete Barty »Vielleicht können wir uns ja gegenseitig etwas beibn-

gen.«

»Vielleicht.« In Wirklichkeit glaubte Tom nicht, dass man Dinge wie diese lernen konnte, nicht einmal dann, wenn ein Mensch mit einer medialen Begabung den anderen in seine Kunst einweihte. Sie waren mit der gleichen besonderen Wahrnehmung Geborene, aber ihre Fähigkeit, mit der Vielzahl von Welten in Verbindung zu treten, die sie ausmachen konnten, unterschied sich voneinander und bewegte sich in eindeutig festgelegten Grenzen. Er hatte selbst nicht erklären können, wie er es anstellte, Münzen oder andere kleine Gegenstände in ein Anderswo zu werfen; es war etwas, was er im *Gefühl* hatte, und jedes Mal, wenn eine Münze verschwand, war das ein neuer Beweis für ihn, dass ihn sein Gefühl nicht trog. Seiner Vermutung nach bediente sich Bar-ty keiner bewussten Technik, wenn er da spazieren ging, wo es nicht regnete; er beschloss einfach, in einer trockenen Welt herumzulaufen, solange es in seiner eigenen regnete - und setzte seinen Entschluss dann in die Tat um. Beklagenswert unzulängliche Hexenmeister, Magier, die nur ein, zwei Kunststücke beherrschten, verfügten sie nicht über ein geheimes Buch der Zauberkünste oder über Zaubersprüche, die sie einem Lehrling hatten beibringen können. Die Hand auf der Schulter des Jungen, richtete sich Tom wieder auf und ließ den Blick über die Gesichter der um ihn Versammelten wandern. Die meisten von ihnen kannte er erst seit so kurzer Zeit, dass sie im Grunde Fremde für ihn waren. Dennoch hatte er zum ersten Mal seit seinen frühen Tagen im St.-Anselmo-Waisenhaus das Gefühl, einen Platz gefunden zu haben, an den er gehörte. Hier fühlte er sich zu Hause.

Agnes trat einen Schritt vor und sagte: »Wenn mich Barty an der Hand nimmt und zusammen mit mir durch den Regen geht, werde ich nass, auch wenn er trocken bleibt. Das gilt auch für alle anderen hier ... außer für Angel.«

Schon hatte das Mädchen eine Hand in Bartys geschoben.

Gemeinsam heben die beiden Kinder aus dem Schutz der Eranda in den Regen hinaus. Sie gingen aber nicht zur Eiche, sondern blieben am Fuß der Treppe stehen und drehten sich zum Haus um.

Jetzt, da Tom wusste, worauf er zu achten hatte, blieb ihm die

unglaubliche Wahrheit auch im düsteren Licht des regnerischen Abends nicht verborgen.

Sie liefen durch den Regen, den sturzbachartig prasselnden, rauschenden Regen, ganz so wie Gene Kelly in dem berühmten Film, in dem er tanzend und singend durch die regengepeitschten Großstadtstraßen wirbelte, nur dass der Schauspieler am Ende der Szene völlig durchnässt war, während die Kinder trocken blieben. Tom strengte die Augen an, um hinter das Geheimnis dieses Widerspruchs zu kommen, obwohl er wusste, dass sich Wunder grundsätzlich jedem Versuch einer Erklärung entzogen.

»Also gut, meine Süßen«, rief Celestma, »Zeit für den zweiten Akt.«

Barty ließ Angels Hand los, und während er selbst weiterhin trocken blieb, fand das Sturmbräusen augenblicklich das Mädchen, das sich zuvor noch in den silbrig-schwarzen Falten seines Vorhangs versteckt hatte.

Angel, ganz in Rosa, das da, wo es nass wurde, eine dunklere, rote Schattierung annahm, stieß einen spitzen Schrei aus und ließ Barty stehen, wo er war. Gefleckt, gestreift, durchnässt, mit falschen Tränen auf den Wangen und einer dunkel schimmernden Juwelenkrone im Haar, rannte sie wie eine Prinzessin, die von ihrem Kutscher im Stich gelassen wurde, die Treppe zur Veranda hinauf, wo sie von ihrer Großmutter mit offenen Armen aufgefangen und hochgehoben wurde.

»Du wirst dir eine Lungenentzündung holen«, sagte Grace tadelnd.

»Und was für Wundertaten kann Angel vollbringen?«, fragte Tom, an Celestma gewandt.

»Keine, soweit wir bisher wissen.«

»Außer dass sie die vielen Wirklichkeiten wahrnimmt«, fugte Maria hinzu. »Genau wie Sie und Barty.«

Als Barty die Treppe heraufkam, ohne sich am Geländer festzuhalten, und gleich darauf die rechte Hand ausstreckte, sagte Paul Damascus: »Tom, wir würden gerne wissen, ob Barty den Schutz, den er Angel im Regen gibt, auch auf Sie ausweiten kann. Vielleicht kann er es ja ... da Sie alle drei diese ... diese besondere Wahrnehmung, diese Klarsicht haben, oder wie immer Sie es nennen wollen. Aber das weiß er nur, wenn er es ausprobiert.«

Tom ergriff die Hand des Jungen - eine so kleine Hand und doch mit so festem, entschlossenem Griff-, aber er muss-te die Treppe nicht einmal ganz hinuntergehen, um zu wissen, dass die unsichtbare Hülle dieses Kindes ihm im Gegensatz zu Angel keinen Schutz bot. Kalter, prasselnder Regen durchnasste ihn augenblicklich bis auf die Haut, und er hob Barty so schwungvoll in die Arme, wie es Grace kurz zuvor mit Angel getan hatte, und kehrte mit ihm auf die Veranda zurück.

Agnes trat auf ihn zu und zog Grace und Angel zu sich. Ihre Augen leuchteten vor Aufregung. »Tom, Sie sind ein glaubiger Mensch, auch wenn Sie manchmal gezweifelt haben. Sagen Sie mir, was Sie von all dem halten.«

Er wusste genau, was *sie* davon hielt, und allen anderen, die auf der Veranda standen, sah er an, dass sie es nicht nur auch wussten, sondern dass sie gespannt daraufwarteten, aus seinem Mund die Bestätigung der Meinung zu hören, die sich bei Agnes längst herausgebildet hatte, als er an diesem Nachmittag mit Wally hierher gekommen war. Schon im Esszimmer, bevor sie ihre kleine Demonstration im Regen vorgeführt hatten, hatte er gespurt, dass es zwischen dem blinden Jungen und diesem aufgeweckten kleinen Mädchen eine besondere Verbindung gab. Und er hatte tatsächlich zu gar keinem anderen Schluss als Agnes kommen können, weil er genau wie sie daran glaubte, dass jedes Ereignis einen geheimnisvollen Plan und jedes Leben eine tiefere Bestimmung offenbarte, sofern man bereit war, das zu erkennen.

»Von allen Dingen, die mir im Leben bestimmt sein mögen«, richtete er das Wort an Agnes, »ist meiner Überzeugung nach nichts so wichtig wie der unbedeutende Betrag, den ich dazu geleistet habe, diese beiden Kinder zusammenzubringen.«

Im Halbdunkel des gedampften Lichtscheins, der durch die Vorhänge der Küchenfenster auf die Veranda fiel, lag ein Strahlen über diesen Gesichtern, ein fast übernatürliches Leuchten wie auf den Zügen der tönernen, nur vom flackernden Schein der Opferkerzen beleuchteten Heiligenfiguren in einer düsteren Kirche. Der Regen - wie Musik, Weihrauch der Jasmin, und der Augenblick heilig.

Tom ließ den Blick von einem zum anderen schweifen, dann sagte

er: »Wenn ich daran denke, was alles geschehen muss-te, bevor wir heute Abend hier zusammengekommen sind, all die tragischen und die glücklichen Wendungen des Schicksals, und wenn ich daran denke, dass es auch ganz anders hatte kommen können, dass es uns in alle Winde hatte verstreuen können und manche von uns sich nie begegnet waren, dann weiß ich, dass wir hierher gehören, weil es sich gegen alle Widrigkeiten so gefügt hat.« Sem Blick wanderte zu Agnes zurück, und er gab ihr die Antwort, die sie, wie er wohl wusste, zu hören hoffte. »Aus Gründen, die erst die Zeit enthüllen wird, war es diesen beiden Kindern bestimmt, sich zu begegnen ... und wir alle sind Werkzeuge einer geheimnisvollen Macht.« Ein Gefühl der Zusammengehörigkeit unter außergewöhnlichen Umständen brachte die hier Versammelten einander näher, weckte in ihnen den Wunsch, einander in die Arme und bei den Händen zu nehmen, das Staunen dieses Augenblicks gemeinsam zu erleben. Lange Zeit standen sie, inmitten des Sturms, inmitten der klimpernden, rauschenden, hämmernden, scheppernden, rasselnden Symphonie, die von allem widerhallte, was Menschenhand und Wirken der Natur geschaffen hatten, in ein Schweigen gehüllt da, wie es Tom tiefer nie empfunden hatte, Bis Angel sagte: »Wirfst du jetzt ein Schwein?«

Kapitel 80

Der Morgen des Tages, an dem es passierte, war ein strahlend blauer Vormittag im März, zwei Monate, nachdem Barty mit Angel einen trockenen Spaziergang im Regen unternommen hatte, sieben Wochen, nachdem Celestma und Wally sich das Jawort gegeben hatten, und fünf Wochen, nachdem das frisch vermahlte glückliche Paar den Kauf des Gäüoway-Hauses direkt neben dem der Lampions perfekt gemacht hatte. Selma Galloway, die schon Vorjahren aus dem Schuldienst ausgeschieden war, hatte von dem Geld, das der Verkauf ihres Hauses eingebracht hatte, eine kleine Eigentumswohnung am Strand des nahe gelegenen Stadtchens Carlsbad erworben, wo sie die letzten Jahre ihres Ruhestands zu genießen gedachte.

Celestma warf einen Blick aus dem Küchenfenster und sah Agnes in der Einfahrt der Lampions, wo die kleine Karawane aus drei Fahrzeugen wartete. Sie war damit beschäftigt, ihren Kombi zu beladen.

Nachdem sie ganze dreißig Meter weit weggezogen waren, hatten Celestma und Wally - gedrängt von Grace, die sich Borgen machte, es konnte sich eines Tages jemand verletzen ~ den hohen Sprossenzaun zwischen den Grundstücken abgerissen, da sie nun ja sozusagen eine Familie waren, wenn auch mit vielen Namen: Lampion, White, Lipscomb, Isaacson. Als sie aus den beiden Grundstücken einen einzigen großen Garten gemacht und einen Verbindungsweg angelegt hatten, war es für Ba«y viel leichter, zwischen den Hausern hm- und her-zupendeln, und auch die anderen Mitglieder der Sippe mit Namen Gonzalez, Damascus und Vanadium kamen gern und häufig zu Besuch.

»Agnes ist uns ein Stuck voraus, Mutter.«

Schon an der Kuchentur, die Arme beladen mit vier aufeinander getürmten Kuchenschachteln, sagte Grace: »Konntest du die vier Kuchen herausbringen, die noch auf dem Tisch stehen? Und pass auf, dass du sie nicht zerquetschst, Schatz.«

»Na klar, das bin ich, die berüchtigte, gemeingefährliche Kuchenzerquetscherin, ganz oben auf der FBI-Liste der meist-gesuchten Verbrecher.«

»Allerdings, meine Liebe, da gehörst du auch hm«, entgegnete Grace und trug ihren Stapel Kuchen zu dem Chevrolet Suburban hinaus, den Wally eigens zu diesem Zweck angeschafft hatte. Ernsthaft bemüht, ihrem Ruf als gemeingefährliche Kuchenzerquetscherin nicht gerecht zu werden, folgte Celestina ihrer Mutter.

Der milde Marzmorgen, der erfüllt war vom Gezitscher der Schwalben, die diese Gefilde offensichtlich ihrem berühmteren Landeplatz an der Mission San Juan Capistrano vorzogen, war wie geschaffen für die Auslieferung der Kuchen. Gemeinsam hatten Agnes und Grace ein verführerisches Sortiment an Vanille-Mandel- und Mokkasahnetorten produziert, das einer Konditorei alle Ehre gemacht hatte.

Unter Celestinas wachsamen Augen hatte das Mannsvolk - Wally, Edom, Jacob, Paul und Tom - Konservendosen und Trockennahrungsmittel in Kartons verpackt und außerdem etliche Kisten mit leichter Frühjahrskleidung für die Kinder der Familien auf ihrer Liste vorbereitet. Alle diese Sachen hatten sie schon am Vorabend in den Fahrzeugen verstaut.

Obwohl es noch ein paar Wochen bis Ostern war, hatte Celestina schon damit begonnen, mehr als hundert Osterkörbchen zu schmücken, die nur noch mit Süßigkeiten gefüllt werden mussten, wenn es so weit war. Im Wohnzimmer herrschte ein einziges Chaos aus Körben, Bandern, Schleifen, Perlen, Glockchen, grün, rot, gelb und rosa schillernden Zel-

lophanstreifen und niedlichen kleinen Pluschhasen und -küken.

Sie hatte ihre Arbeitstage aufgeteilt: Die eine Hälfte widmete sie dem Hilfsprogramm für die Bedürftigen der Nachbarschaft, das Agnes ins Leben gerufen und mit der Zeit ständig erweitert hatte, die andere ihrer Malerei. Sie hatte es nicht eilig, eine neue Ausstellung zustande zu bringen; ohnehin erschien es ihr zu gefährlich, wieder Kontakt mit der Galerie Greenbaum oder anderen Bekannten aus der Vergangenheit aufzunehmen, solange die Polizei Enoch Cain nicht gefasst hatte.

Zudem hatte sie durch ihren Beitrag für Agnes' Hilfsprojekt unendlich viele neue Themen für ihre Bilder gefunden, und ihre

Arbeit hatte eine Tiefe gewonnen, die sie beflügelte. »Wenn man seine Taschen leert und andere beschenkt«, hatte Agnes einmal gesagt, »wacht man am Morgen auf und stellt fest, dass man über Nacht reicher geworden ist.«

Als Celestma und ihre Mutter gerade die letzte Torte in den Kuhlboxen auf der Ladefläche des Suburban verstaute, kamen Paul und Agnes vom Kombi, der die Karawane anführte, zu ihnen.

»Fertig zum Aufbruch?«, fragte Agnes.

Paul, der sich als Zugführer verstand, überprüfte mit einem Blick ins Wageninnere, ob die Waren so verstaute waren, dass sie während der Fahrt nicht verrutschen und Schaden nehmen konnten.

»Tadellos verladen. Sieht gut aus«, erklärte er und machte die hintere Klappe zu.

Maria, deren VW-Bus die Mitte des Wagenzugs bildete, gesellte sich zu dem Gruppchen. »Ich habe keine Wegbeschreibung, Agnes, falls wir uns aus den Augen verlieren.«

Im Nu hatte Zugführer Damascus einen Plan parat.

»Wo ist eigentlich Wally?«, erkundigte sich Maria dann.

Als wäre dies sein Stichwort, kam Wally mit seiner schweren Arzttasche gerannt, denn inzwischen hatte er nämlich die medizinische Versorgung einiger ihrer Schützlinge übernommen.

»Es ist warmer, als ich gedacht habe, darum bin ich

noch einmal zurückgegangen, um mir etwas Leichteres anzuziehen.«

Auch an kühlen Tagen konnte es durchaus vorkommen, dass sie am Ende ihrer Kuchentour schweißgebadet waren, weil sie mithilfe der Männer, die mittlerweile an dem ehrgeizigen Unternehmen beteiligt waren, nicht nur als Lebensmittelherferanten fungierten, sondern auch einige Arbeiten übernahmen, die den Alten und Behinderten schwer fielen.

»Dann wollen wir uns mal auf den Wegmachen«, rief Paul, kehrte zum Kombi zurück und schwang sich auf den Beifahrersitz neben Agnes.

Als sie mit Wally und Grace im Suburban saß und darauf wartete, dass sich der Tross in Bewegung setzte, sagte Celestina: »Am Dienstagabend war er schon wieder mit ihr im Kino.«

»Wer, Paul?«, fragte Wally.

»Wer denn sonst? Ich glaube, da bahnt sich etwas an. So schmachkend, wie er sie ansieht, konnte sie ihn mit einem einzigen Augenaufschlag von den Socken hauen.«

»Hör auf zu tratschen«, tonte Grace' tadelnde Stimme aus dem Fond.

»Das sagt gerade die Richtige«, gab Celestma zurück. »Wer hat uns denn erzählt, dass sie Handchen haltend in der Hollywoodschaukel auf der Veranda gesessen haben?«

»Das war kein Tratsch«, sagte Grace. »Ich habe euch nur erzählt, dass Paul die Schaukel repariert hat.«

»Und wie war das, als ihr zusammen einkaufen wart, und sie hat ihm ohne besonderen Anlass dieses Sporthemd gekauft, nur weil sie dachte, es würde ihm gut stehen?«

»Das habe ich euch nur erzählt«, erwiderte Grace, »weil es ein sehr hübsches Hemd war und ich dachte, du würdest Wally vielleicht auch gern so eins kaufen.«

»Ach, Wally, ich mache mir Sorgen. Ich mache mir große Sorgen, dass meine Mutter im Begriff ist, eine Erste-Klasse-Fahrkarte in den Hollenschlund zu lösen, wenn sie nicht mit diesen Ausfluchten aufhört.«

»Ich gebe ihnen drei Monate«, sagte Grace von hinten, »bis er ihr einen Antrag macht.«

Fröhlich grinsend drehte sich Celestma zu ihrer Mutter um und sagte: »Einen Monat.«

»Wenn die beiden in deinem Alter waren, wurde ich dir Recht geben. Aber Agnes ist zehn Jahre, Paul sogar zwanzig Jahre älter als du, und wir waren früher nicht so hemmungslos wie eure Generation.«

»Mischehen mit Weißen und all das«, neckte Wally seine Schwiegermutter.

»Genau«, sagte Grace.

»Fünf Wochen höchstens«, korrigierte Celestma ihre Vorhersage nach oben.

»Zehn Wochen«, hielt ihre Mutter dagegen.

»Was kann ich gewinnen?«, sagte Celestma.

»Ich übernehme einen Monat lang deinen Teil der Hausarbeit.

Wenn ich mit meinem Tipp naher liege, räumst du einen Monat lang nach dem Backen und Kochen mein Kuchenchaos auf und waschst das Geschirr ab ... Schusseln, Topfe, Mixer, alles.«

»Abgemacht.«

An der Spitze der Karawane streckte Paul den Arm aus dem

Wagenfenster und winkte mit einem roten Taschentuch.

Im Suburban legte Wally den Gang ein und sagte: »Ich dachte, bei den Baptisten ist das Wetten verpönt.«

»Das ist keine Wette«, sagte Grace.

»Genau«, fiel Celestma ein. »Das ist keine Wette. Wie kommst du denn darauf?«

»Was soll es denn sonst sein, wenn es keine Wette ist?«, fragte er irritiert.

»Eine Mutter-Tochter-Allianz«, sagte Grace belehrend.

»Genau. Eine Allianz«, sagte Celestma.

Der Kombi setzte sich in Bewegung, der VW-Bus folgte, und Wally hängte sich als Schlusslicht an. »Volle Fahrt voraus!«, rief er.

Am Morgen des Tages, an dem es passierte, frühstückte Bar-ty mit Angel, Onkel Jacob und zwei hirnlosen Kameraden in der Küche der Lampions.

Jacob machte Maisfladen, Kaseomeletts mit Petersilie und knusprige Fritten mit einer Prise Zwiebelsalz.

An dem runden Tisch war Platz für sechs Personen, aber sie benötigten nicht mehr als drei Stühle, weil die beiden hirnlosen Kameraden zwei von Angels Puppen waren.

Beim Essen blätterte Jacob in einem neu erschienenen großformatigen Bildband über verheerende Dammbrüche. Während er sporadisch einzelne Textabschnitte las und die Bilder betrachtete, gab er ab und zu, mehr an sich selbst als an Bar-ty und Angel gerichtet, eine Bemerkung von sich. »Meine Gute«, sagte er beispielsweise in feierlich sonorem Ton. Oder mit tieftrauernder Stimme: »Ach, wie entsetzlich.« Oder im Brustton der Empörung:

»Straflieh. Strafhcher Leichtsinn, das Ding so nachlassig zu bauen.« Und manchmal schnalzte er mit der Zunge oder seufzte und ächzte teilnahmsvoll.

Zu den wenigen Vorteilen, die es hatte, blind zu sein, gehörte

Bartys Meinung nach, dass er sich die Sammelmappen und Buchersamer beiden Onkel nicht mehr ansehen konnte. Im Grunde seines Herzens hatte er auch in der Vergangenheit nie das Bedürfnis verspürt, sich diese Bilder von verkohlten Leichen in abgebrannten Kinosalen und von überfluteten Straßen mit im Wasser treibenden Ertrunkenen anzusehen, aber manchmal hatte er doch einen verstohlenen Blick gewagt. Seine Mutter hatte sich für ihn geschämt, wenn sie etwas von diesen Heimlichkeiten geahnt hatte. Aber das Rätsel des Todes übte einen nicht zu leugnenden absonderlichen Reiz aus, und manchmal reichte eine Father-Brown-Detektgeschichte einfach nicht aus, um Bartys Neugier zu befriedigen. Im Nachhinein hatte er es immer bereut, wenn er solche Fotos angesehen und die grasshchen Katastrophenberichte gelesen hatte, aber nun, da er blind war, blieb es ihm erspart, solche Reue haben zu müssen.

Da ihm nicht nur Onkel Jacob, sondern auch Angel beim Frühstück Gesellschaft leistete, hatte er immerhin jemanden, mit dem er sich unterhalten konnte, wenn sie es auch vorzog, mehr durch ihre Puppen als in eigener Person mit ihm zu sprechen. Offenbar saßen die beiden Puppen, an Schusseln gelehnt, auf dem Tisch. Die erste, MISS Pixie Lee, hatte eine hohe, piepsige Stimme. Die zweite, MISS Scheiblette Käse klang so, wie sich eine Dreijährige wohl die rauchig-verwegene Stimme einer Femme fatale vorstellte. Barty fand allerdings, dass der Vergleich mit einem Teddybaren passender gewesen wäre.

»Sie sehen heute Morgen sehr, sehr gut aus, Mr. Barty«, säuselte Pixie Lee, die ein ausgesprochen kokettes kleines Ding war. »Sie sehen aus wie ein großer Filmstar.«

»Schmeckt dir das Frühstück, Pixie Lee?«

»Kellogg's Frosties oder Homgsmacks mit Kakao waren mir lieber.«

»Na ja, Onkel Jacob versteht eben nichts von Kindern. Aber das hier ist doch auch nicht schlecht.«

Jacob brummelte etwas vor sich hin, was aber sicher nicht auf Bartys Bemerkung über ihn zurückzuführen war, sondern eher daran lag, dass er gerade eine Seite umgeblättert hatte und auf ein Bild von einem Berg toter Rinder gestoßen war, die sich in

irgendeiner vom Hochwasser verwüsteten Stadt in Arkansas wie angeschwemmtes Treibholz vor dem Haus der Veteranen türmten. Draußen wurden Motoren angelassen, und in der Einfahrt setzte sich die Kuchenkarawane in Richtung Straße in Bewegung.

»Bei mir zu Hause in Georgia essen wir abends Fruit Loops mit Kakao.«

»Bei dir zu Hause müssen alle Dünnpfiff haben.«

»Was ist Dünnpfiff?«

»Diarrho.«

»Was ist... Dia... wie Sie gesagt haben?«

»Wenn man die ganze Zeit pupsen muss.«

»Sie sind ja eklig, Mr. Barty. Wir in Georgia haben nie Dünnpfiff.«

Noch vor kurzer Zeit war MISS Pixie Lee in Texas beheimatet gewesen, aber seitdem Angel gehört hatte, dass der taat Georgia für seine Pfirsiche berühmt war, hatte sie mit der Blühenden Fantasie für Pixie Lee ein neues Leben erfunden,

in dem diese eine aus einem Riesenpfirsich bestehende Villa in Georgia bewohnte.

»Ich esse immer Kaffia zum Frühstück«, ließ sich MISS Scheiblette Käse mit ihrer Teddybarstimme vernehmen.

»Das heißt Kaviar«, berichtigte Barty.

»Sie brauchen mir gar nicht zu sagen, wie man Wo; ter ausspnchl, Mr. Barty.«

»Na schon, dann eben nicht, abei dann bleibst du ein dummer Kaskopp.«

»Und ich tnnke den ganzen Tag Champagner«, fuhr MISS Käse unbeirrt fort, indem sie das Wort wie »Scham-pm-jong« aussprach.

»Ich wurde mich auch betrmken, wenn ich Scheiblette Käse heißen wurde.«

»Ihre neuen Augen stehen Ihnen sehr gut, Mr. Barty«, flo tete Pixie Lee.

Er hatte seine künstlichen Augen jetzt seit fast einem Monat. Die Augenmuskeln waren in einer weiteren Operation mit der Bindehaut vernäht worden, und er bekam immer wieder zu hören, dass die Bewegung und das Aussehen überaus echt wirkten. Die

Leute hatten es ihm in den ersten paar Wochen sogar so oft gesagt, dass er misstramsch geworden war und den Verdacht hegte, seine neuen Augen seien völlig außer Kontrolle und rotierten in den Höhlen wie Windrader.

»Können wir uns nach dem Frühstück ein sprechendes Buch anhören?«, fragte MISS Scheiblette Käse.

»Ich fange gerade mit *Dt. Jekyll und Mr. Hyde* an, das konnte ziemlich gruselig werden.«

»Wir haben keine Angst.«

»Ach nein? Was war mit der Spinne letzte Woche?«

»Ich hatte keine Angst vor der blöden Spinne«, sagte Angel empört mit ihrer normalen Stimme.

»Warum hast du dann so ein Geschrei gemacht?«

»Ich wollte nur, dass alle kommen und sich die Spinne ansehen, sonst nichts. Es war wirklich echt ein ekliges, hübsches Vieh.«

»Du hast vor lauter Angst Dünnpfiff gekriegt.«

»Wenn ich je Dünnpfiff kriege, wirst du es *merken*.« Und weiter mit der Miss-Käse-Stimme: »Können wir uns das sprechende Buch in deinem Zimmer anboten?«

Angel liebte es, mit einem Zeichenblock auf der breiten, niedrigen Fensterbank in Bartys Zimmer zu sitzen, vom ersten Stockwerk aus auf die Eiche hinauszublicken und sich von den Geschichten, die er horte, zu allen möglichen Bildein inspirieren /u lassen. Alle sagten, sie sei für eine Dreijahge eine sehr begabte Künstlerin, und Barty wünschte, er hätte sehen können, wie gut sie malte. Er wünschte sich auch, er hätte Angel wenigstens ein einziges Mal sehen können.

»Wirklich, Angel«, sagte Barty, und seine Sorge war nicht gespielt, »es konnte gruselig werden. Ich habe noch ein anderes Buch, das wir uns anhören können, wenn du magst.«

»Wir wollen das gruselige hören, besonders, wenn Spinnen dann vorkommen«, piepste Pixie Lee trotzig.

»Na schon, das gruselige also.«

»Manchmal esse ich sogar Spinnen zum Kaviar.«

»Also, wer ist hier eklig?«

Am Morgen des Tages, an dem es passierte, erwachte Edom

morgens aus seinem Albtraum von den Rosen.

In seinem Traum ist er sechzehn, aber er fühlt sich wie ein alter Mann, solche Schmerzen leidet er. Der Garten hinter dem Haus. Sommer. Ein heißer Tag, die Luft so unbewegt und druckend wie das Wasser in einem stillen Teich, erfüllt von süßem Jasminduft. Unter der mächtigen, ausladenden Fichte. Das grün glänzende Gras vom buttergelben Sonnenschein wie mit einer Olschicht überzogen und smaragddunkel dort, wo die Schatten der Äste und des Laubs darauffallen. Fette Krähen, so schwarz wie Fetzen der Nacht, die das Morgengrauen überdauern haben, schießen aufgeregt krächzend von Ast zu Ast durch die Baumkronen. Das Flugelflat-tern zwischen den Ästen klingt ledrig, dämonisch. Sonst hört man nichts als die dumpfen, schweren Schläge von Fäusten und den keuchenden Atem seines Vaters, der die Strafe aus-
teilt. Edom selbst liegt bäuchlings im Gras, stumm, weil er einer Ohnmacht nah und so furchtbar zugerichtet ist, dass er nicht mehr die Kraft hat zu schreien oder um Gnade zu bitten, aber auch, weil Weinen und Flehen, wie er weiß, nur noch härtere Bestrafung nach sich ziehen wird als die Schläge, die er ohnehin schon eingesteckt hat. Sein Vater steht mit gespreizten Beinen über ihn gebeugt und drischt ihm mit seinen klobigen Fäusten erbarmungslos auf den Rücken und in die Nieren. Durch die hohen Zäune und Kirschlorbeerhecken, die das Grundstück nach beiden Seiten hin begrenzen, können die Nachbarn nicht sehen, was vor sich geht, aber manche wissen es ohnehin, haben es schon immer gewusst, es schert sie weniger als die Krähen im Baum. Auf dem Rasen zerstreut: die Scherben seiner zerbrochenen Trophäe für die preisgekrönten Rosen, das Symbol seines sündigen Stolzes, der eine große Triumph seines Lebens, aber eben auch sein sündiger Stolz. Schläge zuerst mit der Siegetrophäe, dann mit bloßen Fäusten. Und jetzt werden ihm, nachdem ihn sein Vater gewaltsam auf den Rücken gedreht hat, büschelweise Rosen ins Gesicht gedrückt, werden in seinem Gesicht zerquetscht und zermalmt, dass die Dornen seine Haut blutig reißen und sich ihm in die Lippen bohren. Sein Vater, der, ohne auf die eigenen Wunden zu achten, versucht, ihm mit Gewalt den Mund aufzuzwingen. »Friss deine Sünden, Knabe, friss deine Sünden!« Edom will seine Sünden nicht fressen, aber er fürchtet um seine Augen, er steht Todesängste aus, weil er

die Dornenstiche so nah bei den Augen spürt und die grünen Stacheln durch seine Wimpern kämmen. Schließlich hat er keine Kraft mehr, sich zu wehren, die Wucht der Schläge und jahrelange Einschüchterungen und Demütigungen zeigen ihre Wirkung. Also macht er den Mund auf, nur um es endlich hinter sich zu bringen, um dem Ganzen ein Ende zu machen, öffnet er den Mund, spürt, wie die Rosen hineingestopft werden, spürt den scharfen Schmerz der Dornen auf der *Zunge*, schmeckt den bitteren, frischen Saft, der aus den zerquetschten Stängeln gepresst wird. Und dann Agnes.

Agnes im Garten, die »Hör auf, *hör auf!*« schreit,

Agnes, erst zehnjährig, mager und am ganzen Leib zitternd, bis zu diesem Moment in Schach gehalten von ihrer Furcht, von der Erinnerung an die vielen Schläge, die sie selbst schon hat erdulden müssen, jetzt aber glühend vor gerechter Empörung- Schreiend schlägt sie mit einem Buch, das sie mit in den Garten gebracht hat, auf ihren Vater ein. Die Bibel. Sie schlägt ihren Vater mit der Bibel, aus der er seinen Kindern jeden Abend ihres bisherigen Lebens vorgelesen hat. Er lässt die Rosen fallen, reißt Agnes das heilige Buch aus den Händen und schleudert es durch den Garten. Dann rafft er mit beiden Händen die verstreuten Rosen zusammen, will seinen Sohn zwingen, sein Sündermahl zu beenden, aber schon ist Agnes wieder da, hat die Bibel aufgehoben, holt damit zum Schlag aus und spricht mit einem Mal aus, was alle wissen, was aber noch nie jemand zu sagen gewagt hat, was auch Agnes selbst nach diesem Tag nie wieder über die Lippen bringen wird, solange der alte Mann lebt, aber jetzt, die Bibel so vor ihm erhoben, dass er das in Gold geprägte Kreuz auf dem Einband aus Lederimitat sehen kann, wagt sie es auszusprechen. »Mörder«, sagt Agnes. »*Mörder.*« Und Edom weiß, dass es aus ist mit ihnen, dass ihr Vater sie in seiner rasenden Wut auf der Stelle erschlagen wird. »Mörder«, sagt sie noch einmal hinter dem Schutzschild der Bibel, und sie meint damit nicht, dass er im Begriff ist, Edom umzubringen, sondern dass er ihre Mutter getötet hat, dass sie ihn gehört haben in jener Nacht vor drei Jahren, dass sie den kurzen aber schrecklichen Kampf mit angehört haben und genau wissen, dass es kein Unfall war. Die Rosen fallen ihm aus den zerkratzten, zerstochnen Händen, ein Regen aus gelben und roten Blütenblättern. Er richtet sich auf und tritt einen Schritt auf Agnes zu, die Fäuste dunkelrot

verschmiert von seinem eigenen und von Edoms Blut. Agnes weicht nicht zurück, hält nur das Buch schützend vor sich, sodass sich das Sonnenlicht flimmernd auf dem Kreuz fängt und es zärtlich streichelt. * nstatt ihr das Buch wieder aus den Händen zu reißen, geht ¹ r Vater steifbeinig an ihr vorbei ins Haus, und gleich wird er ^{er} Slcner mit einem Knüppel oder einer Axt wieder da sein ... aber an diesem Tag lasst er sich nicht mehr blicken. Und nun kniet Agnes - mit einer Pinzette für die Dornen, mit einer Schussel warmem Wasser und einem Waschlappen, mit Jod einer entzündungshemmenden Salbe und Verbandszeug -neben ihm im Gras nieder. Auch Jacob kriecht aus seinem dunklen Versteck unter der Veranda hervor, von wo aus er starr vor Angst hinter der Gitterumrandung verborgen, alles mit angesehen hat. Er ist in Tränen aufgelöst, zittert an allen Gliedern, und seine Wangen sind vor Scham gerötet, weil er tatenlos zugeesehen hat, obwohl es andererseits klug von ihm war, sich zu verstecken, weil die Bestrafung des einen Zwillings gewöhnlich damit endete, dass der andere ohne Grund ebenfalls eine Tracht Prügel einfiel. Agnes gelingt es allmählich, Jacob zu beschwichtigen, indem sie ihn an der Versorgung der Wunden seines Bruders teilhaben lässt, und zu Edom sagt sie und wird es von nun an noch oft wiederholen: »Ich hebe deine Rosen, Edom. Ich hebe deine Rosen. Gott hebt deine Rosen, Edom.« Über ihren Köpfen wird das aufgeregte Geflatter allmählich leiser, bis es nur noch ein schwaches Rascheln ist, und das Krächzen der Krähen schließlich verstummt. Die Teiche der Luft so reglos und schwer wie das Wasser einer zwischen Bäumen verborgenen Lagune im vollkommenen Paradies derer, die ohne Sunde sind ...

Noch mit fast vierzig Jahren träumte Edom von jenem entsetzlichen Sommernachmittag, allerdings nicht mehr so oft wie in zurückliegenden Zeiten. Wenn er jetzt davon träumte, verwandelte sich der Albtraum allmählich in Traumbilder der Liebe und Zuversicht. Bis vor wenigen Jahren war er stets aus dem Traum erwacht, wenn ihm sein Vater die Rosen in den Mund stopfte, wenn die Dornen seine Wimpern streiften oder wenn Agnes mit der Bibel auf ihren Vater einzuschlagen begann und damit noch schlimmere Strafen heraufbeschwor. Die letzte Szene des Traums, dieser neue Übergang vom Schrecken zur Hoffnung, bevor er erwachte, war in

der Zeit hinzugekommen, als Agnes mit Barty schwanger gewesen war. Edom wusste nicht, warum das so war, machte aber auch nicht den Versuch, das Phänomen zu ergründen. Er war einfach nur dankbar für die Veränderung, weil er beim Aufwachen nun eine gewisse innere Ruhe, nie mehr als ein kurzes Schaudern spürte und auch nicht mehr mit einem Angstschrei auf den Lippen aus dem Schlaf hochfuhr.

An diesem Morgen im März holte Edom, wenige Minuten, nachdem die Kuchenkarawane aufgebrochen war, seinen Ford Country Esquire aus der Garage und fuhr in die Gärtnerei, die ihre Pforten früh öffnete. Der Frühling stand vor der Tür, und es gab noch viel zu tun, wenn er das Beste aus dem Rosengarten machen wollte, den er mit Joeys Ermutigung und Unterstützung neu angelegt hatte. Der Gedanke daran, stundenlang zwischen Pflanzenschösslingen, Werkzeugen und Gartnerzubehör herumzustreifen, erfüllte ihn mit einem tiefen Glücksgefühl.

Am Morgen des Tages, an dem es passierte, stand Tom Vanadium später auf als sonst, rasierte sich, nahm eine Dusche, rief dann von dem Telefon in Pauls Arbeitszimmer im Erdgeschoss aus Max Bellmi in San Francisco an und sprach mit einem Vertreter sowohl der Polizeibehörde von Oregon als auch des örtlichen Polizeireviers von Spruce Hills.

Er war in ungewöhnlich ruheloser Stimmung. Sem angeborener Gleichmut, die in den langen Jahren als Jesuiten-mönch erlernte Gewohnheit, die Dinge so zu nehmen, wie sie kamen, und die Geduld, die er sich während seiner Arbeit bei der Mordkommission angeeignet hatte, all das konnte nicht verhindern, dass sich allmählich Frustration in ihm breit machte. In den mehr als zwei Monaten, seitdem Enoch Cain nach dem Mord an Reverend White spurlos verschwunden war, hatte es keinen einzigen Hinweis auf dessen Verbleib gegeben. Woche um Woche war der schlanke Schößling der Frustration gewachsen, bis ein Baum, schließlich ein ganzer Wald daraus geworden war und Tom jeden neuen Tag mit einem Blick durch das Astegitter der Ungeduld begann.

Nach dem, was sie im Januar mit Barty und Angel erlebt hatten, fühlten sich Celestina, Grace und Wally nicht mehr wie heimatlos gewordene Menschen, die nur darauf warteten, nach

San Francisco zurückkehren zu können. Sie hatten hier in Bright Beach ein neues Leben begonnen, und alle Anzeichen sprachen dafür, dass es so glücklich und mit sinnvollen Aufgaben gefüllt sein würde, wie man es in diesem irdischen Jammertal nur erwarten konnte.

Auch Tom hatte beschlossen, sich hier ein neue Existenz aufzubauen und Agnes bei ihrer immer mehr ausufernden Arbeit unter die Arme zu greifen. Er wusste noch nicht recht, ob er in diesem Zusammenhang sein Gelübde erneuern wurde oder ob er das katholische Ordensgewand endgültig ablegen sollte. Diese Entscheidung wollte er erst treffen, wenn der Fall Enoch Cain gelöst war.

Lange konnte er die Gastfreundschaft von Paul Damascus nicht mehr in Anspruch nehmen. Seit er mit Wally nach Bright Beach gekommen war, hatte er in Pauls Gästezimmer gewohnt. Er wusste zwar, dass er hier stets willkommen war, und das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das ihn mit diesen Menschen verband, war seit Januar nur noch stärker geworden, aber dennoch fühlte er sich allmählich wie ein Eindringling.

Seine Anrufe bei Bellini und der Polizei in Oregon waren von der inständigen Hoffnung auf Neuigkeiten begleitet gewesen, aber sein Stoßgebet war nicht erhört worden. Niemand hatte etwas von Cain gesehen oder gehört, und auch die lästigen Hellseher, die sich den Ermittlern in diesem Aufsehen erregenden Fall an die Fersen geheftet hatten, waren dem Mörder mit ihren übersinnlichen Ahnungen nicht auf die Spur gekommen.

Der Wald der Frustration war wieder ein Stück gewachsen, als Tom sich jetzt vom Schreibtisch erhob, die Zeitung von der Treppe vor der Haustür holte und in die Küche ging, um sich seinen Frühstückskaffee zu kochen. Er brühte eine Kanne des starken Gebräus auf und setzte sich dann mit einem dampfenden Becher, randvoll mit schwarzem, bitterem Trost, an den Tisch aus gewachsenem Kiefernholz.

Fast hätte er die Zeitung über dem Vierteldollar aufgeschlagen, bevor er ihn sah. Glänzend. Das Wort *Liberty* im Halbrund am oberen Rand der Münze über dem Kopf von George Washington, unter dessen Kinn die Prägung: *In God*

y/e Trust.

Da Tom Vanadium kein notorischer Schwarzseher war, kam ihm die vernünftigste Erklärung als Erstes in den Sinn. Paul hatte Interesse daran gezeigt, lernen zu wollen, wie man einen Quarter über den Handrücken abrollen ließ, und obwohl es seine Geschicklichkeit auf eine harte Probe stellte übte er sich von Zeit zu Zeit hoffnungsvoll in dieser Kunst. Zweifellos hatte er an diesem Morgen - oder vielleicht auch schon am Vorabend vor dem Zubettgehen - hier am Tisch gesessen und die Münze so oft fallen lassen, bis er die Geduld verlor.

Wally hatte seine Besitztümer in San Francisco unter Toms wachsamen Augen veräußert. Jeder Versuch, seine Spur von Bright Beach zurückzuverfolgen, war zum Scheitern verurteilt. Seine Fahrzeuge waren über eine Gesellschaft verkauft worden, und das neue Haus hatte er durch eine Stiftung unter dem Mädchennamen seiner verstorbenen Frau erworben.

Celestina, Grace und Tom selbst hatten alle erforderlichen Maßnahmen ergriffen, um auch nicht die aller kleinste Spur zu hinterlassen. Die wenigen Mitarbeiter der Polizeibehörden, die wussten, wie man Tom und über ihn die anderen erreichen konnte, waren sich der Tatsache bewusst, dass sein Aufenthaltsort und seine Telefonnummer der strengsten Geheimhaltung unterlagen.

Der Vierteldollar, silbern glänzend. Unter dem Hals des Präsidenten die Jahreszahl: 1965. Zufällig das Jahr, in dem Naomi ermordet worden war. Das Jahr, in dem er Enoch Cain zum ersten Mal begegnet war. Das Jahr, in dem alles begonnen hatte.

Wenn Paul den Trick mit dem Vierteldollar übte, tat er dies gewöhnlich auf dem Sofa oder im Sessel sitzend, jedenfalls aber in einem Zimmer, das mit Teppichboden ausgelegt war, weil die Münze, wenn sie auf den nackten Fußboden fiel, gern Wegrollte und er ihr ständig hinterherlaufen musste.

Tom nahm ein Messer aus einem der Besteckkasten. Die längste und schärfste Klinge, die zur Auswahl stand.

Seine Pistole hatte er oben in der Nachttischschublade gelassen. Obwohl er sich sicher war, dass seine Vorsicht übertrieben war, verließ er die Küche so, wie es ein Polizist, nicht ein Priester, getan hätte: geduckt, das Messer angriffsbereit vor sich, mit einem Satz

durch die Tür. Von der Küche ins Esszimmer, vorn Esszimmer in den Flur, mit dem Rücken an der Wand entlang, in schnellem Schritt in die Eingangsdiele. Hier einen Moment stehen bleiben, lauschen.

Tom war allein. Im Haus war, wie zu erwarten, alles still. Hanna Rey, die Haushälterin, würde ihren Dienst erst um zehn Uhr antreten.

Wie die tiefe Ruhe vor dem Sturm in der Sekunde, bevor das Gewitter losbrach, schlug die Lautlosigkeit des Hauses sintflutartig über ihm zusammen.

Die Suche nach Cain war jetzt zweitrangig. Zuerst musste er seine Pistole holen. Die Waffe wieder an sich nehmen und Zimmer für gespenstisches Zimmer nach ihm durchkämmen. Ihn zur Strecke bringen, wenn er da war. Vorausgesetzt, Cain brachte nicht ihn zuerst zur Strecke.

Tom stieg die Treppe hinauf.

Onkel Jacob, Koch, Babysitter und Experte für den nassen Tod, räumte den Tisch ab und spülte das Geschirr, während Barty eine dahinplätschernde Unterhaltung mit Pixie Lee und Miss Scheiblette Käse über sich ergehen ließ, wobei Letztere ihren Namen nicht dem Sieg in einem von der Firma Kraft finanzierten Schönheitswettbewerb verdankte, wie er zuerst angenommen hatte, sondern Angels Aussage zufolge die »gute« Schwester des Käsemanns, dieses elenden Lügners aus dem "Werbefernsehen, war. Nachdem das Geschirr abgetrocknet und weggeräumt war, zog sich Jacob ins Wohnzimmer zurück und machte es sich in pinem Iehnsessel bequem, wo ihn sein neues Buch über katastrophale Dammbürche wahrscheinlich bald so fesseln würde, dass er einschließlich der Sandwiches für das Mittagessen alles um sich herum vergaß, bis Barty und Angel ihn aus den überschwemmten Straßen irgendeiner unglückseligen Stadt retteten. Die beiden Kinder hatten vorerst genug von den Puppen und gingen nach oben in Bartys Zimmer, wo das sprechende Buch in geduldigem Schweigen wartete. Angel kletterte mit ihren Buntstiften und einem dicken Zeichenblock auf die gepolsterte Fensterbank. Barty machte es sich auf dem Bett gemütlich und schaltete das Tonbandgerät ein, das auf dem Nachttisch stand.

So selbstverständlich wie ein Glas, in das aus einem Krug Saft eingegossen wird, füllte sich das Kinderzimmer im Geplätscher der klangvoll vorgelesenen Worte von Robert Louis Stevenson mit einer anderen Zeit und einem anderen Ort.

Eine Stunde später schaltete Barty, weil er Durst hatte, das Gerät ab und fragte Angel, ob sie auch eine Limonade wolle.

»Die mit Orangengeschmack«, sagte sie. »Ich hole sie.«

Manchmal schoss Barty - wie seine Mutter bei etlichen Gelegenheiten kritisiert hatte - in seinem Wunsch, auf niemanden angewiesen zu sein, ein wenig über das Ziel hinaus, und so wies er Angel auch jetzt in allzu scharfem Ton zurecht. »Ich will nicht bedient werden. Ich bin nicht hilflos, merk dir das. Ich kann die Limonade selbst holen.« Weil ihm seine Grobheit schon an der Tür wieder Leid tat, drehte er sich noch einmal um und sah dorthin, wo seiner Einschätzung nach die Fensterbank sein musste. »Angel?«

»Was ist?«

»Es tut mir Leid. Ich war grob.«

»Das habe ich sehr wohl gemerkt.«

»Ich meine gerade eben.«

»Und nicht nur gerade eben.«

»Wann denn noch?«

»Vorhin mit Miss Pixie und Miss Scheiblette.«

»Dafür entschuldige ich mich auch.«

»Ist schon gut«, sagte sie.

Als Barty über die Zimmerschwelle in den Flur hinaustrat hörte er Miss Pixie Lees Stimme hinter sich: »*Du bist süß, Barty.*«

Er seufzte.

»*Willst du mit mir gehen?*«, erkundigte sich Miss Käse, die bisher keine Anzeichen von Verliebtheit hatte erkennen lassen.

»Ich überlege es mir«, versprach Barty.

Auf seinem Weg durch den Flur, bei dem jeder Schritt genau bemessen war, hielt er sich an der Wand, die der Treppe gegenüberlag.

Er hatte den Grundriss des Hauses präziser im Kopf, als ihn ein Architekt hätte zeichnen können. Jeder Zentimeter war ihm

vertraut, und er berechnete entsprechend seinem stetigen körperlichen Wachstum jeden Monat seine Schrittlänge und alle Entfernungen neu. Soundso viele Schritte von diesem Punkt bis zu jenem. Jede Biegung, jede Besonderheit des Grundrisses unauslöschlich im Gedächtnis gespeichert. Die Wege durchs Haus glichen einer komplizierten mathematischen Berechnung, da er aber ein Rechengenie war, bewegte er sich in seinem Heim fast so sicher wie zu den Zeiten, als er noch hatte sehen können.

Um sich im Haus zu orientieren, verließ er sich eigentlich nicht auf Geräusche, obwohl solche ihm gelegentlich halfen, seinen genauen Standort zu bestimmen. Zwölf Schritte von seinem Zimmer entfernt, knarrte unter dem Teppichboden kaum hörbar eine Fußbodendiele, was ihm sagte, dass es noch siebzehn Schritte bis zum Treppenabsatz waren. Auch ohne dieses leise Knarren hätte er genau gewusst, wo er gerade war, aber er empfand das Geräusch immer wieder als beruhigend.

Als er die auffällige Diele sechs Schritte hinter sich gelassen hatte, überkam ihn plötzlich das ausgesprochen merkwürdige Gefühl, nicht allein im Flur zu sein.

Er verließ sich, wenn es darum ging, Hindernisse in seinem *w-irVirn auszuloten, auch nicht

auf den sechsten Sinn, über den manche Blinden zu verfügen behaupteten. Manchmal spürte er instinktiv, dass ein Gegenstand im Weg war, der sich normalerweise nicht an dieser Stelle befand; aber ebenso oft ahnte er nichts von dem Hindernis und stolperte, wenn er seinen Stock nicht benutzte, darüber. Der sechste Sinn wurde im Allgemeinen gewaltig überschätzt.

Sofern sich jemand mit ihm im Flur aufhielt, konnte es nicht Angel sein. Weil sie in der einen oder anderen Stimme fröhlich vor sich hin geplappert hätte. Onkel Jacob hätte nie auf diese Weise Scherze mit ihm getrieben, und sonst befand sich niemand im Haus.

Trotzdem trat er einen Schritt von der Wand weg und drehte sich, die lichtlose Welt um sich herum ertastend, mit seitlich ausgestreckten Armen einmal um sich selbst. Nichts. Keine Menschenseele.

Barty schüttelte den merkwürdigen Anfall von Unbehagen ab und setzte seinen Weg zur Treppe fort. Gerade, als er den Pfosten

erreicht hatte, hörte er ein leises Knarren der Fußbodendiele hinter sich.

Er drehte sich um, blinzelte mit seinen Kunststoffaugen und sagte:

»Hallo?« Es kam keine Antwort.

In Häusern arbeitete das Material ständig und produzierte dabei seine eigenen Geräusche. Das war auch einer der Gründe, warum er sich nicht sonderlich auf sein Gehör verlassen konnte, um sich in der Dunkelheit zu orientieren. Ein Geräusch, das er durch das Gewicht seiner Schritte zu erzeugen glaubte, konnte ebenso gut auf Witterungseinflüsse und die Alterungsprozesse des Hauses selbst zurückzuführen sein. »Hallo?«, sagte er noch einmal, und wieder bekam er keine Antwort.

Überzeugt, dass ihn das Haus zum Narren hielt, stieg Barty mit wohl berechneten Schritten die Treppe hinunter und Qurchmaß dann die Eingangsdiele und den Flur im Erdgeschoss.

An der Bogentür zum Wohnzimmer sagte er im Vorbeigehen: »Pass auf, dass dich keine Flutwelle erwischt, Onkel

Jacob.«

• r •

Gefangen in der Welt der Katastrophen, so vertieft in die Bilder als wäre er auf wundersame Weise in das Buch hineingetreten und hätte es hinter sich zugeklappt, blieb Onkel Jacob eine Antwort schuldig.

Während Barty mit energischem Schritt seinen Weg zur Küche fortsetzte, gingen ihm Dr. Jekyll und der abscheuliche Mr. Hyde durch den Kopf.

/

Kapitel 81

Die linke Hand am Geländer, die rechte angriffsbereit mit dem Messer auf Hüfthöhe, stieg Tom Vanadium zügig, aber vorsichtig ins erste Stockwerk hinauf, wobei er sich auf der Treppe zweimal umdrehte, um sich zu vergewissern, dass Cain ihm nicht unbemerkt auf den Fersen war.

Den Flur entlang zu seinem Zimmer. Schnell und geduckt durch die Tür. Die Schranktür, die einen Spaltbreit offen stand, misstrauisch im Auge.

Bis er den Nachttisch erreichte, ließ ihn die Befürchtung nicht los, die Pistole könnte verschwunden sein. Aber da war sie. Geladen.

Er legte das Messer hin und nahm hastig die Schusswaffe an sich. Fast dreißig Jahre, nachdem er das Priesterseminar verlassen hatte - und noch viel weiter davon entfernt, wenn man den Grad der verlorenen Unschuld, die Meilen harter Lebenserfahrung als Maßstab nahm -, war Tom Vanadium entschlossen, einen Menschen zu töten. Selbst wenn er Gelegenheit gehabt hätte, Cain zu entwaffnen, wenn es ihm möglich gewesen wäre, ihn nur kampfunfähig zu machen, hätte er auf den Kopf oder aufs Herz gezielt, hätte er sich zum Richter und Henker aufgeschwungen, hätte Gott gespielt und es Gott fürder-hm überlassen, über seine sündige Seele zu richten.

Raum für Raum durch die ganze obere Etage. Schränke durchsuchen. Hinter Möbelstücken nachsehen. Badezimmer. auls Schlafzimmer. Keine Spur von Cain.

Die Treppe hinunter, durch das Erdgeschoss, schnell, lautlos, manchmal mit angehaltenem Atem, auf die Atemgerausche des anderen lauschen, auf das leiseste Quietschen einer Gummisohle, obwohl er sich auch über das harte Klappern eines Bocksfußes und eine Wolke von Schwefelgeruch nicht gewundert hatte. Schließlich beendete er die Runde in der Küche, schloss den Kreis vom glänzenden Vierteldollar auf dem Kuchentisch durch das gesamte Haus und wieder zu der Münze zurück. Kein Cain.

Vielleicht hatten ihn zwei Monate ergebnisloser Warterei so weit gebracht: bloß liegende Nerven, fieberhafte Wahnvorstellungen und düstere Ahnungen, die sich zu blanker Angst verdichtet hatten.

Ohne die schmerzlichen Erfahrungen, die er mit Enoch Cain am eigenen Leib gemacht hatte, wäre er sich vermutlich nachgerade albern vorgekommen. Es war falscher Alarm, aber wenn man bedachte, mit welchem Feind er es zu tun hatte, konnte ein wenig Training von Zeit zu Zeit auch wieder nicht schaden.

Er legte die Pistole auf die Zeitung und nahm wieder auf dem Stuhl Platz. Dann hob er den Kaffeebecher an die Lippen. Die Durchsuchung des Hauses war so schnell vonstatten gegangen, dass das dunkle Gebrauh noch wohltuend heiß war.

Den Becher in der Rechten, ließ Tom die Münze über den linken Handrücken rollen. Pauls Münze eben doch. Der 25-Cent-Lohn der Angst.

Mit körperlicher Geschmeidigkeit ebenso gesegnet wie mit seinem blendenden Aussehen, trat Junior leise und geschmeidig wie eine Katze in die Tür und lehnte sich lassig an den Pfosten.

Das Mädchen, das auf der gegenüberliegenden Seite des Zimmers auf der Fensterbank saß, gab mit keinem Zeichen zu erkennen, dass es seine Anwesenheit bemerkt hatte. Es saß seitlich zu ihm, mit dem Rücken an den Rahmen gelehnt, einen großen Zeichenblock auf den angewinkelten Beinen, in der Fensternische und war ganz vertieft in seine Arbeit mit den Buntstiften.

Vor dem großen Fenster, an dem es saß, zeichnete sich die dunkle Krone der mächtigen Eiche wie ein schwarzer Katzenbuckel ab, und ein leises Zittern ging durch das Laub, als würde die Natur selbst in banger Erwartung dessen erbeben, was Junior im Schild führen mochte.

Der Baum beflügelte wahrhaftig seine Fantasie. Sobald er das Mädchen erschossen hatte, wurde er das Fenster öffnen, um seine Leiche in die Eiche hinauszuerwerfen. Sollte Celestina sie doch dort finden, aufgespießt von den Ästen, im freien Fall gekreuzigt. Seine Tochter, seine Heimsuchung, sein Mühlstein, Enkelin des Furunkel verteilenden Voodooopnesters ...

Nachdem ein Arzt vierundfünfzig Furunkel aufgeschnitten und die emunddreißig hartnäckigsten mitsamt dem Herd ausgeschalt hatte (wobei er den Kopf des Patienten rasieren musste, um an die zwölf Eiterbeulen zu gelangen, die auf der Kopfhaut wucherten), nach

weiteren drei Tagen, die er wegen der Gefahr einer Staphylokokkeninfektion zur Beobachtung in der Klinik geblieben war, und nachdem er so glatzköpfig wie Meister Proper und mit der Aussicht, auf Dauer von Narben entstellt zu bleiben, wieder in die Welt entlassen worden war, hatte Junior der Stadtbibliothek von Reno einen Besuch abgestattet, um sich ein Bild von der aktuellen Lage zu machen.

Der Mord an Reverend White fand in der Presse des ganzen Landes und besonders in den Zeitungen, die an der Westküste erschienen, ein reges Echo, weil rassistische Motive hinter der Tat vermutet wurden und weil dabei eine Pfarrei in Flammen aufgegangen war. Für die Polizei war Junior der Hauptverdächtige, und in den meisten Zeitungen war neben den Berichten über das Geschehen ein Foto von ihm abgebildet. In den Artikeln wurde er als »gut aussehend«, »eine blendende Erscheinung«, »ein Mann mit der Ausstrahlung eines Filmstars« beschrieben. Es hieß zudem, er sei in der avantgardistischen Kunst-

szene von San Francisco kein Unbekannter. Sein Herz schlug höher, als er entdeckte, dass Sklent ihn in einem Interview als »charismatische Persönlichkeit« bezeichnet hatte, als »einen ernsthaften Denker, einen Mann mit erlesenem künstlerischem Geschmack ... so schlau, dass er mit einem Mord so unbehelligt davonkommen konnte wie andere mit einem Parkvergehen«. »Menschen wie er«, hatte Sklent weiter erklärt, »bestätigen die Sicht der Welt, die mich beim Malen inspiriert.«

Das Lob tat Junior gut, aber die hemmungslose Verbreitung seines Fotos war selbst für die Anerkennung, die sein Beitrag zur Kunstszene fand, ein sehr hoher Preis. Zum Glück ähnelte er mit seinem kahl geschorenen Kopf und seinem pockennarbigem Gesicht in nichts mehr dem Enoch Cain, der auf der Fahndungsliste der Polizei stand. Und die nahm an, der Gesichtsverband, mit dem er im Pfarrhaus aufgetaucht war, sei nichts als eine ausgefallene Tarnung gewesen. Ein Psychologe hatte sogar die Vermutung geäußert, der Verband sei Ausdruck der Schuldgefühle und der Scham, die er im Unterbewusstsein empfand. Aber sicher doch. Für Junior wurde 1968 - das Jahr des Affen im chinesischen Kalender - das Jahr des Schönheitschirurgen sein. Um den glatten Teint wieder herzustellen, der die Frauen unweigerlich reizte, ihn

zu küssen, musste ein großer Teil der Gesichtshaut abgeschliffen werden. Und wenn er schon dabei war, wurde er gleich einige feine operative Korrekturen vornehmen lassen, um sein Aussehen zu verändern. Raffinierte Korrekturen. Auf keinen Fall wollte er seine äußere Voll-kommenheit gegen ein Allerweltsgesicht eintauschen. Er musste unbedingt sicherstellen, dass sein nachoperatives Gesicht, wenn er sich erst einmal die Haare wachsen lassen und vielleicht auch gefärbt hatte, eine ebenso umwerfende Wirkung auf die Frauen hatte wie sein vorheriges Aussehen.

Den Zeitungen zufolge schrieb ihm die Polizei auch die Morde an Naomi, Victoria Bressler und Ned Gnathic zu (a^{en} man mit Celestma in Verbindung gebracht hatte). Außerdem wurde er gesucht wegen versuchten Mordes an Dr Walter Lmscomb (Ichabod, wie es schien), wegen versuchten Mordes an Grace White und wegen des Überfalls auf Lenora Kickmuh (deren fuchsschwanzbehängten Pontiac er in Eugene, Oregon, gestohlen hatte).

Er hatte die Bibliothek vor allem aufgesucht, um sich davon zu überzeugen, dass Harnson White wirklich und unzweifelhaft tot war. Er hatte den Mann vier Mal getroffen. Zwei in den Benzintank des gestohlenen Pontiacs gejagte Kugeln hatten das Pfarrhaus in Schutt und Asche gelegt und hatten den Reverend eigentlich abfackeln müssen. Aber wenn man es mit schwarzer Magie zu tun hatte, konnte man gar nicht vorsichtig genug sein.

Nachdem er eine ausreichende Zahl reißerischer Zeitungsartikel gelesen hatte, um sicher zu sein, dass der Fluche austeilende Reverend wahrhaftig tot war, hatten sich in seinem Kopf vier bemerkenswerte Fakten herauskristallisiert. Drei davon waren von entscheidender Bedeutung für ihn.

Erstens wurde Victoria Bressler als eines seiner Mordopfer genannt, obwohl die Polizei, soweit er wusste, eigentlich allen Grund zu der Annahme haben musste, dass Vanadium der Täter war.

Zweitens wurde Thomas Vanadium mit keinem Wort erwähnt, was darauf schließen ließ, dass dessen Leiche noch nicht im Baggersee entdeckt worden war. Er hatte im Fall Bressler demnach noch als Hauptverdächtiger gelten müssen. Wenn hingegen neue Beweise aufgetaucht waren, die seine Unschuld belegten, so wäre sein

Verschwinden erwähnt worden und sein Name hatte auf der Liste der möglichen Opfer des schamhaften Schlachters, der bandagierten Bestie, wie er in den Revolverblättern genannt wurde, auftauchen müssen. Drittens hatte Celestma eine *Tochter*. Nicht etwa einen Sohn namens Bartholomew. Das Kind, das Seraphim zur Welt gebracht hatte, war ein Mädchen. Mit Namen Angel. Diese Tatsache stürzte ihn in tiefe Verwirrung.

Bressler, aber kein Vanadium. Ein Mädchen namens Angel, irgendetwas stimmte hier nicht. Hier war etwas faul.

Und

viertens schließlich nahm er staunend zur Kenntnis, dass Kickmuli offenbar ein amtlich genehmigter Nachname war. Diese Information war zwar nicht von unmittelbarer Bedeutung für ihn, aber wenn seine Aliasnamen Gammoner und Tombak je bekannt wurden und er gezwungen war, sich eine neue Identität zuzulegen, wurde er sich Eric Kickmuh nennen. Oder vielleicht Wolfgang Kickmuh. Das klang wirklich scharf. Kein Mensch wurde sich mit einem Mann anlegen, der Wolfgang Kickmuh hieß.

Was nun die beunruhigende Tatsache betraf, dass Seraphim eine *Tochter* hatte, erwog Junior als Erstes, nach San Francisco zu fahren, um die Wahrheit aus Nolly Wulfstan herauszuprugeln. Dann wurde ihm auf einmal bewusst, dass er ja von dem gleichen Mann an Wulfstan verwiesen worden war, der ihm auch gesagt hatte, dass Thomas Vanadium vermisst wurde und als Victoria Bresslers Mörder galt.

Nachdem er also für zwei Monate abgetaucht war, bis sich die Aufregung über den sensationellen Mord an Harnson White ein wenig gelegt hatte, kehrte er stattdessen als Tombak, glatzköpfig und pockennarbig und im Schutz der Nacht, nach Spruce Hills zurück.

Von Spruce Hills dann in einem Rutsch mit einem gestohlenen Wagen nach Eugene, von Eugene mit einer gecharterten Privatmaschine zum Flughafen von Orange County, von dort mit einem gestohlenen 68er Oldsmobile 4-4-2 Hurst nach Bright Beach, solange er den Vorteil der Überraschung noch auf seiner Seite hatte. Mit einer neu erworbenen 9-mm-Pistole, Ersatzmagazinen mit Munition, drei scharfen Messern, einer Sperrpistole und einem

dampfenden Gepäckstück hatte Junior am Vorabend sein Ziel erreicht.

Dann war er unbemerkt in Paul Damascus' Haus eingedrungen, wo er die Nacht verbracht hatte.

Er hatte Vanadium im Schlaf toten können; viel befriedigender fand er es jedoch, sich ein wenig in psychologischer Kriegsführung zu üben und den hinterhältigen Schweinehund am Leben zu lassen, damit er seine Schuldgefühle richtig auskosten konnte, wenn zwei kleine Kinder starben, die seiner ^' <- ~,,r<,,-!-, -oiii- worden waren.

Abgesehen davon widerstrebt Junior der Gedanke, Vanadium nunmehr wirklich zu toten und vielleicht feststellen zu müssen, dass der verlaute, rüdische Affengeist des Bullen tatsächlich ein rachsüchtiges Gespenst war, das ihn nie wieder in Ruhe lassen wurde.

Die widerborstigen Geister von zwei kleinen Kindern bereiteten ihm dagegen kein Kopfzerbrechen. Das waren allenfalls lastige Muckengespenster.

An diesem Morgen war Damascus früh aus dem Haus gegangen, noch bevor Vanadium sich unten hatte blicken lassen, was Juniors Absichten sehr entgegenkam. Während der durchgeknallte Bulle duschte und sich rasierte, schlich sich Junior in die erste Etage hinauf und sah sich in dessen Zimmer um. Die Pistole entdeckte er am zweiten der drei Aufbewahrungsorte, an denen er sie erwartet hatte. Er tat seine Arbeit und legte die Waffe genau so wieder in die Schublade zurück, wie er sie vorgefunden hatte. Auf dem Rückweg ins Erdgeschoss konnte er im Flur gerade noch einer Begegnung mit Vanadium ausweichen. Nach einigem Hin- und Her-überlegen deponierte er die Münze und das Gepäckstück an den in seinen Augen günstigsten Stellen ... gerade rechtzeitig, bevor Vanadium, dieser Klops in Menschengestalt, die Treppe heruntergetrampelt kam. Es kam zu einer unerwarteten Verzögerung, als Vanadium eine halbe Stunde mit Telefongesprächen im Arbeitszimmer vertrödelte, aber dann ging er endlich in die Küche, sodass sich Junior unbemerkt aus dem Haus schleichen konnte.

Dann war er auf direktem Weg hierher gekommen.

Angel saß, von Kopf bis Fuß in Weiß gekleidet, auf der

Fensterbank. Weiße Turnschuhe und Sockchen. Weiße Hose.

Weißes T-Shirt. Zwei weiße Schleifen im Haar.

Um ihrem Namen gerecht zu werden, brauchte sie nur noch weiße Flügel. Er wurde ihr Flügel verleihen: einen kurzen Flug zum Fenster hinaus, ab m die Eiche.

»Bist du gekommen, um dir das sprechende Buch anzuho-ren?«, fragte das Mädchen.

'e hatte nicht einmal von ihrem Zeichenblock aufgeblickt.

Und doch hatte sie seine Anwesenheit, ohne dass er es bemerkt hatte, offensichtlich vom ersten Moment an registriert.

»Was für ein Buch soll das sein?«, fragte er, während er sich vom Türpfosten löste und ins Zimmer trat.

»Im Augenblick erzählt es von diesem verrückten Doktor.«

Das Mädchen war seiner Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten.

Es hatte keinerlei Ähnlichkeit mit Junior. Nur der hellere Branton ihres Teints ließ erkennen, dass sie nicht durch Parthenogenese aus Seraphim hervorgegangen war.

»Ich mag den verrückten alten Doktor nicht«, sagte Angel, ohne im Malen innezuhalten. »Mir ist es lieber, wenn es um Hasen und ihre Fenenerlebmssse geht ... oder vielleicht um einen Frosch, der Autofahren lernt und Abenteuer erlebt.«

»Wo ist denn deine Mutter?«, erkundigte er sich, weil er eigentlich erwartet hatte, mehr als nur einen Erwachsenen aus dem Weg räumen zu müssen, um an die Kinder heranzukommen. Es hatte sich jedoch herausgestellt, dass das Haus der Lipscombs verwaist war, und zu seinem Glück traf er hier beide Kinder zusammen unter der Obhut nur einer einzigen Person an.

»Sie fährt Kuchen aus«, sagte Angel. »Wie heißt du?«

»Wolfgang Kickmuli.«

»Das ist ein alberner Name.«

»Er ist absolut nicht albern.«

»Ich heiße Pixie Lee.«

Junior hatte das Fenster erreicht und starrte böse auf das Kind hinunter. »Ich glaube nicht, dass du die Wahrheit sagst.«

»Mehr als die Wahrheit«, betonte sie.

»Du heißt nicht Pixie Lee, du kleine Lugnenn.«

»Also, ich heiße bestimmt nicht Scheiblette Käse. Und sei nicht so ungezogen.«

Die Limonadenflaschen waren nach einem festgelegten System nach Geschmacksrichtungen geordnet, sodass Barty mühelos das Gewünschte herausfinden konnte. Er nahm eine Orangenhomonade für Angel und ein Malzbier für sich und machte dann den Kühlschrank wieder zu.

Auf dem Weg zur Kuchentür stieg ihm schwacher Jasmingeruch in die Nase. Seltsam, dieser Duft im Haus. Zwei Schritte weiter spürte er einen Luftzug.

Er blieb stehen, schätzte kurz seinen genauen Standort ab, drehte sich um und ging dann auf die Stelle zu, an der sich seiner Berechnung nach die Tür zum Garten befinden muss-te. Er stellte fest, dass sie halb offen stand.

Wegen der Mäuse und des Staubs wurden die Türen im Hause Lampion niemals offen gelassen und schon gar nicht so weit. Barty hielt sich mit einer Hand am Türpfosten fest, beugte sich über die Schwelle und lauschte ins Freie hinaus. Auf der Veranda war niemand. Menschen machten immer irgendwelche Geräusche, auch wenn sie sich noch so sehr bemühten, leise zu sein.

»Onkel Jacob?«

Keine Antwort.

Nachdem Barty die Tür mit der Schulter zgedrückt hatte, verließ er mit den beiden Getränkeflaschen die Küche und ging durch den Flur. An der Wohnzimmertür blieb er stehen und sagte: »Onkel Jacob?«

Keine Antwort. Nicht das leiseste Geräusch. Sem Onkel war nicht hier.

Offensichtlich war Jacob kurz zu seiner Wohnung über der Garage hübergelaufen und hatte, ohne an Mäuse und Staub zu denken, die Gartentür hinter sich offen gelassen.

»Du hast mir eine Menge Arger gemacht, weißt du«, sagte Junior. Die ganze Nacht über hatte er sich in eine großartige Wut hineingesteigert bei dem Gedanken, was er alles hatte erleiden müssen wegen der aufreizenden Mutter des Mädchens, die er m

jedem Zug dieser elenden Miniaturausgabe wiedererkannte. »Eine Menge Arger.« »Was haltst *du* von Hunden?«

»Was malst du denn da?«, wollte er wissen.

»Können sie sprechen oder nicht?«

»Ich habe dich gefragt, was du da malst.«

»Etwas, was ich heute Morgen gesehen habe.«

Junior, der immer noch drohend vor Angel stand, riss ihr den Block aus den Händen, um das Bild zu betrachten, das sie gemalt hatte.

»Wo willst du das denn gesehen haben?«

Sie wich seinem Blick genauso aus wie ihre Mutter, als er im Pfarrhaus mit ihr geschlafen hatte. Dann begann sie einen Rotstift zu spitzen und achtete gewissenhaft darauf, dass die Späne aus dem Spitzer in den dafür bestimmten Behälter fielen. »Ich habe es hier gesehen.«

Junior warf den Block wütend zu Boden. »Affenscheiße.«

»So etwas sagt man bei uns nicht. Wir sagen Affendreck.«

Ein sonderbares Kind. Machte ihn irgendwie nervös, wie sie da ganz in Weiß saß, unzusammenhängendes Zeug über sprechende Bücher und Hunde und ihre Kuchen ausfahrende Mutter erzählte und ein verdammt merkwürdiges Bild für ein kleines Mädchen malte.

»Sieh mich an, Angel.«

Der rote Buntstift drehte und drehte und drehte sich.

»Du sollst mich ansehen, habe ich gesagt.«

Erbost schlug er ihr Spitzer und Buntstift aus den Händen.

Klappernd prallten sie an der Scheibe ab und fielen auf die gepolsterte Fensterbank.

Da sie sich immer noch weigerte, ihn anzusehen, packte er sie am Kinn und zwang sie so, den Kopf zu heben.

In ihren Augen Angst. Und Erkennen.

Überrascht sagte er: »Du erkennst mich, habe ich Recht?«

Sie antwortete nicht.

»O ja«, fuhr er unbeirrt fort, »du *erkennst* mich. Sag mir, wer ich bin, Pixie Lee.«

Nach kurzem Zögern antwortete sie: »Du bist das Schreckgespenst,

nur, als ich dich gesehen habe, war *ich* unter dem Bett, wo du eigentlich hingehörst.«

»Wie hast du mich erkannt? Ohne Haare, mit diesem Gesicht.«

»Ich sehe es.«

»Du siehst was?«, fragte er drohend und kniff sie so fest ins Kinn, dass es ihr wehtun musste.

Weil er ihr mit seinem groben Griff den Mund zusammendrückte, klang ihre Stimme ganz gepresst: »Ich sehe alles, was du bist.« Der Schrecken in Gestalt von Cain saß Tom Vanadium noch so in den Gliedern, dass er kein Interesse mehr an der Zeitungslektüre hatte. Der starke schwarze Kaffee, vorher eine Köstlichkeit, schmeckte jetzt bitter.

Er trug den Becher zur Spüle, schüttete das Gebräu in den Abfluss ... und sah den Kühlbehälter, der in der Ecke stand. Er war ihm zuvor nicht aufgefallen. Eine mittelgroße, styro-porbeschichtete Kühlbox aus gegossenem Kunststoff, wie man sie, mit Bier gefüllt, zum Picknick mitnahm.

Offenbar hatte Paul etwas vergessen, das eigentlich für den Kuchentransport bestimmt gewesen war.

Der Deckel war nicht so fest geschlossen, wie es sich gehörte. An einer Ecke schlängelte sich ein dünnes Rauchfähnchen hervor.

Irgendetwas schwelte in dem Behälter.

Als er sich die Sache aus der Nähe ansah, erkannte er, dass es kein Rauch sein konnte. Dafür löste es sich zu schnell auf. Der kalte Dampf von Trockeneis.

Tom nahm den Deckel ab. Kein Bier - ein Kopf! Simon Magussons Kopf lag, vom Rumpf abgetrennt, auf dem Eis, mit dem Gesicht nach oben, den Mund aufgerissen, als wollte er vor Gericht energischen Widerspruch gegen die Verhörtaktik des Staatsanwalts einlegen.

Keine Zeit für Entsetzen oder Ekel. Jede Sekunde zählte jetzt, jede Minute konnte ein weiteres Menschenleben kosten.

Das Telefon, die Polizei. Kein Freizeichen. Sinnlos, ungeduldig auf die Gabel einzuhämmern. Die Leitung war durchgeschnitten.

Bei den Nachbarn war möglicherweise niemand zu Hause.

Und bis er angeklopft, seine Bitte um Benutzung des Telefons

vorgebracht und die Nummer gewählt hatte ... Eine zu große Zeitverschwendung.

Denk nach, denk nach. Drei Minuten Fahrt bis zum Haus der Lampions. Zwei Minuten vielleicht, wenn er die Stoppschilder nicht beachtete und die Kurven schnitt.

Tom nahm hastig den Revolver vom Tisch und die Wagen-schlüssel vom Schlüsselbrett.

Er stürmte zur Tür hinaus, ließ sie so fest hinter sich zuknallen, dass die Scheibe klirrte, und hechtete über die Schwelle. Die strahlende Schönheit des Tages traf Tom wie ein Faustschlag in die Magengrube. Dieser Tag war viel zu blau und zu großartig, um den Tod anzukündigen, und doch war alles darin enthalten: Geburt und Tod, Alpha und Omega, zu einem Muster verwoben, das einen Sinn verhiess, sich aber dem menschlichen Begriffsvermögen entzog. Er war ein Schlag, dieser Tag, grausam in seiner Schönheit, die zugleich eine übernatürliche Macht und Verlust ahnen ließ.

Der Wagen stand in der Einfahrt. Außer Gefecht gesetzt wie das Telefon.

Lieber Gott, hilf mir. Lass ihn mich erwischen, nur dieses eine Mal, dann werde ich dir für immer folgen, wohin du mich auch fährst.

Ich werde auf immer dein treuer Diener sein, aber bitte, bitte, lass mich diesen *wahnsinnigen, mörderischen Hurensohn* erwischen!

Drei Minuten mit dem Auto, unter Missachtung sämtlicher Stoppschilder vielleicht zwei. So schnell konnte er es fast auch zu Fuß schaffen. Kraft genug hatte er. Er war nicht mehr der, der er einmal gewesen war, aber nach dem Koma und der langen Zeit der Genesung war er um einiges schlanker und wendiger als damals, bevor Cain ihn im Baggersee versenkt hatte.

Ich sehe alles, was du bist.

Das Mädchen hatte etwas Unheimliches, ganz ohne Zweifel, und Tumor war genau so zumute wie am Abend von Celestinas Ausstellungseröffnung in der Galerie Greenbaum, als er, aus dem Gasschen kommend, in dem er Neddy Gnathic in einem Mullcontainer abgeladen hatte, einen Blick auf seine Uhr geworfen und sein nacktes Handgelenk entdeckt hatte. Auch jetzt fehlte ihm irgendetwas, aber was ihm fehlte, war mehr als nur eine Rolex, mehr als nur ein gegenständliches Ding, es war eine Erkenntnis,

eine elementare *Wahrheit*.

Er ließ das Kinn des Mädchens los, das augenblicklich so weit von ihm wegruckte, wie es nur ging, und sich in den äußersten Winkel der Fensternische drückte. Der wissende Ausdruck in ihren Augen war nicht der eines normalen Kindes, nicht der eines Kindes überhaupt. Und auch keine Einbildung seinerseits. Angst, ja, aber auch trotzig Herausforderung, und dieser wissende Blick, als konnte sie durch ihn hindurchsehen, wusste Dinge von ihm, die sie unmöglich wissen konnte.

Er angelte den Schalldämpfer aus seiner Jackentasche, zog die Pistole aus dem Schulterhalfter und fing an, Ersteren auf Letztere zu schrauben. Beim ersten Versuch verhedderte er sich, weil seine Hände zu zittern begonnen hatten.

Sklent kam ihm in den Sinn, vielleicht wegen der merkwürdigen Zeichnung auf dem Malblock des Mädchens. Sklent auf jener Weihnachtsparty, die erst wenige Monate zurücklag, aber so weit entfernt zu sein schien wie ein ganzes Leben. Die Vorstellung einer vergeistigten Existenz nach dem Tod, für die man keinen Gott brauchte. Widerborstige Klettengeister. Manche bleiben aus purer Sturheit hängen und treiben ihr Unwesen. Manche lösen sich in Luft auf. Andere werden in anderer Gestalt wieder geboren.

Seine geliebte Frau war wenige Stunden vor der Geburt dieses Mädchens vom Turm gestürzt und gestorben. Dieses Mädchen ... diese körperliche Hülle.

Ihm fiel ein, wie er auf dem Friedhof unterhalb von Sera-phims Grab - von dem er allerdings damals nur wusste, dass dort eine farbige Person bestattet wurde, nicht, dass es sich um seine ehemalige Gespielin handelte - gestanden und gedacht hatte, dass der Regen die Erde aufweichen und die Aste des verwesenden Niggerleichenams mit der Zeit in die tiefer gelegene Grabstätte schwimmen würde, in der Naomis sterbliche Überreste ruhten. War ihm damals eine übersinnliche Erkenntnis gedämmert, hatte er verschwommen geahnt, dass zwischen der toten Naomi und der toten Seraphim bereits ein anderes und viel gefährlicheres Band geknüpft worden war? Als der Schalldämpfer endlich fest auf dem Pistolenlauf saß, beugte sich Junior Cam zu dem Mädchen hinunter, sah ihm in die Augen

und flüsterte: »*Naomi, bist du da drinnen?*«

Als Barty den oberen Treppenabsatz fast erreicht hatte, glaubte er Stimmen aus seinem Zimmer zu hören. Leise und undeutlich. Er blieb stehen und lauschte, aber jetzt war alles still. Vielleicht hatte er sich die Stimmen ja nur eingebildet.

Es war natürlich auch möglich, dass Angel mit dem sprechenden Buch herumspielte. Oder sie vertrieb sich, obwohl sie ihre Puppen unten in der Küche gelassen hatte, die Zeit, bis Barty zurückkam, mit einem freundlichen Schwatzchen mit MISS Pixie oder MISS Scheiblette. Außerdem hatte sie ja auch noch andere Puppen mit den dazugehörigen anderen Stimmen und auch ein sprechendes Hundebaby in Form einer Socke namens Stmkie.

Barty war zwar erst drei oder ging, besser gesagt, auf die vier zu, feststand aber jedenfalls, dass ihm noch nie ein Mensch mit einer so blühenden Fantasie begegnet war wie Angel. Er war fest entschlossen, sie in, nun ja, zwanzig Jahren vielleicht, zu heiraten. Selbst hoch begabte Kinder wie er verheirateten sich noch nicht mit drei.

So blieb also, bevor sie Heiratspläne schmieden konnten, noch genügend Zeit für eine Orangenlimonade und ein Malzbier und für das nächste Kapitel von *Dr. Jekyll und Mr. Hyde*.

Er war am Treppenabsatz angelangt und setzte den Weg in sein Zimmer fort.

Nach zwei Jahren intensiver Therapie galt Tom offiziell als vollständig geheilt und fit wie eh und je, ein Wunder an moderner Medizin und Willenskraft. Im Augenblick fühlte er sich jedoch so, als hätte man ihn mit Spucke, Bindfaden und Klebeband zusammengeflickt. Als er die Arme schwang und die Beine streckte, spürte er jede Sekunde des achtmonatigen Komas in seiner verkümmerten und-wieder-aufgebauten Muskulatur, in seinen entkalkten-und-wieder-hergestellten Knochen.

Keuchend, betend rannte er über die asphaltierten Gehwege, scheuchte mit seinen stampfenden Schritten verängstigte Vögel aus den leuchtend roten Blumenmeeren der Jacarandas und aus Mandelbäumen auf und erschreckte eine Baumratte zu Tode, die wie der Blitz den kahlen Stamm einer Phoenixpalme hinaufhuschte.

Die wenigen Menschen, die ihm begegneten, machten einen eiligen Bogen um ihn. Bremsen quietschten, wenn er, ohne nach rechts und links zu schauen, über die Kreuzungen lief und sich weder um

Autos noch um Laster oder Nashorner scherte.

In einem Winkel seines Bewusstseins rannte er nicht über die ruhigen Wohnstraßen von Bright Beach, sondern durch den Korridor des Schlaftrakts, in dem er vor vielen Jahren die Aufsicht geführt hatte. Er war zurückversetzt in jene furchtbare Nacht. Ein Geräusch weckt ihn. Ein hoher, dünner Schrei. Obwohl er annimmt, dass er den Schrei nur im Traum gehört hat, steht er auf, nimmt eine Taschenlampe und geht los, um nach seinen Schützlingen, seinen Jungs zu sehen. Die Notbeleuchtung mit ihren schwachen Birnen reicht kaum aus, um die nächtlichen Schatten im Flur zu durchdringen. In den Zimmern ist es stockdunkel, die Türen stehen, wie es die Hausordnung verlangt, einen Spaltbreit offen, damit den Kindern im Falle eines Brandes der Fluchtweg nicht durch klemmende Schlosser versperrt wird. Er lauscht. Nichts.

Dann betritt er das erste Zimmer ... und findet die Holle auf Erden. Awei Jungen in jedem Zimmer, leise und mühelos überrumpelt von einem erwachsenen Mann mit der Kraft des Wahnsinns. Im

schwankenden Strahl der Taschenlampe: die toten Augen, die verzerrten kleinen Gesichter, das Blut. Das nächste Zimmer, im zuckenden, bebenden Lampenschein ein noch abscheulicheres Gemetzel. In den Korridor zurück, und dort eine Bewegung im Halbdunkel. Josef Krepp, vom Lichtkegel der Taschenlampe erfasst. Josef Krepp, der schweigsame Betreuer, ein in jeder Hinsicht unauffälliger Zeitgenosse, in seiner Personalakte nur die besten Zeugnisse seiner früheren Arbeitgeber, seit sechs Monaten im St. Anselmo beschäftigt, ohne dass es die geringste Beanstandung gegeben hatte. Josef Krepp, hier, im Korridor der Erinnerung, eine grotesk grinsende Gestalt mit einem Halsband blutiger Trophäen im Schein der Taschenlampe.

Hier nun in der Gegenwart, lange nach Josef Krepps Hinrichtung, war Tom Vanadium noch einen halben Straßenzug vom Haus der Lipscombs entfernt. Und gleich danach kam das Haus der Lampions.

Eine Schildpattkatze tauchte neben Tom auf, hängte sich ihm an die Fersen, hielt sein Tempo mit. Katzen waren die Vertrauten der

Hexen. Was wurde diese verheißen, Glück oder Pech?

Und da war es, das Haus der Kuchenfee, das Schlachtfeld.

»Naomi, bist du da drinnen?«, wiederholte Junior im Flüsterton und spähte in das Fenster der Seele dieses Kindes.

Sie verweigerte ihm eine Antwort, aber ihr Schweigen war für ihn genauso aufschlussreich wie ein wortreiches Bekenntnis - oder auch ein Abstreiten, was das betraf. Auch ihre funkelnden Augen und ihre bebenden Lippen überzeugten ihn. Naomi war zurückgekehrt, um ihm nah zu sein, und in gewissem Sinne konnte man sogar behaupten, dass auch Seraphim wiedergekommen war, denn dieses Kind war Fleisch aus ihrem Fleisch, aus ihrem Tod geboren.

Junior fühlte sich geschmeichelt, wirklich und wahrhaftig! Die Frauen konnten einfach nicht genug von ihm bekommen. Die Geschichte seines Lebens. Nie konnten sie in Würde loslassen. Er wurde begehrt, gebraucht, bewundert, angebetet.

Sie riefen auch dann noch an, wenn sie seinen Wink längst verstehen und sich zurückziehen hatten müssen, horten nicht auf, ihm Briefchen und Geschenke zu schicken, wenn er ihnen längst gesagt hatte, dass es aus war. Es wunderte Junior nicht, dass Frauen von den Toten auferstanden, um ihm so nahe zu sein, und es wunderte ihn auch nicht, dass selbst Frauen, die er *ermordet* hatte, ohne Groll und ohne Rachedgedanken aus dem Jenseits zurückkehrten, nur um bei ihm zu sein, ihn in den Armen zu halten und seine Bedürfnisse zu erfüllen. So geschmeichelt er sich auch angesichts dieses neuerlichen Beweises für seine

Unwiderstehlichkeit fühlte, empfand er doch schlicht und ergreifend keine romantischen Gefühle mehr für Naomi und Seraphim. Sie gehörten der Vergangenheit an, und die Vergangenheit war ihm verhasst, und wenn sie ihn nicht in Ruhe ließen, wurde er nie in der Lage sein, *in der Zukunft zu leben*.

Er drückte dem Mädchen die Pistolenmündung an die Schläfe und sagte: »Naomi, Seraphim, ihr wart wunderbare Liebhaberinnen, aber ihr musst der Wahrheit ins Auge sehen. Es gibt keine gemeinsame Zukunft für uns.«

»Hallo, wer ist da?«, rief auf einmal der blinde Junge, den Junior schon fast vergessen hatte.

Er wandte sich von dem ängstlich zusammengekauerten Mädchen

ab und betrachtete den Jungen, der ein paar Schritte zur Tür hereingekommen war und in jeder Hand eine Getränkeflasche hielt. Die künstlichen Augen wirkten sehr echt, aber es fehlte ihnen der wissende Ausdruck, der ihn an dem sonderbaren Mädchen so irritiert hatte.

Junior richtete die Pistole auf den Jungen. »Simon hat gesagt, dein Name ist Bartholomew.«

»Welcher Simon?«

»Du wirkst nicht besonders gefährlich auf mich, Blindschleiche.«

Darauf erwiderte das Kind nichts.

»Heißt du wirklich Bartholomew?«

»Ja.«

Junior machte zwei Schritte auf ihn zu und zielte ihm mit der Pistole aufs Gesicht. »Warum sollte ich mich vor einem blinden Kind fürchten, das nicht größer ist als eine Mücke und über seine eigenen Füße stolpert?«

»Ich stolpere nicht, jedenfalls nicht besonders oft.« An das Mädchen gerichtet, fragte Bartholomew. »Angel, ist alles in Ordnung mit dir?«

»Ich glaube, ich kriege Dünnpfiff«, antwortete sie.

»Warum sollte ich mich vor einem blinden Jungen fürchten, der über die eigenen Füße stolpert?«, wiederholte Junior. Aber diesmal klang seine Stimme völlig anders, weil er plötzlich spürte, dass aus der Haltung des Jungen, wenn schon nicht aus seinen künstlichen Augen, ein *Wissen* sprach, etwas, das dem ähnelte, was er an dem Mädchen wahrgenommen hatte.

»Weil ich ein Wunderkind bin«, sagte Bartholomew und warf mit der Malzbierflasche.

Die Flasche traf Junior im Gesicht und brach ihm das Nasenbein, bevor er noch Zeit hatte, sich zu ducken.

Wütend feuerte er zwei Schüsse ab.

Als er die Tür zum Wohnzimmer erreichte, sah er Jacob im Sessel unter der Leselampe sitzen, über seinem Buch zusammengesunken, als würde er schlafen. Ein blutroter Brustlatz verriet, dass er nicht nur schlief.

Von Stimmen in der ersten Etage alarmiert, stürmte Tom, immer

zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf. Ein Mann und ein Junge. Barty und Cam. Linker Hand im Flur, ein Zimmer auf der rechten Seite.

Ohne auf die üblichen Vorschriften für das Verhalten beim Polizeieinsatz zu achten, rannte Tom zu der Tür, hechtete über die Schwelle und sah, wie Barty mit aller Kraft eine Flasche in das pockennarbige Gesicht eines verwandelten, glatzköpfigen Enoch Cam warf.

Noch im Werfen ließ sich der Junge fallen, weil er wohl die beiden Schüsse vorausgeahnt hatte, die Toms Knie dann nur um wenige Zentimeter verfehlten und in den Türrahmen einschlugen.

Tom nss seine Waffe hoch und druckte zweimal ab - aber nichts geschah.

»Ladehemmung«, sagte Cain mit einem teuflischen Grinsen. »Ich habe das Ding ein bisschen präpariert. Ich hatte gehofft, dass Sie rechtzeitig hier sein wurden, um zu sehen, was Sie mit Ihren albernem Spielchen erreicht haben.«

Dann richtete Cam die Pistole erneut auf Barty, schwenkte sie aber sofort wieder herum, als Tom sich auf ihn stürzte. Die Kugel, die er abfeuerte, hatte den Detective verletzt, vielleicht sogar getötet, wenn Angel nicht im gleichen Moment von der Fensterbank gesprungen wäre und sich mit ganzer Wucht gegen Cam geworfen hatte, sodass dieser sein Ziel verfehlte. Der Morder strauchelte, drohte zu fallen - und dann *flimmerte* er.

Weg war er.

Verschwunden durch ein Loch, einen Spalt, einen RISS, größer als die geheimnisvollen Öffnungen, durch die Tom seine Münzen zu schnippen pflegte.

Barty konnte nicht sehen, was vor sich ging, aber auf unergründliche Weise wusste er es. »Boah, Angel!«

»Ich habe ihn an einen Ort befördert, an dem wir nicht sind«, erklärte das Mädchen. »Er war sehr ungezogen.«

Tom war sprachlos vor Staunen. »Na so was ... wann hast du *das* denn gelernt?«

»Eben gerade.« Obwohl Angel sich bemühte, ihrer Stimme einen lassigen Klang zu geben, zitterte sie. »Ich bin nicht sicher, ob ich

das noch mal schaffen wurde.«

»Solange du es nicht weißt ... sei vorsichtig.«

»Mache ich.«

»Wird er zurückkommen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Es gibt keine Weg zurück. Ich habe ihn dahin befördert«, sagte sie und deutete auf den Zeichenblock, der auf dem Boden lag.

Tom starrte auf das Bild, das Angel gemalt hatte - bemerkenswert gut für eine Dreijährige, in kindlichem Strich, aber mit ausgesprochen realistischen Details -, und eine Gans-^{aut} hoch ihm nicht nur über den Rücken, sondern jagte in Schauern über ihn hinweg, bevor er seine Fassung wieder gewann.

»Sind das ...?«

»Dicke, hassliche Käfer«, sagte das Mädchen.

»Aber eine ganze Menge davon.«

»Und ob. Es ist ein *eklig*er Ort.«

»He, Angel?«, sagte Barty, während er sich vom Boden aufrappelte.

»Was ist?«

»Du hast das Schwein selbst geworfen.«

»Ich glaube, ja.«

Erschüttert von einer Angst, die nichts mit Junior Cain und herumfliegenden Kugeln zu tun hatte und auch nicht mit der Erinnerung an Josef Krepp und dessen grauenvolles Halsband, klappte Tom Vanadium den Zeichenblock zu und legte ihn auf die Fensterbank. Dann öffnete er das Fenster, und der Wind, der hereinwehte, brachte das Säuseln der Blätter aus der mächtigen Krone der Eiche mit.

Tom nahm Angel auf den Arm, dann hob er Barty hoch. »Haltet euch fest.« Er trug die Kinder aus dem Zimmer, die Treppe hinunter und in den Garten, wo sie unter der Eiche warten sollten, bis die Polizei kam, und von wo aus sie nicht mitbekommen wurden, wenn die Leute von der Gerichtsmedizin Jacobs Leichnam zur Vordertur hinaustrugen.

Sie wurden erzählen, dass Cains Pistole in dem Moment versagt habe, als Tom in Barts Zimmer aufgetaucht sei. Zu feige, um Mann gegen Mann zu kämpfen, hatte der schamhafte Schlachter

durch das offene Fenster das Weite gesucht. Nun treibe er sich wieder frei in einer nichts ahnenden Welt herum.

Letzteres entsprach sogar der Wahrheit, i^Tur trieb er sich nicht mehr in *dieser* Welt herum. Und in der Welt, in der er sich nun befand, wurde er nicht so leicht ein Opfe^r finden.

Nachdem Tom die Kinder unter dem Baum abgesetzt hatte, kehrte er ins Haus zurück, um die Polizei zu alarmieren.

Seiner Armbanduhr zufolge war es 9 Uhr 15 am Morgen dieses bedeutungsvollen Tages.

Kapitel 82

So schmerzlich Jacobs Tod in der kleinen Welt seiner Familie auch empfunden wurde, verlor Agnes doch die Tode nicht aus den Augen, die in der größeren Welt ein nachhaltigeres Echo fanden, bevor das Jahr 1968 zu Ende ging und das Jahr des Hahns eingeläutet wurde. Am 4. April wurde Martin Luther King auf dem Balkon eines Motels in Memphis von James Earl Ray erschossen, aber die Rechnung des Attentaters ging nicht auf, denn nach diesem Mord erwuchs aus dem Blut des Märtyrers ein noch vehementerer Ruf nach Frieden und Freiheit. Am 1. Juni starb Heien Keller, sieben-undachtzigjährig, eines natürlichen Todes. Blind und taub seit ihrer Kindheit und stumm bis in die frühen Jugendjahre, hatte Heien Keller ein beispielhaft erfülltes Leben geführt; sie hatte Sprechen, Reiten und Tanzen gelernt und ihren Uni-versitätsabschluss in Radcliffe mit cum laude gemacht, ein Ansporn für Millionen und ein leuchtendes Beispiel dafür, welche Möglichkeiten selbst das trübseligste Dasein noch bieten konnte. Am 5. Juni wurde Senator Robert F. Kennedy in der Küche des Ambassador-Hotels Opfer eines Mordanschlags, dem er am darauf folgenden Morgen erlag. Eine unbekannte Zahl von Menschen fand den Tod, als russische Panzer in der Tschechoslowakei einrollten, und Hunderttausende musste in den letzten Tagen der Kulturrevolution in China ihr Leben lassen, viele von ihnen als Opfer eines Hungerskanibalismus, der vom Vorsitzenden Mao als politisch vertretbar gebilligt wurde. Der Schriftsteller John Stembeck und die Schauspielerinnen Tallulah Bankhead beendeten ihre Reise auf Erden, wenn auch vielleicht noch nicht in allen anderen Welten. James Lovell, William Anders und Frank Borman aber - die ersten Menschen, die den Mond umrundeten - flogen 250 000 Meilen ins All und kehrten gesund zur Erde zurück. Bei all dem Guten, das wir einander tun können, hegt es doch nicht in unserer Hand, das wertvollste aller Geschenke - die Zeit - auszuteilen. In diesem Bewusstsein tat Agnes, was in ihrer Macht stand, um ihre erweiterte Familie durch die Trauer um Harrison und Jacob in bessere Zeiten zu geleiten. Man musste den Toten die Ehre erweisen und kostbare Erinnerungen pflegen, aber das Leben musste auch weitergehen.

Als sie im Juli einen Strandspaziergang mit Paul Damascus machte, hatte sie eigentlich nichts weiter im Sinn, als etwas Strandgut zu sammeln und dem lustigen Seitwärtsgang der Krabben zuzusehen. Irgendwo zwischen Muscheln und Scha-lentieren fragte er sie jedoch, ob sie sich vorstellen könne, ihn je zu heben.

Paul war ein wunderbarer Mensch, äußerlich ganz anders als Joey, ihm aber im Herzen sehr ähnlich. Sie brachte ihn in tiefste Verlegenheit, als sie sich nicht von dem Wunsch abbringen ließ, auf der Stelle mit ihm nach Hause in sein Schlafzimmer zu gehen. Mit feuerroten Wangen, wie sie kein Groschenheld je gehabt hat, gestand er ihr stammelnd, dass er so bald keine Intimitäten von ihr erwartet hatte, worauf sie ihm versicherte, dass er sie auch so bald nicht bekommen würde.

Allein mit Paul, zog sie unter seinem schamhaften Blick Bluse und BH aus, verschränkte die Arme vor der Brust und präsentierte ihm ihren verwüsteten Rücken. Während ihr Vater den beiden Zwillingen Gottes Wort mit bloßen Händen und Fausten eingeblaut hatte, zog er bei seiner Tochter Rohrstock und Peitsche als Instrumente der Erziehung vor, weil er glaubte, dass die direkte Berührung sundige Gedanken in ihr wecken würde. Agnes' Rücken war von den Schultern bis zum Gesäß von Narben entstellt, verblasste Narben und andere, *die* von dunklerer Färbung waren, kreuz und quer und in Bogen verlaufend.

»Manche Manner«, sagte sie, »konnten kein Begehren mehr empfinden, wenn sie meinen Rücken berühren wurden. Ich wurde es verstehen, wenn es bei dir auch so ist. Es ist kein schöner Anblick, und es fühlt sich so rau wie Eichenrinde an. Ich bin mit dir hierher gekommen, damit du Bescheid weißt, bevor du entscheidest, wie es von ... dem Punkt aus, an dem wir jetzt sind, weitergehen soll.«

Der wunderbare Mann küsste ihre Narben unter Tränen und sagte ihr, dass sie die schönste Frau der Welt sei. Eine Weile verharrten sie in liebevoller Umarmung, seine Hände auf ihrem Rücken, ihre Brüste an seiner Brust, und zwei Mal küssten sie sich fast schamhaft, bevor Agnes ihre Bluse wieder anzog.

»Meine Narbe«, gestand er ihr, »ist meine Unerfahrenheit. Für einen Mann meines Alters bin ich in mancher Hinsicht unglaublich unschuldig. Ich wurde die Jahre mit Fern für nichts und niemanden

hergeben, aber so innig unsere Beziehung auch war, gehörte dazu doch nicht ... Nun ja, ich meine, ich konnte deinen Ansprüchen vielleicht nicht genügen.«

»Du genügst meinen Ansprüchen und mehr als das in allem, worauf es ankommt. Im Übrigen war Joey ein großzügiger und guter Liebhaber. Was ich von ihm gelernt habe, teile ich gern.« Sie lächelte. »Du wirst feststellen, dass ich eine verdammt gute Lehrerin bin, und ich habe so das Gefühl, dass du ein Musterschüler sein wirst.«

Die Hochzeit fand im September statt, viel später, als selbst Grace White vermutet hatte. Da sie mit ihrem Tipp aber dichter ans Ziel getroffen hatte als ihre Tochter, beglich Celesti-na ihre Wettschulden, indem sie einen Monat lang den Kuchendienst übernahm.

Als Agnes und Paul von ihren Fhrtterwochen in Carmel zurückkehrten, stellten sie fest, dass Edom endlich Jacobs Wohnung ausgeräumt hatte. Die umfangreiche Akten- und Buchersammlung seines Zwillmgsbruders stiftete er einer Universitätsbibliothek, die im Begriff war, ihre Bestände zu erweitern um dem wachsenden Interesse der Professoren und Studenten an Katastrophenforschung und Weltuntergangstheorien nachzukommen.

Zu seiner eigenen größten Überraschung vermachte Edorn auch seine persönliche Sammlung der Universität. Weg mit Tornados, Wirbelstürmen, Springfluten, Erdbeben und Vulkanen - her mit den Rosen. Als Nächstes renovierte er seine Wohnung, strich alles in helleren, freundlicheren Farben und füllte seine Bucherregale im Laufe des Herbstes mit Gartenratgebern, weil er voller Begeisterung Plane für eine massive Erweiterung des Rosengartens im kommenden Frühjahr schmiedete.

Er war jetzt fast vierzig, und wer ein Leben lang die Natur gefurchtet hatte, entbrannte nicht über Nacht m schwärmerischer Liebe zu ihr. Es gab immer noch Nächte, m denen er wach lag, an die Decke starrte und auf das Jahrhundertbeben wartete, und aus Angst vor einer tödlichen Riesenwelle ging er auch nie am Strand spazieren. Von Zeit zu Zeit besuchte er das Grab seines Bruders und leierte, im Gras neben dem Gedenkstein sitzend, laut die grauenvollen Details verheerender Unwetter und anderer

Naturkatastrophen herunter, erinnerte sich zu seiner Überraschung aber auch an einen großen Teil des Datenmaterials, das Jacob über Serienmorde und tödliche Unfälle mit von Menschenhand geschaffenen Bauten und Maschinen zusammengetragen hatte. Bei diesen Besuchen schwelgte er immer in wehmütigen Erinnerungen. Aber er kam nie ohne Rosen und brachte stets Neuigkeiten von Barty, Angel und dem Rest der Familie mit.

Als Paul sein Haus verkaufte und bei Agnes einzog, siedelte Tom Vanadium, nunmehr endgültig pensionierter Polizeiamtler, aber noch nicht bereit, das Ordensgewand wieder anzulegen, in Jacobs ehemalige Wohnung um. Er übernahm die Koordination der immer ausgedehnteren gemeinnützigen

Arbeit der Familie und betrieb die Gründung einer steuerbegünstigten wohltätigen Stiftung. Agnes präsentierte eine Liste wohlklingender, neutraler Namen für den Verein, aber sie wurde mit ihren Vorschlägen von einer überwältigenden Mehrheit überstimmt, die sich gegen ihr verlegenes Sträuben auf

»Kuchenfeedienst« einigte.

Simon Magusson hatte Tom in Ermangelung anderer Erben seinen gesamten Besitz vermacht. Für Tom kam das Ganze völlig überraschend, und die Summe war so beträchtlich, dass ihm der neu gewonnene Wohlstand Unbehagen bereitete, auch wenn er von seinem Ordensgelübde, mit dem er sich unter anderem zur Armut verpflichtet hatte, entbunden war. Sein Seelenfrieden war rasch wieder hergestellt, als er das gesamte Erbe dem Kuchenfeedienst übertrug.

Zwei außergewöhnliche Kinder und der Glaube daran, dass diese beiden Teil eines höheren Plans mit weit reichenden Auswirkungen waren, hatten diese Menschen zusammengebracht. Aber sehr oft wird das Webmuster, das Gott wirkt, für uns erst über die Jahre hinweg sichtbar, wenn es uns nicht sogar ganz und gar verborgen bleibt. Nach den drei ersten ereignisreichen Jahren gab es fortan keine allwöchentlichen Wunder, keine Zeichen des Himmels oder der Erde, keine brennenden Büsche oder weltlicheren Formen der Offenbarung. Weder Barty noch Angel ließen verbluffende neue Begabungen erkennen, sondern waren so normal, wie es zwei Wunderkinder nur sein können, wenn man einmal davon absah, dass er blind war und dass sie ihm die Welt mit ihren Augen zeigte.

Das Leben der Familie bestand nicht aus gespanntem Warten auf neue Wunder bei Barty und Angel, sie stellte die beiden Kinder nicht in den Mittelpunkt ihres irdischen Daseins. Jtattedessen gingen alle ihrem wohlthätigen Werk nach, genossen gemeinsam die Befriedigung, die es ihnen bereitete, für den Kuchenfeedienst zu arbeiten, und lebten ihr Leben.

Und so nahmen die Dinge ihren Lauf.

Celestma malte großartiger denn je ... und wurde im Oktober schwanger.

Im November lud Edom Maria Gonzalez zum Essen und ins Kmo ein. Obwohl er nur sieben Jahre alter war als sie waren sie sich einig, dass es nichts weiter als eine Verabredung unter freunden war, keine Herzensangelegenheit. Ebenfalls im November entdeckte Grace einen Knoten in der Brust. Er erwies sich als gutartig. Tom kaufte sich einen neuen Sonntagsanzug. Er sah genauso aus wie sein alter.

Das Festessen zu Thanksgiving war wunderbar, und Weihnachten war noch schöner. Am Silvesterabend schaute Wally ein bisschen zu tief ms Glas und erbot sich wortreich, an sämtlichen Mitgliedern der Familie »an Ort und Stelle« jede erdenkliche Gratisoperation durchzuführen, sofern sie in sein Fachgebiet fiel.

Am Neujahrstag erfuhr die Stadt, dass sie ihren ersten Sohn m Vietnam verloren hatte. Agnes kannte die Eltern seit ihrer Kindheit, und es erfüllte sie mit Verzweiflung, dass sie bei all ihrer Hilfsbereitschaft, mit all ihren guten Absichten nichts tun konnte, um den Schmerz dieser Menschen zu lindern. Sie rief sich die Angst in Erinnerung, mit der sie darauf gewartet hatte, zu erfahren, ob Bartys Augentumor über den Sehnerv auf das Gehirn übergegriffen hatte. Der Gedanke an ihre Nachbarn, die ein Kind im Krieg verloren hatten, veranlass-te sie, sich m der Nacht dicht an Paul zu schmiegen. »Halt mich ganz fest«, murmelte sie.

Barty und Angel waren jetzt fast vier Jahre alt.

Von 1969 bis Ende 1973: das Jahr des Hahns, abgelöst vom Jahr des Hundes, rasch gefolgt vom Jahr des Schweins, noch schneller vom Jahr der Ratte, dieses wiederum im Galopp vom Ochsen uberrannt. Eisenhower tot. Armstrong, Collms, Aldnn auf dem Mond: ein gewaltiger Schritt auf einem von keinem Krieg berührten

Boden. Hotpants, Flugzeugentführungen, psychedelische Musik.

Sharon Tate und ihre Freun-

de sieben Tage vor Woodstock von Mansons Familie ermordet, das Zeitalter des Wassermanns eine Totgeburt, der Tod aber erst nach Jahren festgestellt. McCartneys Trennung von den Beatles, die Band aufgelöst. Erdbeben in Los Angeles, Truman tot, Vietnam auf dem Weg ins Chaos, blutige Unruhen in Irland, ein neuer Krieg im Nahen Osten, Watergate.

1969 brachte Celestina Seraphim zur Welt, 1970 erschien ein Bild von ihr auf der Titelseite des *American Artist*, 1972 wurde Hanson geboren.

Mit finanzieller Unterstützung seiner Schwester kaufte Edom 1971 einen Blumenladen, nachdem er sich vergewissert hatte, dass das Einkaufszentrum, zu dem das Geschäft gehörte, noch solider gebaut war, als es die Erdbebenvorschriften erforderten, dass es nicht auf erdbebengefährdetem Boden stand, dass es in keinem Überschwemmungsgebiet lag, dass es überhaupt hoch genug über dem Meeresspiegel gelegen war, um jeder Flutwelle zu trotzen, sofern sie nicht von so verheerender Wucht war, dass nur ein Asteroideneinschlag im Pazifik die Ursache sein konnte. 1973 heiratete er Maria Elena (am Ende also doch eine Herzensangelegenheit), wodurch diese Agnes' Schwägerin wurde, deren Seelenschwester sie schon lange war. Das Paar kaufte das Nachbarhaus auf der *anderen* Seite des ursprünglichen Grundstücks der Lampions, und wieder wurde ein Zaun niedergerissen.

Nicht so sehr als Polizist oder Priester leistete Tom einen wichtigen Beitrag zum Erfolg des Kuchenfeedienstes, sondern weil sich herausstellte, dass er ein Handchen für Geldanlagen hatte, die das Kapital des Unternehmens nicht nur gegen die zwelfprozentige Inflation feiten, sondern am Ende sogar eine ansehnliche Jahresrendite einbrachten.

Dann kam das Jahr des Tigers, 1974. Benzinknappheit infolge der Ölkrise, Panikkaufe, kilometerlange Schlangen an den Tankstellen. Patty Hearst wurde entführt. Nixon schied vorzeitig aus dem Amt aus. Hank Aaron übertrumpfte Babe Ruths langjährigen Homerun-Rekord, die Inflationsrate erreichte einen Spitzenwert von über fünfzehn Prozent, und der legendäre Muhammad Ali eroberte im Kampf gegen George

Foreman den Weltmeistertitel im Schwergewicht zurück.

In einer Straße in Bright Beach jedoch fand das wichtigste Ereignis dieses Jahres an einem angenehmen Nachmittag Anfang April statt, als Barty, mittlerweile neunjährig, in die Spitze der mächtigen Eiche kletterte und dort, König des Baums und Bezwinger der Blindheit, seinen Triumph auskostete.

Als Agnes mit dem üblichen Tross - angewachsen auf fünf Fahrzeuge und um einige bezahlte Mitarbeiter erweitert - von einer Kuchentour heimkehrte, hatte sich im Garten ein kleines Grüppchen versammelt, und Barty befand sich etwa auf halber Höhe der Linde.

Wie ein Kaninchen, dem der Fuchs auf den Fersen war, jagte sie mit hammerndem Herzen von der Einfahrt in den Garten, und sie hatte sicher laut geschrien, wenn es ihr beim Anblick ihres Sohnes in Schwindel erregender Höhe nicht vor Angst den Hals zugeschnürt hatte. Bis sie ihre Stimme endlich wieder gefunden hatte, war ihr klar geworden, dass ein lauter Schrei oder auch nur ein unerwarteter gequälter Laut von ihr Barty unter Umständen so erschrecken würde, dass er den Halt verlor und von Ast zu Ast in knochenbrechen-schem Fall in die Tiefe stürzte.

Von denen, die schon vor dem Eintreffen der Kuchenkarawane hier gewesen waren, hatten eigentlich einige den Verstand besitzen müssen, diesen Wahnsinn zu verbieten. Tom Vanadium, Edom, Maria. Mit ernsten, angespannten Mienen blickten sie zu dem Jungen auf, und Agnes konnte nur vermuten, dass sie erst herbeigelaufen waren, als der Junge bereits Tatsachen geschaffen hatte und nicht mehr so leicht zurückzupfeifen war.

Die Feuerwehr. Sie konnten ohne Sirenen kommen und ganz leise ihre Leitern ausfahren, damit Barty nicht aus seiner Konzentration gerissen wurde.

»Es ist alles in Ordnung, Tante Aggie«, sagte Angel. »Er will es unbedingt tun.«

»Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen dem, was wir tun wollen, und dem, was wir tun sollten«, sagte Agnes vorwurfsvoll.

»Wer hat dich denn erzogen, Schatzchen, wenn du das nicht gelernt hast? Willst du vielleicht behaupten, du warst in den neun Jahren deines Lebens von Wölfen großgezogen worden?«

»Wir planen das schon seit langem«, antwortete Angel. »Ich bin hundert, vielleicht zweihundert Mal auf den Baum geklettert, habe ihn ausgemessen und Barty haarklein beschrieben, Zentimeter für Zentimeter, den Stamm und die vier Hauptäste, alle größeren und kleineren Verästelungen, die Dicke und Tragkraft der einzelnen Äste, die Winkel und Überschneidungen, Wulste und Furchen sämtlicher Äste bis hin zu den Zweigen. Es sitzt alles bombenfest in seinem Kopf, Tante Aggie, keine Sorge. Jetzt ist es für ihn nichts anderes mehr als Mathematik.«

Sie waren unzertrennlich, ihr Sohn und dieses viel geliebte Mädchen, und das war praktisch vom ersten Tag ihrer Begegnung an so gewesen, also seit mehr als sechs Jahren. Die besondere Art, in der sie die Dinge wahrnahmen - die vielen Realitäten, die es gab -, erklärte ihre enge Freundschaft sicher zum Teil, aber eben auch nur zum Teil. Die Verbindung zwischen ihnen ging so tief, dass sie sich leichten Erklärungsversuchen entzog, sie war so unbegreiflich wie die Vorstellung eines dreieinigen Gottes.

Weil er blind war und wegen seiner außergewöhnlichen Intelligenz lernte Barty zu Hause; ohnehin hatte sich kein Lehrer mit seinen autodidaktischen Fähigkeiten messen können, und niemand hatte in ihm eine größere Wissbegierde wecken können als die, mit der er sowieso schon auf die Welt gekommen war. Angel besuchte die gleiche unkonventionelle Schule) und ihr einziger Mitschüler war zugleich ihr Lehrer. Die gesetzlich vorgeschriebenen Leistungsprüfungen, die sie in regelmäßigen Abständen ablegen mussten, bestanden sie jedes Mal mit Bravour. Ihr Beisammensein schien ein einziges Spiel zu sein, und doch lernten sie dabei ständig.

Und nun hatten sie also diesen Plan ausgeheckt, Systematik und Chaos, Geometrie mit Ästen und Zweigen, Baumkunde und kindlicher Übermut, ein Austesten von strategischer Klugheit, Kraft und Geschicklichkeit ... und die beängstigende Mutprobe eines Neunjährigen.

Obwohl Agnes die Antwort im Grunde genommen kannte und obwohl sie wusste, wie sinnlos die Frage war, fragte sie: »Warum? Warum, um Himmels willen, muss ein blinder Junge auf einen Baum klettern?«

»Er ist zwar blind, aber er ist auch ein Junge«, sagte Angel, »und auf Baume zu klettern gehört für einen Jungen einfach dazu.« Die Besatzung der Kuchenkarawane war jetzt vollzählig unter dem Baum versammelt. Alle Mitglieder der Familie mit den vielen Namen, Kinder wie Erwachsene, standen mit m den Nacken gelegtem Kopf *da*, hielten die Hände zum Schutz gegen die schrägen Strahlen der nachmittäglichen Sonne über die Augen und sahen in gebanntem Schweigen zu, wie Barty immer hoher kletterte. »Wir haben drei verschiedene Wege zur Spitze festgelegt«, sagte Angel, »und jeder hat seine eigenen Schwierigkeiten. Barty wird sie irgendwann alle ausprobieren, aber als Erstes hat er den schwersten gewählt.«

»Natürlich, wie konnte es anders sein«, bemerkte Agnes entnervt. Angel lachte. »So ist er, unser Barty, was?« Und weiter ging die Kletterpartie: Hoher und immer höher, von Stamm zu Ast, von dickem zu dünnerem Ast und wieder zum Stamm, Hand um Hand, mit den Knien um senkrecht aufstrebende Aste geklammert, dann m aufrechtem Gang wie ein Hochseilartist über waagerecht verlaufende Etappen, mit Schwung über den leeren Abgrund, von einem hölzernen Laufsteg zum nächsten, aufwärts der höchsten Blätterlaube entgegen, wurde Barty immer kleiner, je höher er kam, als wurde er sich beim Klettern verjungen und wieder zum Kleinkind werden. Dreizehn Meter, sechzehn Meter, hoher bereits als das Haus, erstürmte er den Gipfel der grünen Festung. t;,,,Q1- m^u rlpn anderen blieben die Zuschauer am Fuß der Eiche, während sie ihren Standort immer wieder verlagerten, um besser sehen zu können, bei Agnes stehen und machten ihr auf ihre Weise Mut, wenn auch stumm, als konnte ein einziges ausgesprochenes Wort den Bann dieser traumwand-lenschen Kletterpartie brechen. Maria legte ihr die Hand auf den Arm und druckte ihn sanft. Celestma massierte ihr fluchtig den Nacken. Edom nahm sie kurz m den Arm. Grace schlang ihr für einen Moment den Arm um die Taille. Wally reckte lächelnd den Daumen hoch. Tom Vanadium formte mit Daumen und Zeigefinger ein O. Alles okay. Sieht gut aus. Nur Mut. Wortlose Zeichen und Gesten, vielleicht, weil sie nicht wollten, dass Agnes das atemlose Zittern m ihrer Stimme horte.

Paul, der nicht von ihrer Seite wich, blickte manchmal zu Boden und stöhnte, als lauerte dort die Gefahr - was in gewisser Weise natürlich stimmte, weil nicht der Fall an sich, sondern der Aufprall tödlich war -, dann wieder legte er den Arm um sie und sah ängstlich zu dem Jungen auf. Aber auch er sagte kein Wort.

Nur Angel plauderte munter und voller Vertrauen in ihren Barty weiter, ohne dass ihr ein einziges Mal der Atem stockte. »Ich kann alles lernen, was er mir beibringen kann, und er kann alles

begreifen, was ich sehen kann. Alles, Tante Aggie.«

Je höher Barty kletterte, umso unbändiger wurde Agnes' Angst, aber gleichzeitig stieg auch eine irrationale Freude in ihr auf. Dass eine solche Leistung vollbracht werden konnte, dass es möglich war, die Dunkelheit zu überwinden, ließ Jubel in ihrer Seele erklingen. Von Zeit zu Zeit legte der Junge eine Pause ein, sei es, um neue Kräfte zu sammeln oder um über die dreidimensionale Karte in seinem unglaublichen Kopf nachzudenken, und jedes Mal, wenn er sich danach wieder in Bewegung setzte, platzierte er die Hände genau an der richtigen Stelle, was Agnes mit einem stummen *Ja!* quittierte.

Ihr Herz war bei Barty hoch oben im Baum, ihr Herz war in seinem Herzen, so wie er einst, in jener regnerischen Abenddämmerung, als sie in dem sich überschlagenden, außer Kontrolle geratenen Wagen in die Witwenschaft katapultiert wurde, geborgen in ihrem Leib geruht hatte.

Als die Sonne bereits unterzugehen begann, hatte er endlich die höchste der hohen Zinnen erreicht, über der die Zweige zu jung und zu dünn waren, um noch sein Gewicht zu tragen. Unter einem Himmel, der so rot war, dass der Anblick selbst den finstersten Seemann erfreut hatte, richtete er sich in der höchsten Astgabel zu voller Größe auf, hielt sich mit der Linken an einem Ast fest und stemmte die Rechte forsch in die Seite, der Herr über sein Reich, der die Fesseln der Dunkelheit abgeschüttelt und eine Leiter daraus gemacht hatte.

Während sich im Kreis der Familie und der Freunde ein Freudenschrei erhob, versuchte Agnes sich vorzustellen, wie Barty jetzt zumute war, vom Schicksal geblendet und doch auch gesegnet, im Herzen so reich an Tapferkeit wie an Gute.

»Jetzt brauchst du dir keine Sorgen mehr zu machen«, sagte Angel, »was aus ihm wird, wenn du irgendwann einmal nicht mehr da bist,

Tante Aggie. Einer, der das fertig bringt, kann alles, da kannst du ganz beruhigt sein.«

Angesichts der Tatsache, dass Agnes erst neununddreißig und voller Zukunftspläne und Lebensfreude war, klangen Angels Worte in ihren Ohren ein wenig altklug. Aber man nur allzu kurzer Zeit wurde sie Grund haben, sich zu fragen, ob diese beiden besonderen Kinder nicht unbewusst vorhergesehen hatten, dass sie den Trost, dieses Kunststück gesehen zu haben, einmal brauchen würde.

»Ich gehe jetzt auch rauf«, verkündete Angel.

So flink und geschmeidig, dass ein Lemur vor Neid erblasst wäre, kletterte das Mädchen bis zur ersten Gabelung des Baumstamms.

»Nein, warte, Kleines«, rief Agnes ihr nach. »Er soll jetzt runterkommen, und zwar sofort, bevor es dunkel wird.«

Angel grinste vom Baum auf sie herunter. »Selbst wenn er bis morgen früh da oben bleibt, muss er im Dunkeln herunterklettern, Tante Aggie. Glaub mir, es ist schon in Ordnung.«

""-""-«-•"i =" «rhwer mit anzusehen wie Bartys Kletterparty für Agnes, zog-schwang-stemmte-hangelte Angel sich so schnell durch die Baumkrone nach oben, dass der Himmel, der sich allmählich dunkler färbte, noch mit glutroten Streifen überzogen war, als sie bei Barty anlangte. Seite an Seite standen sie in der Astgabel, und ihr fröhliches Gelächter hallte durch die mächtige Kuppel der Eiche.

1975 bis Ende 1978: Der Hase ergriff vor dem Drachen die Flucht, die Schlange floh vor dem Pferd, und 1978 gab der Beat den Ton an, denn Disco war angesagt. Die wieder auferstandenen Bee Gees beherrschten den Äther. John Travolta war das Idol. Rhodesische Rebellen gingen zwar nicht das Risiko eines Kampfes mit Ebenbürtigen ein, waren aber Manns genug, unbewaffnete Frauen und Schulkinder in den Missionsstationen niederzumetzeln. Spinks jagte Ali den Weltmeistertitel ab, und Ah holte ihn sich von Spinks zurück.

An dem Vormittag im August, an dem Agnes mit den Untersuchungsergebnissen und der Diagnose nach Hause kam, dass sie an akuter myeloischer Leukämie litt, bat sie alle, sich fertig zu machen und die Karawane in Gang zu bringen, nicht um Kuchen auszuliefern, sondern um einen Vergnügungspark zu besuchen. Sie

wollte Achterbahn und Karussell fahren, vor allem aber wollte sie die Kinder lachen sehen. Sie wollte Bar-tys Lachen in ihrem Gedächtnis speichern, so wie er sich vor der operativen Entfernung seiner Augen ihr Gesicht eingeprägt hatte.

Sie verheimlichte ihrer Familie zwar nicht die Untersuchungsergebnisse, sagte ihnen aber vorerst nichts davon, dass die Prognose ausgesprochen schlecht war. In den Knochen war der Entkalkungsprozess bereits fortgeschritten, sie waren voll gestopft mit unreifen weißen Blutkörperchen, die die normalen roten und weißen Blutkörperchen sowie die Blutplättchen verdrängten und deren Neubildung verhinderten.

Barty, der mit seinen dreizehn Jahren Bücher horte, die man normalerweise in den höheren Semestern des Universitätsstudiums las, hatte sich ohne Zweifel während des Wartens auf die Untersuchungsergebnisse mit dem Thema Leukämie beschäftigt, um die Diagnose mit allen ihren Implikationen verstehen zu können, sobald er sie erfuhr. Er gab sich Mühe, sich seinen Schrecken nicht anmerken zu lassen, als der Begriff *akute myeloische Leukämie* fiel, was die gefährlichste Form dieser Krankheit war, aber seine Verstellung war schwerer zu ertragen, als wenn er gezeigt hatte, dass er Bescheid wusste. Waren seine Augen nicht künstlich gewesen, so hätte er mit seiner scheinbar ruhigen Haltung keinen Menschen tauschen können.

Bevor sie sich auf den Weg zum Vergnügungspark machten, zog Agnes ihn beiseite, drückte ihn fest an sich und sagte: »Hör zu, mein Junge, ich gebe nicht auf. Glaub ja nicht, dass ich so etwas je tun würde. Wir wollen uns einen schönen Tag machen. Heute Abend berufen wir zusammen mit Angel eine Sitzung der Nordpolgesellschaft der nicht bösen Abenteurer ein« — das Mädchen war schon vor Jahren zum dritten Mitglied berufen worden - »und dann erzählen wir uns alle Geheimnisse.«

»Diese alberne Sache«, sagte er mit einem Anflug von Galgenhumor.

»Sag so etwas nicht. Unser Geheimbund ist nicht albern, schon gar nicht jetzt. Er repräsentiert das, was wir sind und wie wir sind, und ich hebe alles, was unser Leben ausmacht.«

Im Vergnügungspark, während der Fahrt mit der Achterbahn,

geschah etwas Merkwürdiges mit Barty, etwas, was mehr war als nur eine Reaktion auf die rasanten Kurven und steilen Schussfahrten. Er wurde so aufgeregt, wie Agnes ihn sonst nur erlebte, wenn er ein für ihn neues und kompliziertes mathematisches Konzept begriff. Als die Fahrt zu Ende war, wollte er sofort wieder einsteigen, also taten sie es. Blinde mussten sich in den Vergnügungsparks glücklicherweise nicht lange anstellen, sondern durften immer gleich an die Spitze der Schlange. Agnes fuhr zweimal mit ihm, zweimal Paul, und schließlich begleitete ihn Angel noch dreimal. Bar-tys Begeisterung für das Achterbahnfahren hatte nichts mit Nervenkitzel oder auch nur mit Spaß zu tun. Seine Euphorie

ging in nachdenkliches Schweigen über, als in der vorletzten Kurve der Bahn eine Möwe nur Zentimeter vor seinem Gesicht vorbeiflog und ihn mit ihrem schnalzenden Flügel-schlag aufschreckte. Danach interessierte ihn der Park nicht mehr sonderlich, aber er sagte nicht mehr, als dass er eine neue Art entdeckt hatte, die Dinge zu spüren - womit er offensichtlich die vielen Realitäten meinte, die es gab -, einen neuen Blickwinkel, aus dem man das Rätsel betrachten konnte.

Nach dem Vergnügungspark kein Krankenhaus für die Kuchenfee. Mit Wally hatte sie immer einen Arzt in ihrer Nähe, der die Überwachung der Chemotherapie und die erforderlichen Transfusionen übernehmen konnte. Bei akuter lymphatischer Leukämie wurde meist eine Strahlentherapie verordnet, die aber bei der myeloischen Form der Krankheit wenig Erfolg versprach, und in Agnes' Fall wurde sie sogar gänzlich für sinnlos erachtet, was aber die Behandlung in den eigenen vier Wänden nur erleichterte. In den ersten zwei Wochen, in denen Agnes die Kuchenkarawane nicht begleitete, kamen so viele Besucher ins Haus, dass es fast über ihre Kräfte ging. Aber es gab eben so viele Menschen, die sie ein letztes Mal sehen wollte. Sie kämpfte heroisch, setzte der Krankheit alles entgegen, was sie hatte, und gab die Hoffnung keine Sekunde lang auf, aber die Besucher empfing sie für alle Fälle trotzdem. Schlimmer als die Bruchigkeit der Knochen, das blutende Zahnfleisch, der Kopfschmerz und die hasslichen blauen Flecken, schlimmer als die ständige Müdigkeit und die Kurzatmigkeit, die mit der Blutarmut einhergingen, war der Kummer, den es den

geliebten Menschen bereitete, ihren Kampf mitanzusehen zu müssen. Je mehr Zeit verging, umso häufiger kam es vor, dass sie ihre Angst und ihre Sorge nicht mehr vor Agnes verbergen konnten. Sie hielt ihnen die Hand, wenn sie zitterten. Sie betete mit ihnen, wenn sie zornig waren, dass 'nr - ausgerechnet ihr - so etwas passieren musste, und sie "efe sie erst gehen, wenn sich deren Zorn wieder gelegt hatte. Oft nahm sie Angel, dieses hebe Kind, auf den Schoß, strich ihr übers Haar und tröstete sie, indem sie über die scho-

nen Dinge sprach, die sie in besseren Zeiten miteinander erlebt hatten. Und stets wachte Barty in seiner Blindheit über sie, doch obwohl er wusste, dass sie nicht an allen Orten sterben würde, an denen sie war, fand er keinen Trost in diesem Wissen, denn in den Welten, in denen sie weiterleben würde, konnte er nie mehr bei ihr sein.

So schlimm die Situation für Barty auch war, wusste Agnes doch, dass Paul genauso litt. Und sie konnte nichts weiter tun, als ihn nachts in den Armen zu halten und sich von ihm in den Arm nehmen zu lassen. Mehr als einmal ermahnte sie ihn: »Wenn es zum Schlimmsten kommt, darfst du nicht wieder auf Wanderschaft gehen.«

»In Ordnung«, willigte er, vielleicht ein wenig zu schnell, ein.

»Ich meine es ernst. Du hast hier viele Verpflichtungen. Barty, der Kuchenfeendienst. Menschen, die dich brauchen. Freunde, die dich heben. Vor dem, worauf du dich eingelassen hast, als du dich mit mir zusammengetan hast, mein Lieber, kannst du nicht einfach davonlaufen.«

»Ich verspreche es, Aggie. Aber du wirst nicht von uns gehen.« Von der dritten Oktoberwoche an konnte sie das Bett nicht mehr verlassen.

Am 1. November wurde Agnes' Bett ins Wohnzimmer gebracht, damit sie im Mittelpunkt des Geschehens sein konnte, wie sie es immer gewesen war. Allerdings durften jetzt keine Besucher mehr zu ihr, nur noch die Mitglieder der Familie mit den vielen Namen. Am Morgen des 3. November bat Barty Maria, seine Mutter zu fragen, aus welchem Buch sie ihr vorlesen solle. »Und wenn sie dann antwortet, drehst du dich einfach um und gehst raus. Von da

an übernehme ich.«

»Was übernimmst du von da an?«, wollte Maria wissen.

»Ich habe mir einen kleinen Scherz ausgedacht.«

Auf einem Tisch neben Agnes' Bett türmten sich die Bücher, Lieblingsromane und Gedichtbände, die sie alle schon gelesen hatte. Jetzt, da die Zeit knapp wurde, nahm sie lieber zum Vertrauten Zuflucht, als mit unbekannten Autoren und Geschichten das Risiko einer Enttäuschung einzugehen. Oft las Paul ihr vor, ebenso Angel. Auch Tom Vanadium saß häufig an ihrem Bett, dann wieder Celestma oder Grace.

An diesem Morgen stand Barty gespannt am Bettrand, als seine Mutter sich auf Marias Frage ihm Gedichte von Emily Dickinson wünschte.

Maria begriff zwar nicht, worum es ging, aber sie wollte Barty den Spaß nicht verderben und ging hinaus, wie sie es verabredet hatten, worauf er ohne fremde Hilfe das richtige Buch aus dem Stapel zog. Dann setzte er sich in einen Sessel neben dem Bett seiner Mutter und begann zu lesen:

»Nie sah ich eine Heide, Und nie sah ich das Meer; Doch weiß ich, wie Erika aussieht Und auch, was Wellen sind.«

Agnes setzte sich im Bett auf, warf ihm einen misstrauischen Blick zu und sagte: »Du hast tatsächlich die gute alte Emily auswendig gelernt?«

»Ich lese nur vom Blatt ab«, versicherte er ihr.

»Nte hab' ich mit Gott gesprochen, Noch hab' ich den Himmel gesehen; Doch finden wurd' ich den Ort, Als gab's eine Karte dazu.«

»Barty?«, sagte sie verwundert.

Begeistert, dass er sie so in Erstaunen versetzt hatte, klappte er das Buch zu. »Weißt du noch, worüber wir uns vor Jahren einmal unterhalten haben? Du hast mich gefragt, ob ich, wenn ich da laufen kann, wo kein Regen ist ...«

»... ob es dir dann nicht auch möglich wäre, da zu laufen, wo deine Augen gesund sind, und die Tumore einfach dort zu lassen«, wiederholte sie ihre Worte von damals

»Ich habe gesagt, dass es so nicht funktioniert, und das stimmt auch. Aber ... ich gehe nicht wirklich in diesen anderen Welten

spazieren, um dem Regen auszuweichen, sondern ich gehe irgendwie in der *Vorstellung* dieser Welten spazieren. . .«
»Klingt sehr quantenmechanisch«, meinte sie. »Das Gleiche hast du schon einmal gesagt.«

Er nickte. »In diesem Fall kommt die Wirkung nicht vor der Ursache, sondern sie tritt *ohne* jede Ursache ein. Dass ich im Regen trocken bleibe, ist die Wirkung, aber die Ursache

- also das scheinbare Herumlaufen in einer trockeneren Welt

- findet nicht statt. Nur die Vorstellung davon.«

»Das klingt ja noch verrückter als das, was Tom erzählt hat.«

»Egal, jedenfalls hat in der Achterbahn irgendetwas in mir Klick gemacht, und plötzlich hat sich mir eine neue Perspektive eröffnet, an die Sache heranzugehen. Mir kam die Idee, dass ich mich in der *Vorstellung* des Sehens bewegen kann, indem ich die Dinge irgendwie mit den Augen eines anderen Ich in einer anderen Wirklichkeit betrachte, ohne wirklich dort zu sein.« Er begegnete ihrem staunenden Blick mit einem Lächeln. »Na, was sagst du dazu?«

Sie wollte ihm so gern glauben, wollte erleben, dass ihr Sohn wieder völlig gesund war, und merkwürdigerweise gelang es ihr sogar, ihm zu glauben, ohne den Verstand zu verlieren, *weil er die Wahrheit sagte*.

Um ihr zu beweisen, dass er Recht hatte, las er ihr auf ihre Bitte hin eine Passage aus Dickens' Roman *Große Erwartungen* vor. Dann etwas von Mark Twain.

Sie fragte ihn, wie viele Finger sie hochhielt, und er sagte vier, und vier waren es auch. Dann zwei Finger. Dann sieben. Ihre Hände so weiß, blaue Flecken auf beiden Handflächen.

Weil seine Tränendrüsen und -kanäle ihre Funktion behalten hatten, konnte er mit seinen Kunststoffaugen weinen. Da schien es eigentlich kaum unglaublicher, dass er auch mit ihnen sehen konnte.

— $v, \dots, p, r, r/r, \dots, J_r$ allerdings wesentlich schwieriger

ger, als da herumzuspazieren, wo kein Regen war. Es kostete ihn ungeheure geistige und körperliche Anstrengung, seine Sehkraft aufrechtzuerhalten.

Ihre Freude war aber den Preis wert, den er dafür bezahlen musste. So anstrengend und schwierig es auch sein mochte, seine geliehene Sehkraft beizubehalten, war es für Barty doch noch viel schwerer, nach all den Jahren wieder in das Gesicht seiner Mutter zu blicken und es so ausgezehrt und bleich zu sehen. Von nun an wurde sich dieses hinfallige Wesen immer vor die kraftvolle, schöne Frau schieben, deren Bild er sich so lebendig in der Erinnerung bewahrt hatte.

Sie kamen überein, dass Barty nach außen hin nach wie vor als Blinder auftreten müsse, weil man ihn sonst als eine abnormale Erscheinung betrachtet und möglicherweise gegen seinen Willen wissenschaftliche Untersuchungen mit ihm angestellt hätte. In der modernen Welt war kein Platz für Wunder. Nur die Familie durfte etwas von dieser neuen Entwicklung erfahren.

»Wenn etwas so Erstaunliches möglich ist, Barty ... was kann dann noch alles geschehen?«

»Vielleicht ist das genug.«

»Natürlich ist es das. Selbstverständlich ist es genug. Nur ... also, es gibt nicht viel, was ich bedaure. Aber ich bedauere es, nicht lange genug leben zu können, um zu sehen, warum Angel und du euch begegnet seid. Ich weiß, dass es etwas sehr Schönes sein wird,

Barty. Etwas Wunderbares.«

Es blieben ihnen ein paar Tage, um sich still an der erstaunlichen Wiederherstellung seiner Sehkraft zu freuen, und in dieser Zeit konnte sich Agnes nicht satt sehen daran, wie ihr Sohn ihr vorlas.

Wahrscheinlich horte sie nicht einmal nach zu. Die Tatsache, dass er vollständig gesundet war, hob ihre Lebensgeister mehr, als es die Worte eines Schriftstellers oder die schönste Geschichte je vermocht hatten.

Am Nachmittag des 9. November saßen Paul und Barty am Krankenlager und Angel war kurz in die Küche gegangen, um für alle etwas zu trinken zu holen, als Agnes plötzlich scharf den Atem einsog und sich starr aufrichtete. Ihr Gesicht wurde kreidebleich, und als sie wieder Luft bekam und sprechen konnte, sagte sie: »Ruft Angel, schnell. Keine Zeit mehr, die anderen zu holen.«

Gleich darauf drängten sie sich zu dritt um ihr Bett und hielten sie

so fest, als konnte sie ihnen der Tod nicht wegnehmen, wenn sie sich weigerten, sie loszulassen.

An Paul gewandt, sagte sie: »Wie ich deine Unschuld geliebt habe ... und wie schon es war, meine Erfahrung an dich weiterzugeben.«

»Aggie, nein«, stieß er flehend hervor.

»Geh nicht wieder auf Wanderschaft«, ermahnte sie ihn.

Als sie das Wort an Angel richtete, wurde ihre Stimme bereits dünner, aber in dieser neuen Zerbrechlichkeit vernahm Barty eine Liebe, deren Kraft ihn bis ins Mark erschütterte. »Gott ist in dir, Angel, du bist wie ein leuchtender Stern, und in dir ist keine Schlechtigkeit.«

Unfähig, ein Wort herauszubringen, küsste das Mädchen Agnes, dann legte sie ihr sanft den Kopf auf die Brust und nahm den reinen Klang ihres Herzschlags für immer in ihre Erinnerung auf.

»Mein Wunderknabe«, wandte sich Agnes an Barty.

»Meine Superrnutter.«

»Gott hat mir ein wunderbares Leben geschenkt. Vergiss das nie.«

Er musste stark sein für sie. »Das werde ich nicht.«

Sie schloss die Augen, und er glaubte schon, sie sei von ihnen gegangen, aber sie schlug die Augen noch einmal auf. »Es gibt einen Ort jenseits aller anderen Realitäten.«

»Das hoffe ich«, sagte er.

»Deine alte Mutter wurde dich nicht belügen, oder?«

»Meine alte Mutter doch nicht.«

»Mein geliebter ... Junge.«

Er sagte ihr, dass er sie hebe, und während er noch sprach, entglitt sie ihnen. Im Davongleiten verlor ihr Gesicht den ausgezehnten Ausdruck der Leukamiekranken, und bevor sich $\sqrt{\sim}$, i, Q AOC

Tnrlps darüberlegte, sah Barty die Schönheit, die er sich ins Gedächtnis eingeprägt hatte, als er drei war, bevor man ihm die Augen genommen hatte, sah sie so fluchtig, als wurde etwas in der Verklärung Begriffenes aus ihr herausströmen, ein vollkommenes Licht, ihre Seele.

Aus Liebe zu seiner Mutter kämpfte Barty darum, sich sein augenloses zweites Sehvermögen zu erhalten, in der *Vorstellung*

einer Welt zu leben, in der er noch sehen konnte, bis ihr die Ehre erwiesen worden war, die ihr gebührte, und man sie neben seinem Vater zur letzten Ruhe gebettet hatte.

An diesem Tag trug er einen dunkelblauen Anzug.

Er spielte den Blinden und hielt sich an Angels Arm fest, aber es entging ihm nichts, und er prägte sich alles ein, damit er es in der kommenden Dunkelheit aus dem Gedächtnis abrufen konnte.

Agnes war nur dreiundvierzig Jahre alt geworden und hatte doch eine so tiefe Spur in der Welt hinterlassen. Mehr als zweitausend Menschen nahmen an der Trauerfeier teil, die von Vertretern von sieben Glaubensgemeinschaften zelebriert wurde, und der Zug der Trauernden zum Friedhof war so lang, dass einige ihre Fahrzeuge eine Meile entfernt abstellen und zu Fuß gehen mussten. Schier endlos strömten die Menschen über den hügeligen Rasen zwischen Grabsteinen herbei, aber der Priester, der die Feier leitete, fing erst mit der Grabrede an, als sich alle versammelt hatten. Niemand zeigte sich ungehalten über die Verzögerung. Im Gegenteil, nachdem das letzte Gebet gesprochen und der Sarg hinuntergelassen worden war, blieben die Leute stehen und wirkten merkwürdig unschlüssig, bis Barty klar wurde, dass sie, wie er, fast auf das Wunder einer Auferstehung und Himmelfahrt warteten, so ohne jeden Makel war diese Frau, die vor kurzer Zeit noch unter ihnen gewandelt war.

Agnes Lampion. Die Kuchenfee.

Zu Hause, im sicheren Schoß der Familie, verließen Barty die Kräfte und er brach unter der ungeheuren Anstrengung, mit Augen zu sehen, die er nicht besaß, zusammen. Zehn Tage lang musste er, von Fieber geschüttelt, von Schwmdelanfällen stechenden Kopfschmerzen und Übelkeit geplagt das Bett hüten und wog schließlich fast vier Kilo weniger, als er endlich wieder genesen war.

Er hatte seine Mutter nicht belogen. Sie hatte von sich aus angenommen, er habe durch irgendein quantenmechanisches Phänomen seine Sehkraft für immer wiedergewonnen, und er müsse keinen Preis dafür bezahlen. Und er hatte sie lediglich in Im irrigen Glauben, ihr Sohn sei aus der Dunkelheit befreit, den Weg zur ewigen Ruhe antreten lassen

Für fünf Jahre, bis 1983, fügte er sich nun wieder in seine Blindheit.

Kapitel 83

Tag für Tag, ein jeder so bedeutungsvoll wie der andere, wurde die Arbeit in Erinnerung an Bartys Mutter getan. Die Leute vom Kuchenfeendienst waren ständig auf der Suche nach neuen Rezepten und nach Dingen, mit denen sie in ihrem kleinen Winkel der Welt Freude verbreiten konnten.

Bartys mathematisches Genie erwies sich auch in praktischer Hinsicht als außerordentlich nützlich. Selbst in seiner Blindheit erkannte er Gesetzmäßigkeiten, die den Sehenden verborgen blieben. Gemeinsam mit Tom Vanadium tüftelte er erstaunlich erfolgreiche Anlagestrategien aus, indem er die Entwicklungen an der Börse über einen längeren Zeitraum hinweg analysierte. Bis zu den Achtzigerjahren hatte die Stiftung ihre jährliche Rendite bereits auf sechszwanzig Prozent ihres Grundkapitals gesteigert, was angesichts der Tatsache, dass die galoppierende Inflation der Siebziger inzwischen eingedämmt war, ein vorzügliches Ergebnis war. In den fünf Jahren nach Agnes' Tod führte die Familie mit den vielen Namen ein glückliches und zufriedenes Leben. Fünfzehn Jahre zuvor hatten Barty und Angel diese Menschen zusammengeführt, aber das Schicksal, von dem Tom Vanadium an jenem verregneten Abend auf der Gartenveranda gesprochen hatte, hatte offenbar keine Eile, sich zu erfüllen. Da Barty keine Möglichkeit fand, die geborgte Sicht ohne Schmerzen aufrechtzuerhalten, lebte er ohne Augenlicht. Angel hatte keinen Anlass, noch jemanden in die Welt der dicken, hässlichen Käfer zu befördern, in die sie Cain gesto-

ßen hatte. Das einzige Wunder im Leben der Familie war das Wunder der Liebe und der Freundschaft, aber während alle ihrem gewohnten Tagwerk nachgingen, zweifelte niemand daran, dass früher oder später weitere Wunder geschehen würden. Bartys Antrag, Angels Ja und die anschließende Hochzeit war für niemanden eine Überraschung. Beide waren achtzehn Jahre alt, als sie im Juni 1983 heirateten.

Nur eine Stunde lang, um seine Kräfte nicht zu sehr zu strapazieren, bewegte sich Barty in der *Vorstellung* einer Welt, in der er gesunde Augen hatte, und teilte das Sehvermögen anderer Bartys an anderen Orten, um sehen zu können, wie seine Braut zum Altar

schritt, wie sie an seiner Seite ihr Ehegelub-de ablegte und wie sie ihm die Hand reichte, damit er ihr den Ring anstecken konnte. Barty war überzeugt, dass es in all den vielen Realitäten, in der unendlichen Zahl der existierenden Welten und in der ganzen Schöpfung keine Frau geben konnte, die schöner war und ein größeres Herz hatte als sie.

Am Ende der Trauungszeremonie gab er seine vorübergehende Sehkraft wieder auf. Bis Ostern 1986 sollte er nun wieder in Dunkelheit leben, aber auch in dieser Zeit brachte seine Frau Licht in jede Minute des Tages.

Die Hochzeitsfeier - ein rauschendes, lärmendes, ausgelassenes Fest - erstreckte sich über die drei Grundstücke, die kein Zaun mehr voneinander trennte. Der Name seiner Mutter fiel so oft, und sie lebte so deutlich in der Erinnerung der vielen Menschen weiter, deren Leben sie berührt hatte, dass es manchmal so schien, als wäre sie leibhaftig unter ihnen.

Am Morgen nach der Hochzeitsnacht gingen Barty und Angel, schweigend und ohne dass vorher ein Wort darüber gefallen war, in den Garten und kletterten gemeinsam auf die Eiche, um von der höchsten Blätterlaube aus zuzusehen, wie die Sonne aufging. Drei Jahre später, am Ostersonntag 1986, brachte ihnen der berühmte Hase ein besonderes Geschenk: Mary wurde geboren. »Es wird Zeit, dass es in dieser Familie einmal einen netten, alltäglichen Namen gibt«, erklärte Angel.

Um seine neugeborene Tochter sehen zu können, teilte Barty das Augenlicht anderer Barten, und er war so begeistert von diesem winzigen, runzligen Geschöpf, dass er die Sehkraft einen ganzen Tag lang aufrechterhielt, bis der hämmernde Kopfschmerz unerträglich wurde und das plötzliche Einsetzen einer beängstigenden Sprachstörung ihn zwang, in die tröstliche Geborgenheit der Blindheit zurückzukehren.

Obwohl die Sprachstörung innerhalb weniger Minuten wieder verschwand, befürchtete er, einen Schlaganfall oder Schlimmeres zu riskieren, wenn er sein geliehenes Sehvermögen allzu lange überanstrengte.

Von nun an blieb er blind bis zu jenem Nachmittag im Mai 1993, an dem sich das Wunder anbahnen sollte, das Tom Vanadium vor

so langer Zeit vorhergesagt hatte.

Als Angel atemlos vor Aufregung auf der Suche nach Bar-tv m das Büro der Stiftung gestürmt kam, das über den *Garagen* eingerichtet worden war, unterhielt sich dieser gerade mit Tom Vanadium. Vor Jahren, als sie die Garage auf doppelte Größe ausgebaut hatten, waren die beiden Wohnungen darüber zusammengelegt und ebenfalls vergrößert worden, sodass Tom nun ausreichend Platz zum Wohnen und Arbeiten zur Verfügung stand.

Auch mit seinen jetzt sechsundsiebzig Jahren arbeitete Tom noch für den Kuchenfeedienst. Es gab kein gesetzlich vorgeschriebenes Rentenalter für die Mitarbeiter, und Pater Tom rechnete fest damit, eines Tages während der Arbeit zu sterben. »Und wenn es an einem Auslieferungstag passiert, lasst mich alte Schabracke einfach da liegen, wo ich umfalle, bis ihr mit eurer Tour fertig seid. Ich möchte nicht schuld daran sein, wenn jemand seinen Kuchen nicht bekommt.«

Er war jetzt wieder Pater Tom, nachdem er drei Jahre zuvor sein Ordensgelubde erneuert hatte. Auf seinen Wunsch hm hatte ihn die Kirche dem Kuchenfeedienst als Kurat zugewiesen.

Zufällig waren Barty und Tom gerade in ein Gespräch über einen Quantenphysiker vertieft, den sie im Fernsehen in einer Dokumentarsendung gesehen hatten, in der es um die unheimliche Übereinstimmung zwischen dem Glauben an eine Schöpferkraft im Universum und neueren Erkenntnissen in der Quantenmechanik und der Molekularbiologie ging. Der Physiker behauptete, eine Hand voll seiner Kollegen, wenn auch bei weitem nicht die Mehrheit, seien überzeugt, dass es mit der Vertiefung des Wissens um die Quantenebene der Wirklichkeit unweigerlich zu einer Wiederannäherung zwischen Wissenschaft und Religion kommen werde.

In diese Unterhaltung platzte Angel hinein und schnappte nach Luft. »Kommt schnell! Es ist unglaublich. Es ist fantastisch. Das musst ihr euch ansehen. Und das meine ich wirklich, Barty, du musst es *sehen*.«

»Na schon.«

»Ich meine, du musst es *sehen*.«

»Was meint sie?«, fragte er Tom.

»Sie mochte, dass du dir irgendetwas anhörst.«

Während er sich vom Stuhl erhob, versetzte Barty sich von neuem in jenes Gefühl für die anderen Realitäten, begann im Geist wieder den Schleifen und Kurven und Falten der Wirklichkeit zu folgen, die er damals auf der Achterbahn entdeckt hatte, und als er Angel und Tom die Treppe hinunter und in den Garten hinaus folgte, tauchte der Tag allmählich vor ihm aus der Dunkelheit auf.

Mary spielte im Schatten der mächtigen Eiche, und beim Anblick seiner kleinen Tochter, die er zum ersten Mal seit sieben Jahren wieder sah, wurden Barty die Knie weich. Sie war das Ebenbild ihrer Mutter, und ihm ging durch den Kopf, dass Angel ungefähr so ausgesehen haben musste, als sie 1968 hierher gekommen war und auf ihrem Erkundungsgang durch die Küche den Toaster unter einer Socke entdeckt hatte.

Wurden ihm beim Anblick seiner Tochter die Knie weich, so hatte er beim Anblick seiner Frau, die er ebenfalls zum ersten Mal seit sieben Jahren sah, das Gefühl, vor Glück abzuheben und über dem Boden zu schweben.

Koko, der vierjährige Golden Retriever der Familie, lag auf dem Rücken im Gras, streckte alle viere in die Luft und brachte der jungen Mistress Mary das großzügige Geschenk seines wuscheligen Bauchs dar, auf dass diese ihn zu ihrem eigenen Vergnügen kraulen möge.

»Schatzchen«, sagte Angel zu ihrer Tochter, »zeig uns noch einmal, was du gerade mit Koko gespielt hast. Zeig es uns, Liebes. Komm schon. Zeig es uns. Zeig es uns.«

An Barty gewandt, erklärte Mary: »Mami ist völlig aus dem Hauschen deswegen.«

»Du weißt doch, wie deine Mami ist«, sagte Barty, während er fast verzweifelt jede Einzelheit des kleinen Gesichts in sich aufsaugte und den vollgesogenen Schwamm der Erinnerungen in seinem Gedächtnis auswang, damit ihm die Bilder in den langen Jahren der nächsten Dunkelheit erhalten blieben.

»Kannst du im Augenblick wirklich sehen, Daddy?«

»Ja, das kann ich.«

»Gefallen dir meine Schuhe?«

»Es sind tolle Schuhe.«

»Gefällt es dir, wie ich meine Haare ...«

»*Zeig es uns, zeig es uns, zeig es uns!*«, drängte Angel.

»Na guuuut«, sagte Mary. »Komm, Koko, spielen wir wieder. «
Der Hund wälzte sich herum, sprang auf und wartete mit
wedelndem Schwanz darauf, dass der Spaß losging.

Mary hatte einen gelben Ball, einen dieser Knautschbälle, denen
Koko am liebsten den ganzen Tag nachgejagt wäre und auf denen
er, wenn man ihn gelassen hatte, die ganze Nacht gerauschvoll
herumgekaut und damit sämtliche Bewohner des Hauses um den
Schlaf gebracht hatte. »Willst du ihn haben?«, fragte sie Koko.
Natürlich wollte Koko den Ball haben, brauchte ihn, muss-te ihn
unbedingt haben, und als Mary so tat, als würde sie ihn werfen,
jagte er augenblicklich hinterher.

A!\$ dem Hund nach ein paar langen Sätzen aufging, dass Mary den
Ball gar nicht geworfen hatte, machte er blitzschnell kehrt und
hetzte in die entgegengesetzte Richtung.

Mary rannte los - »Fang mich doch!« - und flitzte davon.

Mit einer atemberaubenden Kehrtwendung änderte Koko wieder die
Richtung und setzte dem Kind nach.

Mary schlug ebenfalls einen Haken, wandte sich scharf nach links
... und war verschwunden.

»O mein Gott«, stieß Tom Vanadium hervor.

In der einen Sekunde das Mädchen und der gelbe Knautschball. In
der nächsten Sekunde nichts mehr, so spurlos verschwunden, als
hatte es sie nie gegeben.

Koko bremste verblüfft im vollem Lauf ab, blickte nach links, blickte
nach rechts und stellte die Schlappohren lauschend auf, um sich
nicht den geringsten Laut von Mistress Mary entgehen zu lassen.
Hinter ihm tauchte Mary mit dem Ball in der Hand aus dem Nichts
auf. Koko wirbelte herum, und schon ging die wilde Jagd wieder
los.

Dreimal verschwand Mary, und dreimal tauchte sie wieder auf,
dann zog sie den völlig verwirrten Koko zu ihrer Mutter und ihrem
Vater. »Nicht schlecht, oder?«

»Wann hast du gemerkt, dass du das kannst?«, fragte Tom.

»Vor kurzem«, erklärte das Mädchen. »Ich habe mit einem Eis auf der Veranda gesessen, und da habe ich es mir einfach ausgedacht.« Barty sah Angel an, Angel sah Barty an, und beide knieten sich zu ihrer Tochter ins Gras. Auf ihren Gesichtern lag ein Lächeln ... das ihnen gleich darauf ein wenig gefror.

Zweifellos im Gedanken an das Land der dicken, hasshchen Käfer, in das sie Cam befördert hatte, was exakt der gleiche Gedanke war, den auch Barty in diesem Moment hatte, sagte Angel: »Liebling, das ist erstaunlich, es ist großartig, aber du musst vorsichtig sein.« »Es ist nicht gefährlich«, sagte Mary. »Ich gehe einfach für kurze Zeit an einen anderen Ort und komme dann wieder zurück. Es ist genau so, wie wenn man von einem Zimmer ins andere geht. Ich kann da nicht hängen bleiben oder so.« Sie sah Barty an. »Du weißt doch, wie das ist, Daddy.«

»Irgendwie schon. Aber was deine Mutter sagen wollte ..•«

»Einige dieser Orte sind vielleicht *schlecht*«, fiel Angel warnend ein.

»Ja, ich weiß«, sagte Mary und nickte. »Aber wenn es ein schlechter Ort ist, merkt man es, bevor man hineingeht. Also macht man einen Bogen und geht zum nächsten weiter. Ganz einfach.« Ganz einfach.

Barty wollte sie am liebsten umarmen, was er schließlich auch tat. Und nicht nur sie. Er umarmte auch Angel. Er umarmte Tom Vanadium.

»Jetzt brauche ich erst mal was zu trinken«, sagte Pater Tom. Mary Lampion, Augenstern ihrer Eltern, wurde wie einst ihr Vater und ihre Mutter zu Hause unterrichtet. Aber sie lernte nicht nur Lesen, Schreiben und Rechnen. Nach und nach entwickelte sie eine Reihe erstaunlicher Fähigkeiten, die man in keiner Schule lernen konnte, reiste in Welten, die hier und jetzt existierten, aber nicht sichtbar waren, und erforschte immer neue Dimensionen der Wirklichkeit.

In seiner Blindheit lauschte Barty ihren Berichten und entdeckte durch sie mehr, als er je hatte sehen können, wenn er das Augenlicht nicht verloren hatte.

Am Heiligabend des Jahres 1996 versammelte sich die Familie *im*

mittleren der drei Hauser zu einem festlichen Mahl. Im Wohnzimmer waren die Möbel an die Wände gerückt und drei Tische mit den Schmalseiten aneinander gestellt worden, sodass alle Platz hatten.

Als sich die langen Tafeln unter den Speisen bogen, nachdem der Wem ausgeschenkt war und alle außer Mary an ihren Plätzen saßen, verkündete Angel: »Meine Tochter hat mir gesagt, dass sie ein kleines Präsent machen möchte, bevor ich das Tischgebet spreche. Ich weiß nicht, was es ist, aber sie hat mir versichert, dass sie nicht vorhat, zu singen, zu tanzen oder eines ihrer Gedichte vorzutragen.«

Barty, der am Kopfende der Tafel saß, spürte ihre Nahe erst, als sie ihn schon fast berührte. Sie legte ihm die Hand auf den Arm und sagte: »Daddy, könntest du deinen Stuhl bitte vom Tisch wegrehen, dass ich auf deinem Schoß sitzen kann?«

»Wenn hier ein Präsent gemacht wird, soll ich wohl der Beschenkte sein«, antwortete er, während er den Stuhl umdrehte und Mary auf den Schoß nahm. »Aber denk daran, dass ich keine Krawatten trage.«

»Ich hebe dich, Daddy«, sagte sie und legte ihm die Handflächen an die Schlafen.

In Bartys Dunkelheit kehrte Licht ein, das er nicht gesucht hatte. Er sah Mary, die ihm strahlend auf dem Schoß saß und die Hände von seinen Schlafen sinken ließ, sah die Gesichter seiner Familie, den weihnachtlich geschmückten Tisch und die vielen brennenden Kerzen.

»Das bleibt von jetzt an so«, erklärte Mary. »Es ist das Augenlicht, das alle deine anderen Ichs an allen anderen Orten mit dir teilen, aber es kostet dich keine Anstrengung mehr, es zu erhalten. Keine Kopfschmerzen. Nichts. Frohe Weihnachten, Daddy.«

Und so empfing Barty Lampion im Alter von knapp zwei-unddreißig Jahren, nachdem er achtundzwanzig Jahre lang mit ein paar kurzen Unterbrechungen blind gewesen war, aus den Händen seiner zehnjährigen Tochter das Geschenk des Sehens. 1996 bis Ende 2000: Tag für Tag wurde die Arbeit in Erinnerung an Agnes Lampion, Joey Lampion, Harnson White, Seraphim White, Simon Magusson, Jacob Isaacson, Tom Vanadium, Grace

White und neuerdings auch an Wally Lips-comb getan, in Erinnerung an all die Menschen, die so viel gegeben hatten und die nun, auch wenn sie vielleicht an anderen Orten weiterlebten, nicht mehr in dieser Welt waren.

Beim Festessen zu Thanksgiving im Jahr mit den drei Nullen, als wieder einmal die drei Tische zu einer langen Tafel

7ii«ammeneeschoben waren, hatte Mary Lampion, jetzt vier-zehn Jahre alt, eine interessante Neuigkeit zu verkünden. Auf ihren Reisen, die nur sie und keiner sonst unternehmen konnte, spure sie, so sagte sie, nachdem sie sieben faszinierende Tahre lang nur einen winzigen Bruchteil der unzähligen existierenden Welten erforscht habe, ganz deutlich, dass es jenseits aller anderen Realitäten diesen einen besonderen Ort, diesen einen leuchtenden Ort gebe, von dem Bartys Mutter auf dem Totenbett gesprochen habe. »Und irgendwann werde ich herausfinden, wie man dorthin gelangt, um ihn sehen zu können.«

Erschrocken warf ihre Mutter ein: »Ohne vorher zu sterben. « »Natürlich«, sagte Mary, »ohne vorher zu sterben. Das wäre ja der *leichte* Weg, dahin zu gelangen. Ich bin schließlich eine Lampion. Machen wir es uns je einfach, wenn es auch anders geht? Hat Daddy etwa den leichtesten Weg genommen, als er auf die Eiche geklettert ist?«

Barty fugte noch eine zweite Bedingung hinzu: »Ohne vorher zu sterben - *und* du musst sicher sein, dass du zurückkommen kannst.«

»Wenn ich es je schaffe, dorthin zu gelangen, komme ich auch zurück«, versprach sie der versammelten Familie. »Stellt euch bloß vor, wie viel es dann zu *erzählen* gibt. Vielleicht bringe ich sogar ein paar neue Kuchenrezepte von dort drüben mit.«

2000, das Jahr des Drachen, weicht ohne Gebrüll dem Jahr der Schlange, und nach der Schlange kommt das Pferd. Tag für Tag wird die Arbeit in Erinnerung an jene getan, die vor uns gegangen sind, und die heranwachsende Mary, die ihre eigenen Wege eingeschlagen hat, ist irgendwo da draußen unter uns. Vorerst weiß nur ihre Familie etwas von Marys ganz besonderen Gaben. Eines bedeutungsvollen Tages wird sich das ändern.

Anmerkung des Autors

Um bestimmte erzählerische Effekte zu erzielen, habe ich den Grundriss und die Raumaufteilung des Krankenhauses St. Mary's in San Francisco etwas verändert. Die Personen, die in dieser Geschichte im St. Mary's arbeiten, sind frei erfunden und haben keinerlei Ähnlichkeit mit gegenwärtigen oder früheren Mitarbeitern dieser hervorragenden Klinik.

Ich bin nicht der Erste, der bemerkt, dass vieles von dem, was die Quantenphysik über das Wesen der Wirklichkeit offenbart, eine verblüffende Übereinstimmung mit unseren religiösen Überzeugungen aufweist, insbesondere mit der Vorstellung eines erschaffenen Universums. Darüber haben vor mir schon etliche hervorragende Wissenschaftler Bücher geschrieben. Die Vorstellung jedoch, dass sich die Quantenmechanik in den menschlichen Beziehungen spiegelt, wird meines Wissens in diesem Buch zum ersten Mal unterbreitet: Jedes Menschenleben ist auf einer Ebene, die so tief greift wie die subatomare Ebene in der physikalischen Welt, mit jedem anderen verbunden; dem scheinbaren Chaos liegt eine unbegreifliche Ordnung zugrunde; und »spukhafte Fernwirkungen«, wie es der Quantenexperte, Einstein zitierend, ausdrücken würde, sind in der menschlichen Gesellschaft ebenso zu beobachten wie in atomaren, molekularen und anderen physikalischen Gebilden. In meiner Geschichte muss Tom Vanadium das komplexe Wesen der Quantenmechanik vereinfachen und auf wenige Sätze in einem einzigen Kapitel verdichten, weil er als fiktive Person in einem Roman, auch wenn er nicht *weiß*, dass er eine solche ist, gezwungen ist, zu unterhalten. Ich hoffe, dass alle Physiker, die dieses Buch lesen, Nachsicht mit ihm üben werden.